This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Harvard College Library

FROM THE

CONSTANTIUS FUND

Established by Professor E. A. Sophocles of Harvard University for "the purchase of Greek and Latin books, (the ancient classics) or of Arabic books, or of books illustrating or explaining such Greek, Latin, or Arabic books." (Will, dated 1880.)

1917

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherr von Warsberg.

Erster Band.

Das Reich des Alkinoos.

Wien
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn
1878.

Gh. 64. 809

Constantinsfuna
(1,2,3)

Wer den Dichter will verstehen,
Muß in Dichters Lande gehen.

An meinen Verleger.

Geehrter Herr!

Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß Sie im Jahre 1869 ein Buch von mir in Druck legten. Sie haben damals den „Sommer im Oriente“, meine erſte größere literariſche Arbeit, ſofort ſehr freundlich aufgenommen und dem zu jener Zeit beinahe noch jugendlichen Autor ſogar einiges aufmunternde Lob geſpendet. Dadurch fühle ich mich verpflichtet, Ihrem Verlage auch dieſes andere Werk anzubieten, das gleich nach der Vollendung des erſteren auf meinen fortgeſetzten Reiſen ſeinen Anfang nahm. Es entſtand auch wie jenes in der Hauptſache, namentlich, in Allem was Naturſchilderung, Wiedergabe des Augenblickes iſt, auf der Reiſe ſelbſt. Zu Pferde, zu Wagen, wandernd und ſchiffend ſchrieb ich und ſchreibe ich. Es iſt das eine Gewohnheit, die ich nicht überwinden könnte, auch wenn ich es anders machen wollte. Ein unwiderſtehlicher Drang treibt dazu, der mich nur dann befriedigt und beruhigt, mit mir ſelbſt wieder im Gleichgewichte ſein läßt, wenn ich dem Papiere und Bleiſtifte ihre geforderten Rechte gewährt habe. Andere brauchen einen Begleiter um angenehm zu reiſen, dem ſie ſich ausſprechen können. Ich meide ſolche Geſelligkeit ſogar als mich ſtörend, aber ich muß mich ausſchreiben.

*

Ich arbeite dabei nicht anders als der Maler und Photograph, welche Landschaftsskizzen einsammeln. Vielleicht bin ich sogar ein noch getreuerer Biograph der Reiseerfahrung, indem Jene doch nur an hervorragende und auffällige Augenblicke ihre Thätigkeit knüpfen, ich die meine mich unablässig auf Schritt und Tritt begleiten lasse.

So habe ich Corfu gesehen und beschrieben, so Ithaka und so — wie Sie lesen werden — noch manches Andere. Und dafür beanspruche ich das Verdienst, als ein Photograph zu gelten und ein Skizzenzeichner nach der Natur, aber auch nur mit diesem bescheidenen Maßstabe gemessen zu werden.

Auf der Reise selbst, in einem Segelboote während der Ueberfahrt von Kephallonia nach Ithaka kam mir auch der Gedanke, diese also skizzirten landschaftlichen Bilder in einem Gesammtwerke zu vereinigen und heraus zu geben. Ebenso bildete sich in jener Stunde der Titel dazu, „Odysseeische Landschaften". Nur der Plan und Umfang des Buches hat sich in der redactionellen Ueberarbeitung erweitert, vertieft und verdichtet. Diese vollzog sich zufälligerweise zum größten Theile hier am Comersee, wo ich sie im Herbste des Jahres 1872 begann, damals nur oben in den Gärten auf dem Vorlandshügel der Villa Serbelloni, und heute schließe in den vielleicht noch bezaubernderen Gründen der Villa Giulia.

Fertig ist eine Beschreibung der Insel Corfu, welche ich Ihnen hiermit unter dem Namen das Reich des Alkinoos biete. Ebenso ein zweiter Band, der die Colonialländer der Korkyräer umfaßt und ein dritter, welcher das Reich des Odysseus, das ist Zante Kephallonia Ithaka und Leukadien, schildert. Trojanische Landschaften, welche die Ilias berühren, sind sogar im vorigen Jahre schon in den Bruchstücken eines großen Tagblattes (der „Neuen Freien Presse") veröffentlicht worden. Diese erweitert und ergänzt wollen in der neuen körperhafteren Gestalt folgen und ebenso noch vieles Andere zu Homeros

gehörige. So die Fabellande der Odyſſee, das ſind der Acheron und die Unterwelt, das Cap der Circe, die Läſtrigonenſtadt Gaëta, Skylla und Charybdis, die Sirenen- und Cyklopenfelſen und das ſonnenvolle Land der Rinder des Helios. Auch den Telemachos von Pylos nach Sparta zu begleiten gelüſtet es mich, und ſelbſt den Weg ſo weit und beſchwerlich zum himmelentſproſſenen Strome Aegyptos gedenke ich die Leſer zu führen, weil ich ihn zu dreien Malen ſchon gemacht habe und doch eigentlich das ganze Mittelmeer in den Bereich homeriſcher Landſchaftsbilder gehört. Denn es iſt beinahe kein anſehnlicher Ort, kein bedeutender Name der Geographie und Geſchichte dieſer eingeklemmten See, der in den beiden Bänden des Gedichtes, der Ilias und der Odyſſee, nicht mit irgend einem bezeichnungsvollen Beiworte genannt wäre. Das homeriſche Werk iſt wirklich ein poetiſcher Murray, ein in's Dichteriſche übertragener Bädecker dieſer ſchönſten und denkwürdigſten Gegend unſerer Culturgeſchichte.

Und hiermit ſtehe ich und ſtelle ich Sie vor den Zweck meiner Arbeit. Er iſt der einfache, das beſcheidene Sprüchlein zu bewahrheiten, daß wer den Dichter verſtehen wolle, in des Dichters Lande gehen müſſe, und dem Unglücklichen, der dieſes nicht ſelbſt auf eigenen Füßen thun kann, wenigſtens einigermaßen Erſatz zu verſchaffen, indem ich dem edelſten und vollendetſten Gedichte, welches die Zungen aller Völker und Zeiten haben, in möglichſt breiter und deutlich erſichtlicher Ausführung den landſchaftlichen Hintergrund und dadurch manche Erläuterung und Abwehr von ſtubengelehrten Vorurtheilen gebe. Ich bin in dieſer thatſächlichen Weiſe den Homer zu ſtudiren ſo weit gekommen, daß ich Ihnen geſtehe, Jeden zu bezweifeln und zu belächeln, der mir behauptet, anderswo den *ganzen* Homer verſtanden zu haben als in dieſen mittelmeeriſchen Landen. Das Bild wenigſtens, das unſere deutſche Schulgelehrſamkeit mit dieſer Prätenſion nach und nach typiſch

davon aufgebaut hat, ist dieser von mir auf den Stätten des Gedichtes angeschauten Wahrheit ungefähr gleich nahe, wie die höchst klägliche Comödie und der höchst grausame Tod des Pyramus und der Thisbe in Shakespeare's Sommernachtstraum einer Tragödie des Aeschylos. Nur indem man alle diese Fälschungen unserer Schulstudien vergißt, was sich aber leider nur sehr schwer auf friedlichem Wege bewerkstelligen läßt, denn tabula rasa zu machen glückt doch eigentlich nur den gewaltthätigsten Revolutionen, und indem man dann nichts mehr in's Auge faßt als die roheste, nackteste Wirklichkeit der levantinischen Lebensformen, kann man sich die Iliade und Odyssee wieder beleben und vergegenwärtigen, commentiren und erläutern. Selbst die heutigen Kleider des Orientes stehen den Gedichten näher als die steifleinene sogenannte antike Gewandung unserer Illustrationen; der Typus der Menschen, das Haus, der Ackerbau, die Städteanlage, die Seefahrt, die Eintheilungen des Tages, die Gewohnheiten sogar beinahe gänzlich, und auch von den religiösen Anschauungen immer noch ein großer Theil.

Aus dem Oriente kömmt eben nicht nur das Licht, aber dort ist auch die Ruhe und Beharrlichkeit und der ewig unveränderliche Born eines ursprünglicheren und gesunderen Geistes, der die Menschheit immer wieder umtauft, wenn sie sich drüben im Occidente an materialistischer Ueberfeinerung zu Grunde gerichtet hat.

Sollten Sie nun, geehrter Herr, diesen angestrebten Zweck einer größeren Verdeutlichung der homerischen Gedichte durch diese landschaftlichen Schilderungen auch für Andere, wenn auch nicht erreicht, so doch das Mühen in dieser Richtung nicht ganz erfolglos und also dieses Werk würdig der Ehre Ihres Verlages erkennen, so bitte ich Sie, dem Buche diesen Brief als Vorrede vordrucken zu lassen und durch denselben in meinem Namen allen deutschen Professoren die Bitte um

Vergebung vorzutragen, falls sie sich durch manches hitzige Wort dieser Schrift beleidigt fühlen sollten. Es ist nicht immer so gemeint als es klingt, und ich erkenne hiermit bescheiden an, daß ich mir die Herren auf anderen Gebieten homerischer Wissenschaften hundertfältig überlegen weiß, und daß dieses auch nur in dem Rausche der Freude geschrieben wurde, die homerischen Gedichte sur les lieux lebendig erkannt zu haben. Betrunkene aber sind, wie bekannt, gleich den Wahnsinnigen nicht zurechnungsfähig. Es kömmt auf den Wein, der sie trunken machte, zu ihrer Entschuldbarkeit nicht an. Und ich erhebe in keiner Weise den Anspruch in die Zunft der deutschen Büchergelehrten, der Philologen, Archäologen, Mineralogen, Botaniker, Philosophen und Historiker eingereiht zu werden. Im Gegentheile, ich bin und bleibe Dilettant mit der Feder, freue mich dieses Zustandes und seiner Freiheiten, will aber auch, wo ich das Minus der ehrenvollen Stellung trage, keine strengeren und härteren Gesetze auf mich angewendet sehen. Meine Pairs sollen mich richten.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner Hochachtung und Verehrung, womit ich im Geiste und in der Wahrheit bin und bleibe

ein Bürger von Ithaka.

Comersee, Villa Giulia, Dienstag den 27. März 1877.

Einleitung.

Auf der Fahrt.

Dear Nature is the kindest mother still,
Though always changing, in her aspect mild;
From her bare bosom let me take my fill,
Her never-weaned, though not her favoured child.
Oh! she is fairest in her features wild,
Where nothing polished dares pollute her path:
To me by day or night she ever smiled,
Though I have marked her when none other hath,
And sought her more and more, and loved her best in wrath.

Byron, Childe Harold.

Trieſt, Hôtel de la ville.

Donnerſtag, den 10. November 1870.

Wien verließ ich vor mehreren Tagen ſchon im unfreundlichſten kälteſten Wetter, das dort früher noch als ſonſt den Winter begonnen. Heute aber, bald nach der Abfahrt von Graz, leuchtete die Sonne und wurde ſo warm, daß der Mantel beläſtigte. Indeß auch in Unterſteiermark haftete kein Laub mehr auf den Wäldern, nicht einmal das abgeblühte gelbe, das in Graz noch die Gärten melancholiſch zierte. Die ganze Farbe der Landſchaft durch dieſe ſchönen Berggegenden war eine völlig täuſchend winterliche, auch Feld und Wieſen, als ſei der Schnee nur eben abgeſchmolzen, ſchon traurig todtgrau. Schneegepanzertes Gebirge ſtarrte bei Cilli im Weſten aus beglänzten Nebeln. Dann ward es wolkig und dadurch bald — noch ehe der Tag in Wahrheit geſchieden — undurchſichtig dunkel.

Auf dem Karſte ſtarb eine Bora aus. Seine weiten Hochflächen lagen wie ein verſteinertes Meer, ihm unſagbar ähnlich. Wer es nicht beſſer wußte konnte kaum begreifen, daß dieſes etwas Anderes ſein ſolle. Wolkenbündel wogten darüber, und noch höher im reinen Dunkelblau leuchtete der Vollmond. Die ziehenden Schatten und Wolken rangen wie die Geiſter der Hunnenſchlacht, die Kaulbach ſo glücklich gemalt, hinauf- und hinabſteigend, ſich miſchend und um-

aus.
Meer,
konnte
Wolken
Dunkelblau
und Wolk
die Kaulb
sich

Triest.

Dienstag, den 30. [illegible]

Heute ist der [illegible] Tag [illegible] in [illegible]
ein Wetter. Das [illegible] [illegible] [illegible] den
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von
[illegible] die Sonne und wurde so warm, daß [illegible]
[illegible]. Indes auch in Untersteiermark [illegible]
[illegible] nur auf den Bäumen, nicht einmal das [illegible]
[illegible] daß in Graz noch die Gärten melancholisch
[illegible] Farbe der Landschaft durch diese [illegible]
[illegible] nur eine völlig täuschend winterliche, auch [illegible]
[illegible] als sei der Schnee nur eben abgeschmolzen
[illegible]. Schneeumpanzertes Gebirge starrte [illegible]
[illegible] aus beglänzten Nebeln. Dann ward [illegible]
[illegible] bald — noch ehe der Tag in Wahrheit [illegible]
— undurchsichtig dunkel.

[illegible] Karste starb eine Bora aus. Seine [illegible]
[illegible] wie ein versteinertes Meer, ihm [illegible]
[illegible] es nicht besser wußte konnte kaum [illegible]
[illegible] Anderes sein solle. Wolkenbündel [illegible]
[illegible] leuchtete [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [

armend und in weiten dünnen Streifen entfliehend. Es ist nur ein Gottesacker hier oben der ausgestorbenen steinernen Natur wie der Geschichte. Denn jene Hunnen und Gothen, welche von den klugen Römern zu der gespenstigen Völkerschlacht von Chalons verhetzt wurden, sind oftmals über diese Uferberge gezogen. In classischen, antiken Zeiten — wie wir denn überall und immer in Allem wieder die alten Wege gehen — führte hier vorbei die via Aemilia, welche Italien mit dem Oriente verband. Und jene unglücklichen nordischen Barbaren liebten schon diese zwei Südländer mit derselben Sehnsucht, welche auch mich alljährlich dorthin zieht.

Rechts im Westen, aber unten am Meere, von woher das geisterhafte Gewölke kam, steht die Falkenburg Monfalcone. Auch eine Erinnerung aus den Völkerwanderungen. Sie zerstörte 452 Attila nach grausam blutigem Sturme. Daneben kriecht der kleine Timavo in das adriatische Meer. Er aber schon mit homerischer Sage, daß der Diomedes der Ilias ihn beschiffte. So nahe unserer prosaischen Heimat beginnt die homerische Landschaft und darum leitete ich mit diesem Karstbilde ihre Schilderung ein. Wie Alles zusammenstimmte, diese Erinnerungen und das Licht, der Wolkenzug und das weite Steinfeld, wurde es mir eines der großartigsten Landschaftsbilder das ich je gesehen, nicht gesucht und nicht erwartet, wie so oft das Beste des Lebens zufällig gegeben wird. So thaut ein Gewitterregen plötzlich auf das dürre Land herab.

In Triest fand ich die Witterung in einen lauen Sciroccoregen geschmolzen und so warm, daß ich jetzt um Mitternacht das Fenster bei einer Temperatur von 16 Graden Réaumur offen halte. Nach dem Essen machte ich trotz dem Regen einen Spaziergang zum Meere auf die beiden Moli di San Carlo und Giuseppino. Es ist mir wieder völlig wohl und heiter im Körper wie im Gemüthe, seitdem ich

dieſe Luft athme, die See rieche und den Geſtank der Schiffe, der aufgeſtappelten Waaren einſauge. Das wird jedesmal meine Umtaufe zum Südländer. Auch eine Weiſe der Sehnſucht Mignon's genug zu thun. Ganz Trieſt riecht als ſei es ein einziges großes Gewürzkrämergewölbe. Wer aber hat je die Märchen von Tauſend und einer Nacht geleſen und glaubt ſich dann nicht beim Eintritte in einen Specereiladen nach Bagdad verſetzt? In Wahrheit ſteht man auch in jeder europäiſchen Hafenſtadt des mittelländiſchen Meeres ſchon mit einem Fuße im Orient.

An Bord des Lloyd-Dampfers Vesta.

Samstag, den 12. November 1870.

Gestern in Triest füllten Vorbereitungen zur Reise den Tag, Abends Spaziergänge auf den Moli zwischen den schwankenden Schiffen. Regnerisches Sciroccowetter erhielt sich, doch wurde kein Feuer in den Zimmern nothwendig. Heute stießen wir erst um 4 Uhr statt um 2 Uhr vom Hafendamme ab. Die Einschiffungsarbeiten waren wie gewöhnlich nicht rechtzeitig fertig geworden.

Es ist immer wie der Beginn eines neuen Lebens wenn man eine Seereise antritt. Meine diesmalige Neugeburt nahm ihren Anfang mit einem gräulichen Sturme, der fortwährend auch als Bora drohte, doch im hauptsächlichen sich aus dem Südwesten gegen uns erhielt. Alles lag schmutzig grau und die Welt war enge begrenzt. Abends umdonnerten Gewitter den ganzen Gesichtskreis, die mit senkrechten Feuerzungen in die See griffen. Erst jetzt, Nachts 9 Uhr, klärt der Mond den Himmel, wenigstens die oberste Wölbung. Aber der Sturm steigert sich noch und der große Dampfer rollt noch fürchterlicher von rechts nach links. Das ist eine ganz odyssecische Seefahrt und ein homerisches Schifflein würde diesem Wellensturme und Wolkendrange nicht widerstanden haben. Ino Leukothea hätte mir mit ihrem Schleiergürtel schon längst zu Hilfe kommen müssen.

An Bord der Vesta.

Sonntag, den 13. November 1870.

Klarer Tag; derselbe Wind steht ununterbrochen gegen uns. Ein homerisches Segelschiff, wie hoch geschnäbelt es auch gewesen wäre, hätte mit solchem Wetter Wochen der Fahrt gebraucht um die kurze Strecke nach Scheria zu überwinden.

Wir passiren schon um halb zwei Uhr die Straße zwischen Lissa und Busi. Das Gebirge von Lesina und die dinarischen Alpen dahinter ragen weiß und grau in ihrer angebornen Kalkfarbe auf; Busi aber und das höhere St. Andrea, der Scoglio von Pomo, diese hohe wirklich apfelförmig auf der See schwimmende Masse, und Kammik liegen in schönen dunkelgesättigten Düften des Südens. Auf Lissa, dem alten Issa der Griechen, ist noch alles grün, einige Sträucher sogar junggrün ihrer Färbung nach. Es mögen Myrthen sein im dunkleren Laube der Oliven. Durch das Glas sehe ich viel Volk auf dem Strande von Comisa stehen, das unserem Dampfer nachstaunt. Es ist der Sonntag der sie müßig sein läßt und uns dadurch auch bemerkbar wird. Die Kirche des Ortes, ansehnlich in gelbem Steine mit zwei ungleich hohen Thürmen, steht abseits einige Stufen höher als die Häuser, vom Oelwald umschlossen. Heinrich Noe in seinem frischen Buche über Dalmatien und dessen Inselwelt, das ich eben lese, läßt Issa in alter Zeit berühmt sein durch die Gewandtheit seiner Seeleute und die Schnelligkeit seiner Barken. Wie verändert die Zeit nicht blos die Menschen auch die Gegenden! Vielleicht erhalten sich sogar die ersteren noch mehr von ihrem ursprünglich eingebornen Typus als Berg und Thal. Nur das Meer ist das ewig unveränderliche. Kahl und nackt liegen heute diese Inselhäupter, die doch nach dem Zeugnisse ihrer Namen einmal schwarz vom Walde waren. Curzola, das sich schon hinter uns zeigt, hieß ehemals — ein zweites Corfu — Corcyra, die schwarze, um des Baumhaares seiner Pinien-

und Fichtenwälder wegen. Es sind seitdem wahre Stiefkinder des Schicksales geworden diese Inseln und Küsten der östlichen Hälfte des adriatischen Meeres. Obwohl durch Jahrtausende die nächsten Nachbaren, das unmittelbare Gegenüber der glänzendsten Civilisation der Menschheit, steigen sie kaum je über die erste Stufe der Wissenschaft, des Reichthumes und der Künste hinauf. Es ist als liege ein altverdienter, erbsündlicher Fluch auf ihnen, vielleicht derjenige, welchen Medea mit sich trug, die diese Straße herabgekommen. Keine Stelle der Erde scheint bleibend übler vom Verhängniß bedacht. Jede andere hatte doch einmal für einen Augenblick wenigstens ein Aufblühen der Körperkraft und des Geistes. Hier dorrt ewig Alles seit der Geburt der Erde und blieb in fleischloser, chaotischer Klippe liegen. Und das einzige weltgeschichtliche Leben, das den Muth fand sich auf diesen Steinen anzusiedeln war ein müder Kaiser und der hl. Hieronymus, welche Rom und das Leben flohen, und in jüngster Zeit ein junger Prinz, der unzufrieden mit sich und seinem Vaterlande in trotziger Einsamkeit den Plan sich ersann zum tragischesten Fürstentode der Gegenwart. Also nur Sterben und Verderben in der Gegenwart wie in der Vergangenheit ist das Schicksal dieses dalmatinischen Landes. Ob auch in der Zukunft? Ich wünschte der Mann zu sein der daraus Oesterreichs Weltmacht im Mittelmeere und Orient erschüfe. Denn die besten See- und Handelsleute dazu sind vorhanden und Stammestreue zum Hause Habsburg, aber nur nicht in Wien die Einsicht und das Verständniß und nicht die Kenntniß des Landes und der Leute, daß dieses möglich und daß dieses die einzige angeborene Aufgabe Oesterreichs und dieser seiner küstenreichsten Provinz sei.

Unsere Aemter haben sich die Entschuldigung für ihr Uebersehen, ihr Vergessen und Nichtsthun zurecht gelegt, daß Dalmatien ohne Hinterland sei und ihm deshalb keine Ent-

wickelung gegeben werden könne. Das ist eine Lüge wie die meisten allgemein giltigen Phrasen. Die Wahrheit ist, daß die Herzegowina zu ihrer Entwickelung Dalmatien brauchte, nicht aber Dalmatien sie. Dalmatien hat kein Hinterland und wird niemals reich werden durch den Bedarf der armen Berge hinter ihm. Aber es hat die ganze Welt vor sich. Dorthin aber, nach dem Meere durch klug unterstützte Handelsdampfschiffs- und Segelschiffahrts-Gesellschaften ihm die Wege zu bahnen hat man unterlassen. Zuletzt freilich muß Gott selbst die Geduld mit uns verlieren, wenn er solche Verschwendung mit seinen Gaben ein Jahrhundert um das andere fortüben sieht. So verliert man auch die anderen Provinzen, wie wir Venedig und die Lombardie schon verloren. Kein Volk wie kein Individuum erträgt auf die Dauer die Nichtverwendung seiner angeborenen Kräfte. Es vermodert oder revolutionirt*).

An Bord der Vesta.

Montag, den 14. November 1870.

Weißer Schaum fegte Morgens über die blaue erregte See. Der Wind heulte wieder mit beinahe nicht zu widerstehender Kraft aus dem Süden. Das Schiff jedoch, schwer geladen, steht trefflich in der See, daß mir die eigene Erfahrung das homerische „gleichschwebend" in die Feder dictirt. Möven, die Sturm künden, folgen uns unablässig. Man kann den seltsamen Flug dieser doppelartigen Bewohner des Meeres nicht naturgetreuer schildern als dieses Homer thut in den

*) Ich bemerke hier ausdrücklich allen denjenigen säumigen cis- und transleithanischen Ministern gegenüber, welche Oesterreich regieren oder regiert haben und diese Kritik als eine oberflächliche der Vogelperspective bemängeln wollen, daß ich auf anderen Reisen Dalmatien und die Inseln nicht nur betreten, sondern auch das Land und die Leute studirt habe.

drei Verſen der Odyſſee, wo er den Gang des rüſtigen Argosbeſiegers, des Gottes mit dem Goldſtabe ihm vergleicht:

„wie die Möve,
Die um furchtbare Buſen des ungebändigten Meeres
Fiſche fängt und ſich oft die flüchtigen Fittige netzet;
Alſo beſchwebte Hermeias die weithinwallende Fläche.“

So trat ich nie in die homeriſche Welt ein ohne nicht gleich auch durch das Leben ſelbſt, durch irgend eine Naturerſcheinung an den Dichter und ſein Gedicht erinnert zu werden. Er ſah beſonders, und dieſes iſt eben das Schwierigſte aber dann in der Dichtung auch das Geſtaltungsvolle, die Kleinigkeiten deutlich und knüpfte an ſie ſeine Bilder und Vergleiche. Solch ein richtig gemalter Mövenflug gibt dem Leſer, der das fern von der See lieſt, aber ſelbſt einmal ſo geſehen hat, die ganze Wahrhaftigkeit eines mittelmeeriſchen Sturmtages wieder. Die Worte legen ihm den ſchrillen Pfiff der breitflügeligen Vögel und das ängſtliche Zittern der Segeltaue in das Ohr; den friſchſalzigen Geruch und Geſchmack der hochaufgewehten Schaumwellen in die Naſe und auf die Zunge; in das Gefühl nicht allzukalte Luft und vor die Augen eine hohle See mit eilig gerollten weißen Wogen auf tiefblauem Unterfutter; einen kornblumenblauen Himmel mit dünnen, heftig gedrängten und getriebenen Streifenwolken über das Haupt und überallhin und überallher große, unendliche Einſamkeit, die aber nicht leer iſt, die das Gefühl begeiſtert, erhebt und ſtählt, und Gedanken gibt, wie ſie auf der Erde nirgends, auch nicht auf der Gletſcherhöhe der Alpen entſtehen. Und laſſe ich dann zu Hauſe die Erinnerung nur noch etwas weiter arbeiten, ſo ſehe ich auch den Hermes wieder, denn merkwürdig genug begleiteten uns die Möven bis zu dem Augenblicke, da wir der Inſel der Kalypſo nahe waren, wo er zu Homer's Zeiten ſich erſt entzauberte:

Als er die ferne Inſel Ogygia jetzo erreichte,
Stieg er aus dem Gewäſſer des dunklen Meeres an's Ufer.

In aller Frühe ſchon fand ich uns auf dem Ausgange des adriatiſchen Meeres, alſo an der Schwelle odyſſeiſcher Lande angelangt. Einzelne Gipfel, ſonnengetroffen, ragten weiß aus dem entfernten illiriſchen Continente über die noch ſchneeloſen Küſtengebirge empor. Tief in das Land hinein ſichtbar that ſich die Bucht von Avlona auf, den doppelhöckerigen Felſen Saſeno als Sperre davor. Er iſt noch zugeſchoben dem Riegel, welchen ſchon das akrokerauniſche Gebirge mit dem Capo Gloſſa, auch Capo Linguetta genannt, vor dem weiten und ſicheren Buſen wie vor dem adriatiſchen Meere überhaupt bildet.

Um halb zwölf Uhr Mittags paſſirten wir das Cap und traten in die joniſche See. Manche Landesgrenze iſt weniger merkbar als dieſe hier zweier Meere. Es war nun die Luft ſchon ſo erwärmt, daß ich dem Sturme zum Trotze doch den ganzen Tag ohne Mantel auf dem Verdecke beſtehen konnte.

Die akrokerauniſchen Berge ſind wüſte, grau, kahl, finſter wie ihre Namen und ihre Sagen. Immer ſah ich ſie ſo, aber doch nie ihrem Rufe zuſtimmender als heute. Es iſt eine lange beinahe überall gleichmäßig hohe Mauer mit ſteilem Abſturze unmittelbar in die See, eine wahre Eiſenküſte wie Murray ſie nennt. Unten bemerkte ich zwei hohe Höhlen, wahre Höllenthore, in den Kalk eingewaſchen, vielleicht auch wirklich einmal in der Phantaſie der Griechen Pforten der Unterwelt, die ja ein antiker Aberglaube hieher verlegte, wie er auch in urälteſter Zeit einen Tempel der finſteren Eumeniden an dieſes unfreundliche Geſtade geſtellt hatte. Nur der Tſikaberg, der höchſte Gipfel, hebt ſich mit einem merklicheren Horne aus der gleichgeſtreckten Reihe. Erſt das folgende Gebirge, das die Alten Chimera nannten und das nach ſeiner heutigen Hauptortſchaft, die auch auf dem alten Flecke blieb, immer noch Chimara heißt, iſt mannigfaltiger geſtaltet durch die Profile ſeiner Gipfel wie durch die tiefer eingefalteten Thalungen

ſeiner Abhänge. Ein weißer Sandſtrom kommt jäh in einer derſelben unmittelbar in die See hinab. Ortſchaften kleben hoch oben.

Zwei Trabakeln, kecke Segler in ſolchem Sturme, fuhren uns dort in den Weg. Wir ließen ſie rechts hin ausweichen nach dem freien Meere zu. Sonſt blieben wir den ganzen Tag allein mit hermeiſchen Möven.

Fano, die ogygiſche Inſel, dieſer erſte liebliche Bote des ſchönen Corfu zeigte heute nichts als ſeine unverwüſtlich erhabenen Formen. Die Farben waren ihm umnebelt, verdüſtert. Nur Capri iſt noch reizvoller gemeißelt. Sonſt aber hat die Natur nirgendswo ein claſſiſcheres Sculpturbild. Man kann ſolche herrliche Geſtalt kaum für das Product roher zufälliger, unbedachter Kräfte nehmen. Dann könnte es ja die Siſtiniſche Madonna und die Venus von Milo auch ſein. Ich glaube an längſt vergangene Zeiten und an Götter, die ſich ſolche Lieblingsſitze der Schönheit erſchufen, wie ſich Fürſten mit Bedacht und Geſchmack ihre Landhäuſer und Paläſte bauen. Auch ſolchen Architekturwerken ſind ja gar oft die Autornamen verloren gegangen und wer die Villa Madama gebaut ſcheint heute ſchon beinahe unbeſtimmbar wie der Urſprung dieſes ogygiſchen Eilandes.

Rauh iſt die Inſel von Wald und der Göttinnen eine bewohnt ſie:
Atlas Tochter, des allerforſchenden, welcher des Meeres
Tiefen umher durchſchaut und ſelbſt die erhabenen Säulen
Aufhebt, welche die Erd' und den wölbenden Himmel ſondern.

Auch die „ſchöngebildete Grotte" fehlt nicht auf der Weſtſeite der Inſel zur erzwungenen Umarmung des liebloſen Odyſſeus mit der liebevollen Göttin. So groß iſt die gewölbte Kammer, daß ſie im byzantiniſchen Mittelalter den Seeräubern als gemächlicher Verſteck dienen konnte. Doch hat ſich der Name Ogygia erſt ſpät an dieſes Eiland geheftet, wahrſcheinlich durch das Werk des Prokop als ſie im Volksmunde Othronos

hieß. Mir gaben dieſe bildlichen Zeilen der Odyſſee immer den Eindruck, daß man zuverläſſiger dem Sinne des alten Epos „die umflutete Inſel“ der Tochter des Atlas nahe der ſpaniſchen Küſte, alſo auch den Säulen des Herkules, der hier wohl als Atlas gemeint iſt, ſuchen müſſe. Warum nicht Majorca, das leicht „rauh von Wald“ in ſo alter Zeit zu denken iſt? Auf Fano lebt jetzt eine Bevölkerung von tauſend Seelen und mit ihnen die Sage, daß in den Felſen große Schätze verborgen ſeien, welche eine Prinzeſſin mit ſich dorthin geflüchtet habe gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Vielleicht iſt das auch eine Erinnerung an die Beute der Räuber, welche in der Grotte der Kalypſo verſteckt wurde. Sie zu entheben und die wachehaltende Göttin zu entzaubern iſt die einzige Hoffnung, welche den armen Fiſchern auf dieſer ſchöngeſtalteten Klippe zu faſſen möglich iſt. Die Leute haben ſonſt nur das unfruchtbare Meer und den dürren Fels und wenige duftende Kräuter und Sträuche.

Corfu lag trübe, wirklich „wie ein Schild im dunkelwogenden Meere“. Es iſt dieſe ſprechende Aehnlichkeit mit dem homeriſchen Vergleiche das erſte, durch keine philologiſche Theorie wegzuleugnende Zeugniß welches dem Kommenden wird für die Idendität Scheria's mit dem hiſtoriſchen Korkyra und Corfu. Beſonders bei trübem Wetter oder wenn die Nacht die Ferne ſchon dunkelt und die Einzelheiten im Bilde auslöſchen und nur der äußere ſchwarze Schattenriß bleibt und am meiſten für den aus dem Norden Herabſteigenden meldet es ſich mit dieſer Täuſchung an. Und Odyſſeus kam ja ziemlich mit mir denſelben Weg und auch das Licht, in welchem er die Inſel zuerſt ſah, war wie heute nächtlich dunkel.

Es war ſchon völlige Nacht als wir zwiſchen das Feſtland und die Inſel eintraten, verdüſtert noch durch Gewitter und Regenſchauer.

Siehe, da naht er sich schon dem phäakischen Lande, dem großen
Heiligen Ziele der Leiden, die ihm das Schicksal bestimmt hat!
Aber ich meine, er soll mir noch Jammer die Fülle bestehen!
Also sprach er, versammelte Wolken und regte das Meer auf
Mit dem erhobenen Dreizack; rief jetzt allen Orkanen
Aller Enden zu toben, verhüllt' in dicke Gewölke
Meer und Erde zugleich; und dem düstern Himmel entsank Nacht.
Unter sich stürmten der Ost- und der Süd- und der sausende West-
wind,
Auch der hellwehende Nord und wälzte gewaltige Wogen.
Und dem edlen Odysseus erzitterten Herz und Knie.

Ganz so machte es mir Poseidon noch in der letzten Stunde der Reise und bei der Ausschiffung, die ich mit vielem und großem Gepäcke weit vom Lande in einer kleinen Barke zu bewerkstelligen hatte, daß mir wirklich Augenblicke kamen, wo ich mit Odysseus aufseufzen konnte:

Ha! wie fürchterlich Zeus den ganzen Himmel in Wolken
Hüllt und das Meer aufregt! Wie sausen die wüthenden Stürme
Aller Enden daher! Nun ist mein Verderben entschieden!

und ich die Gefahr sah, daß mein großer Kleiderkoffer oder das Bücherreservoir krachend hinab vor der Wuth der fürchterlich sausenden Windsbraut stürze und mich selbst „mit einmal die rollende Wog' an das Gestade werfe" zu ganz odysseeischer Landung auf Scheria.

Erst nach einem stundenlangen Kampfe dieser Barke mit „dem steilen schrecklichen Wassergebirge" landeten wir völlig durchnäßt an der Dogana. In der Stadt, auf den Gassen, in meinem Zimmer fand ich milde, weiche, jonische Luft, daß ich alles Unwetter vergaß wie Odysseus da er sich unter den gastlichen Olivenbäumen gebettet und im „unendlichen Abfalle der Blätter verborgen hatte gleich dem Samen der Glut in dunkler Asche". Und wie ihm „goß auch mir Athene Schlaf auf die Augen, damit sie schnell mich erquicke von der zerquälenden Arbeit, die Wimpern sanft mir verschließend".

Erſtes Buch.

Die Stadt und ihre nächſte Umgebung.

Schweigend beug' ich das Haupt; unendliches Bangen und Ehrfurcht
Preßt mir im Buſen das Herz und die männlich drängenden Pulſe.
Zwiefach ragende Burg, die hinausſchaut weit in die Meerbucht,
Dich begrüß' ich zuerſt, wo Alkinoos heilige Stärke
Spendete glänzendes Mal dem großen Dulder Odyſſeus!
Heilige Höh'n dann euch, die mit weitgebreiteten Armen
Gürten den mächtigen Port, von felſiger Klippe beſchirmet;
Dich dann Iſthome auch, der fern aus dem Herzen des Eilands
Schaut über Hügel und Stadt nach ſtolzem Gebirg der Theſproten;
Stille Fluth dich zunächſt, in die der zitternde Mondſtrahl
Schimmernde Kreiſe verwebt, ein Bild der Sterblichen Leben!
Euch, Geſtirne, zuletzt, geheimnißbergende Wächter!
Erde, Himmel und Meer, — euch Geiſtern nun verſunkener Helden,
Und euch Göttern zumal, Bewandlern dieſer Geſtade,
Allen künd' ich mich an, ein Sohn entlegenen Landes.
..... Nur du, Vergangenheit, weile,
Hülle täuſchend mich ein und gib mir Wachenden Träume
Wie Homeros ſie ſang und wie ſie geben die Götter! —

Proteſch.

1. Capitel.

La Fortezza vecchia.

Hôtel St. George, Montag, den 15. November 1870.

Als nun die Morgenröthe des andern Tages emporstieg,
Siehe, da ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels
Glänzte die stille See.

Und wirklich auch so, ganz odysseeisch zu gleicher Vergeltung für die gestrigen Leiden der See brach heute mein erster Tag auf Scheria an. Durch Cypressen, über die Felsabstürze und an den Thürmen der Festung vorbei sehe ich meinen Fenstern gegenüber das blaue Meer und die rothen Berge Albaniens. Ich nahm gleich diese Uebereinstimmung mit der Dichtung für ein Vorzeichen, daß auch mir phäakische Tage hier bestimmt seien, wie man im Mittelalter den Virgil aufschlug um aus der zufällig gewählten Stelle sein Schicksal zu lesen. Schon um zehn Uhr Morgens und im Schatten meines Zimmers zeigte das Thermometer siebzehn Grade Réaumur. Wie nur am Genfer See und dort im Sommer konnte ich mich bei offenen Fenstern ankleiden.

Schon in einem früher erschienenen Buche*) habe ich die von Norden gegen Süden zugespitzte Gestalt der Insel einer Keule verglichen. Ich kann auch heute nur an diesem Bilde festhalten und es weiter ausführend sagen, daß wie

*) Ein Sommer im Oriente. Wien 1869, bei Gerold.

ein Knorpel auf dieſer Keule das Vorgebirge ſitzt, welches aus dem feſten Körper der Inſel auffallend merklich gegen Oſten vortritt. Es iſt ſteinig, nackt, ſteil und hoch, nur ſchmal mit dem Lande verbunden, und ſpitzt ſich in einen gothiſchen Thurmfelſen zu. Iſchia und die Nordküſte von Sicilien haben ſolche eigenthümliche Vorpoſten. Auf beiden Seiten im Norden und Süden daneben runden ſich zwei Buchten ein. Die ſüdliche, der ſchöne, weiche, friedliche Golf von Caſtrades, iſt heute bis auf wenige Fiſcherbarken immer leer und unbenutzt, eine Wüſtenei nach den Handwerksbegriffen der Marinaji. Die glatte, ebene via Marina, eine der ſchönſten Fahrſtraßen der Welt, umzieht ihn auf ihrem Wege zu den Luxusgärten der Corfioten. Die Straße ſelbſt auf ihrer Landſeite iſt von den weißen Häuſern zweier dörflichen Vorſtädte begrenzt, Antimomilo und Garitza wie ſie die Griechen, Molino veneto und Caſtrades wie ſie die vielen hier einheimiſchen Italiener und Malteſer nennen und ſo auch die vorletzten Herren der Inſel, die Engländer, auf ihren Karten nannten. Die andere nordwärts geöffnete Bucht aber, der die Waſſerſtraße vom adriatiſchen Meere her gerade in die Arme fällt, dient heute als Hafen der Hauptſtadt. In ihr ankern und zwar ziemlich nahe dem Ufer die großen Poſtdampfer und die Kriegsſchiffe; dort ſchiffte auch ich mich geſtern Abend aus, und liegen manchmal Segelboote ſogar in gedrängter Fülle. Bewegung iſt auf dieſem Waſſer, ein Hin und Her von Kähnen beinahe immerwährend ſichtbar. Und von ihm herauf und auch gegen Norden gekehrt ſteigen die Häuſer der Stadt, die ärmſten und geſchäftigſten zu unterſt mit vielem Gaſſenlärm, die reichen, ſtillen, vornehmen oben, um ſich auf der kleinen Hochfläche des Vorgebirges einigermaſſen bequemer ausbreiten zu können. Aber bis zu einem Garten brachte es auch dort keines. Das ließen die Geſetze und die Enge einer immer ſehr ſtrengen Feſtung nicht zu. Denn Mauern und Gräben

umſpannten und umſpannen zum Theile noch immer die Stadt, und rechts und links von ihrem gegen Norden gekehrten Geſichte, auf dem öſtlichen Thurmfelſen, wie auf einem andern Vorhügel im Weſten ragen Caſtelle auf, und hinter ihr im Rücken, um ſie auch gegen das Innenland zu ſchützen, reichten ſich drei andere Forts die Hände.

Nur auf dem ehemaligen Glacis der Feſtung, zwiſchen der letzten Häuſerzeile der Stadt und dem Thurmfelſen erfriſcht Grün das Auge. Man hat Wieſen darauf gelegt und Alleen von ſchattigen Ulmen und Cypreſſen gezogen, die mit Unterholz von mächtigen Geraniumſtauden gefüllt ſind, und nennt jetzt den langen, ovalen, nur gegen Süden etwas gehobenen ſonſt völlig ebenen Platz la Spianata. Auf alten Karten findet ſich dort ein Kirchlein und eine Windmühle verzeichnet und in Chroniken leſen wir, daß noch im Jahre 1599 ein Turnier auf dieſem Felde ſtattfand. Es endigte mit dem Tode des Ritters Romanello da Viterbo, eines Condottiere im Dienſte Venedigs, der eben die Fortezza nuova befeſtigte. Er hatte die Ausforderung ergehen laſſen, welche die Nobili Niccolo Scliri und Niccolo Luciani von Corfu annahmen. Der erſtere erſtach ihn am zweiten Tage des Waffenſpieles. Heute iſt die Spianata dem ungefährlicheren Paradedienſte der Garniſon, den Spaziergängern und den Kindermägden überlaſſen.

Vom Süden über Felſenſturz und Klippengewirre leuchtet das Meer, das immer Sehnſucht gibt, herauf mit warmen Buchten, den ſtrengeren Bergen des Feſtlandes und milden grünen Uferhügeln der Inſel. Im Weſten zäunen den Platz die letzten Häuſer der Stadt mit Arkaden und den beſten Gaſthöfen. Im Norden ſchloſſen ihn die Engländer durch den beinahe griechiſch-antiken Palaſtbau der Regierung, dem rechts und links Säulengänge und Triumphpforten anhängen, durch welche auch hier das Blau des Meeres und der Berge herauf-

ſchimmert. Vor der Fronte des Palaſtes liegt ein Gärtchen in den Platz hinein, das ganz tropiſch duftet von immerblühenden Roſen, von dunkeln Garuben, goldleuchtenden Orangen und zitterigen Palmen. Eine Statue ſteht mitten darin in dieſem Blumenſtrauß. Gleich daneben auf der Kante des Vorgebirges, und dieſes iſt die Oſtſeite der Spianata, ſieht man zunächſt eine maleriſche Kapelle mit durchbrochenem Glockenthurme, dann gethürmter noch als den Thurmfelſen des Caps und mit ihm jäh in die See hinabfallend, der Stadt nur durch eine Zugbrücke zugeheftet, die Fortezza vecchia. Für das maleriſche Auge iſt ſie eines der kühnſten Gebäude der Welt, beinahe wie von der Natur geformt, ſo übermenſchlich keck. Das Zuthun der Menſchenhand hat hier die wilden Formen des Steines nur noch mehr ausgeprägt. Von drei Seiten völlig unerſteiglich umſpült ſie die See. Auch auf die vierte iſt ſie ihr geleitet worden. Wo das Cap mit einem ſchmalen Erdkeile an das Hinterland gewachſen war, ſtießen die Venetianer einen tiefen Graben durch, in den nun von rechts und links die freien Fluthen der See einſchlagen. Er dient kleinen Barken als ein beſonders geborgener Landungsplatz und Hafen.

So iſt der Burgfelſen für ſich eine andere Inſel geworden, und man darf ſich fragen, ob hier Menſchen oder Gott der kühnere Baumeiſter war. Eine einzige Brücke, die auf hohen Mauerpfeilern ruht, führt von dem Glacis der Stadt in die Feſtung, welche keinen andern menſchenmöglichen Zugang hat als durch dieſes Brückenthor. Wo rings herum die Felsabſtürze nicht immer ſenkrecht von der Natur gebrochen waren, dort wurden aufrechte Mauern um den Berg in die See geſtellt. Das Meer ſpült nur an glatte Wände und nicht der zollbreite Raum blieb, wo der Fuß eine Stufe finden könnte, um die Erſteigung dieſes Caſtells zu verſuchen. Selbſt das Auge, das ſonſt immer ſo bereit zu ſolchen Wagniſſen iſt,

entdeckt hier nicht die Basis für sein Unternehmen. All diese Bauten sind aus schönen Quadern und sorgsam aufgeführt. Die Venetianer nahmen dieses Material von den Ruinen der Palaeopolis, der alten Stadt des Alkinoos, die unten auf der Landzunge von Castrades lag. Die Engländer bauten im selben Sinne weiter. Die Oertlichkeit läßt keine andere Bildung zu und die Menschen haben hier, was selten geschieht, durch einen bloßen Nutzbau das Werk der Natur nicht entstellt, seinen Eindruck nur gefördert, noch verstärkt. Der Absturz der Felsen hat sich durch die zugelegten Grundmauern steiler, die Hebung der beiden Felsgipfel durch die Mauerkronen stolzer ausgesprochen und das Schneidige der Verbindungslinie zwischen den zwei Felsenhörnern markirt heute der lange weiße Mauerzug der englischen Baracken noch deutlicher. In der gegen Norden gekehrten Ansicht stehen Reihen von dunklen Cypressen auf den Wällen; auch sie streben aufwärts. Es ist dieses Bild zustimmend den gewaltigen akrokerauniſchen Bergmassen, denen es gegenüber steht, ernster, feierlicher als das südwärts gewendete. Dort ist der Berg heiterer ausgeschmückt. Cactusgewürm fällt zwischen dunklem stachligem Sparti und rothstengeligem Stino wie Wasserfälle die Felsenklüfte hinab. Auch ein Tempel erscheint dorthin. Der Bau, in der Nähe gesehen mißlungen, wirkt schön in die Ferne und durch seine Lage. Er war die Garnisonskirche der Engländer; heute turnt die Besatzung darin. Ueberrascht ist man im Innern der Festung so viel freien Raum und so große Baulichkeiten zu finden. Auch diese nimmt zum größten Theile der Marmorstempel des Markuslöwen für Venedig in Anspruch und ebenso einen schlanken Campanile, welcher dem Burgfelsen nachstrebt. Er ist als sei er von Belluno oder einem andern kleinen Orte der venetianischen Terra ferma hierher übertragen worden. Soweit kann die Kirchthurmsmode greifen, um nicht gleich Kirchthurmspolitik zu sagen.

Es gab eine lange Zeit, da die ganze Hauptſtadt der Inſel ſich auf dieſen engen, eingeſperrten, felſigen Raum zwiſchen die zwei ſchützenden Thurmfelſen zurückgezogen hatte. Das ſcheint ſchon im achten Jahrhundert geſchehen zu ſein unter der überall zerbröckelnden byzantiniſchen Herrſchaft, als die Bevölkerung auch hier zu kraft- und muthlos geworden war um ſich unten in der offeneren griechiſchen Altſtadt der fränkiſchen und ſaraceniſchen Seeräuber zu erwehren. Wenigſtens wird im zehnten Jahrhundert der Hauptſtadt bereits als hier oben gedacht mit einer Baſilika der Apoſtel Petrus und Paulus und ſtand die Citadelle ſchon vor dem neunten Jahrhundert, was doch Alles zu bauen einige Zeit gebraucht haben muß. Die Kirche, welche byzantiniſchen Styles war, brannte ab und wurde ſpäter nur kleiner wieder aufgebaut. Jener venetianiſche Glockenthurm ſetzt die uralte Stiftung nur fort und iſt zugleich eine Denkſäule für jene traurige Zeit des Auszuges aus den Paläſten und Gärten des Alkinoos. Damals auch ſcheint durch die abſonderliche Form dieſes Burgfelſens zum erſten Male der Name Corfu aufgekommen und der Stadt und der Inſel geworden zu ſein. Palaeopolis blieb armen Fiſchern überlaſſen, welche ihr Leben keiner beſonderen Vertheidigung werth erachteten, zerfiel und wurde Ruine, bis auch dieſe unter Blumen und Fruchtgärten verſchwanden. Noch die Venetianer fanden auf das enge Vorgebirge der Burg die Stadt beſchränkt und dort wo ſie heute ſteht, das galt ihnen, bis ihre ſichere Herrſchaft wieder Behagen und Gedeihen auf die Inſel eingeführt hatte, als suburba, als Vorſtadt, wo man immer noch mit einiger Gefahr wohnte, Haus und Hof jeden Augenblick den Zwecken der Vertheidigung oder dem Feinde ſelbſt opfern zu müſſen. Spon in ſeinem Reiſewerke von 1675 ſagt, daß es nicht mehr als ein Jahrhundert ſei, daß die Stadt Corfu nur aus der alten Feſtung und einigen Häuſerreſten auf der Stelle des heutigen Caſtrades beſtanden habe.

Aus dem Jahre 1550 ſind die älteſten Beſtandtheile der heutigen Feſtung. Auf einer Karte aus dem Jahre 1672 wird ſie Castel da Mare und das Vorgebirge unter ihr Capo Sidero genannt. Dieſer ältere Bau war es, den der deutſche Graf Schulenburg ſo heldenmüthig gegen die Türken vertheidigte. Das Jahr danach am 21. September 1718 fiel ein Blitz in ihre Pulverkammer und mit 300 Menſchen flog ein großer Theil der Baulichkeiten und auch der Capitano di mare, Piſano, in die Luft. Ihr Wiederaufbau, wie ſie heute iſt, ſchön und maleriſch weithin zu ſehen, ein wahrer Schmuck für das Meer und das Land, wurde dann von Schulenburg berathen und ſo darf ſie als ein Denkmal dieſes Helden gelten, würdiger ſogar als das etwas zopfige, welches ihm der Senat der dankbaren Republik auf der Spianata errichtete. Die einzig ebenbürtigen Standbilder haben ſich überhaupt in der Regel die großen Männer unwillkürlich ſelbſt durch ihre Thaten geſetzt. Ich kenne keine glücklicher aufgeſtellte und ausgeſchmückte Burg, ſo daß ſie wie abſichtlich im Accorde mit der antiken Geſchichte des Ortes und wie ein lebendiges Ueberbleibſel des Alterthums erſcheint, und kein Monument, das großartiger und ſprechender von den Thaten ſeines Helden Zeugniß abgäbe.

Und unvergleichlich wie dieſe äußere Anſicht iſt auch ihre Ausſicht. Der höhere der zwei Felſenkegel iſt der, welcher der Stadt näher liegt. Auf ihm iſt das Obſervatorium, welches die ankommenden Schiffe ſignaliſirt und auch die Laterne, welche dieſen Gäſten Stadt und Hafen kündet. Von ihrer Altane überſieht man die Stadt, ihre Häfen, die Thäler der Inſel, das Gebirge des Feſtlandes und das dazwiſchen liegende trennende und verbindende Meer. Zwei leicht geſchwellte Bogen, ein wachſender und ein fallender Halbmond, beide wie um den Kreis zu ſchließen mit der Höhlung gegen einander gekehrt, liegen ſich Corfu und die Küſte Albaniens gegenüber. Im Norden für das Auge treffen ſie ſich und ſchließen den Kreis;

im Süden bleibt eine breite Pforte offen, die in das jonische Meer führt. Dort fließen See und Himmel wieder zusammen, während die Canalpforte des Nordens für diesen Aussichtspunkt der alten Festung durch riesige Berge geschlossen erscheint. Corfu steht westlich, Albanien im Osten von diesem eingeengten Meere. Das eine, die Insel, ist grün, fruchtbar mit dem Silbersegen der Oliven und dem Goldstaube der Orangenwälder bestreut, mild, lau und südlich in seinen Farben und Formen; Albanien starrt von Gebirgen, die wie im willkürlichen Würfelspiele eines übermüthigen Weltschöpfers gehäuft, durch und über einander liegen, kahl, nackt und wenn der Winter sich meldet, auf seinen höchsten Gipfeln mit Schnee bedeckt. Es sind ihrer darunter die bis über 2200 Meter aufsteigen und selbst die Uferberge der Chimara, die unmittelbar aus der See wachsen, ragen höher als 1300 Meter hinauf.

Es ist eine günstigere Fügung der Natur zu unserem Behagen nicht zu denken als der Contrast dieser beiden Gesichtspunkte. Die warme Lieblichkeit Corfu's ward mir noch lieber, wenn ich lange auf den kalten Ernst der albanesischen Gebirgskette geschaut hatte, und Albanien lernte ich noch mehr achten, wenn mich Corfu eben verwöhnen, sybaritisch verweichlichen wollte. Im Norden, wo es sich an Albanien anschließt, hebt sich die Insel rasch zu ihrer höchsten Höhe, dem Monte di San Salvatore. Er ist ein Zwillingsberg, d. h. rechts und links ragen ihm zwei auffällige pyramidale Hörner auf, die ein langer, ebener, scharfer, horizontaler Grat aneinander schließt. Im Großen wiederholt sich dort die Gestaltung des Festungsberges und selbst das Land, auf welchem die heutige Stadt angesiedelt ist, mit den zwei Akropolen, rechts und links von ihr erhöht, ist ähnlich geformt. Und es ist dieses gerade eine der schönsten charakteristischen Gestaltungen wie sie dem Süden zum Entzücken jedes Malerauges eigenthümlich sind: langer, glatter, ebener Linienzug und dann plötzlich kühnes, keckes, verwegenes.

beinahe senkrechtes Aufsteigen der Berge nach oben; also gerade und lange Linien, die sich in Winkeln treffen, und wo sie aus der Richtung brechen nie klein und höckerig werden, immer breit und weit geschweift bleiben wie die Umrisse der größten und edelsten Bauten. Auch die Profilbilder der Vasen und aller antiken Reliefsculpturen sind mit diesem Zuge gezeichnet, und ebenso finde ich die Menschen im Süden geformt. Es ist als habe der liebe Herrgott hier für die ganze Welterschaffung einen andern Pinsel und Griffel gehabt oder sei er eben Mitglied einer anderen Künstlerschule gewesen und es also geschehen, daß die gerade, die senkrechte Linie der Stützpunkt, der Zauberstab gerade der besten und edelsten Kunstübung wurde, so daß wir sie, vielleicht weil sie folgerichtig ist, nun überall, wenn wir nur näher zusehen und das Auge classisch gebildet und erfahren haben, als das letzte und eigentliche Geheimniß jeder künstlerischen Wirkung erkennen. Auf ihr ruht und in ihr beruht in allen Künsten Alles. Wo sie fehlt ist Diformität, Aberglaube, Vorurtheil, Unwahrheit und wird man des Anschauens, Hörens, Lesens und Bewunderns bald satt.

Von dem Grate des Salvatore fließen vier breite, klaffende Schluchten senkrecht in einem Falle von oben nach unten gerade in die See. Wenn es Abend wird und die Sonne schon hinter den Berg zu treten beginnt, dann sind diese Schluchten am erkenntlichsten. Statt der Wasserfälle, deren ausgestorbene Betten aus sündflutlicher Zeit man sie zu glauben versucht wird, füllen sie blauschwarze Schatten, die ein wundervolles Farbenspiel in die Landschaft bringen. Auch in Neapel auf dem Vesuv sah ich so tief gesättigte Töne nicht. Dann gewinnen überhaupt die Berge der Insel die charakteristischen Beiworte, womit sie Homer immer wieder zeichnet. „Schattig" wird das Wort, das sich jedem sofort in den beschreibenden Sinn drängt:

Siebzehn Tage befuhr ich die ungeheuren Gewäſſer;
Am achtzehnten erblickt' ich die hohen ſchattigen Berge
Eures Landes von fern und freute mich herzlich des Anblicks;

ſchmeichelt Odyſſeus den Phäaken.

Das nördliche der zwei Hörner des Salvatore iſt der eigentlich höchſte Berg der Inſel und auch der eigentliche Erlöſer. Das ſüdliche heißt von einem Dorfe, das weiß glänzend auf halber Höhe ſeiner waldesgrünen Bergwand ſteht, Monte Spartilla. Wie der ganze Zug plötzlich im Norden aufragt, ſo fällt er auch jähe im Süden ab und weil er auch auf den Flanken keine Hügel vor ſich hat, ſondern unmittelbar, eine eben vollzogene Schaumgeburt, aus dem Meere von Corfu auftaucht, ſteht er wie eine Mauer da, die nur an ihren beiden Enden von zwei Zinnen bethürmt iſt. Dieſe Iſolirung und die Unmittelbarkeit ſeiner Geburt machen ihn auch höher erſcheinen als er in Wirklichkeit iſt.

Vom Salvatore ſüdwärts ſetzt ſich dann die Inſel mit tiefer geſunkenen Stufen fort. Es liegt dieſes Gebirge wie eine Rückenmarkswirbelſäule in dem Lande, den Stamm von Norden nach Süden geſtreckt und nebenausgreifende Rippen mit Thälern dazwiſchen nach Oſten und Weſten. Die nächſte tiefere, aber auch lang gezogene Stufe vor dem Salvatore iſt der Monte San Pantaleone. Von der Fortezza vecchia erkennt man deutlich auf ſeinem Paſſe den weißen Zug der Fahrſtraße, welche die Engländer von dem Oſten nach dem Weſten der Inſel und zu den Uferbatterien, die ſie dort anlegten, gebaut haben. Ein Werk, das an unſere Alpenübergänge erinnert. Und ſo immer mehr abfallend, wahrhaft „geſtreckt", wie ſie Odyſſeus ſchildert, ſenkt ſich die Inſel zum ſüdlichſten Endpunkte, dem Cap Leukimno. Es iſt von der Feſtung kaum noch ſichtbar, ſo weit liegt es ſchon und ſo wenig ragt es nur mehr empor. Manchmal, wenn die Beleuchtung nicht deutlich, Südluft weht oder ſtetiges grau-

färbiges Regengewölke den Himmel deckt, schwebt es nur wie ein Wolkenschatten über der See. Wie milder, runder Wellenschlag, der leise murmelnd auf dem Kiese erstirbt, so hebt und senkt sich einer dieser Hügel der Insel neben dem andern bis hinab zu jenem weißen Vorgebirge. Besonders wenn des Abends Dunkel auf der Insel liegt und die Körper im blauen Schatten einförmig werden, mahnt der Eindruck lebhaft an diesen Vergleich. Es ist, wenn man diesen Blick von dem Festungsberge Corfu's hinab in die südliche Ferne thut, als ob der Süden überhaupt den Ernst und die Wildheit der Erde bändige. Auch was man von Albanien dort sieht, erscheint weniger mächtig und abweisend als das Horn des Tsikaberges, das von Norden her, alles übrige Gebirge überragend, auf die Insel und den Canal von Corfu herabdroht. Das ganze Bild dorthinab ist still und friedlich, nicht erregend, und hat den Reiz und den Ausdruck der vollendetsten Harmonie, einen Gleichklang aller Farben und Stimmungen; man sieht sich wirklich und nicht blos im Traume in „einem Lande der Seeligen", wie die Alten manchmal auch Korkyra nannten.

An Tagen aber da „hellwehender" Nord die Luft klärt, taucht über der Südspitze von Corfu auch Paxos auf und noch weiter die Liebesinsel Leukadia, auch langgestreckt und auch im Norden klotzig und massig gehoben, im Süden zum sapphischen Cap gesenkt. Die Mittagssonne hat alle diese Inseln zu humaneren Formen gebändigt. Es ist als hätten sie sich nur gegen den hier überall gefürchteten Nordwind stärkere Mauern, Schutzwände aufgebaut. Den Anschluß der sapphischen Insel an das Festland unterscheidet man nicht. Epirus, das Festland par excellence, wie sein Wesen schon in diesem alten Namen ausgesprochen wird, liegt hinter dem Vorgebirge von Parga, dem letzten südlichsten Ausläufer Albaniens, nach Osten zurückgezogen und der Aussicht von dem Mittellande Corfu's verborgen. Die Insel, die man sich näher zu vor

diesem massigen Walle von Parga, noch innerhalb des Canales von Corfu schwimmen sieht, ist die alte Sybota, berühmt durch die ersten Schlachten des peloponnesischen Krieges, heute der Scoglio von Murto genannt. Die Bai von Murto beugt sich daneben in die albanesische Gebirgsküste ein und nun, immer im Rückschritte gegen Norden die Bucht von Plataria, dann die größere von Gomenizza. Tief eingesenkt und immer voll des wärmsten Sonnenduftes erscheint sie. Die kleine Insel, die im Süden ihrer Oeffnung steht, ist der Felsen von Ajoniffi; breiter liegt ihr nordwärts das Eiland Prasudi vor. Auf allen diesen Inseln und in den Golfen könnte sich jeden Tag eine neue Robinsonade abspielen, so einsam sind sie heute. Im September des Jahres 1571 aber sammelte sich dort lärmend die Flotte der Verbündeten, des heiligen Vaters, des katholischen Spaniens, der erlauchten Republik Venedig um vierzehn Tage darauf den Seesieg von Lepanto zu erkämpfen.

Im breiten Halbrunde, aber weniger tief eingeschnitten, zieht sich von der Bucht von Gomenizza die albanische Küste nordwärts zu dem Capo Stilo, das nun schon ganz der Festung gegenüber weit in den Canal hinausgreift, wie zum Versuche ihn durch einen Engpaß zu sperren. Andere, kleinere Buchten, schwer zugänglich, mit engen Pforten, aber auch völlig geborgenem Wasser, wohin keine Welle eindringt, liegen in dem Halbrunde dieser größeren Bucht eingeschnitten. So der Golf von Ftelia, Castrades gegenüber, und etwas weiter südlich der von Pagagna. Wo ein solcher besonders begünstigter Landungsplatz, dort steht auch gewöhnlich ein Ort, dem er dient, nur hoch auf dem Gebirge, selten niederiger als auf halber Höhe desselben. Das mag aus der Zeit herrühren da es noch Werth hatte sich in Sicherheit vor den Seeräubern zu bergen. Alle diese Ortschaften sind anders als die auf Corfu eng angebauten, weit zerstreut, Gehöfte, die ihre Felder und Pflanzungen unmittelbar neben sich haben und sich nur näher zu einer Gemeinde zu-

ſammenſtellten. Conispoli, das man von der Feſtung ſich gegenüber ſieht, deckt ſo den Umfang einer Stadt.

Das Gebirge dieſer Küſte iſt nicht wie die Akrokeraunien oben vor dem Eingange in den Canal von Corfu mauerartig gebaut. Nichts ſteht in Reihe und Glied, gleichmäßig hoch und hart neben einander. Längen- und Querthäler öffnen und theilen es. Gewürfelt ſcheint das Ganze. Etwas öſtlich vom Tſikaberge und beinahe gerade ſo hoch hebt ſich eine Sägeform wie ſie Manzoni zu Anfange der Promessi sposi von dem Monte Legno am Comerſee ſchildert. Es iſt das Ergenikgebirge, über tauſend Meter hoch, im Winter ganz, ſoweit man die Schneide der Säge von Corfu aus ſieht, mit Schnee bedeckt. Weit ausgeſtreut klebt auf ſeiner weſtlichen Flanke die uralte Ortſchaft von Delvino, nach der von Butrinto ein Saumpfad ſich windet, um über den Ergenik nach den grünen Thälern von Argyro Kaſtro zu ſteigen und von dort weiter nach Avlona, Durazzo und Skutari zu führen. Ein anderer albaniſcher Berg, der in einem großen Rundthale höherer Genoſſen ganz einſam ſteht, ziemlich hinter der tiefen Bucht von Gomenizza, iſt flach und breit wie mit einem Meſſer abgeſchnitten, ein wahrer Tafelberg. Ich konnte ihn nie ſehen ohne gleich auch das Gelüſte zu empfinden, darauf ſpazieren zu gehen. Seine Abſtürze fallen ſteil und ſenkrecht herunter; es iſt nackter, kantiger Fels. Er hat etwas das ihn Menſchenwerk ähnlich macht, daß man die Bildung dieſer Form ohne Nachhilfe unmöglich glaubt. Die verlaſſenen Stadtterraſſen im trojaniſchen Königreiche ſehen heute alle ſo aus, der Hiſſarlik mit den Ruinen des neuen und alten Ilion, Cap Sigaeon, der Balli Dag mit den neuerdings ausgeſchälten Fundamenten der lydiſchen Gergis und ſo auch das vortrojaniſche Dardanos mit ſeinen Burg- und Gräberhügeln in der Dardanellenſtraße. Die auffallende Aehnlichkeit läßt mich die Vermuthung an dieſen albaniſchen Ta-

felberg knüpfen, daß er die Stätte des jüngſten Ilion geweſen, welches Aeneas auf der Flucht gegen Rom ſinnvoll genug gerade Scheria gegenüber gegründet haben ſoll. So verband er auch räumlich an einem Orte die beiden Sagen, welche ſeitdem deutſche Gelehrte nicht mehr einem Dichter laſſen wollen. Ihnen zum Trotze weht der Weſtwind an Tagen, da ihn Zephir nur etwas kräftig beflügelt, die Orangendüfte von Corfu nach dem Feſtlande hinüber, und beſeeligt auch die Helden des Virgil noch mit den weicheren phäakiſchen Lüften der Odyſſee.

In dritter Reihe hinter dieſen Uferbergen ſtehen dann Pfeiler auf, welche den Himmel zu tragen ſcheinen. Das ſind ſchon Hochgebirge des Pindus, welcher weiter hinab von Nord nach Süd das ganze gewaltige Epirus durchzieht, es eigentlich bildet und mit dem Orakel zu Dodona zugleich die Quelle der griechiſchen Religionen und bis in die jüngſte Zeit die Geburtsſtätte der vielen Völkerſchaften bewahrt, die dem an Menſchen geſchwächten Griechenland immer wieder neues Blut und auch neue Kräfte des Geiſtes brachten. Denn dort wurden zuerſt die beiden ſucceſſiven Namen des griechiſchen Volkes geboren, die Hellenen und darauf die Graeci, und begann alſo eigentlich die Geſchichte Griechenlands. Und von dort tönte die erſte Kunde des griechiſchen Volkes der Welt herüber und aus jenen Bergen herab drangen die Hellenen und dann die Griechen und ganz kürzlich erſt die Albaneſen, ſie alle ſüdwärts, ſüdwärts wie die Deutſchen immer Italien erobern wollten, aber glücklicher als wir mit ihrer Sehnſucht, derſelben, die auch den Einzelnen nicht im Norden zufrieden ſein läßt und welche die Geſchichtſchreibung in ihrem überall und immer die Welt bewegenden Zuge noch lange nicht genug gewürdigt und ſtudirt hat. Denn ſie ſtellt im Allgemeinen die Seelen unwiderſtehlich nach Süden hin, wie der Magnet die Körper zum Norden wendet. Ein immerwährendes Magazin, ein Reſervoir an

Völkerkräften für Griechenland ist also dieses Land Corfu gegenüber, das auch die Heimat des Pyrrhus und des Scanderbey und Aali Pascha's gewesen. Aber es hat auch Mauern von solcher Höhe, daß sich aus dem bloßen Anblicke begreift, wie sich so lange rein und unvermischt von den Giften so vieler Civilisationen die heiligen Wasser des Glaubens und das Blut eines Volkes erhalten konnten. Wenn im December die ersten Gewitter Corfu den Regen und die zeugende Frische bringen, dann legt sich auf jene geheimnißvollen dodonischen Berge Schnee, der nicht mehr weicht bis in die stärkste Wärme des Frühlings. Urquhart in seinem Spirit of the East nennt sie sublimed with snow, erhaben, himmlisch durch den Schnee geworden, um nicht zu sagen in den Himmel erhoben.

Ich konnte dieses ganze albanisch-epirotische Gebirge nie sehen ohne an Byron zu denken. Es war mir, als liege ein Hauch seiner Seele darauf und als hörte ich ihn. Er hat es so viel angeschaut, so heiß geliebt und so schön besungen; warum sollte eine solche Einkörperung der heimgegangenen Seele nicht möglich sein?

Kein schönerer Blick als der von dem Geländer der Spianata oder hier oben von der Festung auf diese dichterisch gesegneten Küsten des Childe Harold und der Odyssee. Die Landschaft ist zugleich groß und ernst durch ihre Massen und Formen, und lieblich und lachend durch ihre Farben. Liegt Scirocco in der Luft, dann ist das Gebirge tiefblau, Abends leuchtet es im Purpur, und kehrt Nord die Luft, daß man jeden Strauch auf dem felsigen Gestein unterscheiden kann, dann gibt es eine silberne Farbe und seine Thäler einen beruhigenden dunkelblauen Schatten. Oft ging ich auf der Spianata in Gedanken versunken unter den Hängen der Festung in den immergrünen Alleen und wenn ich dann hinaustrat ins Freie, wo sich über das Säulengeländer der Blick hinab auf die getigerte Flut, aus welcher einzelne Scoglien aufragen,

hinaus auf den weiten Spiegel der See, auf einzelne Fischersegel, die darüber zogen, auf die freundlichen Vorländer von Corfu und die ernsten Berge der albanischen Küste warf, die in blauen Dunst geheimnißvoll versenkt zur Fahrt und zur Erforschung in die durchwärmten Buchten lockte; dann schwand mir alles Denk- und Besinnungsvermögen und das Buch, das ich für den freien Nachmittag mitgenommen, ruhte stundenlang ungelesen in meinen Händen. Das nenne ich auch einen Hochgenuß, der das Leben des Lebens werth macht, wie es Andern die Freuden der Tafel, der Liebe, des Spieles und Feinfühlenderen die Augenweide eines kostbaren Kunstwerkes oder das Hören guter Musik ist. Und wie vom sträflich übertriebenen Genusse zurück mußte ich mich rufen und mahnen in die Kasteiung des Lesens und Denkens hinein. Man möchte hier nur immer ruhen und schauen und nichts thun als schauen und das Leben genießen. Den würde ich einen wahren Genußmenschen preisen und beneiden, der dieses zu Stande brächte. Aber wer darf es und wer erlaubt es sich mit dem Hetztriebe unseres neunzehnten Jahrhunderts und unseres Europa's im Busen? Wie man sich aber in Corfu langweilen kann, das ist mir unbegreiflich. Wer der Zeit, der Weile zu viel hat, der gehe hin auf die Spianata und schaue und schaue und wenn er nicht ein fühl- und sinnloser Kopf ist, wird es ihm nicht zu lange werden. Dann aber, wenn er sich langweilt, wird mir auch um seine Seligkeit im Paradiese bange.

2. Capitel.

La Fortezza nuova.

Auf einem andern Felsenhügel, der nur nicht so gethürmt und malerisch zerklüftet ist, steht wie im Osten der Stadt auch westlich sie begrenzend und deckend die Fortezza

nuova. Ein Thor, nicht unedel, im Style des erſten Rococo und als gehöre es zum Palazzo Rezzonico in Venedig, führt bei dem Hafen aus dem Innern der Stadt hinauf. Stadtpläne aus dem ſiebzehnten Jahrhundert nannten es damals porta Spilea. Ein Markuslöwe auf ſeiner Stirne legitimirt es noch immer als einen venetianiſchen Bau und ſo die ganze Feſtung, die 1574 von den Ingenieuren Giulio Sauorgnano, Morato Calabreſe und Ferdinando Vitelli, den berühmteſten ihrer Zeit, begonnen wurde. Wie viele Spuren, ſelbſt durch die weite Welt zerſtreut, ein Volk zurückläßt, das einmal groß geweſen! Und wer das ſieht und ſich daran erfreut, mag ſich tröſtend ſagen, daß man es nicht umſonſt wird und ſich darum müht; denn Eines bleibt ſogar über die Sterblichkeit der wirklichen Macht hinaus: das Anſehen und die Achtung der Nachwelt. Und ſie ſind oft ſtärker, wirken mehr als es ſelbſt jene gefürchtete Gegenwart war, ſo wie die Erinnerung an einen kräftigen Charakter in ihrer Bedeutung für die Erziehung der Menſchheit manchmal den Eindruck überwiegt, den er auf ſeine Zeitgenoſſen machte. Sonderbar genug iſt es, daß in dieſen Caſtellen die Engländer die Erben der venetianiſchen Macht wurden, die durch die ſeemänniſche Natur ihres Inſellandes, wie durch die Elemente ihrer Größe, welche der Handel, die Unterwürfigkeit und der Ordnungsſinn ihrer Bürger ſind, in Allem ſo ſehr den Venetianern gleichen und die mit ähnlichen Mitteln und beinahe in denſelben Himmelsſtrichen ſich die gleiche Stellung erwarben und auch im Verfalle von denſelben Motiven beeinflußt ſcheinen, die den Markuslöwen zu Grunde richteten: die Concurrenz anderer Handelsvölker, welche früher ſich nicht in den weiteren Weltraum wagten. Auch darin wird man die beiden Staaten ſich einmal vergleichbar finden, daß beide ſchon auf dem Rückwege waren, als man ſie eben am reichſten, am mächtigſten, am entſcheidendſten für die Weltherrſchaft glaubte.

Die Engländer haben die Fortezza nuova mehrfach ausgebeſſert, umgebaut. Ueberall lieſt man noch die engliſchen Batterienamen und auf der Kaſerne, die den ſchönen Blick nach dem heutigen Hafen von Corfu hat, an dem einen Flügel officers, an dem andern soldiers aufgeſchrieben. Und auch die Cypreſſen, der kleine Orangengarten, die Feigenbäume, welche ſo maleriſch in den Felſen hängen, daß ſie jeder Reiſende von dem Verdecke ſeines Dampfers gerne als Boten des Südens begrüßt, ſind ihr ausſchmückendes Werk. Ein venetianiſcher Glockenthurm der Zopfzeit blieb mitten darin.

Die Griechen laſſen das alles unberührt. Die Feſtung ſteht offen, jeder geht darin ſpazieren und findet keine Beſatzung, nirgends eine Abwehr. Sonſt iſt wohl in Märchen die Rede von ausgeſtorbenen Schlöſſern und Paläſten, in welchen ſich manches Feenhafte begibt; hier fände der Dichter auch eine Feſtung um Geſpenſter Wache halten und die Kanonen laden, Türken- und Piratenſchiffe in den Grund bohren zu laſſen.

Man ſteigt frei aus der Feſtung wie aus Ruinen unmittelbar auf die Wälle, welche die Stadt auf der Landſeite zur andern Akropole hinüber in weitem Halbkreiſe umziehen. Dort iſt die nächſte Umgebung jetzt kahles, nacktes Erdreich, beinahe wie die Steppen um Pera und Stambul. Vielleicht wurde ſie einmal ſo zu Vertheidigungszwecken raſirt, vielleicht aber auch der Geſundheit wegen ausgejätet, daß ſich in dem üppigen Unkraute des Südens keine Fieberluft, kein Feuchtigkeitskeim feſtſetze. Ein paar dürftige Cypreſſen und mächtige Cactuszäune ſind das einzige, was ich dort fand. Es war die beiden Male, da ich dieſe Wanderung machte, am 16. und am 21. November, ein trüber Tag, der keine Sonne ſehen ließ. Der Südwind trieb Gewölke über das joniſche Meer herauf. Es ſtand unabläſſig feſt und warf tief dunkelblaue Schatten auf die Stadt und die Inſel. Mit der völligen Ein-

ſamkeit dieſer ruinenvollen Landſchaft gaben ſie ein gar ernſtes Bild. Es iſt manchmal wie wenn ſich Himmel und Erde bewußt würden, daß ſie einem ſinnvollen Wanderer etwas von der Geſchichte des Ortes zu erzählen hätten. Dann legen ſie beſondere Gewandungen an und der, welcher ſie ſo ſieht, darf ſich ein Glückskind der Natur nennen.

Unterhalb der Wälle führt eine Straße nach der Ufervorſtadt Manduchio und jenſeits dieſer Straße hebt ſich wieder ein anderes Fort, der Monte Abram mit ſteilen, ganz lebloſen Felſen, die gelb und roth, nicht wie von dem Regen verwittert, ſondern von der Sonne ganz ausgebrannt ſind. Der Weg iſt ein völliger Hohlweg. Durch ſeine Mündung ſieht man das Meer, die nordwärts ſich öffnende Bucht Corfu's, ſein heutiger Hafen, die kahle Inſel Vido, die dieſen deckt, die Dampfer und Segelſchiffe, die vor der Dogana ankern, und im Hintergrunde das höher ſteigende nördliche Gebirge der Inſel, den Monte San Salvatore und die grimmigen Berge Albaniens.

Manduchio birgt heute die engliſche Gasanſtalt. Es iſt wie alle Vorſtädte in die Länge gezogen, ein einziger Gaſſendarm, und windet ſich in der Richtung der Bucht. Das Fort Abram hinter dem Orte war in dem venetianiſchen Befeſtigungsſyſteme der letzte nach Weſten zu geſchobene Vorpoſten. Die Engländer ſprengten ſchon 1843 ſeine Werke. Heute iſt ein kleines Spital auf ſeine oberſte Höhe geſtellt. Man hat von dort einen bequemen und weiten Umblick beſonders nach dem Innern der Inſel zu, in die Gärten und Felder. Das Gebiet der Stadt des Alkinoos läßt ſich vielleicht von nirgends aus beſſer überſehen und berechnen.

Dorthin, ich möchte ſagen nach dem Feſtlande der Inſel, geht der gewöhnliche Weg aus der Stadt durch die porta reale, ihr ſüdliches, das Landthor, wie im Norden das entgegengeſetzte zum Hafen hinab führt. Die porta reale ſteht jetzt mehr wie eine Triumpfpforte, die man zum Schmucke

übrig gelaſſen, als wie ein Schutzmittel. Die Verbindung zu den anſtoßenden Feſtungswällen iſt abgebrochen und man kann eben ſo gut rechts und links durch die Breſchen als in der Mitte durch die Pforte die Stadt verlaſſen und in ſie eintreten. Auch das iſt ein Bau der Venetianer und auch im Style des Palazzo Rezzonico, begonnen wie die Fortezza nuova und die anderen Befeſtigungen von demſelben Architekten und zu gleicher Zeit. Ueber dem äußeren Thorbogen hält ein gewaltiger Markuslöwe das pax tibi dem Fremdlinge entgegen. Eines der ſchönſten, der ſinnigſten Wappen, das es jemals für eine Stadt und ein Reich gab.

Immer beherbergt das Thor viel Volk. Morgens Obſt- und Gemüſehändler vom Lande, Nachmittags fand ich obdachloſe arme Griechenweiber darin gelagert, die aus Albanien kommen ſich zum Einſammeln der Oliven für einen Schilling zur Tagesarbeit an die Grundeigenthümer der Inſel zu verdingen. Der Thorweg wird dann förmlich der Marktplatz für dieſes arme Menſchenfleiſch. Sie ſpannen, den weiß umhangenen Rocken aufrecht vor ſich haltend, bis ihnen dieſer werthvollere Verdienſt zukam. Nur graue ſchmutzige Hemden bedeckten ſie. Aber Alles an ihnen war maleriſch, großartig und ſtylvoll in der Zeichnung wie in der Farbe. So die Körper, ihre Haltung und der Wurf ihrer Lumpen. Aus den engen Aermeln der Jacken fiel in reichen Falten das Hemd hervor. Um den Kopf trugen ſie weiße Tücher geſchlungen. Das gab ihnen etwas Stolzes und das längliche Oval des Geſichtes erſchien darin wie in einem Rahmen. Die Naſe iſt gerade und lang gezogen, das ſchwarze Haar tief die Wangen herab geſcheitelt. Selbſt die alten Weiber wurden durch dieſe Tracht zu völligen Schönheiten und zu plaſtiſchen Modellen. Guido Reni hat ſolche Köpfe geahnt und auch den reichen breiten Faltenwurf dazu. Der melancholiſche Ausdruck ihrer Geſichter vermehrte noch den künſtleriſchen Werth dieſer Geſtalten. Nur tſcherkeſſiſche

Weiber ſah ich in den Moſcheenhöfen zu Conſtantinopel ſo traurig und ſo ſchön und ſo ſtumpf gleichgiltig ganze Tage lang gelagert.

Später, als dann der Winter vorſchritt, fand ich ſie — denn mich zogen dieſe räthſelhaften Geſtalten gar oft dorthin — in Pelze verkrochen, weil ihnen die Feuchte des Regens zu kalt wurde. Sie trugen den langzottigen Schafspelz nach innen gekehrt, nach außen nichts als den ungegerbten Balg, an welchem oft noch verdorrte Fleiſchreſte des Thieres hingen. Die Pelzſtücke ſind loſe aneinander geheftet, ſo auch die Aermel. Es ſind nicht Mäntel, ſondern enge Ueberröcke, aus denen wulſtig unten die groben wollenen Unterkleider hervorhängen. Man glaubt nicht, wenn man nur Frankreich und Deutſchland kennt, daß es ſo nahe ihren Culturen und Moden noch ſolche Kleider und ſolche Menſchen gebe. Andere Vorräthe von Pelzen, gegen noch ſchlimmere Unbill der Witterung, wie ſie ihre albaneſiſche Bergheimat oft hat, lagen hinter ihnen zu Hügeln aufgeſchichtet. Das waren ihre Throne, auf die ſie ſich lehnten. Eine Frau, ſie war nicht mehr jung, aber die Züge ihres Geſichtes immer noch edel, ſaß ſo wie in einem gemächlichen Seſſel. Den linken Arm mit dem Ellbogen auf einen Wulſt von Pelzen geſtützt. Die umgeſchlagene äußere Handfläche gegen die Wange gelegt und den Kopf ſchief nach links hinüber auf dieſe Stütze geſenkt, glich ſie völlig einer der myſtiſchen Geſtalten aus dem Kreiſe der Vorfahren Maria's, der Frau des Jeſſe, welche Michel Angelo in den Deckzwickeln der Siſtiniſchen Capelle auf den verheißenen Erlöſer warten läßt. Auch der Ernſt der Miene war ganz derſelbe. Alle hatten ihre Kinder mit. Einige ſah ich unbefangen, was hier übrigens überall öffentlich geſchieht, den jüngſt Geborenen die ſtarke Bruſt reichen; Andere lauſten eben die kleinern oder zankten die größeren Knaben. Einer dieſer letzteren hatte kirſchrothe Backen, immer lachende, äußerſt kluge kohlſchwarze Augen.

Ein weißleinener Kittel hing ihm um die Beine, die Waden ſteckten in weißtuchenen Gamaſchen, den Beinſchienen κνημίς, des Homer; ſeine Füße waren nackt, die Bruſt deckte ihm nur wenig ein offenes Hemd. Der Junge war immer beweglich, neckte, folterte alle übrigen Geſpielen. Mit unwiderſtehlichen Augen bettelte er mich an. Ich habe das Leben nie heiterer verkörpert geſehen als hier in dieſem Kinde bitterſter Armuth. Der melancholiſche Ernſt der Mutter daneben wurde zu einem großartigen Gegenſatze und daß er unverwüſtlich war, erhob ihn zuletzt zu einem tragiſchen Eindrucke. Abends ſetzten ſich Alle familienweiſe im Kreiſe um das ſpärliche Mahl, während gegenüber von den grauen Wänden der Halle ein paar Votivlampen, die vor einem grellfärbigen griechiſchen Heiligenbilde angezündet wurden, das Licht gaben und in einer andern Ecke hauſirende Weinhändler ihre Tiſche aufſchlugen, um den letzten Ausreitenden noch einen Trunk von dem ſtarken rothen Weine der Inſel für die Nacht und die Reiſe zu bieten. So waren die Menſchen, welche Herodot und Homer in Dodona ſahen und ſo die Königstöchter, die in den albaneſiſchen Märchen den Geliebten laufen. Es iſt immer noch dieſelbe Einfalt und Art, welche es nicht begreifen, daß überhaupt eine andere Sitte in der Welt beſteht als die, welche auch diejenige des niedrigſt Geborenen und Geſtellten iſt. Weil dieſe armen albaneſiſchen Bauernweiber den Anſtand und die Würde von Königinnen haben, können in ihren Begriffen Königstöchter mit ihnen dieſelben Dienſte thun. So kam es, daß Nauſika Wäſche reinigte und die Tochter des Läſtrigonenkönigs vor der Stadt das Trinkwaſſer holt. Und mit dieſen Geſtalten im Auge leſe ich den Homer.

Das Glacis vor der porta reale iſt noch immer völlig nackt als ſei die Feſtung nicht geſprengt und ſolle ſich eben vertheidigen. Wo ein Paar verkrüppelte Cypreſſen ſtehen, theilen ſich fünf Straßen zum Weitergang in die Inſel. Der Punkt

heißt auch cinque stradi. Auf ihm findet man ſtets reges Leben, beſonders Morgens und Abends, wenn die Landleute in die Stadt oder zurück auf das Land ziehen. Dort laſſen ſie die Maulthiere, die Eſel und die Pferde, welche die Laſten zur Stadt brachten und das was nicht verkauft oder eingekauft wurde zurück. Es iſt dieſes Lagerhalten vor den Thoren eine Gewohnheit, die aus dem Alterthume erübrigt. Friedländer ſchildert in einem lebendigen Bilde ſeiner Sittengeſchichte Roms, wie es dort gerade ſo geweſen. An Pflöcken, welche in die Erde geſchlagen ſind, werden die müßigen Thiere feſtgebunden. Brütend und oft durch Stunden regungslos ſteht der Eſel geſenkten Hauptes. Hoher Miſt häuft ſich um ſie auf. Aus Latten gezimmert trägt jedes Thier einen Laſtſattel auf dem Rücken. Je nach der Waare, die es ſchleppen ſoll, werden ihm nun noch Körbe oder Decken oder Säcke übergelegt. Das hat der Miether zu thun, wenn er für irgend eine Wanderung ſolch eines der preiswürdigen Geſchöpfe erſteht. Auch der Reiter bedient ſich dieſes Sattels, welcher auf der ganzen Inſel für die gemeinen Leute das einzig übliche Reitzeug iſt. Die Männer ſitzen der Quere darauf wie bei uns nur die Frauen. Nie kömmt es vor, daß man auf der Inſel einem Bauersmanne begegnete, der das Pferd zwiſchen den Beinen hätte. Und wer es einmal verſuchte, wenn nur die Decken, die auf das Lattengerüſt gehören, dicht genug waren, wird mir zuſtimmen, wenn ich behaupte, daß beſonders zu länger währenden Ritten dieſe ſeitwärts gerichtete Lage der Füße die bequemere ſei.

Ein kleiner ärmlicher Alter kam aus der Stadt. Er konnte ein Türke ſein, ſo ſah er aus. Ein grauer Stoppelbart ſäumte ihm das Kinn ein. Weite blaue Pumphoſen ſchlotterten ihm um die Knie. Er zog die Füße und die ganze Geſtalt zitterte vom Alter, das ihn beugte; eine Gattung Philemon, der zu ſeiner Baucis heimkehrte. Bei cinque stradi fand er ſeinen Eſel wieder, ein elendes, ſtruppiges,

kleines Thier, in Allem dem Herrn ähnlich. Er lud ihm auf was er in der Stadt eingekauft. Der Esel nahm dieses gleichgiltig wie früher das stundenlange Warten. Da er ihn schon vor sich hertrieb, fiel dem Alten ein aus einem der umstehenden Gemüsekörbe noch ein paar Salatköpfe zu erwerben. Er hatte sie schon in den Sack des Esels gesteckt, der Handel über deren Werth dauerte aber noch fort, da er und der Esel schon wieder in Bewegung waren. Der Verkäufer lief nebenher, drohte die Köpfe wieder heraus zu ziehen. Der Alte gab einen Obolus zu und schließlich schloß mit der Differenz zweier Obolen, die der Händler mehr verlangt hatte, das Geschäft ab. Der Alte wackelte mit dem Kopfe und wackelte hinter dem wackeligen Esel drein die Straße nach Platiterra zu, die in das Hochland der Insel hinauf führt. Ich dachte an Plautus und Terenz und sah das Ganze als eine antike Lustspielscene an.

Andere frische, schöne junge Burschen kommen Morgens von dort herab der Stadt zu. Sie tragen die Waden in blendend weißen Strümpfen, offene ausgeschnittene, bebänderte Schuhe an den Füßen, weite blaue Pumphosen um die Schenkel und — was sonderbar klingt aber nicht häßlich aussieht — eine Tuchjacke, die ganz in unseren Formen geschnitten ist. Auf dem Kopfe haben sie das Fez, nur höher geformt als man es in der Türkei trägt. Und ich möchte fragen: ist diese Kopfbedeckung nicht noch ein Rest der überall einmal im Oriente giltigen phrygischen Mütze? Auf dem originellen Fresco zu Pompeji, wo Paris mit übereinander geschlagenen Beinen, die Hände auf einen Krückenstock gelehnt, auf dem Ida sitzt und sein Urtheil spricht, trägt er sie wie diese hübschen corfiotischen Bauernburschen und die Perser haben sie in dem Mosaik der Alexanderschlacht wie ihre Nachfolger im Reiche, die Türken. So dürfen wir es auch auf Corfu für dieses alte orientalische Erbstück nehmen. Keinem fehlt ein schwarzer Schnurrbart, Keinem dichte Locken die schwarz wie Ebenholz

ſind und Keinem Augen die wie Kohlen leuchten. Jeder hält ſich gut, iſt ſchlank und aufrecht gebaut. Der Oberkörper wiegt ſich förmlich elaſtiſch auf den Hüften. Es iſt als gehöre er nicht feſt zu den Beinen, ſo frei und abgetrennt, ſelbſtſtändig iſt jeder Theil in ſeinen Bewegungen. Was Taille iſt bei einem Manne, natürliche, nicht eingeſchnürte, das ſieht man erſt bei den Griechen und doch auch drüben ſchon bei den kleinen, zierlichen Neapolitanern, die ihre Blutsverwandten ſind. Niemals, wenn ich bei cinque stradi ſtand oder die Gaſſe von Platiterra hinaufging und mir das Landvolk entgegen kam, wandelte mich jene Angſt an, die mich ſo oft in Mitte der gemeinen Leute unſerer Länder befällt, den Menſchen in das Geſicht zu ſehen, weil mich die angeſchaute Gemeinheit und Häßlichkeit aus der Stimmung reißen würde, in die ich mich durch Betrachtung der Landſchaft verſetzt habe.

Die kahlen Grashänge des Feſtungswalles herab kam ein Pope. Ein grauer Bart floß ihm vom Geſicht. Mit den weiten ſchwarzen Gewändern ſpielte der Wind. Die linke Hand hielt er ſchützend gegen die Sonne an das Barett, mit der rechten geſticulirte er lebhaft ſeinen drei Begleitern, welche ſonnenverbrannte Schiffsleute waren, eine Ermahnung, der ſie andächtig lauſchten. Es liegen in dieſer Gegend, wo die Friedhöfe ſind, eine Menge von Klöſtern und nie ging ich dieſe Fußwege auf den Feſtungswällen, ohne dort nicht einigen griechiſchen Geiſtlichen zu begegnen. Eine beſonders ſchöne Erſcheinung war der Biſchof, der in Wien ſtudirt hatte und ſehr gut deutſch ſprach.

Ein Venetianer-Brunnen aus rothem Marmor, eine Ciſterne, iſt auf cinque stradi bei dem Haltplatze der Laſtthiere. Wappen ſind ringsum in ſeinen Feldern, in dem mittleren der Löwe von San Marco mit dem Evangelium in den Tatzen. Alles, was dieſes Volk hier zurückgelaſſen, iſt maſſig, feſt, von künſtleriſcher Bedeutung. Der Borgo di San Rocco,

der ſich anſchließt, hat ſeinen Namen von einer Kirche, welche aber der General Gildas im Jahre 1644 mit fünfhundert Häuſern, die dort ſtanden, den neuen Feſtungswerken opferte. Damals lagen dorthinaus die Landhäuſer der Städter. Jetzt iſt es nur eine breite, lange, ſchmutzige Gaſſe niederiger, einſtöckiger, ſchmaler Hütten, ein dörflicher Bazar aller Gewerbe, welche dem zur Stadt kommenden Landmanne nothwendig ſein können. Vor dem Erdgeſchoße eines jeden Hauſes ſteht ein breiter Porticus, der mit ſeinen Nachbarn rechts und links auf beiden Seiten der Straße zwei rohe Laubgänge bildet. Aber es iſt dieſes gewiß ſo das Bild des antiken Vorſtadthauſes und auch der Gaſſen wie ſie zu den Thoren der alten Städte führten. Und auch das Leben darunter iſt gewiß noch ganz antik. Die Hämmel werden öffentlich gebraten und verſpeiſt; der dunkelrothe Wein aus großen thönernen Amphoren geſchenkt und getrunken; daneben Pferde beſchlagen, die hohen zweiräderigen Karren, das Fuhrwerk der ganzen Inſel, angefertigt und ausgebeſſert; Wachskerzlein gezogen und verkauft, die zum Weiheopfer in den nahen Kirchen oder als gelobte Reiſegabe für den Heiligen des Heimatsdorfes nothwendig ſind. Und Abends, wenn man vom Spaziergange heimkehrt, ſieht man dieſes ganze laute, geſchäftige Handwerkstreiben immer noch auf der Gaſſe unter den Laubgängen, nur nun bei rauchigen offenen Schnabellampen, und das Bild iſt dann noch heiterer, noch vergnüglicher. Es iſt auch dieſes wie Alles auf Corfu, wie der Gemüſe- und Fiſchmarkt unten bei dem Hafen nur klein, mesquin wenn man will, wie die Stadt und Inſel ſelbſt, aber gerade deshalb erfaßt man jedes Einzelne beſſer, und auch ſo verlumpt und ſchmutzig thut man am beſten ſich die ſtädtiſchen Bilder des claſſiſchen Alterthums wieder aufzubauen, nicht geſchminkt und gepauſcht wie ſie unſere Schulbücher und Schaubühnen fälſchen. In ſolcher ſteifleinenen Toga hielt ſich nie der Südländer, und ſo unbequem konnte und kann ſich ſein

unbändiger Sinn nicht gewöhnen. Je weniger man zu- oder abſchneidet von dem heutigen Volksleben der ſüdlichen Länder, deſto näher kommen unſere Vorſtellungen der antiken Weltordnung.

3. Capitel.

Die Stadt und ihre Bewohner.

Profeſſor Romano, der hier an der Hochſchule lehrt, gab mir die Einwohnerzahl der Inſel mit 80.000 Menſchen, die Bevölkerung der Stadt Corfu mit 25.000 Seelen an, darunter ſeien 6000 Juden, 3 bis 4000 Katholiken und von dem Reſte immer noch die Hälfte Epiroten, Italiener, Malteſer und andere Fremde. Durch die porta reale in die Stadt zurückkehrend, hat man zunächſt zur Linken, angebaut an die Stadtmauer und unmittelbar unter dem Süden der Fortezza nuova, das Quartier dieſer unverhältnißmäßig zahlreichen jüdiſchen Bevölkerung, den Ghetto Corfu's. Hier ſind die Gaſſen noch enger, das Leben darin aber auch noch treibender und die Häuſer ſchmutzig, zerbrochen. Beinahe keines aus deſſen Erdgeſchoß nicht irgend ein Fetzen, eine alte Uniform zum Verkaufe heraushinge. Mit einem kleinen Umwege führt das Gewinkel in das Centrum der Stadt und gleich in die anſehnlichſte ihrer Gaſſen, den Odos Eugenini, die zwiſchen der porta reale und der Spianata die kürzeſte Verbindung bildet. Wo ſie ſich am meiſten weitet, beinahe eine Piazzetta wird, ſteht alt, dunkel und verwittert Santa Maria Annunziata, eine venetianiſche Kirche. Flankirt iſt dieſe von einem feſten, maſſiven Campanile, der auch in Venedig noch ſchön wäre und auffiele. Unten war ſein Fuß einmal mit einer Quadernachahmung bemalt, oben hängen die Glocken in einer offenen Loggia, die nach jeder Seite von zwei hohen, ſchmalen, durchſichtigen Rund-

bogen gebildet wird, welche je eine Mittelsäule trennen und stützen. Darüber im Frieße erscheint zuerst auf einem Schilde das Schiff von Corfu, dann ein mächtig ausladendes Gesimse und als letzte Bekrönung jene Stirnziegel, wie man sie an den Vertheidigungsbauten Verona's bemerkt und ich sie im letzten Sommer auch auf dem Skalinger Schlosse der Catullischen Halbinsel Sirmio des Gardasees sah. Daß die daneben den Berg hinaufsteigende Gasse Mocenigo heißt, weist vielleicht auf den Stifter dieses interessanten Baues. Diese Kirche der Verkündigung und die Cisterne hinter dem jetzigen Theater, das aber die venetianische Regierung als Börse gebaut hatte, sind die schönsten Architekturwerke, welche sie auf der Insel zurückließ.

Der Kirche gegenüber in dem Erdgeschoße eines alten Hauses hält ein Messerschleifer seine Bude offen, die malerischste von all den vielen eigenthümlichen hier. Sie verdiente die Auferstehung eines Teniers oder Ostade. Ueber eine Treppe von vier Stufen steigt man hinauf zu der Plattform, wo der alte, runzelige Meister unter dem Rundbogen der offenen Loge des schmalen Hauses Tag und Abend ein mächtiges Rad dreht; neben ihm ein Geselle ein kleineres. Rebenmesser, Baumscheeren, Ackergeräthe behängen um ihn alle Wände und die Wölbungen. Auf der Stiege hat er aber auch zugleich einen Handel mit den zierlichen flachen Tellerkörben und den gehenkelten ausgestellt, wie sie hier üblich sind um Alles, Orangen, Obst, Gemüse und Fische zur Stadt zu bringen.

Den Scheerenschleifer und seine lustige Bude, den engen Platz und gegenüber die alte ehrwürdige Venetianerkirche mit dem hohen Glockenthurme und den verwitterten Farben habe ich mir oft angesehen. Alles zusammen mit dem rechten Sonnenlichte und den ausdrucksvollen Schatten gäbe ein hübsches Aquarell, das dann eine charakteristische Erinnerung an die Stadt Corfu wäre.

Links durch die Gasse Dikasterion tritt man in das Herz der kleinen Stadt. Dort fühlt man ihren Puls. Alles was Leben und Nahrung gibt, ist hier rechts und links in kleinen Buden gesammelt. Es sind eigentlich die Hallen der Stadt. Bäcker, Käsehändler, Weinverkäufer haben die Schüsseln, die Fässer, die Flaschen und Gläser mit Lorbeerzweigen umwunden. In außerordentlicher Menge sind die Fleischhauer vorhanden. Sie verkaufen auch Würste und kleine Vögel, die sie vor den Augen des Käufers im Fette schmoren. Noch zahlreicher sind die Garküchen. Einmal des Weihnachtsfestes wegen wurden dort nur Fische, Crevetten und Sardellen, aber in größten Massen zubereitet. Das geschah hinten im dunklen Raume der Bude und ganz noch wie nach homerischem Küchenrecepte:

„Brätelnd noch an den Spießen, mit weißem Mehl es bestreuend."

Vorne in der offenen Auslage hat der Verkäufer Hügel kleiner Seefrüchte vor sich aufgeschichtet. Die Kunden suchen sich daraus das Bessere aus. Er schichtet fortwährend wieder neu und sucht die Ordnung gefällig wieder herzustellen. Sterne, Kränze und andere ornamentale Figuren werden dabei ausgelegt. Ein Pariser Boulevardboutiquier versteht das Geschäft der lockenden Auslage nicht besser. Dazu summt der hiesige eine griechische Melodie. Der Käufer besieht, befühlt die Fische, prüft sie in jeder Weise als handle es sich um ein Geschmeide. Die kleinste Sardelle wird nur mit Ueberlegung gekauft. Endlich wird was gewählt worden in eine Wage gelegt und nun beginnt darüber erst der eigentliche Handel um den Preis. Dieser währt noch länger. Hinten im Gewölbe brodelt und siedet es inzwischen, daß die ganze Gasse Abends, wenn die späte Speisestunde des Südländers geschlagen, keine andere Atmosphäre mehr hat als Wohlgerüche von Oel und flüssigem Fette. Dann werden die offenen Auslagen dieser Buden hell beleuchtet durch Lampen, welche völlig noch die antiken sind.

Ein Docht ſchwimmt in der Oelſchale und iſt mit ſeinem Endzipfel an einer der Ecken in den Schnabel gelegt und dort angezündet. Die vornehmeren Buden haben auch Lampen mit drei Dochten und drei Schnäbeln. Vier kommen nie vor. So hängen ſie an Stricken und Drähten von der Decke, dem Fenſterbalken herab, und beleuchten auf das grellſte die grellrothen Aepfel, die ſchreiend gelben Orangen, die grünen Citronen, die Paradiesäpfel und die Fiſche, die blau und ſilbern ſchimmern wie der Schuppenpanzer irgend eines Lohengriniſchen Märchenprinzen. Und auch in der beſcheidenſten Bude iſt all das mit einem gewiſſen Sinne für das Schöne, Gefällige, Anziehende geſchichtet, aufgeſtappelt, auseinander gelegt, und nirgends, wo es anzubringen war, fehlt ein Buſch Grün von wohlriechendem Lorbeer. Das blos Materialiſtiſche genügt dem Südländer nicht. Er will überall etwas Kunſt und Schönheit mit in den Kauf haben.

So klein die Stadt, in dieſen Abendſtunden wälzen ſich immer Mengen von Menſchen durch dieſe beleuchteten Gaſſen. Das iſt eine Eigenthümlichkeit aller ſüdländiſchen Ortſchaften, daß auch die kleinſte Abends ein Paris und London der Volksbewegung wird. Man erwacht dort, lebt und kauft, wenn bei uns Alles an den Schlaf oder im beſten Falle an ein kurzes Vergnügen in abgeſchloſſenen Räumen denkt.

Das andere Ende der kleinen Dikaſterionſtraße mündet in die Gaſſe Nikephoros. Dieſe iſt der Hauptweg vom Hafen herauf zur Spianata und zur Georgsgaſſe, wo die beſten Gaſthöfe ſtehen, das Hôtel St. George, die bella Venezia und Carter's Club Hôtel. Odos Nikephoros ſchneidet Corfu in ſeiner ganzen Länge. Dieſe Hauptſtraße gehört den Bedürfniſſen der See- und Handelsleute, den Reiſenden. Denn Corfu, auf der Grenzſcheide zweier Meere, zwiſchen Orient und Occident und auf dem Wege von Europa nach Egypten und Indien gelegen, iſt eine beſuchte Station für viel Volk und manche

Handelswaare. Insbeſondere Alles was nach den Bergländern des illyriſchen Continentes will und von dort kömmt, muß hier aus- und überſteigen. Das gibt der kleinen Stadt mehr Farbe und Bewegung, auch mehr zu verdienen als es die einheimiſche Bevölkerung vermöchte. Zeugniß von dieſem Fremdenverkehre legt auch die abſonderliche Mannigfaltigkeit der umlaufenden Münzen ab. Selbſt im reicheren, weiteren Oriente, in Syrien und Egypten ſah ich dieſe Münzmiſchung nirgends abenteuerlicher. So erhielt ich hier beim Geldwechſeln im gewöhnlichen gewerblichen Verkehre einen Thaler der Republik Venedig mit der Umſchrift Ludovico Manin duce 1789 und dem Marcus-Löwen in der Mitte, auf der Rückſeite mit dem Bildniſſe einer ſtolzen Frau, wie ſie Palma vecchio malte, und dem kurzen respublica veneta darum; ſpaniſche Colonaden von 1797 und 1800 mit dem Bilde Carl III.; andere von Ferdinand III.; ungariſche Maria Thereſienthaler von 1780; einen öſterreichiſchen Zwanziger Franz I. von 1815; einen Thaler der Republica Peruana von 1839, einen anderen der Republica Boliviana von 1834 mit dem Bildniſſe des Bolivar, einen der mexikaniſchen Republik von 1863 und daneben mehrere des unglücklichen Kaiſer Ferdinand Max. Die türkiſchen Medſchidjie's, die kupfernen Piaſter, die ruſſiſchen größeren und kleineren Kopeken, die Liren des Königs Victor Emanuels, die Sixpences der Königin Victoria, die belgiſchen, ſchweizeriſchen, franzöſiſchen und öſterreichiſchen Gold- und Silberſtücke waren daneben nicht zu zählen und beinahe häufiger als die griechiſchen Leptas. Dieſer polyglotte Zuſtand des Geldweſens macht auch den Einkauf und die Preisbeſtimmung ſchwierig und unzuverläſſig. Man fordert zu gleicher Zeit ein engliſches Pfund und ſo und ſo viel griechiſche Leptas oder einen Schilling und 7 Lepta, und ſo geht die Verwirrung und der maskirte Betrug fort, ohne daß der Fremde dagegen irgend eine Abwehr fände. Es iſt als habe Corfu durch Jahrhunderte als

eine Sparbüchſe der ganzen Welt Münzen geſammelt und gebe ſie jetzt erſt aus.

Am erſichtlichſten wird dieſer internationale Charakter der Stadt Corfu in dem äußeren Anſehen der Straße Nikephoros zunächſt dem Hafenthore. Dort, ehe ſie ihr erſtes Knie nach links macht, gibt ſie ein Miniaturbild der Galatagaſſe in Conſtantinopel. Jede Hafenſtadt des Mittelmeeres hat ſolch einen Winkel des völligen Orients. In den Buden ſtapelt Alles was zum Meere, was für Schiffer und Fiſcher, für See- und Landreiſen gehörig: dichte Lodenjacken mit dem zottigen Haare ihres Gewebes nach außen, braune und mehr noch weiße Tücher um den Hals zu ſchlingen, rothe Leibbinden, Taue, Querſäcke für die Pferde und Eſel im Gebirge, von jenen feſten, geſtreiften, buntfarbigen Stoffen, die nur der Orient ſo ſtark und ausdauernd, ſo gefällig jedem Farbe und Licht liebenden Auge erfand. Dazwiſchen anderes, welches die See gebracht hat: Fiſche, gedörrte und friſche, Specereien, Datteln, Feigen, Alkohole und auch hier Eßwaaren aus den Wäldern und Feldern der Inſel ſelbſt, in bergigen Maſſen goldene Orangen und kleine Mandarinen, rothe Paradeisäpfel, grüne Citronen, gelbe Miſpeln; Kartoffeln und Topinamburs, die dieſen ähnlich, Lauch, Birnen, Aepfel, Oel und Oliven, und Garküchen, die dampfen und brodeln. In anderen Läden hauſen Flanellhemden, rothe griechiſche Seemannsmützen, die bekannte hydriotiſche Kappe, höher und weiter als das türkiſche Fez; Hoſenträger, Rockſtoffe und fertige Kleider: das Alles aus Europa gekommen. Die Fenſter aller Waarenlager ſind ausgehoben oder richtiger exiſtirten nie, denn Winter und Sommer kann dieſes gleich offen bleiben. Ein Schutz iſt vielleicht nur mit einem alten Vorhange nothwendig gegen die Strahlen der Sonne. Wo bei uns Auslagekäſten, Spiegelſcheiben und hinter dieſen die Waaren wären, ſind ſie hier, und viel verlockender, in offene Rundbogen eingeſtellt und

aufgethürmt und der Käufer greift ſofort von der Gaſſe aus, wonach ihn die Luſt anwandelt, beſieht und befühlt es im vollen freien Sonnenlichte und handelt dann, wenn es ihm gefällt, von der Gaſſe in die Bude hinein über die Auslage weg mit dem Verkäufer. Noch öffentlicher, noch bequemer, noch verlockender machen es den Kaufluſtigen die Hauſirer, Ausrufer und auch dieſe ganz wie in der Galataſtraße ſich in der Mitte der Straße den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht drängend. Meiſtens ſind es Italiener, Malteſer, geriebene Leute, ſpitzbübiſch ſchon ihrem Geſichte nach, und die Betrogenen, Albaneſen, Montenegriner, die hier auf der Durchreiſe nach ihrer noch uncivilisirteren Heimat von einem Dampfer zum andern ſtationiren. Für ſie iſt das uns ärmlich dünkende Corfu ein kleines Paris und bildet ſeine Leute. Wer hier geweſen iſt, ſpreizt ſich drüben in den illyriſchen Bergen. Beſonders geſucht und auch jedesmal ausgeboten, wenn ich dieſen Theil der Nikephorosgaſſe paſſirte, ſah ich Hemden, weiße und bunte aus Schirting. Sie wurden beim Kaufe auseinander gefaltet, von allen Seiten unterſucht, befühlt, beſehen, an den beiden Aermeln weit ausgeſpreizt, und dann, wenn ſie ſo frei in der Luft hingen, wurde die Verſuchung, das Gelüſte nach dieſem erſten Bedürfniſſe der europäiſchen Civiliſation in den Augen der buntgekleideten Bergbewohner unverkennbar eine leuchtende, eine unwiderſtehliche. Während ſie goldgeſtickte dunkelblaue Kamaſchen, kurze reich verbrämte Bruſtjacken, Pumphoſen, ſchwarze langhaarige Schafpelze oder einen weiten ſtarrenden zottigen Wollmantel desſelben Stoffes, welchen Homer in der Odyſſee XIII. 73 erwähnt, umgeſchlagen tragen, Piſtolen und Dolche im Gürtel hatten, die alle unſere Neugierde und unſern Neid erregen, haben ſie keinen andern Wunſch als für einige Obolen mehr oder weniger über oder unter einer ſpaniſchen Colonade ſich zum erſten Male das zu erwerben, was auch in der Vorſtellung unſerer Bettler als unentbehrlich gilt.

Unten links neben dieser Gasse, noch auf dem Ufer des Hafens, ist der Fischmarkt, eine Halle die im Innern einen freien etwas länglichen, viereckigen, unbedeckten Hof hat und um denselben einen etwas höher gestellten Säulengang; ganz das antike Forum einer kleinen römischen Stadt, wie man es zu Pompeji sieht. In dem Porticus sind die größeren Händler mit ihrer kostbareren Waare, auch die Fleischhauer eingewohnt. In dem Hofe tummeln sich die Fischer, welche das kleine Gewürme, das sie gefangen, selbst ausbieten. In den Nachmittagsstunden geschieht dieses mit sinkenden Preisen und das Geschrei wächst, je näher der Abend rückt und je „länger die Schatten werden". Es ist ohrenbetäubend diese Fischhändler von Corfu um vier oder fünf Uhr des Nachmittags ihre Sardellen ausrufen zu hören. Tant de bruit pour une sardine würde der Franzose sagen, hätte er nicht schon die Omelette in seinem Sprichwort. Nur der Lärm der Pariser Börse bietet einen Vergleich; aber dort schreien Tausende und handelt es sich um Hunderte von Millionen, während sich hier der Umsatz weniger Dutzende um ein paar Franken dreht.

Hinter dem Fischmarkte ist auf einem kleinen Raume der Standplatz der Gemüse- und Obsthändler,

> Voll der balsamischen Birne, der süßen Feig' und Granate,
> Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.

Ueberhaupt, die frischen Feld- und Gartenfrüchte haben in der Nahrung der Corfioten noch immer das Uebergewicht wie zur Zeit der Königin Arete, die ihre Tochter Nausika nicht einmal zum Waschen ohne eine Wegzehrung von Gemüse entließ.

Dieses ganze gewerbliche Treiben Corfu's hier auf den Fisch- und Gemüsemärkten, in den Gassen Nikephoros und Dikasterion und im Ghetto ist nur klein, beinahe wie Kinderspielzeug. Und lustig auch, wie zum Vergnügen nur treibt jeder sein Handwerk. Nicht ein zürnendes Gesicht, keinen Streit sah ich dort. Alles schreit und lacht und lacht noch mehr, wenn

der Nachbar ſich müht durch Schreien ihn zu überbieten und die Kunden an ſich zu locken. Es iſt dieſelbe Idylle der Friedfertigkeit, ein freundliches Vertragen aller Elemente, das ich durch die ſchöne Landſchaft der Inſel und durch die Einfachheit ihrer bäuerlichen Bevölkerung in alle Zuſtände gelegt glaube. Mit den offenen kleinen Buden, den engen Gaſſen mahnt die Stadt zunächſt an Venedig. So aber ſah auch unſer Mittelalter aus, ſo zuſammengedrängt in den niederen Raum kleiner Auslagen arbeitete, verkaufte damals jedes Gewerbe zu Nürnberg und Augsburg. Das iſt es, was ſelbſt gedankenloſen Reiſenden Gefallen an dem Oriente gibt, weil er unſere eigene Vergangenheit greifbar und ſichtbar überliefert. Jeder achtet doch einigermaßen das Mittelalter unſerer Geſchichte und wäre es nur als poetiſche Fundgrube der Ritter- und Legendenbücher, die unſere Jugend erfreuten. Erinnerungen daran werden hier aufgeweckt und man vergnügt ſich Dinge ſogar lebendig zu ſehen, welche man früher nur in der Vorſtellung kannte. Wer aber ſorgſamer die Einzelheiten des Geſchauten ſtudirt, der findet noch weiter zurückgreifende Verwandtſchaften mit der Vergangenheit. Es iſt nicht nur der Fiſchmarkt dem pompejaniſchen Forum ähnlich, auch die Fleiſch- und Fiſchbuden und die Garküchen der Straße Dikaſterion ſind ganz den breiten gemauerten Ladentiſchen und den offenen Auslagen gleich, die man drüben am ſaroniſchen Golfe ausgegraben. Namentlich wer dieſes lebendige Leben hier zuerſt geſehen, wie es mir ergangen, und die Augen und die Erinnerung vollgeſogen hat mit ſeinen Bildern, wird drüben dann in Pompeji überraſcht ſein und das Todte ſich raſch beleben können. Aus dem Ariſtophanes wiſſen wir, daß im claſſiſchen Athen das Fleiſch und Gemüſe gerade ſo wie hier auf der Straße gekocht und feilgeboten, in den kleinſten Portionen von den armen Leuten und Soldaten gekauft werden konnte. Die Männer handelten wie hier um die Lebensmittel und die Fiſche und feilſchten

dabei eben ſo laut und gierig um jeden Obolus, und obwohl Theophraſt es als unanſtändig tadelte, tragen ſie noch immer wie damals hier und in Conſtantinopel das rohe Fleiſch und den Salat ſelbſt vom Markte nach Hauſe. So iſt es beinahe mit dem ganzen Leben des Orientes, es ſetzt lebendig fort, was wir in Pompeji todt ſehen. Die Betten dort, ſelbſt daß ihre Geſtelle gemauert ſind, finden ſich in jedem Hauſe des Orientes ſüdlich von Trieſt in den Divans wieder und der Dreifuß, den unſere Gelehrten zu einem ceremoniös ſteifen Opferaltar gemacht haben, iſt nichts als der Mangal „ein dreifüßiges Geſchirr von Kupfer“ (Odyſſee XV. 83), das kohlengefüllt in jedes orientaliſche Zimmer getragen wird, ſobald der erſte Nordſturm einen kalten Wintertag gibt. Ich kann alſo nur immer wiederholen: man verſteht das claſſiſche Alterthum nicht, wenn man nicht heimiſch im Oriente geworden iſt. Da iſt die einzige Archäologie, die ganze Wahrheit auszugraben.

Die anderen Wege der Stadt ſind nur Fußſteige, Salite wie man in Genua ſagt. Nur einer noch, kaum eine Gaſſe, mehr eine Promenade zu nennen, auf den Wällen der Hafenbefeſtigung, Odos Arſenioy, iſt fahrbar. Auf einer Seite ſtehen dort abgeſchloſſene, vornehme, hohe Häuſer ohne jeden Handelsverkehr; auf der anderen ſchützt die Brüſtung der Feſtungsmauer und läßt den Blick frei auf die See, auf die ruhenden Schiffe im Hafen und weiter hinaus auf das nördliche Becken des Canals von Corfu, auf den Monte San Salvatore der Inſel, der links zweihörnig ſteht, und rechts auf das albaniſche Feſtland, wo der Monte Tſika, das Ergenikgebirge und die Chimara gar wild und ernſt erſcheinen, die Bucht von Butrinto zwiſchen den zwei Caps von Stilo und Scala aber warm, ruhig und verführeriſch lockt. Bis Santa Quaranta, dem Hafen Onchesmos der Alten, wo auch Römer und Griechen zur Reiſe in das innere Bergland des Continentes landeten, reicht dieſe

Aussicht. Aber dort schließt sich das Gebirge des Festlandes an das der Insel und gibt die Täuschung, einen See der Südalpen vor sich zu sehen, nur daß auch dieser nördliche Golf von Corfu noch viel milder und farbenprächtiger ist als selbst die üppigen Seen von Como und der borromäischen Inseln.

Ganz nahe unter der hohen Mauer, mitten im Hafen, von Schiffen umankert, sieht man die dürre rothgelbe Felsenklippe Vido. Den Engländern war sie ein festes Fort. Vor ihrem Wegzuge sprengten sie die schönen Werke und lieferten den Griechen nur eine Ruine aus. Ich war gerade hier als dieses geschah und donnernd eine Schanze um die andere in die Luft flog. Der Stein ist eisenhältig und daher hat die Scholle die grellen schönen Farben. In der antiken Geographie hieß sie Ptychia, im italienischen Mittelalter Isola della pace und damals heftete sich die Sage daran, es hätten auf ihr die zwei Glaubensapostel der Corfioten, Jason und Sosipathros, die erste Kirche gebaut.

Wenige Schritte führen von der Spianata und dem Hôtel St. George in der Georgsgasse, wo ich wohnte, nach diesem Basteiwege der Straße Arsenioy. Besonders an Tagen da Südwind wehte, wählte ich ihn zu meinen Nachmittagsgängen. Dorthin dringt dieser Lufthauch nicht, die Gasse ist völlig gedeckt und nur gegen Norden offen. Im Winter kommen aber eben von dort nur selten Stürme. Wenn dann Abends sich Alles in weichen violetten Purpur tauchte, konnte ich mir kaum vorstellen, daß jetzt Winterkälte und Schnee die Landschaften in anderen Himmelsstrichen entstellte. Der Salvatore besonders wurde erhaben und doch milde, daß man vor ihm niederknien und ihn anbeten mochte, wie vor einem guten, freundlichen Gottesbildnisse. Und warum auch soll nicht Gott, wie es doch so viele Künstler thun, Selbstporträte von sich angefertigt haben? In solchen Stunden begriff ich auch die Naturreligionen barbarischer Völker.

4. Capitel.

Vogelſchau auf die Stadt des Alkinoos.

Wo die heutige Stadt ſteht, bis dort hinauf mögen ſich in allerälteſter griechiſcher Zeit die Landhäuſer, die Vorſtädte der alten korinthiſchen Korkyra gezogen haben. Haine und Tempel umgaben ſie und reichten bis zum heutigen Haupthafen der Inſel. Er war der dritte der Häfen, womit der Periplus des Scilax dieſe alte Stadt umgibt. Die Inſel Vido, die ihn ſchließt, wird öfters in den Schriftſtellern als Ptychia erwähnt. Aber Korkyra ſelbſt füllte ein viel größeres Land und muß prächtiger und reicher, mächtiger und tempelgeſchmückter gedacht werden als das, was Venetianer, Franzoſen und Engländer ſeitdem aufgebaut haben. Es deckte die lange Landzunge, welche unter dem Höhenrücken der heutigen Stadt zwiſchen zwei Golfen von Norden nach dem Süden hinauswächſt. In der Mitte flach und durch die Buchten etwas zuſammengeſchrumpft breitet ſich die Halbinſel dann wieder aus und ſteigt ſtufenförmig zu einem hohen maleriſchen Cap auf, das nach der anderen Seite, dem offenen Meere zu, ſteil und ſenkrecht und hoch abfällt, eine herrliche Unterlage für die Burg und die Tempel formend. So liegt mancher Sphinx die Ferne hinauf- und hinabſehend vorgeſtreckt auf dem Ufer des Nils.

Von den heutigen Feſtungswällen der Landſeite der Stadt hat man dieſes ganze Gebiet mit den zwei anderen Häfen zur Rechten und zur Linken wie auf einer Karte vor ſich ausgebreitet und es hält nicht ſchwer, trotz dem bezaubernden Wirrſale ſeiner reizenden Gärten und Landhäuſer ihm die alten Mauern, die Burg- und Wallthürme, den Landgraben und die Hafendämme, die weite Waſſerleitung bis tief in's Hügelland der Inſel hinein, das Forum und das Schloß, das Arſenal und die Optimatenpaläſte und die weiß ſchimmernden Marmortempel des Zeus und der Hera,

des Poseidon und Asklepios, des Dyonisios und der Dioskuren, des Alkinoos und Appollo Nomii wiederzugeben, wie uns deren Gedächtniß Thukidides und inschriftliche Denksteine bewahrten. Wir werden die Stadt weiter mit Brunnen und Statuen, mit Theater und Gymnasien für Körper und Geistesübungen, mit Bäder und Säulengängen durch alle Gassen bebauen, daß man Regen und Sonnenschein nicht spürte und Xenophon Recht geben muß sie so über alles Maß zu loben. Ein Schriftsteller, Marmora, der um 1672 schrieb, hat sogar mit diesen Spuren einen panoramaartigen Stadtplan angefertigt. Wollen wir seiner Phantasie auch nicht wörtlich glauben, so ist es unklug seine Schilderung gänzlich zu vernachlässigen, weil er noch manche Reste der alten Stadt aufrecht sah. Jedenfalls dürfen wir sie uns im Großen und Ganzen der Anlage gleich vorstellen, welche Thukidides im siebenten Capitel des ersten Buches seines peloponnesischen Krieges von den Ansiedlungen der schon civilisirteren Zeit des griechischen Volkes gezeichnet hat: „Die Städte, welche in der jüngsten Zeit und schon durch die leichtere Schifffahrt reich geworden sind, stehen von Mauern umgeben auf den Ufern des Meeres und besetzten die Landzungen um dem Handel zugänglicher zu sein und leichter über ihre Nachbarn gebieten zu können."

Wie die Städte früher aussahen, da sie vor den Seeräubern auf die Berge flüchten mußten, sieht man auf Ithaka und Kephalonia. Uebrigens auch auf Corfu mußten ja die Städter später wieder zu solcher bergigen Flucht greifen, hinauf nach dem engen Raume zwischen die zwei steilen Thurmfelsen der Festung, wo sie sechshundert lange Jahre mehr nisteten als wohnten, bis sich darüber sogar der Name ihrer Insel, der Stadt und selbst ihr eigener umwandelte, wie sich früher vielleicht durch eine ähnliche Orts- und Sittenveränderung das Phäakenthum verloren und das homerische Scheria in das historischere Korkyra eingetauscht hatte. Und als dann wieder

bessere, auch muthigere und reichere Zeiten kamen, baute man auch hier nicht, wie nicht in Rom und Byzanz und nicht in Memphis und Fostat, die Neustadt unmittelbar auf sondern neben den alten Grund. Man achtet zuerst noch das Grab der früheren Größe, fürchtet die Fieber und Geister, die rasch in allen Ruinen des Südens sich ansiedeln, und will auch nicht den bequemen Steinbruch schönster fertiger Marmorquadern verlieren.

So ging es der prangenden Stadt von Alkinoos heiliger Stärke. Sie wurde zuerst Ruine, ein Hort der Seeräuber und des Verbrechens, dann wuchsen Blumen darüber und die Eidechsen und Schlangen hausten in dem sonnigen Gestein. Heute haben sie die Gärten und Villen, die Cactushecken und Agavenzäune, die Olivenwälder und Orangenhaine tief versenkt und begraben und reizender Vogelsang nistet darin, und nur ab und zu ragt wie gebleichtes weißes Gebein ein gebrochener marmorner canellirter Säulenstumpf, ein verletztes reiches korinthisches Capitäl oder ein abgeschliffener Architrav aus der schwarzen gesunden Gartenerde auf, ein Zeuge gesunkener Pracht, auf den ich einen müden Ackerknecht oder einen flötenden Hirten niedergelassen fand, indessen ringsum auf den fettgrünen, buntbeblumten, scholligen Hügelweiden malerische Schafherden blöckend ihr Fressen suchten. Wie sich auf unseren Bühnen Verwandlungen der Decorationen manchmal absichtlich langsam und mit melodischen Uebergängen abspielen, so ist hier die Stadt zu den Gärten des Alkinoos geworden, sachte und allmälig durch viele Jahrhunderte, wirklich melodramatisch. Armidens Zauberstab hat nirgends zaubervoller gewirkt.

In unzähligen Wanderungen habe ich diese Blumenstadt so gesehen, mich eingebürgert in ihre Gartenfelder und Olivenwälder, und bin dann wohl selbst in Gedanken und müde auf einen alten Marmorstein der Stadt des Alkinoos hingesunken, las den Homer und sah wie dieses Alles so stolz und

prächtig aufrecht geweſen, und wurde voll des Gottesglaubens und der Gottesverehrung im erſichtlichen Erkennen des alten Religionsſatzes, daß was die Menſchen ſchaffen, untergehe, daß aber Gottes Werke ewig wieder auferſtehen. Und wir ſind ein Werk Gottes. Dieſer Troſt bleibt uns hoffnungsvoll und erhebend über all den Jammeranblick ſolcher irdiſchen Ruinen und des Menſchenſchickſals, das darunter begraben worden iſt. So wie dieſer Gedanke geht in ſchrecklich drohender Sturmnacht dem Schiffer plötzlich der Mond auf, und rettet ihn und läßt ihn den Hafen finden.

5. Capitel.

Der Hafen des Alkinoos.

Den ausſichtsvollſten und bequemſten Weg nach dem Blumenacker der alten Korkyra hinab nimmt man heute auf der breiten Fahrſtraße, welche die Engländer von dem Hochfelde der Spianata im Süden, wo ſie ſteil in das Meer abſtürzt, hart neben dieſem felſigen Ufer in die Befeſtigungen der Venetianer gebrochen haben. Zur Linken hat man das Meer mit ſeinen weiten Ausſichten bis nach Paxos und Leukadien und dem Cap von Parga, zur Rechten die Durchſchnitte der alten Wälle. Es iſt als ſei man hier durch Felſen gegangen und ſchon der Gedanke ſolchen gewaltigen Bau zu wagen iſt ſchön. Die Mauern waren ſteil und von der See gebadet. Undurchdringlich lag eine Kette von der Fortezza vecchia zum Fort San Salvatore auf der Landſeite der Stadt in ihrem Rücken. Man hatte damals nur den einzigen Ausgang ins Innere der Inſel durch die porta reale und den vorliegenden Borgo San Rocco. Das Alles wurde im October des Jahres 1843 umgewandelt, hier der Wall geſprengt und hinabgeworfen, die Gräben dadurch gefüllt und die See zurückgedrängt und eine ſeichte Hügellehne auf dem Schutte gebahnt, die man nun gemächlich zur Bucht

von Caſtrades, dem alten Hafen des Alkinoos, bis auf das Niveau des Meeres ſelbſt herabfährt. Auch dort vor dem Orte, der damals hart am Waſſer ſtand, verbreiterten ſie das Land und legten darauf die via marina, einen der ſchönſten Spaziergänge der Welt. Man muß ihn in ſtillen Abendſtunden gemacht haben, wenn die Sonne im Weſten hinter den Bergen der Inſel ſinkt, der Burgfelſen glühendes Gold, die Berge von Albanien ihre erſte unterſte Schichte ſchon tiefblau von der Nacht, ihre obere höhere roſig vom Wiederſchein des weſtlichen Himmels iſt, die Fiſcher ihre Barken zum nächtlichen Sardellenfange richten und eine, die ſchon fertig, mit geblähten Segeln durch die purpurflüſſige Flut des leiſe ſchwellenden Golfes fährt: um dieſes Wort nicht übertrieben zu finden. Alles in der Welt, auch die Natur und die Landſchaft, nicht blos die Menſchen, hat ſeine beſonders geſtimmten Stunden und will in ſolchen gekannt ſein, um nicht unbillig beurtheilt zu werden. Wir ſind nicht fortwährend, auch die Natur nicht, für den Genuß und die Anſchauung und für die Geſelligkeit hergerichtet und aufgeputzt. In allzugrauen und allzulichten Augenblicken, „zur Stunde, da der Markt leer wird“ zum Beiſpiele, muß man auch die Natur allein laſſen. Dann ruht ſie und ſammelt Kräfte. Aber wenn die roſenfingerige Eos aufſteigt oder Abends „wenn die Schatten länger werden“, bemüht ſie ſich nur um unſer und der Götter Vergnügen und Genießen.

Wenn Nordwind geht und die Formen der Berge am reinſten zu erkennen ſind, iſt die via marina ein völlig geſchützter Weg. Wie ſcharf es dann drüben in der Straße Arſenioy auf den Wällen der Stadt über dem Hafen bläſt, hier iſt kein beläſtigender Hauch. So hat Corfu den ſeltenen Vortheil in unmittelbarſter Nähe der Stadt Spaziergänge für alle Launen des Himmels und immer ein „windfreies Geſtade“ zu beſitzen. Doch auch wenn Süd weht und die Wolken von

Paxos herauf ſich ballten und drängten, und ab und zu Regenſchauer peitſchten, war mir die via marina ein vergnüglicher Gang. Großartig war es zu ſehen, wie dann die empörten Meereswogen gegen die niedere Brüſtung des Quais ſtürmten, dieſe beleckten, überſtürzten und ſich mit weißem Schaum über die ganze Breite des Weges wälzten. So, dachte ich mir, möge auf die Straße von Troezene nach Mykenae der Drache gehoben worden ſein, der den Mutterliebe flüchtigen Hyppolit aus ſeiner verlogenen Situation erlöſte:

Cependant sur le dos de la plaine liquide
S'élève à gros bouillons une montagne humide;
L'onde approche, se brise, et vomit à nos yeux,
Parmi des flots d'écume un monstre furieux.

Und ich freute mich, wieder eine Illuſtration zur Erläuterung eines großen poetiſchen Werkes erhalten zu haben. Wenn man nur lange genug lebt und ſich fleißig umſieht, erhält man ſo allmälig vom Leben ſelbſt auch für die ſcheinbar unmöglichſten Vorſtellungen unſerer Dichter lebendige Bilder geliefert. Und es erſcheint ſchließlich keine Ausgeburt der menſchlichen Phantaſie ſo toll, daß ſie nicht durch das Abenteuerliche der Natur und des Schickſals noch überboten würde. Auch verliert dieſe Uebereinſtimmung alles Befremdliche und Unglaubliche, wenn man ihr nur etwas tiefer ins Weſen ſchaut. Denn da es nicht dem Menſchen gegeben iſt aus Nichts eine Welt zu erſchaffen, auch nicht die kleinſte und unbedeutendſte, werden mehr oder weniger alle ſeine Vorſtellungen an irgend etwas Wirkliches und Erlebtes gebunden und dadurch bedungen ſein. Ueber dieſes Schöpfungsgeſetz kann kein Göthe und kein Homer, nicht einmal der Erzähler der Tauſend und einen Nacht hinaus, und ſo iſt, war und wird immer die Natur der beſte Lehrmeiſter ſein, trotz aller Claſſiker und Akademien.

In dieſe und ähnliche Betrachtungen verloren, empfing ich gar manches überraſchende Seebad über mich ausgegoſſen.

Lustig schüttelte ich es ab und ließ mich kaum dadurch ernüchtern. Das Salzwasser thut nichts Uebles, besonders dann nicht, wenn man das Meer so sehr liebt wie ich.

Diese Zubauten der Engländer haben die Bucht von Castrades beinahe makellos regelmäßig zu einem oblongen Halbrunde gemacht, ähnlich einem altgriechischen Stadium, einem byzantinischen Hippodrome. Wo dort die Wagenlenker, die Wettläufer, die Kämpfer und Spieler, flutet hier das Meer. Einzelne schwarze Felsen stehen aus seiner Fläche auf, wie dort die Denksäulen, die Dreifüße und Statuen auf der theilenden Spina. Die gestuften Sitzesreihen sind die grünen Hügelwände von Castrades und die Felsen und die Mauern des Festungsberges. Ueber sie wie dort der Logenumgang, auf dem das Zeltdach ruhte, hier der Himmel, ragen im Norden der Monte San Salvatore, daneben der langgestreckte Pantaleone auf und im Süden das freundlichere Gebirge von Gasturi und Benizze und die würdevolle Domkuppel des zehnheiligen Berges mit ihrem weitleuchtenden Schmuckstücke, der weißen Ortschaft von Santa Decca. Sie ist noch effectvoller als Rocca di Papa, das auch so auf halber Höhe des Monte Cavo klebt. Auf der andern Seite gegen Osten, wo die Loge des Kaisers hingehört und darunter das Thor, das die Gespanne ausspie, stehen mächtiger als alles Corfiotische die Alpengebirge Albaniens, jenes alten Epirus, das im namentlichen Gegensatze zu Ackte, der daran haftenden Halbinsel des Leukas, diese griechische Bezeichnung des „Festlandes" aus ältester Zeit ererbt hat. Und gerade so diesem Epirus nahe und ihm gegenüber beschrieb Thukidides in seiner grauenvollen Geschichte der Revolution auf Korkyra den einen Hafen, welchen uns dann die Ueberlieferung des Eustathius als den des Alkinoos benennt. Er war das Emporium der schönen Handelsstadt, ihr eigentlicher Handelshafen. Hier, in der heute versandeten und idyllisch vereinsamten Bucht von Castrades,

wo ich das Ungeheuer des Hyppolit entſtehen ſah, war damals geſchäftiges Treiben und ankerten Kauffahrer von Korinth und Athen, vom fernen Pontus und Phönizien. Denn Korkyra war eine der reichſten Colonien des griechiſchen Alterthums, üppig und unternehmungsluſtig beinahe wie die benachbarten ſicilianiſchen. Und man wird ſich daher dieſes altcorfiotiſche Leben hier viel lauter und bewegter als das heutige der kleinen Stadt vorſtellen müſſen.

Ganz nahe dem Ufer zu denken iſt das Forum, auf welchem ſich jener antike Verkehr hauptſächlich tummelte. So ſah es auch Homeros in jener Stadt, die ihm das Vorbild zu ſeiner Schilderung des phäakiſchen Reiches gab:

„Und die heilige Macht Alkinoos führte den Helden
Zu der Phäaken Markte, der bei den Schiffen erbaut war."

Und ſo iſt es ja heute immer noch, nur nicht gerade hier an derſelben Uferſtelle wieder, ſondern drüben an der andern Bucht, aber unverändert knapp an dem Meere ſteht auch dort der Markt. Und dieſe Sitte des ſeenachbarlichen Marktplatzes hat ſich in allen Städten des Mittelmeeres erhalten. Die vollſtändige Gegenwart eines ſolchen antiken Forums einer Seehandelsſtadt gibt aber Venedig mit ſeinem Markusplatze. Nur ſo groß nicht war das von Korkyra und von Gemäuer auch gegen die See zu begrenzt. Seine Lage wird ziemlich dort geweſen ſein, wo heute die zwei Ortſchaften, das ſtattlichere Landſtädtchen Caſtrades und das arme, ſchon ganz auf die Uferſpitze gebaute Fiſcherdorf Molino veneto zuſammenſtoßen. Die Optimaten-Paläſte kämen dann auf den Boden von Caſtrades zu ſtehen, daß es ſich anſchaulich darſtellt, wie die Herren von dieſen aus in ihren Vernichtungskämpfen mit den Demokraten die Herrſchaft über den Hafen des Alkinoos behaupten konnten.

So kann man ſich hier leicht mit nur einiger Forſchung und Berückſichtigung des Terrains das Bild der alten Zeit

ſelbſt bis in Einzelheiten wieder aufbauen und ſich die Geſchichte und Dichtung dadurch um gar vieles verſtändlicher machen. Man intereſſirt ſich erſt dann mit ganzer Liebe und Seele für eine Schilderung hiſtoriſcher Ereigniſſe, wenn man die Stätte, wo ſie ſich begaben, betreten hat. Es iſt als wehe dort noch etwas von dem Odem jener Zeit und nähme man ſeinen Hauch in ſich auf, daß man in ganz materieller Weiſe Fleiſch und Blut mit jenem Lande und Volke und Zeitgenoſſe ihrer Geſchichte wird. Und ebenſo die Geographie und ſelbſt ihre deutlichſten Beſchreibungen verſteht man nur von jenen Gegenden, wo man ſelbſt ſtand. Dann aber auch kann die Vergangenheit manchmal geradezu wieder zur angeſchauten Gegenwart werden, wenn die Phantaſie dem einen und andern Ereigniſſe noch beſondere Theilnahme zubringt. So erging es mir nach einiger Umſchau und Gewöhnung, und ſo auch mag es dem Homeros hier ergangen ſein:

Wundernd ſah er die Häfen und gleichgezimmerten Schiffe,
Und die Verſammlungsplätze des Volks und die thürmenden Mauern,
Lang und hoch, mit Pfählen umringt, ein Wunder zu ſchauen.

Caſtrades ſagen die Italiener, und nach ihrem Gebrauche iſt der Name allgemein giltig geworden. Die Griechen aber nennen den Ort Garitza. Er zählt als Vorſtadt von Corfu wie Manduchio, das drüben vor der Fortezza nuova am heutigen Hafen, und wie San Rocco, das Handwerkerdorf, das vor der porta reale an den in das Innere der Inſel führenden Landſtraßen liegt. Caſtrades iſt aber eigentlich mehr ein Sommeraufenthalt der in der Stadt beengten wohlhabenderen Bürger. Auch ſteht es völlig abgetrennt von dieſer. Die Wälle und das alte Glacis breiten ſich zwiſchen beiden. Seine Häuſer halten im Winter beinahe alle die Laden geſchloſſen und nur die wenigſten ſind ohne Garten. Er trennt entweder die Villen oder ragt dahinter mit Orangen und japaniſchen Mispelbäumen auf. Was nicht weiß geblieben iſt mit grünen

Laden von dieſen Caſini, das haben die farbebedürftigen Südländer roth angeſtrichen. So gibt ſich der Ort ſchon weithin als eine für das Vergnügen beabſichtigte Stätte kund, und ſelbſt ein paar Palmen grüßen über ſeine flachen rothen Dächer. Die, welche zunächſt dem Meere ſteht, als die ſchönſte.

Im Oſten, wo dieſes ſüdliche Ufer der Bucht des Alkinoos in die See ſich verflacht, hat ſich das Landſtädtchen allmälig dem Fiſcherdorfe Animomilo, italieniſch Molino veneto, zugebaut, daß beide nur eins für das Auge erſcheinen. Dieſes hat nichts als ebenerdige Häuſer, eigentlich nur Hütten, klein, die Thüre in Mitte von zwei Fenſtern wie Kinderſpielzeug. Der Name kömmt ihm von einer venetianiſchen Windmühle, die — beinahe ſchon abgetrennt vom Lande — auf dem Reſte eines felſigen Hafendammes noch immer mit der maleriſchen Ruine eines runden Thurmes erkenntlich iſt. Sie müßte im Wappen des kleinen Ortes erſcheinen, ſo charakteriſtiſch iſt ſie für das ganze Bild der Gegend.

Aber dieſer Name iſt jung und erſt aufgekommen als die Stadt der phäakiſchen Männer, die gerade hier am Fuße ihrer Akropole den älteſten Kernpunkt, ihre City hatte, ſelbſt bis auf die Spur der Erinnerung im Volksbewußtſein ausgelöſcht war. So lange auch nur Ruinen noch ſtanden, nannte die geſchichtliche Ueberlieferung den Ort wenigſtens noch Palaeopolis, die Altſtadt. Und in angſtfreien Momenten, wenn die Saracenen und Franken für einige Zeit ihre Ueberfälle einſtellten, wagten ſich auch die wohlhabenderen Bürger, die ſich auf die Citadelle geflüchtet hatten, wieder herab zu den armen Fiſchern, um in der alten Palaeopolis gemächlicher und geräumiger zu leben. So hat ſie ſelbſt in die venetianiſche Zeit noch herüber gereicht und iſt erſt ganz aufgegeben, ausgelöſcht und umgewandelt worden, als oben die jetzige Neuſtadt zwiſchen den zwei Feſtungen mit ſichern Wällen und Gräben am neuen großen Hafen fertig ſtand.

Nur zwei Zeugen ſind noch übrig von dieſer mittelalterlichen Korkyra, byzantiniſche Kirchen, hier in Molino veneto verſteckt und ſchwer zugänglich. Santa Maria Palaeopolis glaube ich die ältere, wenigſtens in ihren Grundmauern und auch durch manchen Reſt, der in den Oberbau aufgenommen wurde. Sie ſteht außerhalb des Ortes, dort wo ſich der Hügel der Ascenſione zu heben beginnt, alſo nahe der Stelle, welche ich für das antike Forum auserſah. Vier Straßen, die von Corfu, von Animomilo kommenden und nach dem Hügel der Ascenſione und zum Ausſichtspunkte der un canone führenden kreuzen ſich hinter ihr. Gemüſefelder liegen um ſie und Gärten mit japaniſchen Mispelbäumen, mit Orangen und Citronenlaub in reichſter Fülle. Das erſte Thor zum Garten der königlichen Villa ſteht ihr gegenüber. Es iſt ein Baſilikenbau der einfachſten Gattung, lang und ſchmal, einſchiffig, durch eine runde Abſide geſchloſſen. Die Kirche iſt genau orientirt, von Weſten mit dem Altare gegen Oſten geſtellt. Um ihrem Eingange zuzukommen muß man heute über Schotteraufwürfe voll von Akanthus und den noch ſtacheligeren Blättern der Notobasis syriaca ſteigen, durch Felder von Artiſchocken waten und ſchließlich Hecken durchbrechen. Nicht einmal ein Wieſenpfad führt ihr mehr zu. Auch hat ſie ihre Dienſte eingeſtellt. Das Portal repräſentirt im engſten Raume die ganze Geſchichte Corfus. Ein paar canellirte Säulen mit reichen korinthiſchen Laubcapitälen der ſpätern griechiſchen Zeit ſind rechts und links von der Thüre eingemauert; ein Triglyphengeſims älteſter Ordnung liegt quer über ihnen, und in den byzantiniſchen Rundbogen, der darauf geſtellt, iſt der venetianiſche Markuslöwe eingelaſſen. Auf dem antiken Querbalken aber ſteht in ſchlechter byzantiniſcher Schrift, ein gewiſſer Jovian habe die Kirche mit königlicher Munificenz erbauen laſſen. Doch dann kann was Könige damals thaten nur karg und arm geweſen ſein.

Im Jahre 1846 veranstaltete ein Gutsbesitzer der Insel, Sig. Belisario Pieri einige Nachgrabungen bei dieser Kirchenruine der Palaeopolis. Man fand ein Marmorfragment mit der griechischen Inschrift: dem Serapis und der Isis, und darf es vielleicht jetzt zweifellos betrachten, daß auch auf Korkyra dieser egyptische Glaube, als er die ganze verfallende römische Heidenwelt überzog, seine Stätte gefunden hatte. Für die Behauptung, daß der Isisglaube geholfen den Cultus unserer Muttergottes einzuführen, ist es ein starker Beleg, daß sich hier eine der ältesten Marienkirchen, eine Basilika, unmittelbar auf die Stätte eines Isistempels gestellt findet.

Die andere Kirche sieht man von St. Maria Palaeopolis etwas tiefer, näher dem Meere und in mitten der Häuser von Animomilo. Sie ist noch kleiner, aber mit einer achtseitigen Kuppel hebt sie sich höher. Palmen streben neben ihr auf, ihnen nach ein Lorberbaum, dunkles Orangengrün, blühende Rosenbüsche, Mandeln, Mispeln und Geraniumstauden von außerordentlichem Wuchse und seltener Ueppigkeit in Blüthen- und Fruchtfülle, so daß sie hoch hinauf schön geschmückt ist, wie in einem Strauße steht. Es sieht manchmal aus als rege sich wirklich neben Mauern, Thürmen und Kuppeln in Pflanzen und Bäumen ein bewußter Ehrgeiz, ein Streben, dem Menschenwerke gleich, wenn nicht zuvor zu kommen. Wie weit überhaupt in der ganzen Natur das selbstbewußte und willensvolle Schaffen und Treiben geht, wer darf hochmüthig und vorschnell darüber urtheilen? Erkennen wir es nicht heute schon, daß sich gar manches Thier wie der Mensch durch äußerlich gegebene Vorbilder spornen und reizen läßt? Also Schweigen ist einstweilen alles, das solchen ahnungsvollen Vermuthungen der Dichter gegenüber zusteht.

So unbedeutend das Kirchlein von Animomilo ist, mit seiner kleinen Kuppel überragt es doch weithin sichtbar die dörfliche Umgebung. Cäsars Wunsch, lieber in einem Dorfe der

Erſte als in Rom der Zweite zu ſein, ſcheint hier wie in einem ſymboliſchen Bilde erfüllt.

Durch ſchmale ruinenvolle Gäßchen kömmt man der Pforte zu. Wein rankt ſich auf dem engen Platze davor um die dachloſen Pfeiler eines Porticus, deſſen Haus verfallen iſt, und Schafe weideten in den Akanthusſtauden. Ein Rundbogen ſpäterer Bauzeit, aber aus guten Quadern der alten griechiſchen Stadt gefügt, bildet wie ein einführendes Triumphthor zu dem dahinter ſtehenden Chriſtentempel. Mit ſeinem ernſten Orangengrün, ſeinen Palmen und dem Lorbeer und dieſem ruinenhaft ſtillen Platze wäre das Ganze eine gar ſinnige Vorlage für den Pinſel eines poetiſchen Aquarelliſten.

Drei Abſiden ſchließen die Kirche. Das Innere iſt ähnlich der Aja Sofia, auch die Säulen aus verde antico fehlen nicht, nur noch um zwei Drittel kleiner als ſelbſt Kutſchük (die kleine) Aja Sofia; ſo ungefähr in den Größenverhältniſſen wie die byzantiniſchen Kirchen zu Athen. Das zeigt, wie geſchwunden die Größe der Stadt des Alkinoos war zu Zeiten der Byzantiner, damals ſchon Corfu ein liebliches, freundliches Miniatur von Allem, was man größer, prächtiger anderswo, aber nirgends heiterer und erfreuenderer ſieht. Die Kirche ſo wie ſie heute ſteht, gilt als die älteſte der Inſel, als ein Blutzeuge der Einführung des Chriſtenthums auf dieſelbe durch die Heiligen Jaſon und Soſipathros. Die Meinung der Corfioten iſt, daß dieſes ſchon dreißig Jahre nach Chriſti Tode durch die zwei Jünger geſchehen ſei, mit deren Namen der heilige Paulus die Römer begrüßte. Soſipathros ſei hier Märtyrer ſeines Glaubens geworden neben der heiligen Corcira, der Tochter des römiſchen Präſidenten der Inſel; Jaſon aber, weil nach dieſem Wunder jener grauſame Präſident und das ganze Volk der Inſel das Chriſtenthum annahmen, ruhig nach ſeinem ſechzigſten Jahre verſchieden. Damals hätten dieſe zwei Apoſtel des corfiotiſchen Chriſtenthums die Kirche dem hei-

ligen Andreas geweiht; später wurde sie ihnen selbst gegeben, weil ihre Gebeine hier ruhen. Das Alles ist nicht ohne Wahrscheinlichkeit, doch zu beweisen ist nur, daß sie eine Stiftskirche der Petretini wurde, einer alten Familie Corfus, deren Wappen, ein Adlerflügel, sich in der Kirche findet. Doch weil fabelhaft, sind dieses alles nebensächliche Erinnerungen im Vergleiche zu einer anderen dieser selben Ruine. Die Kirche ist auch ein Reliquarium für jeden echten Legitimisten, denn in ihr wurde die letzte palaeologische Kaiserin von Byzanz beerdigt, und man kann sagen, ein Stück des römischen Kaiserthums liege auf Corfu begraben. Was will nun der Reisende mehr an Merkwürdigkeiten, das Grab der letzten römisch-griechischen Kaiserin im Ruinenacker der Stadt des Alkinoos! Nicht Rom und nicht Athen bieten ihm Denkwürdigeres. Und doch hat vielleicht noch nie ein Tourist hier gelandet, der dieses Kuppelkirchlein von Animomilo und seine Reliquien unserer Renaissancezeit besuchte.

Dieses verhält sich also: Als Kaiser Manuel II. am 21. Juli 1425 vom Schlage gerührt 77 Jahre alt in Constantinopel starb, da eben wieder eine dreimonatliche Belagerung von der Hauptstadt abgewehrt worden war, blieben seine sechs Söhne als Erben des palaeologischen Reiches. Johannes, der älteste, der schon neben dem Vater mitregiert hatte, wurde byzantinischer Kaiser und zählte sich als der achte seines Namens. Ihm folgte Constantin XI. am 6. Januar 1449 auf diesem ehrwürdigen Throne, nachdem Theodoros im Juli 1448 an der Pest in Silimbria gestorben war und der vierte Bruder Andronikos, der ursprünglich Salonick beherrschte, als Mönch in einem Kloster schon am 4. März 1429 geendet hatte. Der jüngste der Brüder, Demetrios, machte sich durch eine Mißheirat des Thrones unwürdig, so daß unbestritten, als Constantin bei der Einnahme Constantinopels durch die Türken am 29. Mai 1453 fiel, Thomas Palaeologos der

Stammhalter der kaiſerlichen Familie wurde. Und ließen ihn auch die Umſtände ſein Recht nie ausüben, ſo trug er es doch in der Taſche und müſſen es die conſequenten Gläubigen der Legitimität bis in ſein und der Seinigen Gräber hinein reſpectiren. So hielt es auch wirklich der heilige Vater und die Republik Venedig, die ihn immer als Erben von Byzanz behandelte, noch in einem Schriftſtücke vom 12. Auguſt 1462, drei Jahre vor ſeinem Tode, da er Italien flüchtig durchirrte. Seine Gattin war Katharina Centurione, Tochter eines Aſan Zaccaria Centurione, der ein mächtiger Herr in der Morea geweſen war, und einer Gräfin Tocco, deren Vater Kephalonia beherrſchte, und dieſe iſt es, welche in San Jaſone und Soſipathro auf Corfu begraben liegt. Mit ſeinem nichtsnutzigen Bruder Demetrios hatte ſich Thomas Palaeologos lange Zeit in die Deſpotien des Peloponnes getheilt. 1460 erlagen auch ſie dem Angriffe Mohamed II. Demetrios ergab ſich am 30. Mai zu Miſithra dem Sultan und endigte auf türkiſchem Gebiete zu Adrianopel im Herbſte 1470 ſein Leben. Seine Tochter Helena war die Gemahlin des Sultans geworden. Dem Vater waren dafür die Hälfte aller Einnahmen der thrakiſchen Hafenſtadt Aenos und der benachbarten ägäiſchen Inſeln Samothrake, Imbros und Lemnos zugewieſen, die er in einem ſorgenloſen Leben verpraßte. Nur die Jagd und das Vergnügen wußten ihn zu beſchäftigen, wie früher der unedelſte Streit mit ſeinen fürſtlichen Brüdern.

Thomas widerſtand dem Sultan länger. Bis in den äußerſten Südweſtwinkel des Peloponnes, nach Navarin, mußten ihn die Türken drängen und erſt da er nichts mehr ſein ſah von der letzten Halbinſel des alten Byzantinerreiches, ſchiffte er ſich am 28. Juli 1460 nach Corfu ein, unter der Tatze des Löwen von San Marco Schutz zu ſuchen. Eine Menge Flüchtlinge dieſer letzten Kataſtrophe des byzantiniſchen Reiches kamen mit ihm, darunter Niccolo Marmoran, der Vorfahre

des späteren italienischen Historiographen von Corfu, die beiden Barone von Arkadien, Joannes und Georgios Raul, der junge Nicolaos Melissenos und sein Schwiegervater Phrantzes, alle aus edlen griechischen Geschlechtern, welche wir die Diplomaten und Intriguanten dieser letzten byzantinischen Geschichten nennen dürfen.

Corfu war immer eine Insel der Flüchtlinge. So hatte Themistokles hier geweilt, so nun wieder in diesem fünfzehnten Jahrhundert alle Griechen, die in der Morea oder auf den Inseln gegen die Türken gekämpft und ihrem Schwerte oder der Sklaverei entronnen waren. Und die, welche nicht hier blieben, gingen doch über diese Brücke nach Italien. Diese Griechenflucht von Osten nach dem Westen hinüber kann beinahe in ihrer geschichtlichen Bedeutung als eine Völkerwanderung gelten. Nur war es im Vergleiche zu jener anderen ersten unserer mittelalterlichen Geschichte eine im umgekehrten Sinne, eine civilisatorische statt eine der Barbarei. Denn diese vertriebenen Griechen, die nach Neapel, Florenz, Rom, Venedig und Ferrara kamen, von wißbegierigen Freunden dorthin auch gerufen, sind für Europa die Erwecker der Künste und Wissenschaften, die Väter unserer Renaissance geworden. Gar manchen Trieb und manches Handwerk pflanzten sie erst in unseren Boden ein. Vermächtnisse der uralten antiken Weltbildung, die unser Volk noch nie gekannt, die aber der Orient unablässig, wenn auch unter mannigfaltig veränderter Gestalt gepflegt hatte. Was dort ein furchtbarer Schlag gewesen war, die Einnahme von Constantinopel am 29. Mai 1453 und diese türkische Eroberung des Peloponnes vom Sommer 1460, des letzten Bollwerkes der bedrängten Griechen, wurde unser Glück. Damals, kann man sagen, erlosch erst unsere Barbarei, mit der die germanischen und fränkischen Stämme das weströmische Kaiserreich überzogen und zerstört hatten, und demjenigen, der wie ich die antike Kunst über jede andere Bildung stellt, haben

diese flüchtigen Griechen nicht eine Wiedergeburt, wie es gewöhnlich heißt, sondern die Geburt zum freien vollendeten Leben erst gegeben. So ist es immer: des Einen Leid ist des Anderen Freud.

Mir ist es wahrscheinlich, daß auch die Sage, welche auf Fano lebt, der Insel am nördlichen Eingange des Canales von Corfu, von der Prinzessin, welche dort gestorben und ihre Schätze verborgen habe, nichts als die letzte Spur ist von solch einer türkenflüchtigen edlen Griechin. Denn all dieses Land war voll von ausgestoßenen, heimatslosen Unglücklichen, welche das Heimweh und die Hoffnung aber doch noch so nahe als möglich der griechischen Küste sich an den ersten sicheren Fleck Erde klammern machten: „das Land der Griechen mit der Seele suchend".

Thomas Palaeologos hatte ehrenvoller als sein Bruder Demetrios, es abgelehnt seinen Rechtstitel an Mahomed II. gegen thracische Apanagen abzutreten. Er war Pensionair des Papstes und der Republik Venedig geworden. Schon am 16. November 1460 hatte er sich von Corfu nach Ancona hinüber geschifft und ohne seine Frau und seine Schicksalsgenossen wieder gesehen zu haben, starb er am 12. Mai 1465 zu Rom. Seine Gattin Katharina Centurione Zaccaria war schon am 16. August 1462, siebzig Jahre alt, eben da sie sich einschiffen wollte dem Gemahle nach Italien zu folgen, auf Corfu gestorben. Um sie hatten sich die Flüchtlinge dort gruppirt und dann in dem altheiligen Kirchlein sie begraben.

Das legitime Geschlecht der Palaeologen, ausgestreut durch die Welt, vegetirte noch eine Weile fort in den Kindern dieses letzten Kaiserpaares. Ihre älteste Tochter Helena, die ehemalige Königin von Serbien, war nach dem Vernichtungsschlage, der ihr Haus, ihre Familie und ihre Heimat betroffen, 1463 in das kephalonische Reich gekommen. Ihre Tochter Melissa heiratete nämlich den Grafen Tocco, den letzten Regenten dieses Stam-

mes in jenem Inſelreiche. Nur ein Jahr nach dieſer Vermählung hatte die Mutter auch den grauſamen Schmerz dieſes Kind ſterben zu ſehen. Nun wandelte ſie ihren Namen in den der heiligen Hypomene um und trat auf Leukadien in ein Kloſter. Hypomene war die Mutter der Geduld. Sie brauchte viel um all dieſe Prüfungen gottergeben zu ertragen. Vielleicht wollte ſie wirklich, indem ſie ſich mit dieſem neuen Namen rufen ließ, ſich eine fortwährende Mahnung dazu in das Ohr legen. So ſtarb ſie am 7. November 1474 eine geduldige Nonne in dieſem Kloſter auf St. Maura. Hätte ſie ſich aber nur etwas länger noch im Leben zu gedulden verſtanden, ſo würde ſie auch noch die Flucht ihres Schwiegerſohnes, des Grafen Tocco, vor den Türken, die Verwüſtung und Einnahme St. Maura's und der anderen odyſſeeiſchen Inſeln erlebt haben. Es gibt lange Epochen in der Weltgeſchichte, wo das Leben nur Dornenkronen hat und die Sonne fortwährend blutig auf- und untergeht. Wehe dann beſonders den alten Geſchlechtern. Nichts glückt dann mehr ihren Erben und dieſe büßen zuſammengedrängt in die grauſamſten Schickſale weniger Stunden, oft nur einer Spanne Zeit, die lange Vergangenheit ihrer glücklicheren Vorfahren ab. Denn das Naturgeſetz, welches überall die Waſſer ins Gleichgewicht ſtellt, geht durch die ganze Welt und bewegt auch die moraliſchen Dinge, ſo daß ſich fortwährend und in allem ein ſicherer Ausgleich vollzieht und man nie ganz ſchuldlos iſt, wenn man Ahnen hat. Deshalb vielleicht pries auch Göthe ſchon Amerika glücklich, weil es ohne Burgen und Erinnerungen iſt.

Zoë, die jüngſte Tochter der Katharina und des Thomas Palaeologos, heiratete erſt nach dem Tode der Eltern 1472 in zweiter Ehe einen ruſſiſchen Großfürſten, eine Ehe, welcher aber auch nur eine Tochter entſproß, deren Nachkommen in der polniſchen Familie der Jagellonen verſchwanden. Von den Söhnen heiratete der Aeltere, Andreas, in Rom eine Gaſſendirne und ſtarb dort 1502 kinderlos; der jüngere, Manuel, warf ſich

wie sein Oheim Demetrios dem Mohamed II. in die Arme, der ihm zwei Diener und zwei schöne Sklavinnen und die Verköstigung gab. Der älteste der zwei Bastarde dieses wilden Verhältnisses, Johannes, starb noch als Christ und wurde in der Kirche des Patriarchen begraben; der jüngere, Andreas, aber trat zum Islam über und nannte sich Mohamed. Nur fünfzig Jahre nach dem Tode des letzten byzantinischen Kaisers war also auch seine Familie von der Welt verschwunden. Sie fallen schnell die alten Geschlechter, wenn sie nur einmal in's Fallen gekommen sind. Nicht der Heldentod Constantin XI. bei Top Kapu am 29. Mai des Jahres 1453 ist das Ende der palaeologischen Cäsarenfamilie, nein, dieses Ausleben in den muselmännischen Glauben und Gnadengehalt hinein. Der vorletzte Palaeologe, ein Pensionair der Sultane von Stambul und der letzte ein Muselmann selbst! Unter dieser Erinnerung liegt nun aller Ruhm des hl. Constantin begraben, und so endigt schließlich jedes Menschenwerk. Aber ganz so kläglich und würdelos, unter den Händen ihrer eigenen Feinde ist doch kein anderes Königs- und Heldengeschlecht ausgestorben. Dieses Schicksal gab Byzanz. So war es immer dort und so wird es immer dort sein. Die Hügel des Bosporus sind wohl mit Pracht und Glanz und der üppigsten Blumenschönheit von Gott gesegnet worden, aber das Ehrgefühl hat Er nicht als Stoff des Wachsthums und Gedeihens in die dortige weiche Erde gelegt.

Diese beinahe melodramatischen Geschicke der letzten Palaeologen sind uns von ihrem Exministers Georg Phranzes überliefert worden. Im stillen Klosterfrieden von Corfu ist er ihr Chronist geworden. Besonders ergeben schon Constantin XI. hat er von der Einnahme Constantinopels an alle Scenen des letzten Actes dieses großen historischen Trauerspieles als Augenzeuge mitgemacht. Seine Kinder waren ihm in der Sklaverei der Eroberung verschwunden, wenn es auch nicht erwiesen ist, daß

die Söhne im Harem des Sultans untergingen. So gebrochen hatten ihn dieſe Erfahrungen, daß er und ſeine Frau bald nach der Landung auf Corfu, am 2. Auguſt 1460, in Klöſter eintraten und er Mönch wurde. Auf Verlangen einiger edler Corfioten ſchrieb er dann in dem Frieden ſeiner Zelle, was wir die erſte Geſchichte von dem Falle und Untergange des oſtrömiſchen Kaiſerreiches — History of the decline and fall of the roman empire — nennen dürfen. Er war 77 Jahre alt, da er ſie am 29. März 1478 vollendete.

Das Leben dieſes vielgeprüften Mannes, der ſo ſchickſalsmüde iſt, daß er ſelbſt die Trennung von ſeiner Frau, alſo die völlige Einſamkeit ſucht, wäre auch als ein wahres Drama zu beſchreiben. Ueberhaupt dieſe byzantiniſche Geſchichte und beſonders ihr melancholiſches Ausklingen in die wilde Türkenherrſchaft hinüber iſt von den Dichtern und Romantikern noch gar nicht entdeckt und benützt worden. Eine Fülle an ergiebigen Stoffen liegt dort ungehoben, kaum geahnt und mancher ſpannende Roman ließe ſich damit füllen. Gerade um das Leben dieſes letzten Diplomaten und erſten Geſchichtſchreibers des Falles und Unterganges des römiſchen Reiches ließe er ſich gliedern. Corfu als das Endcapitel müßte darin die Verſöhnung durch das Tröſtliche, den Frieden ſeiner Naturſchönheit geben und dieſes morſche Kirchlein der Heiligen Jaſon und Soſipathros mit der kaiſerlichen Gruft der letzten Palaeologin und der zerzausten Palme, die ſich daneben hebt, dem Lorbeer vor der Thüre, könnte als bezeichnungsvolle Titelvignette dienen.

Neben der Kirche ſteht die Ruine eines kleinen Kloſters. Das hat wohl auch in jenen Zeiten ſchon mitgelebt. Ein Feigenbaum iſt jetzt ſein einziger Bewohner. Aus den leeren Fenſterhöhlen ſtreckt er Licht verlangend ſeine Aeſte. Geſimſe, Fenſterſtöcke, der Fries unter dem Dache documentiren durch ihre feine Steinmetzarbeit, daß auch dieſer Bau ein Werk der Byzan-

tiner sei. Wenn auch der Geist der Kunst schon im Verfalle war, die Uebung der Schule bestand noch.

Eine elegante junge Französin zeigte mir die Kirche. Die Frau hat ein merkwürdiges Schicksal, wie copirt aus einem modernen englischen Frauenromane und scheint mir noch merkwürdiger durch ihre geduldige Schmiegsamkeit in dessen Widerwärtigkeiten. Sie ist eine Pariserin. Dort lernte sie der Sohn des griechischen Geistlichen dieser altbyzantinischen Kirche kennen, heiratete sie und brachte sie hieher. Kaum hier, stirbt der junge Mann. Sie bleibt bei den alten, völlig griechisch gearteten Schwiegereltern, weil ihre ganze Liebe zu dem Verstorbenen sich in Neigung zu diesen armen alten Leuten wandelt. Sie wird deren Segen, ohne auch nur ihre Sprache zu verstehen. Dabei sah sie immer noch wohl- und reingehalten aus, als sei sie gestern von Paris abgereist. Der Pope konnte sie mir nicht genug rühmen, wie geduldig, fügsam und zufrieden sie sei. Das Haus, in welchem sie alle drei leben, ist klein und arm. Aber hier ist der Herr mit eingezogen und hat in die Herzen das beinahe christliche Trostwort des göttlichen Sauhirten Eumaeos gelegt:

Gott gibt uns dieses und jenes versagt er,
Wie es seinem Herzen gefällt; denn er herrschet mit Allmacht.

Auch die niederigen Fischerwohnungen von Animomilo kehren ihre Thüren und Fenster der See zu wie die stattlichen Häuser von Castrades. Es ist ein großer weiß leuchtender Halbkreis, den sie mit diesen von der Spitze des Caps bis zu den Festungswällen der heutigen Stadt um den alten Hafen des Alkinoos bilden. Das Ufer davor ist überall breit. Vor Castrades decken es breitspurige Bäume und auf den grünen Wiesen darunter sind die Tische und Stühle der vielen Kaffeewirthschaften aufgestellt. Vor Molino veneto aber ist der Rasen ungeschattet. Die vielen Bedürfnisse des Fischerhandwerkes brauchen einen großen, freien, sonnengetroffenen Raum.

Vor den Häuſern von Caſtrades liegt ſelten eine Barke. Nur wenn Wein in irgend eine der Gaſtwirthſchaften einzuführen iſt, trifft man ein, zwei Boote an den Quai gebunden, Bretter vom Ufer auf ihr Verdeck gelegt, über welche die Matroſen aus- und einſteigen, mächtige Schläuche über die rechte Schulter gehängt, welche dunkel vom inneren Naß ſind und aus denen den Weg färbend mancher rothe Tropfen fließt. Aber unten vor Animomilo, mehr gegen die Spitze der Landzunge zu, fehlt nie reges Seemanns- und Fiſcherleben:

Die Leute hier . . . . . .
Sie bekümmern ſich nur um ſchnelle hurtige Schiffe,
Ueber die Meere zu fliegen; denn dies gab ihnen Poſeidon;
Ihre Schiffe ſind hurtig wie Flügel und ſchnell wie Gedanken.

Auf den breiten Wieſen zwiſchen den Hütten des Dorfes und der See trocknen dreieckige Segel und Netze, welche ſo groß ſind, daß es die Vermuthung gibt, es müſſe darin auf einen Zug die Nahrung für eine ganze Stadt zu fiſchen ſein. Gereiht um das Netz, wo es ſchadhaft geworden iſt, ſitzen Fiſchersleute, kräftige Geſtalten, und flicken es mit Holznadeln, welche den Weberſchiffchen gleichen. Dabei ſpannen ſie es mit der großen Zehe, damit die Faden welche ſie einſchlingen ſich feſter knüpfen. Das Werk geht raſch, emſig; Jeder müht ſich erſichtlich, weil alle wie mit Theilung der Mühe ſo auch des Lohnes arbeiten. Die Leute ſehen ernſt darein, ſind es wohl auch durch die Prüfungen der See geworden. Alle ſchweigen, kein müßiges Geplauder lähmt das Schaffen ihrer Hände, ein einziger ſummt manchmal dem ganzen Kreiſe die Melodie eines griechiſchen Liedes vor.

An einer anderen Stelle, mehr im Buſen der Bucht, wo vor dem Gemäuer des Quais noch ein kleiner Strandſaum blieb, landen ſie die Netze. Es iſt das eine lange Arbeit, die Alles in Allem wohl zwei Stunden währt. Aber man ſieht ſoviel Schönes dabei, daß ich einen ganzen Winter über nicht

ermüdete ihr immer wieder nochmals zuzuſehen. Zuerſt kehren die Barken zurück, welche das eben geflickte Netz in die freie See geführt, dort ausgeworfen und überwacht haben. Dann beginnt man die Stricke, an denen es ſchwimmt einzuziehen. Dazu ſind fünf bis zehn Männer erforderlich, welche mit aller Körperkraft ſich anzuſtrengen haben. Das gibt die allerſchönſten und ganz natürlichen Stellungen zu ſehen. Die Leute müſſen dabei bis weit in die Brandung hinaus oder waten auf den feuchten Algen, welche der letzte Südſturm dort zu Hügeln aufgewälzt hat. Deshalb haben Alle nur kurze Kniehoſen aus leichter, blauer Leinwand, welche ſie noch kürzer bis über die Schenkel hinauf zuſammenrollen daß das Bein ſichtbar wird, die ſchöne Bildung und ſtarke Muskulatur. In der Röthung, welche ihnen die Kühlung des Seewaſſers gibt, ſehen ſie aus als ſeien ſie aus dem ſchönſten Roſengranite gebildet und ſchon Statuen geworden, noch ehe ein Bildhauer ſie auch nur geſehen und an ihnen Begeiſterung geſchöpft. Auf der Bruſt tragen ſie nur ein leichtes offenes Hemd. Jede andere Kleidung iſt der ſchweren Arbeit wegen ſeitab geworfen und auf dem Kopfe haben gar viele, die keinen Lederhut oder einen Strohhut tragen, die enge niedere Mütze, welche Odyſſeus auf den Münzen von Ithaka trägt. Die Seile, zuletzt das Netz mit den daran hängenden Korkſcheiben werden hinten auf dem Strande zu immer höher wachſenden Spiralen aufgeſchichtet. Kömmt der eigentliche Beutel des Netzes näher, dann müſſen Alle in das Waſſer, dann wird es ſorgſam ringsum gehoben und werden die Silberfiſche, die im braunen Geſpinſte hängen, immer mehr und mehr der Mitte zu geworfen, wo ſie ſich in einer Dichtigkeit ſammeln, daß die Hand nur hinein zu greifen braucht um eine Fülle auf einmal zu ſchöpfen. Viele hundert Sardellen bringt ſolch ein einziger Netzzug an das Land und es iſt ein prächtiger Anblick das Geglitzer der blauſilbernen Fiſche auf dem dunkeln Grunde des Netzes. Wie die

Kleider, welche ſich die Prinzeſſinnen in den neugriechiſchen Märchen ähnlich der See mit ihren Wellen wünſchen, ſo ſieht es aus oder wie eine Börſe die mit Silberlingen geſpickt iſt. Auf Körbe, die flach wie Teller ſind, werden die Fiſche geladen und ſo zum Markte beim Hafenthor und in die Garküchen der Gaſſen Dikaſterion und Nikephoros getragen. Ich ſah aber auch ſchon auf dem Strande ſelbſt den Verkauf ſich begeben. Weniger als zwei Thaler, das ſind nicht ganz vier öſterreichiſche Gulden, war der Lohn für einen mit vielen Hunderten gefüllten Korb.

Gleichzeitig, während von einem Boote die Ernte geſammelt wird, rüſten ſich andere zur Ausfahrt. Das Netz, das getrocknet und geflickt worden iſt, wird ſorgſam, damit es ſich nicht verknüpfe und verwickle, in das Schiff zurück getragen. Man hängt es, um ſeine Fülle zu bemeiſtern, wie Kranzgewinde über den hohen Bord, daß das Boot wie geſchmückt, geziert erſcheint. Der Padrone ſteht in der Mitte des Schiffes, Alles leitend, damit nichts vergeſſen werde von dem vielen nebenſächlichen aber draußen auf der See hochwichtigen Bedarfe des Handwerkes. Es werden die Kübel gereicht, die Maſte, ſchön geglättete Ruder, „mit welchen ſich Schiffe beflügeln", Taue, die Segel und endlich auch Proviant für die Mannſchaft in das Boot gelegt, immer noch ganz ſo wie ſich die Rüſtung eines Schiffes zu den Zeiten des Odyſſeus begab:

Als ſie jetzo das Schiff am Strande des Meeres erreichten,
Zogen ſie eilig das ſchwärzliche Schiff in's tiefe Gewäſſer,
Trugen den Maſt hinein und die Segel des ſchwärzlichen Schiffes,
Hängten darauf die Ruder in ihre ledernen Wirbel,
Alles, wie ſich's gehört und ſpannten die ſchimmernden Segel.
Und ſie ſtellten das Schiff im hohen Waſſer des Hafens.

Eine Menge Hände, nicht blos bedienſtete, auch befreundete, luſtige Kinder ſind dabei behilflich, denn es ſcheint ein Feſt für das ganze Dorf, jede Barke die auf den Fiſchfang auszieht.

Wie ein Waidmannsheil liegt in allen glückwünſchenden und verheißenden Augen. Und daß auch der liebe Herrgott ſeinen Segen dazu gebe, ſteht auf dem hohen Schnabel des Schiffes ein Kreuz, um das ſie Kränze ſchlingen und rechs und links Blumenbüſche in den Bord des Schiffes ſtecken.

Der Padrone iſt ein kleiner, grauköpfiger Alter, breitſchulterig und ſtark. Ein ſtruppiger Schnauzbart ſitzt ihm auf der Oberlippe. Um die Beine ſchlottern ihm ein Paar mächtige Pluderhoſen, eine rothe joniſche Mütze mit blauer Quaſte deckt ihm den Kopf und ein dicker brauner Lodenrock den Leib. Er macht die Fahrt nicht ſelbſt mit. Wenn Alles geordnet, dann verläßt er die Barke, ſteigt auch wohl auf einen Eſel, der ihm aus dem Dorfe zugeführt wurde, und reitet heim zu einem der ſtattlicheren Häuſer Animomilo's, wo ihn die Frau und die mit rothen Bänderſchleifen geſchmückten Töchter an der Pforte empfangen. Das Gedränge vor der Barke verliert ſich und „da die Sonne nunmehr hinſank und das Dunkel heraufzog", ſtärkten ſich die Fiſchersknechte an einem „ſchnellgerüſteten Gaſtmahl". Denn es dauert immer noch im beharrlichen, ſittenſteifen Oriente die Gewohnheit, wie ſie Homer gibt, daß man Abends vor der Ruheſtunde erſt das Mahl zu ſich nimmt. Zuerſt die Arbeit, dann die Atzung und endlich, ſie und des Tages Luſt und Mühe zu verdauen, der Schlaf und die Ruhe. So gilt es in den ſüdlichen Ländern für Vornehm wie Gering und wir in unſerem Gaſthofe aßen auch erſt wie die Fiſcher von Animomilo „da die Sonne tauchte und Dunkel ſich erhub".

Zum Herde dient der Boden der Barke. Aus kleinem Rebholze wird dort auf einem untergeſchobenen Bleche das Feuer gemacht. Eine quer über die beiden Borde gelegte Ruderſtange hält den Keſſel ſchwebend über der Glut. Ein Anderer hat inzwiſchen den Lauch geſchnitten und in der See rein gewaſchen, der nun in das ſchon brodelnde Waſſer zu den Tinten-

fiſchen geworfen wird, welche der Dritte herrichtete. Das und einige kräftige Schnitte weißen Brotes iſt die ganze Koſt, „das lecker bereitete Mahl“ dieſer frugalen Südländer. Einem kleinen Buben, der verlangend der ganzen Operation oben auf dem Mauerrande liegend zugeſehen hat und nun eine beſcheidene Bitte wagte, werfen ſie ſchließlich noch einige abgeſottene Sepien und Gemüſeſtengel zu. Und doch ſehen die Leute alle herkuliſch aus. Auch dieſe trugen die leichte Leinwandhoſe, zerfetzt und vielfach geflickt, weit über das Knie bis zu den Schenkeln hinaufgerollt. Nur da die Abendkühle kam und als einzige Bergung zur nächtlichen Fahrt zogen ſie langhaarige Lodenjacken an. Wie der letzte Wiederſchein der Sonne die kräftigen, ſchönen, beinahe durchaus edlen Köpfe, denen runde ſchwarze Bärte um das Kinn und volles Lockenhaar um die Stirne hängen, röthete, ordentlich in Flammen ſetzte, fiel mir bei jeder dieſer Geſtalten Maſaniello ein. Es wurde mir ſogar als höre ich die kräftigen Freiheitsmelodien, welche Auber ihm und ſeinen Landesgenoſſen in den Mund gelegt hat, ſo vollſtändig war die Mahnung. Wirklich ſind viele dieſer Fiſcher von Animomilo eingewandert von drüben aus dem ſüdlichen Italien, von Neapel und aus Sicilien, und wenn nicht ſie ſelbſt ſo doch oft deren Väter und Großväter. Denn es ſcheint der alte Zug der Coloniſation, der ſchon die phäakiſchen Einwanderer aus jenen ſikaniſchen Ländern hieher brachte, immer noch fort zu wirken, wie ja auch ſchon die homeriſchen Vorfahren dieſer Corfioten hauptſächlich mit der See beſchäftigt waren. Denn Homer nennt ſie „ſegelberühmte Phäaken“ und Alkinoos rühmt dem Odyſſeus:

Lernen ſollſt du es ſelber, wie ſehr ſie vor allen geübt ſind,
Meine Jünglinge und Schiffe, mit Rudern das Meer zu durchfliegen.

Eine Seemannstüchtigkeit, welche auch ihre Namen beweiſen. Nauſikaa, Nauſithoos, Echeneos und der Herold Pontoneos

wurzeln alle mehr oder weniger im Zugehörigen der See, der Schiffahrt und des Fiſchfanges und ebenſo die vielen anderen im Kataloge der Wettſtreiter beim Kampfſpiele des achten Geſanges:

Da erhuben ſich viele der Edlen; zum Wettkampf
Stand Akroneos auf, Okyalos dann und Elatreos,
Nauteos dann und Prymneos, Anchialos dann und Eretmeos,
Anabeſineos dann und Ponteos, Proreos und Thoon,
Auch Amphialos, Sohn von Tektons Sohn Polyneos,
Und Euryalos, gleich dem menſchenvertilgenden Kriegsgott;
Auch Naubolides kam, an Wuchs und Bildung der ſchönſte
Aller ſchönen Phäaken; Laodamas einzig war ſchöner.
Darauf erhuben ſich drei von Alkinoos trefflichen Söhnen,
Erſt Laodamas, Halios dann und der Held Klytoneos.

Hinten, den Häuſern von Caſtrades entlang, auf der Straße der Heiligen Jaſone und Soſipathros fehlt ſelten um dieſe ſpäte Zeit ein Leichenzug, denn hier heraus liegen auch Friedhöfe und auf Corfu begräbt man wie an ſo vielen Orten im Süden die Todten lieber im melancholiſchen Dämmerlichte des Abends. Griechiſche Popen und Mönche in bunten, großen, langen Mänteln, lichtgrün, violett und gelb mit Gold und Silber geſtickt und verbrämt, das Kreuz, einige brennende Lichter, Kerzen und Fackeln ziehen dem Sarge voran, in welchem die Leiche offen, im beſten Falle mit einem Schleier zugedeckt liegt. Von Jaſone und Soſipathros herüber und all den vielen kleinen Kirchleins und Kapellen, welche Garitza und Animomilo heiligen, klingen dann mit ſcharfen, raſchen Tönen die Glocken, welche hier angeſchlagen, nicht gezogen werden. Gleichgiltig bewegt ſich daneben auf dem Borde des Quais, nur durch ſchmalen Raum vom Begräbniſſe getrennt, die Menge der eleganten Leute, welche auf der via marina allabendlich den ſtädtiſchen Corſo hält. Sie iſt, nur beſcheidener, die Chiaja Corfu's.

Ich ging dann hinunter zum Molino veneto, wo es einſam auf der weit hinausreichenden Landzunge iſt, einſam beinahe wie auf einem „gedankenſchnellen Schiffe der ſegel-

berühmten Phäaken" und wo die Wellen leise um meine Füße in den ausgewaschenen Felsen des Molos spielten. Dort war kein anderer Laut, kein Eingriff in mein Fühlen und nur unbegrenztes Schauen und Denken. Der Mond kam langsam aus den epirotischen Bergen herauf, die noch einmal, ganz wie man es in den Alpen sieht, nachdem der Purpurreflex des Sonnenunterganges auf dem Weiß der Schneegipfel erstorben war, mild violett wie mit innerem eigenem Lichte geglüht hatten. Es ist das wie die Ruhe, das Lächeln auf der Miene eines selig Gestorbenen, das auch erst nach dem Tode kommt und das ich die Ahnung, vielleicht schon die Sprache, die Verkündigung einer besseren, jenseitigen Welt glaube, ein Herüberragen von dort hierher. Jetzt lagen sie in todtem Grau und sprachen nichts mehr. Selbst als die Mondeshelle sie taufte, blieben sie stumm wie die dort auch gestorbenen und begrabenen Orakel von Dodona. Nichts steht schwerer auf als todte Religionen. Aber die See, dieses immer lebenslustige Element, nahm den Wiederschein auf und wo eben noch Purpur und Gold geflossen waren, dort wellte jetzt rund und geschwollen, sich leise wölbend und eben so träge furchend reiner Silberglanz auf tiefblauem Atlasgrunde.

Zurückblickend auf die Stadt da das Silberlicht gegen die Ufer der Bucht anspülte und als ich dort Lichter schon in den Fenstern sah und die Fischer bemüht um die hochbordigen Schiffe, fiel mir ein Bild Oswald Achenbachs ein, „Abend auf dem Strande bei Neapel", welches mir einmal in einer Wanderausstellung begegnet war. Auch dort rundete sich eine Bucht und hoben sich Berghörner im Hintergrunde wie hier die des Monte-San Salvatore und spielte die See blauroth auf den Strand, leuchtete der Mond und aus den entfernten Scheiben der Stadt schon das Kerzenlicht und füllten den Vordergrund hochgeschnäbelte, dunkle Meeresschiffe und antikes Fischervolk. Ich schrieb damals in mein Tagebuch und es war im winterlichen

Norden und mir der Süden noch unbekannt: „ein Bild, das ſich ſieht wie eine Illuſtration zur Odyſſee“ und habe es nie vergeſſen, ſo daß es mir hier im Phäakenlande, an der Stelle ſelbſt vielleicht wo Odyſſeus ſich eingeſchifft zur erſehnten Heimkehr nach der lieben Heimat der Väter und wo ſich eben in ganz den gleichen antiken Formen wieder eine Einſchiffung begab, ſofort einfiel. Ich weiß dem Künſtler keinen beſſeren Dank und keine würdigere Auszeichnung für das Werthvolle und Erfreuliche ſeiner Darſtellung zu geben als dieſe Erinnerung an ihn auf homeriſchem Boden und die Beſtätigung ſeiner Wahrhaftigkeit, die mir nun hier geworden. Gewiſſe Dinge fallen uns auf und prägen ſich ein mit der Vorahnung der Zukunft.

6. Capitel.

Ruinen Korkyra's und ſeines Friedhofes.

Wir ſehen es heute noch im ganzen Oriente wie es im älteſten griechiſchen Alterthume war: die Zugänge zu einer Stadt, zur kleinſten wie zur größten, nach Ilion und Athen, Rom und Pompeji hinein gingen durch Friedhöfe. Sie ſchloßen unmittelbar an die Thore und Mauern ſich an zu beiden Seiten der Heerſtraßen. Hat man daher, wo man Stadtruinen vermuthet, antike Gräber aufgegraben, ſo kann man auf Grund dieſer Markzeichen auch ziemlich genau die Grenzen der Stadt, die Wälle und Thore bezeichnen. Als aber die Engländer im Jahre 1843 die Befeſtigungen der Venetianer und Franzoſen theilweiſe wegräumten, da fanden ſie auch auf Corfu ſolche Gräber der alten Korkyra und zwar am Hafen des Alkinoos, auf dem Geſtade der Bucht von Caſtrades ziemlich in ſeiner Mitte, wo es ſich am tiefſten in das Land rundet. Dort und gerade gegen die Oeffnung der Bucht gekehrt ſtand das Fort Pantokrator, gegen Oſten der vorgeſchobenſte

Punkt im venetianischen Festungsplane. Dieses wurde gesprengt, daß es heute ein mächtiger Ruinenhügel ist, aber mit festem natürlichem Erdkerne. Darauf bauten die Engländer ein Gefängniß, das ihn nur noch unfreundlicher, kahler erscheinen läßt. Die See liegt dem düsteren Hügel heute auf viele Schritte fern. Einmal bespülte sie die Grundmauern dieses Castells. Die runde Bucht von Castrades war damals noch runder, noch tiefer eingesenkt, geborgener und stiller. Unter einer Bastion dieses Forts und zwar der See zugewendet entdeckte man den antiken Friedhof. Er scheint aber schon vor dem Festungsbau durch natürlich herabgerutschtes Erdreich des Hügels verschüttet worden zu sein. Heute wieder sind Friedhöfe in derselben Gegend angesiedelt, derjenige der englischen Garnison ganz nahebei.

Man fand eigentlich ihrer zwei, einen über den anderen gestellt, den unteren schon einmal begraben, als man den oberen jüngeren anlegte. Die Gräber des oberen waren mit Ziegeln ausgemauerte Todtenbetten, θῆκαι, wie sie die Türken heute noch haben. Die unteren noch einfacher und ärmlicher, aber zwischen diesen auch den festen runden Quaderbau, der heute von einem Gitter umschlossen mehrere Fuß tief ausgeschält, völlig erhalten, rechts von der Straße nach Castrades sichtbar ist.

Schon der obere Friedhof ist durch den Styl der dort gefundenen Vasen und Bronzen als sehr alter Zeit angehörig bewiesen; der untere wird durch die Umschrift dieses Denkmals als einer der ältesten Reste der Griechen dargethan, und hat dem entsprechend auch Aufsehen und Streit unter den Gelehrten veranlaßt. Ludwig Roß vermuthete, und ihm schließe ich mich am liebsten an, daß hier der Begräbnißplatz ausgegraben worden sei, dessen Xenophon (Hell. VI. 2, 20) bei Korkyra gedenkt. Er wird die Stadtmauer auf der ganzen Landseite von einem Hafen zum anderen umzingelt haben,

wie heute die türkischen Friedhöfe um die Landmauer Constantinopels liegen.

Was von diesem zeitbestimmenden, beschriebenen Rundbaue heute zu Tage getreten ist, hat die Höhe von fünf Fuß. Ich glaube ihn noch nicht ganz ausgegraben und darum das Denkmal ursprünglich höher, so daß es sich ähnlich dem Tempel der Winde und dem Monumente des Lysikrates in Athen darstellte. Das Dach mit einem niedrigen stumpfen Kegel von roher unregelmäßiger Steinfügung, war gewiß nicht bestimmt, wie es heute der Fall ist, von oben herab gesehen zu werden. Es sollte in den Lüften verschwinden, vielleicht von einer plastischen Blume oder einem Dreifuße überragt. Zu dieser Vermuthung stimmt, daß oben in der Mitte eine flache viereckige Platte liegt, die doch so ausnahmsweise zu dem anderen unregelmäßigen polygonalen Gemäuer nur mit einem bestimmten Zwecke eingefügt worden sein kann. Der untere Körper des Thurmes ist aus ungeglätteten aber regelmäßigen Kalksteinquadern ohne Mörtel mit dem Durchmesser von 5·3 Meter sehr schön gebaut. Aber was diesem Thurme und seiner Aufdeckung die weithin klingende Bedeutung gab, war die Umschrift auf dem Gesimse unter dem Dachvorsprunge, welche in einer Länge von 9·60 Meter und von rechts nach links laufend, mit den ältesten Zeichen und in den ältesten Idiomen der griechischen Sprache geschrieben, entziffert worden ist. Es sind sechs Hexameter:

□ Υἱοῦ Τλασίαϛο Μενεκράτεος τόδε σᾶμα,
οἰανθέος γενεάν· τόδε δ'αὐτῷ δάμος ἐποίει
ἧς γάρ προξενζος δάμου φίλος ἀλλ'ἐνί πόντῳ
ὤλετο· δαμοσιον δεκα . . . . . .
πραξιμένης δάὐτῷ ν(αια)ς ἀπό πατρίδος ἐνθὼν
σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτοιο πονήθη

Das erste Zeichen □ soll nach Roß nur den Anfang der Inschrift bedeuten, ein signum inchoativum sein; dann

folgte der Name des Menekrates und daß er ein Sohn des Τλασιας gewesen. Der zweite Vers nennt als seinen Geburts- und Wohnort Oeanthe, die Stadt der ozolischen Lokrer an der Westseite des krissäischen Busens, das Οἰάνθη bei Thukidides (III, 101), Οἰανθεια bei Pausanias (X, 38), also das heutige Galaxidi; die beiden nächsten, daß die Korkyräer ihm dieses Denkmal errichteten, weil er deren Gastfreund, proxenos, war und auf dem Meere umkam; die zwei letzten, daß Praximenes aus der Heimat erschien und mit dem Volke dem Bruder dieses Zeichen der Erinnerung weihte. Man fand in dem Grabe nur eine bronzene Schale, einige kleine Thongefäße, keine Gebeine und keine Asche. Es war also ein Kenotaph, vielleicht weil der Leichnam nicht aus dem Schiffbruche gerettet worden ist. Der Schrift nach glaubt Roß das Denkmal sieben- oder achthundert Jahre v. Chr. gebaut. Es ist also so alt, als man die Lebenszeit des Homer gewöhnlich setzt, und dieses Grab könnte vom Dichter der Odyssee gesehen worden sein, als er sich hier sein lebendiges Bild für die Stadt und die Gärten des Alkinoos holte. Das gibt dem grauen, niedrigen, versenkten Thurme des Menekrates eine außerordentliche Bedeutung, einen wahrhaft heiligen Werth. Er wird zugleich zur Reliquie für alle Dichter und Künstler, nicht blos für Alterthumsforscher, Archäologen und Philologen, die ihn sich bisher ausschließlich anzueignen suchten. Und so wenig poesievoll die Inschrift ist, sie wird zu einem der kostbarsten Schätze der menschlichen Sprachkunst.

Gewiß weil Menekrates auf dem Meere und durch dasselbe getödtet worden ist, errichtete man ihm das Grab so nahe der See mit dem Ausblicke auf die Bucht und den alten Hafen des Alkinoos. Es sollte der Seele des Todten dorthin wie den Schiffern „die sind und die nachkommen“ zur Ehre und Tröstung sichtbar sein. Und bis auf die heutigen Nachkommen herab, die des neunzehnten christlichen Jahrhunderts, erkennt

man es nun wieder, dieſes heidniſch homeriſche Grabmal. Dem andern, welches ſich Elpenor, „der jüngſte der Schaar,“ in der Unterwelt ſo kläglich von Odyſſeus erbat und ganz ſo ähnlich geſtellt und ſichtbar erhielt, iſt nicht gleich lange ehrenvolle Dauer geworden. Es fielen mir indeß jedesmal beim Vorübergehen die bezeichnungsvollen Verſe ein und wie eine zweite Aufſchrift neben der anderen ſteinernen, altgriechiſchen las ich ſie:

Doch nun fleh' ich Dich an bei Deinen verlaſſenen Lieben,
Laß nicht unbeweinet und unbegraben mich liegen,
Sondern verbrenne mich, ſammt meiner gewöhnlichen Rüſtung,
Häufe mir dann am Geſtade des grauen Meeres ein Grabmal,
Daß die Enkel noch hören von mir unglücklichem Manne!
Dieſes richte mir aus und pflanz' auf den Hügel das Ruder,
Welches ich lebend geführt, in meiner Freunde Geſellſchaft.
Alſo ſprach er, und ich antwortete wieder und ſagte:
Dies, unglücklicher Freund, will ich Dir alles vollenden.

Homer hat gewiß von einem ſolchen Grabmale das Muſter zu dieſen Zeilen genommen und ebenſo nahm ich mir von hier ein anderes Landſchaftsbild, eine lebendige Illuſtration der Odyſſee mit.

Uebrigens hat auch noch ein heutiges italieniſches Volkslied, Il Marinaro, das ich in dieſen mittelländiſchen Meeren wiederholt ſingen hörte, dieſe ſelbe rührende Bitte eines Schiffers nach einem Menekrates-Denkmal in ſeinen letzten Strophen lebendig:

Capitano, ti scongiuro,
Non depor nel cimitero
Il mio corpo, o nella chiesa
Del vicino monastero.

Ma ti prego a seppelirmi
Nella sabbia in riva al mar
Perch' io senta i lieti gridi
Quando torna il marinar.

Addio tutti, o voi compagni,
Capitano, addio, addio;
Giù si chiudono i miei occhi,
Già s' annebbia il guardo mio.

Addio dolce cantilena,
„Su, su l' áncora" al salpar,
E tu pure assai più dolce
„Giù, giù l' áncora" al tornar.

Das ganze Gedicht ist sehr schön, aber nicht zu übersetzen, denn der größte Theil seines Werthes liegt im Wohlklange der Silben. Vorne auf einem Schiffe ausgestreckt in einer Mondnacht hörten sich diese wirklich zaubervoll von einem schwachen, etwas kranken Tenor gesungen. Es war als sei er selbst der sterbende Schiffer, der so wie dieser Gastfreund der Korkyräer am Strande des Meeres begraben zu sein wünsche.

Was sonst noch auf diesem Friedhofe des Menekrates oder jenseits der Grenze der antiken Stadtmauer in den Fruchtgärten von Castrades ausgegraben und nicht nach Venedig, Verona und neuerlich nach England entführt worden ist, findet man oben in der Stadt im Museum der Universität und auf dem Municipium aufgehäuft. Bewahrt oder ausgestellt zu sagen wäre ein Euphemismus, denn es ist nicht genug zu tadeln, in welcher grausamen Weise dort jene Schätze vernachlässigt werden. Das meiste ist hier in der Umgebung des Menekrates-Denkmals aus andern Gräbern genommen; namentlich die vielen Terracotten, Lampen und Krüge, welche roh und primitiv sind. Dieser rohe Charakter ist aber gerade ein Beweis, daß in allerältesten Zeiten diese Production hier üblich war, eingeführt wohl von den korinthischen Colonisten. Und diese Industrie erhielt sich lange so hier. Der Boden scheint ihr zugesagt zu haben. Immer wieder nahm er solche Anpflanzungen auf. So kam im Jahre 1530 die Töpferfamilie Gatti von Castel Durante und führte nach Corfu

die Kunſt der italieniſchen Faiencen ein, und noch ſpäter ließ ſich hier ſogar die Manufactur des Fälſchers Pietro Fondi nieder, der täuſchend antike Vaſen nachmachte.

Die zwei werthvollſten Stücke aller Ausgrabungen ſcheinen mir ein Bronze-Helm, der einen Schirm über den Augen hat wie unſere Kappen, und die Statue eines liegenden Löwen, der bei dem Menekrates-Denkmal gefunden wurde und der deshalb ebenſo alt und ihm zugehörig geglaubt wird. Ich bezweifle das letztere, nicht das erſtere. Er iſt in Sandſtein gemeißelt, ſtrengen Styles, ganz monumental. Man hat ihn im heute königlichen, einmal engliſchen Reſidenzſchloße im erſten Stocke des Treppenhauſes aufgeſtellt.

Geht man vom Menekrates-Denkmal durch die hintern Häuſer von Caſtrades weiter und biegt von der Straße nach dem Ausſichtspunkte der un canone, gleich wo ſie beginnt noch ehe das Land ſteigt, rechts in einen Feldweg, der zu den Niederungen des andern antiken Hafens, des Hyllaeiſchen, zum heutigen verſumpften Chalichiopulo-See führt, ſo ſteht man bald auf dem Lande, das die andern Marmorreſte, Inſchriften, namentlich geſtempelte Ziegel und auch einige Statuen gegeben hat. Man glaubt die Namen dieſer Ziegel den Pritanen Korkyra's angehörig, unter deren Verwaltung jene gebrannt wurden. So vermachten uns auf kleinen blaßrothen oder gelblichen Scherben mit wenig ſchönen und regelmäßigen Schriftzügen ihr wohllautendes und pomphaftes Gedächtniß ein Spatos, Statronos, Soſandros, Terias, Erimnaſeas, Eraſonos, Philoxenos, Sotionos, Soſtratos, Philonidas, Skulakos, Paneſios, Nikomedes, Nikandros, Nauſikrates, Amometos, Archias, Ariſtomenos, Ariſtokles von Eupolemos, Dioniſios, Damonos, Damoſtratos, Ariſteas, Apollodoros, Beibas, Damophilos, Boïskos, Asklepiodoros, Alkaios, Aiſchuliskos, Alexikleos, Ageſandros und Alexikiskos. Ein altgriechiſcher Namens-Kalen-

der wäre damit beinahe herzuſtellen, und ſchon in dieſer Hinſicht hat der Acker viel producirt.

Wichtiger aber als dieſe übrigens immer noch fortwährenden Ziegelfunde ſind fünf Decrete der korkyräiſchen Gaſtfreundſchaft, welche auch dieſen Feldern entſtammen. Nur eines, und das wohl weil es bedeutend älter iſt, hat Verſchiedenheiten im Texte; die vier anderen ſind wörtlich gleichlautend, alſo wohl nach einem beſtimmten Paßmuſter der ſtädtiſchen Kanzleien angefertigt. Das älteſte, das der Zeit anzugehören ſcheint, da Athen und Korkyra in beſonders freundſchaftlichen Beziehungen verbunden waren, ernennt am vierzehnten des Monats Pſidreos, da Straton Pritane der Stadt war, den Dioniſios von Frunikos, einen Athener, ihn und alle ſeine Nachkommen zum Proxenos, was man mit Gaſtfreund überſetzt hat; gibt ihm und dieſen das Recht, Haus und Grund zu beſitzen. Die anderen geben dem Pauſanias von Attalus, einem Ambrakioten, dem Luciskon und Echesdenes, Söhnen des Demopeidos von Priene, dem Philiſtionas, Sohn des Theudoros, einem Lokrer, und dem Boïskos von Lukophronos, einem Dodonäer, dieſelben Rechte, aber darüber auch noch alle die anderen Ehren, welche ſonſt den anderen Gaſtfreunden und Wohlthätern zukommen. Dieſer erweiternde Zuſatz iſt alſo erſt ſpäter allgemein geworden. Ich möchte ihn der gewiſſen Clauſel der meiſtbegünſtigten Nation in unſeren Handelsverträgen ähnlich erklären. Darunter wiederholt ſich auf allen in einer letzten Zeile mit auffällig größeren Schriftzügen der Name des Begünſtigten und ſeiner Nationalität, ſo daß das Decret, das man ſuchte, leichter zu erkennen war. Oben über der Schrift findet ſich manchmal noch als anderes Erkennungszeichen das Heimatswappen des Proxenos, ſo über dem Decrete des Dioniſios von Frunikos, das in einer engliſchen Sammlung bewahrt wird, die Eule von Athen. Ringsum ſind gewöhnlich Löcher, in welchen Nägel die Stele feſthielten. Denn während die

mehr als hundert Proxenitätspässe, die man im anderen Griechenland bis jetzt gesammelt hat, in Marmor geschrieben sind, sind diese fünf korkyräischen in Bronze gegraben und wird dieses, merkwürdig genug, im Texte der Schrift ausdrücklich so angeordnet. Das war sonst nur in Syrakus der Fall. Vielleicht ein anderer Hilfsbeweis für meine Behauptung, daß die alten Phäaken als Phönikier zu denken sind, die von Sikanien aus eine dort schon reicher gewordene Cultur hierher einführten.

Absonderlich und roh, ganz ungriechisch ist der Name des einen der Gastfreunde, Boïskos, der sich übrigens auch auf Ziegelscherben findet. Sein Beisatz hier, daß er aus der Landschaft Dodona, läßt ihn mich als einen Barbarennamen fassen.

Die Schrift all dieser corfiotischen Freundschaftsbriefe ist roh, nachlässig; man sieht ihr an, daß die Bronzetafel rein praktisch gedacht, ohne jeden Zweck der künstlerischen Wirkung beabsichtigt war.

Man hat in Deutschland viel geschrieben, gestritten und gedeutelt über die richtigste Uebersetzung dieser Würde der Proxenoi und daraus eine Gattung von Consulen, um nicht zu sagen ein diplomatisches Corps der verschiedenen griechischen Städte gemacht. Mir scheint solche Verirrung nur bei der unbewanderten Studirlampe möglich. Der Text dieser Decrete sagt davon nichts. Er erwähnt nicht einmal, daß die Proxenoi überhaupt Pflichten für Corfu haben. Er sagt nur, daß ihnen dort das Recht des unbeweglichen Eigenthumes zugestanden sei. Und das war ebenso bis vor Kurzem noch in der Türkei für jeden Fremden nothwendig, weil durch die Verträge zwischen den europäischen Staaten mit der Pforte die türkische Gastfreundschaft dahin verpflichtet war, den Fremden unter keiner Bedingung zur Steuer heran zu ziehen. Er mußte also auch vom Rechte des Haus- und Grundeigenthumes ausgeschlossen

werden, weil sich sonst aller unbewegliche Besitz hinter Ausländern steuerfrei gemacht haben würde. Was nicht hinderte, daß wer besondere Wohlthaten dem türkischen Reiche erwiesen und den Grundbesitz dort wünschte, als Proxenos erklärt und eigenthumsberechtigt werden konnte. Ich möchte also diese Proxenitätstafeln die ersten Aufenthaltspässe nennen. Diese Deutung legt wenigstens dem Wortlaute der Rechtsbriefe nichts zu, ist die einfachere und das Einfache hat immer mehr Aussicht der Wahrheit näher zu stehen.

Andere Inschriften betreffen die Religion und machen uns ebenso mit manchem merkwürdigen Gebrauche bekannt. Wir sehen, daß man sich damals schon an irgend einen Gott verlobte und Denkzeichen zur Bitte oder zur Danksagung in die Tempel stiftete, wie heute die wächsernen und silbernen Herzen, Beine, Arme, Füße und Hände vor die wunderthätigen Heiligenbilder der Wallfahrtskirchen gehängt werden. Auch eine Stiftung findet sich ganz ähnlich unseren Bruderschaften. Die Formen des Volkslebens bleiben eben immer mehr oder weniger dieselben, denn alle Ausdrucksmittel, auch die wortreichste Sprache, sind in leicht erschöpfliche Grenzen eingeengt.

Zum Kriege gehörig wurden eine Menge Schleudereicheln gefunden, die man sich damals mit dem Namen anfertigen ließ, wie heute die Visitenkarten, nur allerdings mit weniger freundschaftlicher Absicht. Aber es wußte dann Jeder, der einen Schuß erhielt, daß er ihn dem Pausonos oder dem Xenokleos, dem Lakritos, Orobis, Ermos, Korindos, Asklepiodoros, Telenias, Phalakros, Kallistratos verdanke und zu erwidern habe. Es stammen diese griechischen wohl aus der Belagerung des Jahres 373 v. Ch., da Mnasippos, der Feldherr der Lakedemonier, die Stadt so ernstlich bedrohte.

Bis heute hat man so nahe an zweihundert Inschriften gesammelt. Auch die Statue des Germanicus, die man im sieb-

zehnten Jahrhundert nach Venedig gebracht hatte, und das schöne dorische Capitäl, das jetzt oben im Municipium bewahrt wird, gingen aus diesen Gartenfeldern von Castrades hervor. Wie vieles Andere daneben zerschlagen, vernichtet, verloren worden ist, zeigen die Säulen, die Architrave, die Basen und Capitäle, welche man hier in diesen Gründen in Gartenmauern, in Häuser eingelassen, zu Schwellen, zu Thürpfosten, zu Pfeilern der Weinlauben, zu Gartentischen und Bänken verwendet sieht. Auf jeder meiner vielen Wanderungen in diesen malerischen Gegenden fand ich Neues von solch entwürdigtem antiken Marmor. Das legt eine tiefe Schwermuth in's Gemüth, wenn man Größe von ehemals, die wir als das Edelste und Schönste zu feiern gewöhnt wurden, so gestürzt und vergessen sieht, und die poesievollsten Stimmungen ergeben sich wie bei dem Lesen eines Dichters. Denn Ruinenzauber ist der stärkste von allen. Den schönsten dieser Zaubergärten fand ich von Goldorangenbäumen dicht überschattet und von blühenden Rosenbüschen erleuchtet, als sei er der Ort, der Göthe das Sehnsuchtslied seiner Mignon in das Herz preßte. Der ist mit antiken Resten förmlich möblirt. Der Brunnen ist ein korinthisches Capitäl. Man sitzt auf Bänken, die mit Triglyphen geschmückte Architrave waren. Die Tische sind colossale umgestürzte Säulenbasen, und wo ein Mispulus japonicus zu schwer von Frucht und Alter ist, ist ihm ein canellirter Säulenschaft unter die müden Aeste geschoben, und andere tragen die Lauben der Rosen und Reben und der blauen Glyceria. Man ließ mich zum Andenken dort junge Knospen pflücken, und auf den Architraven ausruhend, aß ich kleine Mandarinen, die ich mir selbst aus dem dunkeln schwarzen Laube der Bäume geholt. Auch den fünften Gesang der Odyssee las ich einmal auf diesen Bänken. Die Hausleute ahnten nicht, welche unbezahlbare Freude sie mir machten. Kein König und Kaiser könnte mir Genußvolleres bieten als jene Stunden waren.

Und gegenüber jenem Garten, auf der anderen Seite des hohl liegenden Feldweges, ſteht die undurchdringlichſte Agavenhecke, die ich auf Corfu ſah. Rechts und links zäunt ſie einen Pfad ein, der ſeitab nach ſumpfigen Wieſen führt, und auf beiden Seiten ragten eben vier mächtige Blüthenſtengel auf, die palmenartig hohen ſtolzen Schäfte mit den Blumen geſchmückt, die den Pinienkronen ähnlich ſind. Keine wilde Blume der ſüdlichen Landſchaften ſcheint mir für die Bilder charakteriſtiſcher und ihrem Linienzauber günſtiger. Sie haben zuerſt etwas Mächtiges, ſehnſuchtsvoll Aufſtrebendes dieſe hundertjährigen Blüthen, die auch die ganze Kraft der Pflanze aufzehren und mit dem eigenen Verblühen der Wurzel den Tod geben, und oben etwas ſchattenvoll ſich Verbreitendes, dann Ruhiges und gnädig Segnendes. So liegt der Himmel über uns. Hier hatten mir die Agavenſtengel noch die andere Bedeutung, daß ſie wie zum abſichtlichen Vergleiche neben dieſe abgeſtorbenen Säulenſchäfte des ruinenvollen Gartens geſtellt erſchienen. Es war als ſeien die griechiſchen Kunſtſeelen jener todten Pfeiler in dieſe lebendigen Träger der Blumen und der Luft übergegangen. Auch das iſt eine Seelenwanderung vom vierten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung in unſer neunzehntes.

Ich ſchritt durch den lebendigen Säulengang und dann kömmt man in einen alten Oelwald, der ſich von der Niederung zum Cap über den grünen Wieſenhang auf vielfach gebrochenem Terrain die Höhe hinaufzieht. Die Wurzeln der Oliven haben wie Göthe eine Liebe zum Licht. Es duldet ſie nicht in der Tiefe. Keine greift in die Erde, alle ſtreben ſich darüber zu legen. Dort fand ich gewöhnlich Hirten und weidende Schafherden und wieder weiße Marmorreſte, nur weiter ausgeſtreut, vereinſamter, von den Menſchen nicht zum Gebrauche zuſammengeleſen, an der Stelle wo ſie untergingen und verſanken, halb vom jungen Grün der Wieſen, von Salbei und von blühenden Ciſtusroſen begraben, auch größere, mächtigere Blöcke. Ich kenne

kein anderes Land, welches den Bildern des Claude Lorrain ähnlicher iſt. Dem Walde folgt wieder eine Gaſſe weißer Campagnen, beſonders reichlich bewäſſert, die Gärten daher auch in ſelbſt für Corfu außergewöhnlich ſtrotzender Fülle von Orangen, Mispeln, Pfirſich- und Mandelbäumen, von Artiſchocken, Carden, Kohl- und Salatköpfen. Zwiſchen dieſen Häuſern windet ſich der Weg zum See. Dort iſt ein großes einſames Ufer. Waldbeſtand von Oliven reicht bis an ſeinen Rand. Die Küſte links baumig bekleidet ſteigt ſteil zur Caphöhe hinauf, wo die Akropole der alten Korkyra horſtete, die zur Rechten zieht ſich weit in die Ebene der Inſel hinein. Hier ſind nicht einmal Hirten. Man iſt immer mit ſeinen Erinnerungen und Gedanken und einem und dem anderen Waſſervogel, einem aufſpringenden Fiſche des großen todten Salzſees ganz allein. Ein kleiner Bach kömmt von den Campagnen her, aber auch er wird ſchweigſam und ſeine Mündung verſumpft im Schilfe und zwiſchen hohen blühenden gelben Irislilien und unter den breiten, ſaftig dunkeln, ſchöngefleckten Blättern der Zehrwurz, des Arum maculatum. Die weiteren Grenzen des ernſten Bildes ſind die hohen Berge des San Salvatore im Norden, des Pantaleone im Weſten und die Hügelwellen von Gaſturi und Benizze im Süden, alle waldbedeckt und im Kreiſe geſtellt. Und dieſes iſt — der ſtumpfe See, der vor uns liegt, auf dem ſich gar nichts rührt — der andere, der zweite Hafen der Stadt des Alkinoos, der des Hyllaïs, deſſen auch Thukidides Erwähnung thut und der hauptſächlich dem Kriege und ſeiner Ausrüſtung diente, und das Feld, das wir bis dorthin durchwandelt haben, iſt der antike Stadtplan in ſeiner ganzen Breite, dem hier mächtig und beherrſchend das Cap der Landzunge anliegt und überragt, das die Burg trug und die anſehnlichſten Tempel, zugleich eine Drohung über die Stadt und die zwei Häfen und auf die weite See hinaus.

7. Capitel.

Die Akropole Korkyra's.

Dieſes Vorgebirge der antiken Bergſtadt, das der Spitze der Landzunge von Caſtrades aufliegt und unter ſich in ſeinem Rücken den blumigen Plan der alten Korkyra, zu ſeinen Seiten die zwei Häfen, den des Alkinoos und den anderen des Hyllaïs, vor ſich unter ſteilen Abſtürzen das freie Meer hat, nennen ſie heute das Cap des hl. Elias. St. Elia iſt beinahe überall in dieſen griechiſchen Meeren auf die Spur des alten Zeus geſtellt worden und dieſes könnte vielleicht beweiſen helfen, daß hier oben das Heiligthum des griechiſchen Göttervaters oder wahrſcheinlicher noch das der Mutter Hera geſtanden habe, welches Thukidides mehrmals in ſeiner Revolutionsgeſchichte erwähnt. Beſonders Heratempel waren durch die ganze griechiſche Welt auf ähnliche ſchöne, weitſchauende und weitgeſehene Punkte gebaut. Das Heraeon von Byzanz z. B. ſtand auf einem ganz ähnlichen, nur nicht ſo hohen, aber ebenſo weit hinausgreifenden Vorgebirge. In einem Mauerzaun bei dem Kirchlein St. Elia fand ich wirklich zwei antike achtſeitige Säulen, die Schäfte mit den Capitälen aus einem Stücke gehauen, jener Art, wie ich ſie in den Gräbern von Beni Haſſan am Nil geſehen und wie dieſes Glied der Architektur von Aegypten in die griechiſche Kunſt eingeführt worden iſt. Sie bezeugen alſo dieſen wahrſcheinlichen Heratempel als eine uralte Anlage, der als Schutzgeiſt über der Stadt leuchtete und auch dem heimkehrenden Schiffer ſchon in der Ferne erſchien, wie wir dieſen Gottesdienſt noch lebendig von der atheniſchen Akropolis und ihren aufrecht gebliebenen antiken Heiligthümern ausgeübt ſehen.

Noch ein anderer Reſt gibt Zeugniß von dem hohen Alter, welches die Bauten auf der Akropole von Korkyra gehabt haben

müssen. Wenn man von der Höhe von St. Elia nordwärts durch den dichten Olivenwald hinabsteigt, so stößt man ganz plötzlich auf eine dorische Tempelruine. Wie eingesackt in ein kleinwinziges Thal, das nur nach der See hin offen, steht sie verborgen. Man sieht die Trümmer zuerst unter sich in einem Kessel und kömmt nur mühsam zu ihnen hinab. Es bot sich ihm wohl eine natürliche Mulde, aber um dem Tempel einen Standpunkt zu geben, mußte doch eine Terrasse für ihn ausgeschnitten werden und mußten die steilen Hügellehnen zurückgedrängt und gegen das Abrutschen mit starkem Mauerwerke verkleidet werden. Wie in einer Höhle, einer Loge, einem Graben stand er, die Aussicht frei auf die See und ringsherum von Wänden geheim gehalten. Wie das Rund eines Amphitheaters liegt der Hügelwall um ihn. Oelbäume stehen statt der Zuschauer darauf. Der Halbkreis ist nicht groß und der Tempel der darinnen stand und die Ruine, die noch darin steht, ist nur klein. Die wahrscheinliche Länge des Tempels, die von Osten nach Westen reichte, war nur 20 Meter und seine Breite 15. Aber nur die Hälfte seiner Länge ist noch vorhanden. Was zur See hin lag, ist hinabgestürzt. Die Klippen unter ihm spülte der Wellenschlag weg und er selbst wird dann später die unterwaschene Erdschichte hinabgedrückt haben. „Halb zog's ihn hin, halb sank er hin, bald war's um ihn geschehen!" Und es ist nur natürlich, daß man solcher Sehnsucht folgt, wenn man zweitausend Jahre auf das schönste aller Elemente, die südliche See, unablässig gesehen. Wie viel und wie oft, nicht anders als die Sirenen den edlen Odysseus versuchten, mag sie lockend zu diesen verlassenen Säulen hinauf gelispelt haben, die sich einsam und verwaist, trostlos in barbarischer Vergessenheit und stiefmütterlich vom neuen Kirchenglauben behandelt wußten. Ungefähr 34 Meter liegt die Tempelterrasse über dem Meere, 22 über einer Süßwasserquelle, die unter ihr aus dem dunklen Boden entspringt und in die See rieselt.

Der Tempel ist gewiß einmal mit dieser Quelle von Cardachis in einem Cultuszusammenhange gewesen.

Der Tempel war ein längliches Viereck. Ueber seinen beiden Schmalseiten standen Giebelfelder. Das hintere, völlig erhalten, liegt unter den Trümmern. Die Höhe seines Mittelsteines ist 1·80 Meter. Statuen scheinen keines derselben gefüllt zu haben. Man fand in dem Erdreiche, wie in den Ruinen und auf dem Grunde der See auch nicht einen Splitter davon. Die Giebelfelder waren also leer. Unter dem östlichen, welches der See zu stand, muß der einzige Zugang in das Tempelheiligthum gewesen sein. Ein Säulengang, den man auf dreißig Säulen berechnen kann, umgab die Mauern; sechs Säulen vor jeder Schmalseite, deren Spuren vor der hinteren man heute noch findet; neun vermuthet man für jede der Langseiten. Es sind von diesen jedoch nur mehr sieben vorhanden, zwei auf der Nord-, fünf auf der Südseite. Zwanzig Canellirungen ritzen die Schäfte. Sie hatten die Höhe von 3·09 Meter; ihr oberer Durchmesser war 0·50 Meter, der untere 0·64 Meter. Die Capitäle, die man noch reichlich ausgestreut findet, haben den Abacus 0·15 Meter und den Echinus 0·16 Meter hoch. Die Säulen standen in Zwischenräumen von 1·76 Meter neben einander. Doch ist dieses Maß nicht beharrlich, wechselt auf den Lang- wie auf den Schmalseiten mehrfach. Die Architrave, welche den Säulengang deckten, haben die Höhe von 0·50 Meter. Der Porticus stand auf der Basis zweier Stufen. Die ganze Fundamentirung des Tempels ist nur schwach und niedrig. Die Mauern der Cella haben eine Grundlage von nur 0·92 Meter und diese dünne Stütze ist einfach auf den geglätteten Grund gelegt, eine Bauweise, die in Erstaunen versetzen mag, wenn man nicht bedenkt, daß auch wir kleine, bescheidene Wallfahrtskirchen nicht immer mit herkulischen Anstrengungen errichten. Mehr darf es überraschen, daß der Bau auch nur als Ruine so lange widerstand. Seiner Demuth

kam das Schicksal zu Hilfe. Das Material ist nur grauer Sandstein.

Die Engländer entdeckten die Ruine im September 1822, als der Ingenieur Lieutenant W. Worsley die Ursache finden sollte, warum die Quelle von Cardachio, welche die englische Marine mit Wasser versorgte, plötzlich sparsamer floß. Oberst Whitmore leitete dann die weiteren Ausgrabungen. 1825 mußten diese wiederholt werden, weil ihn neue Zerstörungen des Wassers nochmals verschüttet hatten. Bei den ersten Ausgrabungen hatte man mit einer Menge nichtssagender Ziegel, welche den Tempel gedeckt zu haben scheinen, auch solche gefunden, von denen jeder mit einem anderen Namen gestempelt war. Der eine verewigte den Aristomenes, ein anderer den Damonos, ein dritter den Aristeas, Aristokleos, Eupolemos, Panes u. s. w. Das verwirrt diese Ziegelfrage bedeutend, daß nicht alle oder doch wenigstens ein größerer Theil der Scherben einen Namen ausspricht. Alle haben den Beisatz: Oberer. Es können also nicht die Arbeitsleute sein, die den Ziegeln, welche sie eben anfertigten, auch ihre Namen einschrieben. War es vielleicht der eben regierende Senat von Korkyra, der diesen Tempel bauen und sich ihm so einprägen ließ? Wahrscheinlicher ist mir, daß sich die Stifter in dieser Weise dem Gotte im Gedächtnisse zu erhalten suchten, wie man deshalb auf unsere Altarbilder im Mittelalter fürbittend sein Bild malen ließ und heute die Gründer eines wohlthätigen Werkes durch die Zeitungen veröffentlicht. Diese altgriechische Mode war, wie man hier sieht, für die Befriedigung solcher Einbildung und Eitelkeit die praktischste.

Man glaubt den Tempel, weil er mit dem des Theseus zu Athen manches Aehnliche hat, 500 Jahre vor Christi entstanden. Seine genaue Orientirung ist übrigens Ost-Süd-Ost und wenn nur seine Lage in Frage kam, konnte er mit den stolzesten Attika's wetteifern. Jedem Schiffer war er sichtbar und

alle ſehend, welche die Straße von Corfu gingen und kamen. Knapp unter ſich zu ſeinen Füßen hatte er das Meer, roſig aufrauſchend mit milden Gluten, wenn die Sonne ihm gegenüber aufſtieg und auch ihn ſelbſt licht belebte. Und von den verſchiedenen Gottesverehrungsformen des Alterthums muß man ſich dann einen Sonnenprieſter der Pythagoräer hierher denken, welcher das neue Licht empfangend, es in die ausgebreiteten Arme ſchloß und ſeinen Glanz und ſeine Wärme förmlich einſog, als wäre es erſtes, neues Leben, welches dem Menſchen werde. Denn jeder Sonnenaufgang hier herauf nimmt die Formen und die Farben, die Feierlichkeit und die Stimmung einer neuen Weltſchöpfung an und mit dem Lichte legt ſich auch der Geiſt Gottes über dieſe Waſſer. Ich ſah einmal das Bild eines Ruſſen, Theodor Bronnikoff, welches dieſen Morgendienſt der Jünger des Pythagoras darſtellte. Ich habe den Inhalt dieſes Gemäldes, welches ein Gedicht ohne Worte war und das ich ob ſeiner hohen Empfindung nie vergeſſe, in meinen Gedanken immer auf die kleine Tempelterraſſe von Corfu geſtellt und mir den Bau dadurch zu einem Sonnentempel der Pythagoräer geſtempelt.

War dann der Tag in ſeiner vollen Helle ausgebreitet, ſo überſchaute der kleine Tempel jenſeits des Meeres das Gebirge von Epirus in ſeiner ganzen langen Küſtenentwickelung von der wilden hochgethürmten Chimara bis zu dem freundlicheren Hügelabſturze in dem Cap von Parga, dem alten Cheimeriſchen Vorgebirge. Auf dieſer Alpenkette ſah er Mittags die „ſchattigen Wolken" ſich bilden und hörte daraus in den Donnerſchlägen der furchtbaren akrokerauniſchen Gewitter die Orakelſprüche Dodona's, das dort in den Thälern eingeſenkt liegt, Worte der urälteſten Götter einer Religion, deren Epigonen ſchon nur mehr ihren Cult in ſeinen Mauern betrieben. Bis Abends der ſtillſte Friede, wie ihn allen Götterdrohungen und jedem Menſchenwirken zum Trotze die Natur

immer wieder der Welt gibt, mit den Oelbäumen der ſteilen Thalhügel auf das Heiligthum herabſchattete und nur noch einzelne Sonnenſtrahlen zwiſchen den Stämmen und zitterigen Zweigen durch auf die Säulen glitten, daß ſie wie mit einem letzten inneren eigenen Lichte glühten. Das Meer aber, das lange noch voll Purpur ſchwamm, und die Berge der terra ferma, die unten dunkelblau, oben vulcaniſch roth flammten, gaben ihm mit ſolchen unerſchöpflichen Feuermaſſen bis in ſeinen Schlaf und ſeine Träume hinein doch immer noch einen anderen Tag zu hoffen. Und ſie haben ihr lichtes troſtvolles Wort gehalten, denn auch die Ruinen noch ſehen die Sonnenaufgänge hier oben ebenſo weltſchöpferiſch, den Mittagszauber ebenſo ahnungs- und geheimnißvoll und den Abend voll gleicher Pracht und Glut immer wieder.

Der Tempel iſt für die Gelehrten namenlos, ein Findelkind des Glaubens und der Kunſt. Man hat ihn mit albernen Gründen dem Aeskulap und dann auch dem Apollo taufen wollen. Der Volksmund ſpricht ihn der Religion ganz ab und läßt ihn ein Bad ſein. Ganz zu überhören dürfte ſolche Ueberlieferung nicht ſein, weil ſie allein die ſonderbare und dem Beſtande des Baues nicht förderliche Verbindung mit der Quelle Cardachis berückſichtigt. Abwärts ſteigend an dem ſehr ſteilen Ufer ſtößt man auf halber Höhe auf einen unterirdiſchen gewölbten Gang, der keine andere Beſtimmung als Sammlung und Ableitung der überflüſſigen Waſſer gehabt haben kann. Die Quelle hieß damals Pythia. Von ihr herauf und zum Meere weiter herab mag ein Stufenbau geführt haben, wie er heute vor der Regensburger Walhalla aufſteigt, nur beſcheidener. Klettert man tiefer bis zur See ſelbſt hinab, ſo findet man dort Unterbauten älteſter Art, jene großen viereckigen oblongen weißen Kalkſteinblöcke, die wie polirtes Elfenbein geworden ſind, die eine Fläche rundlich, rauh, unbehauen nach außen gekehrt. Die Venetianer haben an einer Stelle den

Markuslöwen eingefügt und dadurch die Quelle Pythia zu einem vollständigen steinernen Geschichtsbilde der Insel gemacht. Denn der feste Quaderbau unten im Meere gibt die goldene griechische Zeit; das Löwenwappen die lange Türkennoth und den Christenmuth wieder; die Ruinen oben aber erzählen von dem was das Schicksal alles Alten in unserer Zeit ist. So enthüllt auch diese Pythia Geheimnisse, nur daß sie nicht wie die andere, die delphische, der Zukunft ein zweifelhaftes Wort leiht, sondern die Vergangenheit beredt macht, welche aber auch oft nicht leserlicher als jene ist.

Als ich diesen pythischen Quell und das Tempelthal zum erstenmale besuchte, weideten Schafe in den Ruinen. Mit dem Oelwalde ringsum und dem Blicke auf die See war es ein ganz Poussin'sches Gemälde. Als ich schied, ließ ich das Dunkel schon dort; nur oben auf den Hügeln zitterte noch das Abendlicht durch die leicht bewegten Zweige der Oliven. Das war Matthissonische Stimmung. So sieht man die Bilder aller Dichter und Maler in diesen Landen lebendig und so wahr zeigt es sich immer wieder, daß die menschliche Phantasie nichts erzeugen kann, was die Natur nicht schon hat. Nun denke man sich aber wie schön, wie ausdrucksvoll das ausgesehen haben müsse, als aufsteigend über der reichen glänzenden Stadt des Alkinoos aus dichten Olivenhainen all diese Tempel noch leuchteten, bunt mit vielen Farben bemalt, und weiße Ringmauern und hohe Burgthürme darum und darüber. Man sehe das heutige Cap der Citadelle und man wird einen leisen Begriff von dieser königlichen Krönung der alten Korkyra erhalten.

Eine kleine Ortschaft mit einer Kirche der Himmelfahrt des Heilandes besetzt heute die oberste Höhe dieses Vorgebirges der alten Akropolis. Diese Kirche hat dem Hügel seinen neuen Namen, l'ascensione, gegeben und der ganzen Insel Corfu ihr schönstes Volksfest. Sie feiern es am griechischen Tage der Himmelfahrt Christi durch eine Sagra, zu welcher man aus

allen Theilen der Inſel der kleinen Wallfahrtskirche zuſtrömt. Vielleicht ſetzt dieſe Sagra nur die letzte große Herafeier fort, die damals auch hier oben im Walle der Burg als allgemeinſtes Nationalfeſt der Inſel begangen wurde. Denn hier in dieſen orientaliſchen Landen iſt alles Tradition, feſt und beharrlich, und ebenſo wurden auf der Akropolis von Athen die Panathenäen gefeiert. Am 18. Mai 1871 habe ich dieſe Kirchweihe von altclaſſiſcher Abſtammung mitgemacht.

Schon den Tag vorher, Abends, beginnt das Feſt bei Lampen- und Kerzenſchein, welche durch die Oelbäume vertheilt hängen. Lauben ſind geflochten und Roſen in das Grün gebunden. Corfu iſt dann durch den Lärm der bis zum ſpäten Morgen erſt zurückkehrenden Wagen eine lebhafte Stadt geworden. Aber am lebhafteſten iſt der Nachmittag der Kirchweihe ſelbſt. Da ziehen aus der Bucht von Caſtrades Barke an Barke, Ruder- und Segelſchiffe, alle friſch angeſtrichen, hoch geſchnäbelt, mit Laub und Blumen ausſtaffirt, eine nimmer unterbrochene luſtige Proceſſion nach den ſteilen Ufern des Elias-Vorgebirges hinaus. Von den meiſten klingt Geſang über das Meer. Denn ſie

Lieben nur immer den Schmaus, den Reigentanz und die Laute,
Oft veränderten Schmuck und warme Bäder und Ruhe.

Der Landweg hinauf über die via marina, durch die Häuſer von Caſtrades und Animomilo, an den Gärten, Oliven und Orangenhainen vorbei, iſt ein wirrer Knäuel von Reitern, von Pferden, Eſeln und Maulthieren, von hochräderigen Wagen und ſich ſchiebenden und drängenden Menſchen. Alles iſt heiter und kindlichſter Laune voll. Zu beiden Seiten des Weges ſtehen Zuckerbuden. Man verkauft ſcheußlichen Marzipan und er findet reißenden Abſatz. Einige bieten ihn auch als Einſatz aus in kindlichen Hazardſpielen. Vom Hügel herunter, wo die kleine Himmelfahrtskirche grell weiß angeſtrichen ſteht, klingen den ganzen Tag unabläſſig angeſchlagen die gellenden

Glockentöne. Die Glocken, weil hier nicht gezogen, sie also auch nicht austönen können, haben keine Melodie. Sie pfeifen förmlich.

Oben bei dem Dorfe lagert man unter Oelbäumen. Die Wiesen blühten eben in der bunten Pracht der Cystusrosen (Cistus salviaefolius), der gelbblumigen Calendula arvensis bicolor, des weißsternigen Bellidiastrum und vieler tausende violenfarbigen Anemonen (Anemone coronaria), daß es ein Leuchten und Glühen des Bodens wurde, wie das der atlasschimmerigen See selbst. Aus allen Schluchten und Falten des Berges duftete betäubend der Thimian und die würzige Thymbra spicata und dort, wo es besonders wohlriechend war, sind die üppigsten Ruheplätze bereitet. Keine Thalung blieb ungenutzt. Die Feuer sind auf der bloßen Erde angezündet, viele und oft ein halbes Dutzend neben einander. „Und es rüsteten Freunde emsig das Mahl, hier bratend das Fleisch, dort anderes spießend" und völlig homerisch waren das ganze Ferkel, selbst Schafe auf geschälten und geglätteten Oelzweigen. Die Portionen, welche etwas vornehmer und kostspieliger waren, wurden mit allerhand Ingredienzen und Delicatessen umwickelt. Es war ein gar lebendiges, dabei heiteres und harmloses, ganz idyllisches Bild und wie eigens gestellt zur Erläuterung der odysseeischen Verse:

Die Anderen schlachteten, sengten
Und zerstückten es schnell. Das Fett bedeckte der Sauhirt
Mit dem blutigen Fleische, von allen Gliedern geschnitten;
Dieses warf er in's Feuer, mit feinem Mehle bestreuet.
Und sie schnitten das Ueberige klein und steckten's an Spieße,
Brieten's mit Vorsicht über der Gluth und zogen's herunter;
Legten dann Alles zusammen auf runde Borde.

Auch diese runde Borde, Ελεοι, finden sich und sie sind so noch durch den ganzen Orient üblich. Das Essen tischt man darauf an und die wandernden Malebi, die Rahm- und Milch-, die Confect- und Brodverkäufer bieten auf solchen

großen, runden Holzscheiben, die einen niederen Bord ringsum haben und auf tragbare leichte hölzerne Dreifüße gelegt werden, in den Gassen von Constantinopel alle Bestandtheile eines lecker bereiteten Mahles aus.

Ueberall tanzt man. In den versteckteſten Thalrinnen und im abgelegenſten Waldwinkel noch fand ich einen Fiedler und Kreiſe von Tänzerinnen um ihn. Aber der vornehmſte Tanzplatz iſt und der, welcher auch die meiſten Zuſchauer immer um ſich geſammelt hält, wo die Kuppe des Hügels frei liegt und über den ſteilen Abſturz des Caps die weite Ausſicht gibt gegenüber auf die ſchwellenden Buchten Albaniens und auf ſeine dreifach geſtuften Gebirgswellen und wenn man ſich zurück gewendet, auf die Gärten der Ascenſione, auf die Bai von Caſtrades, deren via marina, die Doppelgipfel der Burg, die Häuſer von Corfu, den Ausgang in das adriatiſche Meer, den gewaltigen Bergklotz des Nordendes der Inſel, und über all dieſes erhöht auf den langen Linienzug und die beiden ihn endenden Hörner des Monte San Salvatore. Das iſt ein Saal, ſo herrlich und groß, wie ihn kein Fürſtenſchloß der Welt je hatte und wie ihn nur die Feenmärchen der Kinder ausmalen können.

Die Zuſchauer bilden einen weiten Kreis. In der Mitte ſteht ein Fiedler, der, weil er ſelbſt immer die Bewegungen mitmacht, nie aus dem Tacte kömmt. Er führt nicht nur die Muſik, auch den Tanz. Wir ſehen dieſes ſchon als älteſten Brauch der griechiſchen Tanzkunſt ebenſo auf allen Vaſengemälden dargeſtellt. Der Muſiker iſt in der Regel auch dort Tänzer. Ueberhaupt an jene alten Darſtellungen der Tanzkunſt mahnt durchaus Alles was man bei dieſem Volksfeſte ſieht, beſonders die kühnen Sprünge der Männer, die ganz wie aus bacchiſchen Feſtzügen entnommen ſcheinen, während die Frauen mehr, auch wie es dort abgebildet iſt, nur geleitete, begleitende Proceſſionen formirten. Man tanzt auf dem bloßen Raſen,

Männer und Frauen geſondert. Man kann ſagen, die Männer ſind eigentliche Vortänzer. Ihrer ſind immer weniger, oft nur drei, nie ſah ich mehr denn fünf. Die Frauen ketten ſich hinter ihnen zu einem Zuge, den ich bis zu dreißig und vierzig Tänzerinnen anwachſen ſah. Drei, vier ſtehen nebeneinander, bilden die Stirne des Zuges; die anderen, wie ſie zuſtrömen, ſchließen ſich dahinter an. Im Nebeneinander halten ſie ſich gar nicht, im Hintereinander nur durch bunte ſeidene Taſchentücher. Der Zug iſt dadurch nirgends gedrängt und immer in ſeinen Bewegungen, in ſeinen leiſeſten Windungen auch ſchön rund und weich geſchlungen. Die Hände halten ſie dabei in die Hüften geſtemmt. So geht der Tanz vier Schritte vor, zwei langſamere zurück. Es iſt ein immerwährendes Auf und Nieder, Vor und Zurück, ein Anſtürmen und Zuſammenfallen, beinahe wie der Wellenſchlag nicht ſehr heftig bewegter See. Es hat durchaus nichts Berauſchendes, nichts Begeiſterndes; es iſt mehr wie irgend eine der immerwährenden Regungen der Natur. In Wahrheit dauert denn auch der Schritt für unſere Begriffe unendlich lange. Denn dieſes geht Stunden ſo fort, immer vor und zurück, auf demſelben verhältnißmäßig engen Raume und die Muſik dabei ſtets in demſelben Tacte mit derſelben Melodie. Nie ſah ich eine der Tänzerinnen den Vortänzer oder die Umſtehenden anſchauen. Sie ſind wie verſenkt in ſich ſelbſt mit züchtig und ernſt zu Boden geſchlagenem Blicke. Niemand lächelte auch nur, auch der Vortänzer nicht. Es iſt völlig wie Cult der ſich dort begibt. Schließt ſich der Vortänzer an die Kette der Frauen an, ſo geſchieht es durch eines der ſeidenen Schnupftücher. Die Hand wird nie gegeben, nie gefaßt. Es hat dieſes etwas außerordentlich Züchtiges. Ich kenne keinen anderen Volkstanz, der ſich in gleich anſtändigen und ſo zierlichen Formen hielte. Nicht eine unter den vielen Frauen war plump. Die Hauptſache des Tanzes liegt in den ſchmiegſamen, biegſamen Bewegungen des Oberkörpers, der

jede Schwenkung des Zuges leise folgend mitmachen muß. Ueberhaupt der Tanz der Südländer, besonders für die Frauen, ist mehr ein Ruhen der Füße und ein Bewegen des Oberkörpers nur von der Hüfte auf. Den eigentlichen Tanz, was uns nämlich als solches gilt, das Excessive der Schritte und Füße üben auch auf Corfu nur die Männer. Ihr Tanz wird dann in einzelnen Momenten, wenn dieses Vor und Zurück der Procession lange gedauert, Alle erwärmt und die immerwährende Musik sie begeistert hat, nicht unähnlich dem Verwegensten was wir in unseren Balleten sehen. Sprünge, Entrechats folgen und mischen sich und das mit einer Kunstfertigkeit, welche die beste Schule unserer Hoftheater übertrifft. So

Tanzten sie schwebend dahin auf der allernährenden Erde,
Mit oft wechselnder Stellung;

daß man mit Odysseus, dem „weltgepriesenen Helden Alkinoos, dem mächtigsten Könige" nur zurufen konnte:

Siehe, Du rühmst Dich der trefflichsten Tänzer auf Erden,
Und Du behauptest den Ruhm! Mit Staunen erfüllt mich der Anblick.

Sie machen diese Kunststücke in den Strümpfen. Sobald Einer solches zum besten geben will, streift er die ausgeschnittenen Schuhe, die hier alle Männer tragen, ab und stellt sie in die Mitte des Kreises. Ihre Tracht, die hohen weißen Strümpfe, die blauen kurzen Pumphosen, der schwere rothgelbe Seidenshawl als Gürtel gebunden, manchmal auch kokett malerisch in reichen Falten nachlässig herabhängend, ein blendend weißes Hemd, dunkelblaue Tuchjacke, kleiner bebänderter Strohhut, kleidet sie dabei wie eigens vom Theaterschneider dazu erfunden.

Die Kleidung der Frauen wechselt mit jedem Inseltheile. Am reichsten ist die von Leftimo, der Südspitze der Insel: rothe, goldgestickte Sammetjacke, ein silberner Küraß darunter als Mieder, große Silberkugeln an Ketten darauf hängend; dunkel-

violetter, auch dunkelblauer und dunkelpurpurrother Seidenrock, fein gefältelt, gouffrirt, so wie es auf manchen alten Vasenbildern vorkommt, also diese classische Mode auch noch fortlebend; rothe Sammetschuhe, silbergestickt, ungeheure Schnallen darauf; gelbe Schleier, ganz wie Nausikaa (Odyssee VI. 100) auf dem Haare, von reichen Spitzen eingefaßt; rothes Tuchband in den Zöpfen und auf der rechten Seite neben der Stirne mächtige goldene Zitternadeln darein gesteckt; die Finger voll breiter Goldringe. Andere, welche den sonderbaren Silberküraß nicht tragen, haben die Brust mit goldenen Ketten und daranhängenden Heiligenbildern gepanzert. Einfacher ist die Tracht, welche ein dunkles Wollkleid vorschreibt und einen Musketierrock, bald roth und gelb verschnürt und mit solchen Aufschlägen, bald roth und weiß verbrämt; auf dem Kopfe dazu weiße Tücher. Sie kommt aus dem Westen der Insel und so aus jedem Bezirke eine andere, und ihrer zusammen eine große Fülle. Auch die mit dem hohen griechischen Fez der kykladischen Inseln ist darunter, der kokett auf der einen Seite mit der blauen Quaste über das schwarze Haar herabfällt, und die kurze, bunte, überaus reich gestickte Jacke von Smyrna und Mytilene, und von Leukadien ein schwarzes Kleid mit langem schwarzem, zurückgenesteltem Männerrocke und wehenden langen schwarzen Schleiern unter einer schwarzen steifen Haube, das ganz einer Witwentracht der Königinnen in Richard III. gleichkommt. Jede wird mit einem ersichtlichen Bewußtsein des Schönen, jedoch ohne Gefallsucht getragen, mehr so als sei das Individuum nur da um das Gewand zu Ehren zu bringen.

Ich kann den ganzen Wohlanstand, die Schönheit und Anmuth dieses Volkes, auch der Männer nicht blos der Weiber, durch nichts besser zur Anschauung bringen als durch die Citation einer Stelle aus einem wenig bekannten italienischen Büchlein: Guida istorica delle isole jonie; Compilata da Giuseppe Pericciuoli Borzesi da Siena. Corfu 1835, das

ich hier bei einem Trödler fand, und die ich abſichtlich in den Text italieniſch einſchalte, weil ich der Anſicht bin, daß nur auch mit der Melodik dieſer Sprache das Bild ganz ſo wiedergegeben wird, wie mir dieſe Bevölkerung bei jeder Gelegenheit einer Berührung mit ihr erſchienen iſt.

Pag. 26 u. folg.:

E assai raro che scorgansi negli uomini de'tratti indecisi, grossolani o irregolari; al contrario tutto ciò che li caratterizza è nobile e dign'itoso. I loro lineamenti presentano un non so che di vantaggioso e precioso: tutte le parti si accordano e sono in armonia col tutto. Capelli castagni, o neri, pelle bruna chiara, carnagione colorita, occhi neri, sguardo penetrante: fisionomia di un interesse attraente. Spirite vivo, fino, imperioso; penetrazione immediata, desiderio ardentissimo pel meraviglioso; e quel dolce pendio alla melanconia che racchiude in se tutto i germi del genio.

Le donne sono belle, vaghe e leggiadre. Il loro portamento è svelto, nobile e vantaggioso. Carnagione ordinariamente brunetta chiara, fronte aperta, naso profilato e delicato, guancie animate, capelli castagni dorati o neri, corpo dritto, agile e ben fatto. Il tuono della voce appassionato flessibile chiaro e piacevole: franche, semplici, sobrie e riservate. Dotate di un' intelligenza delicata ed abile, e di una vivacità che s' irrita facilmente; ma pronte a commoversi ed a placarsi.

Amano profondamente, fortemente e costantemente. Spose tenere, appassionate, prudenti e fedeli, e madri in tutta l'estensione del termine, incomparabili.*)

---

*) Ueberſetzung: Selten nur zeigen ſich bei den Männern unbeſtimmte, grobe oder unregelmäßige Züge; im Gegentheile, Alles was ſie charakteriſirt iſt edel und anſtändig. Ihre ganze Geſichtsbildung hat

Alle Frauen und Mädchen, die nicht tanzten, gingen unter der Führung ihres Popen herum. Dieſe geleiten ſie ebenſo in geſammelten Truppen aus den Dörfern hierher. Auch unter dieſen Geiſtlichen waren köſtliche Bildervorlagen. Einer mit grauem Knebelbarte, weit vorgeſtrecktem, über den Gürtel hängendem Bauche, in dem langen faltenreichen Gewande gab ganz das behagliche Bild eines Dogen von Paul Veroneſe gemalt. Auch die vierhörnige Mütze fehlte ihm nicht. So hatte nicht blos der Tanz, das ganze Feſt etwas völlig Religiöſes. Sittſamkeit wäre zu wenig, um den weihevollen Eindruck dieſer Kirchweihe wieder zu geben. Fremdartiger ſelbſt als die Natur erſchien mir der Charakter dieſes Feſtes im Vergleiche zu den unſerigen und ich gehe wohl darum nicht fehl, wenn ich behaupte, daß dieſes noch dieſelbe Sprache der Gottesverehrung iſt, womit man in antiker Zeit die Panegyrien der Athene, des Zeus, Dyoniſios und der Demeter feierte. Auch die ſeidenen Tücher,

etwas Beſtimmtes und Beſtechendes und alle Theile vertragen ſich und ſind in voller Uebereinſtimmung. Die Haare haben ſie dunkelbraun oder ſchwarz, die Haut gebräunt, die Wangen geröthet, die Augen ſchwarz, den Blick durchdringend und die ganze Phyſiognomie äußerſt feſſelnd. Ihr Geiſt iſt lebendig, fein, etwas gebieteriſch, von raſchem Verſtändniſſe und begierig nach dem Wunderbaren, voll von jener ſüßen Neigung zur Melancholie, welche ſo oft alle Keime des Genius in ſich birgt.

Die Frauen ſind ſchön, leichtherzig und anmuthig. Ihre Haltung iſt flink, edel und einnehmend. Ihre Geſichtsfärbung iſt gewöhnlich leicht bräunlich, ihre Stirne offen, die Naſe entſchieden und doch fein gebildet, die Wangen ſehen belebt aus, das Haar iſt goldig oder ſchwarz, ihr Körper aufrecht gerade, beweglich und äußerſt wohlgebildet in allen ſeinen Theilen. Der Klang ihrer Stimme iſt laut, leidenſchaftlich, ſchmiegſam und angenehm, aufrichtig und natürlich. Sie ſind geiſtig begabt, von gewandter und raſcher Auffaſſung, von einer Lebendigkeit, die ſich leicht erregt, aber ebenſo bereit auch ſich wieder zu beruhigen und zu verſöhnen.

Sie lieben tief, feſt und beſtändig, ſind treue Gattinnen, zärtlich und klug und unvergleichliche Mütter in der weiteſten Bedeutung dieſes koſtbaren Wortes.

womit sich die Tänzerinnen an einander knüpften und welche die der ersten Reihe wehend schwangen, sind antik. Ich habe sie auf Vasengemälden und auf einem Sarkophage der Gallerie Corsini zu Rom so wiedergefunden. Zugleich also durch classische Mahnung, durch fromm heitere Stimmung, durch die schöne Scenerie und die buntfärbige Staffage gibt dieses Volksfest den angenehmsten Genuß.

Ich ging mit einem schwer brustkranken Freunde, dem Fürsten Paul Sangusco, herum, der zu seiner Pflege von einer Barmherzigen Schwester begleitet war, einer Französin von bester Bildung und Erziehung. Nun war es rührend zu sehen, wie dieser Schwester, nicht nur mir, dem schon durch langen Aufenthalt allgemeiner bekannten Gastfreunde, die Menge achtungsvoll auswich; wie die angesehensten Männer sich beeiferten ihr ihm Kreise der Zuschauer den besten Platz zu finden, damit sie möglichst bequem und gut dem Tanze zuschaue und wie Alle sie und ihren geistlichen Stand, obgleich einer anderen Kirche angehörig, berücksichtigten und auszeichneten. In Wien, einige Wochen später, konnte die Dame allein nicht ausgehen ohne insultirt zu werden; bei einem Volksfeste, wenn sie es gewagt hätte zu erscheinen, würde man sie mit Schimpfnamen und Sarkasmen gesteinigt und diesen Empfang als einen Beweis des echten Liberalismus und Humanismus, in dem sich eben das glückliche Oesterreich befinde, gerühmt haben.

Ich bitte, laßt mir dagegen den Süden mit seiner Barbarei, mit seiner zurückgebliebenen Cultur; ich lasse und gönne Euch den ganzen Norden mit all' seinem Parlamentarismus, seinem Unglauben und auch seinen Besoffenen. So glühend der Wein dieser jonischen Inseln ist und so spottwohlfeil er sich verkauft, ich sah bei dieser Kirchweih auf dem Hügel der Ascensione auch nicht einen Betrunkenen, nicht einen der schwankend heimging, ja kaum ein Glas Wein. Das meiste was ausgeschenkt wurde, waren die verschiedenst gefärbten Limo-

naden. Das ganze Feſt hatte im Vergleiche zu denen unſeres Volkes etwas Kindliches, nicht Kindiſches und noch ein Theil des Eindruckes war, daß man ſich in die älteſten Zeiten zurückverſetzt glaubte. Dadurch muthete es mich ganz ideal, wie fremd unſerer Welt an. Auch habe ich ſo lange ich reiſe nichts Aehnliches mitgemacht. Kein Hoffeſt hat mehr Würde und Etiquette, und keine Kirchweih iſt doch heiterer und luſtiger. Es war geradezu als hätten alle dieſe Menſchen, die dort vergnügt ſchmauſten, ſangen und tanzten ein völlig ſündenfreies, ſchuldloſes Gewiſſen und deshalb auch wie Kinder dieſelbe Unſchuld des Genuſſes und die gleiche Achtung Einer für den Anderen.

8. Capitel.

Die Gärten des Alkinoos.

Wo ſich die beiden Dörfer von Caſtrades und Animomilo grenzen, zwiſchen ihren freundlichen weißen Häuſern hindurch biegt die Bergſtraße von der via marina und dem Hafen des Alkinoos ab nach dieſen Tempelhöhen der Himmelfahrt Chriſti hinauf. Ein anderer Fahrweg zweigt ſich bald von dieſer nach den Gärten und dem Landhauſe, welches die Engländer als Sommeraufenthalt für ihren Lordobercommiſſär der joniſchen Inſeln auf dem ſchönſten Ausſichtspunkte dieſes Vorgebirges der ehemaligen Akropole angelegt haben. Sie vererbten es dem Könige. Auch die Kaiſerin von Oeſterreich wohnte auf dieſem circeiſchen Cap.

Gleich jenſeits der Häuſer von Caſtrades ſteigt die Straße. Alle Felder daneben ſind Gärten, die Gärtner beinahe alle eingewanderte Malteſer. Blumenkohl, Artiſchocken, Melenſanen, kleine ſchmackhafte Kürbiſſe, Lauch, Zwiebeln, Gurken, gelbe Rüben, Salat, Melonen, große Erdbeeren, Paradies-

äpfel, Rettiche und vieles Andere fand ich das ganze Jahr ſtets grünend, in Blüthe und Frucht tragend, aber am überſchwänglichſten zur Zeit unſerer kalten Wintermonate. Darüber, in denſelben Feldern wie man bei uns rohe Zwetſchken- und Apfelbäume pflanzt, breiten ſich hier Orangen und Citronen, welche ich bei meiner Ankunft am fünfzehnten November ſchon mit ſtark vergoldeten Früchten im dunkeln dichtſchattigen Laube ſah, und der großblätterige Mispelus japonicus mit nicht zu erſchöpfender duftreicher weißer Blüthenfülle. Im weiten Kreiſe iſt die Luft um einen ſolchen Baum mit Zaubertränken eines berauſchenden Wohlgeruches geſchwängert. Noch einen Schritt weiter in der Botanik und man muß bei den Wunderwirkungen des Manzanillabaumes im letzten Acte unſerer „Afrikanerin“ anlangen. Andere Felder folgen voll von Pfirſich-, Mandel- und Feigenbäumen, dieſe ſtarkſtämmig wie unſere Eichen, und die Erdaufwürfe der Straßengräben ſind mit plaſtiſchem Akanthus bekleidet, die Hecken ſtrotzen von blühenden Roſen.

So gelangt man zu den königlichen Gärten und dort findet ſich der paradieſiſche Reichthum dieſer immergrünen Natur noch mächtiger, glanzvoller. Ich ſah Lorbeer- und Judasbäume, Garuben (den Brodfruchtbaum) und japaniſche Mispeln, groß wie unſere Nußbäume. Mexikaniſche Dahlien blühten eben mit zierlichen, glockenblumenartigen, fleiſchfarbenen Blumen. Der hohe Stengel, der dieſe Blüthen trägt, iſt ein Rohr wie die Wirbelſäule eines Menſchenſkelettes gegliedert. Bezaubernd war der Geruch der gelben Blüthenbüſchel der Ghazie, einer Mimoſe mit dem vielleicht feinſt gegliederten Blatte. Nahe dem Landhauſe auf einer größeren freien Terraſſe mit herrlichem Fernblicke zurück auf Corfu, die hohen ſchattigen Berge und den blauen Golf von Caſtrades ſteht ein mächtiger Baum, dem man den ganz fremdländiſchen Urſprung ſofort abmerkt. Der Gärtner nannte ihn mir Pircunia dioica, andere nennen ihn Phytolacea dioica. Er hat ſeine Wurzeln aus der Erde

gehoben und ſie wie einen ſcheußlichen Drachenleib um den Stamm gewälzt;

„Gräßlich geſtaltet war das Ungeheuer, wie keines,
Welches der Halm ernährt.“

Der erſte Anblick in der That gibt beinahe Schrecken und man ſucht das goldene Vließ in den Zweigen, das dieſes Ungethüm zu bewachen hat. Breit äſten ſich dieſe aus. Ihr Blatt hat wie der Ficus und beinahe alle immergrünen Hölzer etwas Lederes, wohl um jeder Witterung zu widerſtehen; der Stamm und die Wurzel fühlen und laſſen ſich wie Kork ſchneiden, ſind auch unmittelbar unter dem Knorpel der äußeren Rinde ſaftig grün wie junges Holz. Es iſt nur hier, daß man wagen darf, Fruchtbäume als Schmuck in einen Garten zu ſtellen. Man verſuche, was durch dieſen ganzen Park mit den Oliven auf das glücklichſte geſchehen, Birn- oder Apfelbäume bei uns in einen Ziergarten zu pflanzen und man wird ſich an der übelſten Wirkung zu betrüben haben. Die Olive, oft ſo häßlich in Italien, wird in Corfu, weil man ſie wild ausarten läßt, einer der ſchmuckvollſten Bäume. Jeder Künſtler wird ſie hier ſegnen, wie Calame am Genferſee ſeine breitlaubigen Kaſtanienbäume. Ihr feines Laub hängt auf den loſen, vielfältig gekrümmten, aber ſchließlich immer wieder nach unten geſenkten Zweigen wie Edelſteine auf den Zitternadeln eines ſchönen Frauenhauptes, und wie Juwelierarbeit iſt auch der Stamm geartet. Er windet und dreht, löſt und bricht ſich in hundert kleine Adern und Nebenzweige, die immer wieder zuſammenwachſen, läßt Höhlen und Schluchtungen, Durchblicke und Brüche in dem Gewinde, ein völliges Filigrangeſpinnſt, daß man ernſtlich auf die Frage kömmt: ob nicht der gerade hier und auf Malta heimiſche, auch bei Genua, einer anderen Olivengegend, erzeugte Gold- und Silberſchmuck aus feinen Fäden durch dieſes Vorbild der Natur ſeinen Urſprung hat. Es kann ja auch die Antike nach

diesem Muster ihren ähnlichen Schmuck geformt haben. So ist Alles, so lange es unberührt von der Menschenhand aus Gottes Schöpfung kommt, schön. Dieselbe Entstellung wie der Olive haben die Italiener dem Maulbeerbaume gegeben, welcher den Bosporus und die Berggegend von Brussa wahrhaft ziert. Und die Birn-, die Aepfel- und Kirschenbäume, die wir zu wahren Vogelscheuchen entwürdigten, fand ich in Nikomedien die Zierden der herrlichen Laubwälder. Nur der Kastanienbaum an den Ufern des Genfersee's und wie er auf der italienischen Seite der Alpen, um Varzo und Bellinzona, Chiavenna und im Veltlin wächst, kann für mein Auge an künstlerischem Werthe mit dem Olivenbaume der Corfioten wetteifern. Gleich im Süden neben dem Blumengarten, wo der Hügel noch höher aufsteigt, finden sich solche kunstverständigen Bäume in einem Walde gedichtet. Es ist ein herrlicher, uralter Hain, voll tiefen Schattens und völliger Abgeschiedenheit und dann auch wieder, wenn man dem hohen Ufer näher kommt, mit eingerahmten Blicken zwischen den zitterigen Zweigen auf den Canal von Corfu, die Berge Albaniens und die weiteste Ferne des jonischen Meeres. Nichts fehlt ihm als der Tempel oder wenigstens die Ruine um ihn heilig zu glauben aus ältester griechischer Zeit einem homerischen Gotte.

Aber die bezauberndsten Blicke auf diese Weite des Meeres und des Berglandes schöpft man im königlichen Garten von der Stiege, die von der Terrasse vor der Villa mit steilen Zickzackwendungen zu dem Meere hinabführt. Dort badete die Kaiserin von Oesterreich. Geranium- und Rosenhecken zäunen zur Linken die schwindelvollen Abstürze, rechts und links vom engen Pfade ist ein unbetretbares Dickicht von schwankendem Cannarohr, von stacheligem Sparti, von Steineichen, von immergrünem Wegdorn, Rhamnus Alaternus, der eben auch Blüthen trug; von langdornigen Genista acanthoclodos; von wilden Brodfruchtbäumen, Ceratonia siliqua,

welche schwärzlich und breithin schatten; vom Mäusedorn, Ruscus Hypophillus, von duftvollen Pistacien und Mastixbäumen, Pistacia Lentiscus, und von blühenden Feuerlilien, von Caktus und Agaven. Vor sich sieht man durch die Obeliskenpforte schwarzer Cypressen das blaue Meer, ein schroffes hohes Cap, das Oelbäume krönen, eine weite Welt des sonnenbeglänztesten Lichtes. Es ist eine Wohlthat wie ein kühles Bad an heißestem Sommertage aus schattigem Dunkel das Auge in solch ein Meer des Lichtes zu tauchen. Wie Quellenfrische legt sich darein und wir sehen dann für Wochen wieder kräftiger und gesunder, gestärkt die Dinge an. Denn auch das Auge bedarf der Nahrung und will empfangen und nicht blos geben.

Die Cypressen, die so glücklich schatten, sind von Epheu und Reben an einander geflochten. Kranzgewinde schlingen sich von einem Baume zum anderen und machen das Dunkel schaurig wie den Schatten eines Urwaldes. Die Hand des Menschen hat hier nichts zu thun als zu schweigen und die Natur fort und fort erschaffen zu lassen. Wo diese heiligt, könnte jene nur entheiligen. Die Natur wählt sich manchmal solche Stellen, die sie mit ihrem Liebeskusse bedenkt und wo Alles, auch das wildeste Unkraut, nur ein Behelf immer gesteigerter Schönheit wird. So sind in ganz Italien diejenigen Gärten die schönsten, welche als die ungepflegtesten gelassen werden. Es ist nur nothwendig, daß der erste Plan großartig wie die Natur selbst gegeben worden, das Uebrige stellt sie selbst wahrhaft künstlerisch darauf. Das Schaffen wird ein gerade umgekehrtes, die Natur zum Künstler, der Künstler zur Natur und „Kunst und Natur haben sich wieder einmal, ehe man es denkt, gefunden"! Und wie die Villen von Frascati und Tivoli, von Rom und Albano ist diese Klippenstiege im Parke des königlichen Lustschlosses zu Castrades. Eine Agave hat hier im schwarzen Dickicht der Cypressen ihren Blüthenstengel getrieben, hoch, als wolle sie noch über diese hohen,

ſteilen Bäume hinaus und von der äußerſten Kante des Felſens wiegt ſie ſich über dem Abgrunde, ſehnſüchtig in der ſchmeichleriſch lullenden Flut ihr ſchönes Spiegelbild zu ſchauen. Fällt ſie und ſie wird fallen, wenn noch einige wüthende Stürme gegen dieſes Ufer anbranden, dann erfüllt ſich ihr Wunſch, ſie wird umarmt von den gleißneriſchen Wellen und entblättert und entblüht auf ferne fremde Ufer ausgeworfen zu anderem Tang, zu modern und verfaulen; das gleiche Loos, das ſo mancher anderen, auch menſchlichen Sehnſucht wird.

Dieſe Agave iſt wie ein Bild von Lindemann-Frommel, eine Anſicht der Küſte von Sorrent, das ich beſitze. Auch die „gewölbte Grotte" der Calypſo könnte man ſich gar wohl zu dieſen „düftereichen Cypreſſen" unter „die ſchattenden Ranken des Weinſtockes" denken. Aber am ähnlichſten doch iſt dieſes fette Gebiet phäakiſcher Männer, „die nahrungſproſſende Erde" auf den Hügeln hinter Caſtrades zur Höhe der Aſcenſione hin dem Garten des Alkinoos:

Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Eine Huf' in's Gevierte, mit ringsumzogener Mauer.
Allda ſtreben die Bäume mit laubigem Wipfel gen Himmel,
Voll balſamiſcher Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll ſüßer Feigen und röthlich geſprenkelter Aepfel.
Dieſe tragen beſtändig und mangeln des lieblichen Obſtes
Weder im Sommer noch Winter; vom linden Weſte gefächelt,
Blühen die Knospen dort, hier zeitigen ſchwellende Früchte,
Birnen reifen auf Birnen, auf Aepfel röthen ſich Aepfel,
Trauben auf Trauben erdunkeln und Feigen ſchrumpfen auf Feigen,
Allda prangt auch ein Feld von edlen Reben beſchattet.
Einige Trauben dorren auf weiter Eb'ne des Gartens
An der Sonne verbreitet und andere ſchneidet der Winzer,
Andere keltert man ſchon. Hier ſtehen die Herling' in Reihen,
Dort entblühen ſie erſt, dort bräunen ſich leiſe die Beeren.
An dem Ende des Gartens ſind immerduftende Beete,
Voll balſamiſcher Kräuter und tauſendfarbiger Blumen.
Siehe, ſo reichlich ſchmückten Alkinoos Wohnung die Götter.

Auch „schollig" ist dieses Land, wie es Homer gekennzeichnet, wahrhaft photographisch aufgenommen. Die Erde ist rothbraun, man behauptet von reichlich beigemischtem Mergel. Wo der Boden eben geackert, das heißt mit der Hacke aufgehauen wird, dampft er von Wohlgerüchen. Das ist immer noch Opferdunst der Demeter Ceres, die hier in der goldenen Zeit gesäet und geerntet und als sie über den Unglauben der Menschheit ihres Handwerkes verdrossen geworden, die heilige Sichel in diesen Boden begraben und Corfu dadurch in einen Halbmond geformt hat. In diesen Schollen schläft sie wie unser rothbärtiger Kaiser, auch das Zeichen einer anderen immer noch vorhandenen Kraft, im deutschen Kyffhäuser. Darum ist der Boden ewig so fruchtbar, darum so lohnend, so segenvoll der Arbeit.

Und kein trauriger schwarz verwitterter Holzzaun, keine unfreundlich dem Blicke abwehrende Stein- oder Ziegelmauer theilt diesen Segen Gottes in Portionen ab, trennt des Einen Gut von dem des Nachbars und verschließt sie alle dem Einblicke des Vorüberwandelnden. Es ist als gehöre Alles Einem oder Allen Alles, als sei hier die sonst nur im Traume mögliche, von Christus gepredigte Gütergemeinschaft, die Communität der Apostel wie der Communismus der modernen revolutionären Schule endlich wahr geworden, als lebe man hier auf jener Insel der Seligen, die so viele Dichter und so viele unzufriedene weil hart geprüfte Lebensdulder erträumt und herbeigesehnt haben. Und so geht es durch die ganze Insel. Alles ist offen, überall sieht man hinein und hat freien Zutritt. Jeder Weg ist erlaubt, als sei dieses noch eine unoccupirte Wildniß. Die einzige Sperre, welche sich manchmal findet, ist eine Rosenhecke, ein Wall von mannshohen Cactusstauden, aus denen gelbe und weiße Blüthen, auch Früchte lugen, oder eine Reihe stacheliger Agaven, welche ab und zu, wie eine Stadt von ihren Kirchthürmen, von hohen Blüthenstengeln überragt sind. Aber

das verletzt nicht das Auge und stößt nirgends das Gefühl zurück, weil es die Natur erschaffen und ihm nicht auf die Stirne geschrieben steht, daß jeder Nebenmensch vor allem als ein Dieb und ein Räuber angesehen werde. So ist die ganze Insel wie eine Idylle und wirkt wie ein Gedicht. Das Leben darauf hat auch in Wirklichkeit etwas Idyllisches. Die Gärten sind wie Wälder und sind es theilweise auch völlig geworden und die Wälder sind wie Gärten. Sie fallen sich beide in ihrer Ausschweifung förmlich in die Arme. An dieser Begegnung trägt die Freigebigkeit der Natur des Südens die Schuld und die Lässigkeit der wärmeren Menschen, die überall nur nachhilft, nirgends sich anstrengt. Die eine thut ihr Aeußerstes, und erlangt durch sich selbst, wozu ihr im Norden nur die Menschen verhelfen, den höchsten Grad weltlicher Schönheit. Die andere entnaturalisirt nicht Gottes Werke. Es ist als ob der Fluch der Erbsünde diese Erde von Korkyra nicht getroffen hätte, damit wir wenigstens durch einen Winkel der Welt noch erfahren wie das verlorene Paradies ausgesehen und wie es sich darin geschwelgt habe. Die Worte der Schrift sind auf die Insel anwendbar: die Erde war noch nicht mit Blut gedüngt und der Mensch mußte noch nicht im Schweiße seines Angesichts das Brod verdienen. So auch war das goldene Zeitalter der Metamorphosen des Ovid, indem alle Religionen ihr verlorenes Himmelreich haben, damit keinem Volke neben der tröstlichen Hoffnung auf die andere Welt auch die peinigende Erinnerung an die verspielte fehle; denn zufrieden soll der irdische Mensch ja nie sein und insbesondere nicht reuelos.

Unsere fieberische nordische Regsamkeit hat dieses Sichbegnügen der Südländer und der Corfioten mit dem einfachen natürlichen Producte des Ackers schwer getadelt und Faulheit genannt. Aber hat man irgendwo, wo es nicht unentbehrlich gewesen wäre, den gewöhnlichen Menschen über die Nothwendigkeit arbeiten sehen? Der Mensch arbeitet nur um zu leben. Hier

lebt er beinahe ohne Arbeit. Warum sollte er sich im Paradiese dem Fluche der Erbsünde fügen und sein Brod im Schweiße des Angesichts suchen? In allen Gegenden spontanen Reichthums wird überall und zu allen Zeiten dieselbe Lässigkeit gefunden werden. Daß sie auf Corfu möglich, ist keines der letzten Elemente in dem Eindrucke primitiver Idyllik welchen die Insel gibt. Wenn man die Leute sich abrackern sieht wie auf unseren Feldern, kann der Zuschauer, der nicht ganz vergessender Egoist ist, die Freude einer solchen erheiternden Stimmung nicht fassen. Um an das goldene Zeitalter zu glauben, muß man die Hühner nicht nur selbst im Topfe haben, man muß die Tauben auch den Anderen gebraten in den Mund fliegen sehen.

Um aber die auf Corfu noch immerwährende Gegenwart der Gärten des Alkinoos auch für die anderen Wintermonate zu beweisen, lasse ich diesem Nachmittage des 15. November noch einige andere Spaziergänge in diesen Fruchtwäldern der Ascension aus meinem Tagebuche folgen. Ich schreibe jetzt nur ab was ich nach der Natur aufgenommen habe, bin also photographisch wahr.

Corfu, Freitag den 16. December 1870.

Die Gärten des Alkinoos. Wenn man aus Castrades heraustritt, die Gemüseäcker passirt hat, die sich dem Städtchen anschließen, dann kömmt man zu dem Lande, welches ich das Ruinenfeld der Gärten des Alkinoos glaube, nur daß dort statt der Verwüstung und des Todtenschlummers anderer Trümmerstätten blühendes Leben waltet. Denn nur etwas gehoben, so daß er das Meer, die Häfen, die Stadt und das Land überschaute, ohne daß er doch unbequem ganz auf der obersten Höhe der Akropole stand, kann man sich nach der Dichtung den „hohen Palast" vorstellen, den Homer wenn auch nicht wirklich noch im historischen Korkyra gesehen, was aller-

dings das Wahrſcheinlichere iſt, doch ſo gedacht haben muß

Gleich dem Strahle der Sonn' und gleich dem Schimmer des Mondes
Blickte des edelgeſinnten Alkinoos prächtige Wohnung.

Unmittelbar außer dem Hofe, nahe der Pforte aber lag auch ihr Garten.

Zwei Wege liegen neben der Kirche St. Maria Palaeopolis, alſo vom alten Iſistempel und Forum aus, zur Bergſtadt hinauf verführeriſch vor dem Spaziergänger. Der rechts führt in der kürzeſten Zeit zum Ausſichtspunkte der un canone und iſt der beſuchtere; der links neben den Gärten des königlichen Landhauſes zum Hügel der Ascenſione. Ich nahm heute dieſen. Das Land ſteigt mäßig empor; die Straße folgt ihm in Schlangenwindungen noch gemächlicher. Links grenzen ſie die Roſen- und Agavenzäune des königlichen Gartens, rechts andere Pflanzungen, die noch fruchtreicher ſind. Dann tritt der Weg in Wald über; uralte Oelbäume decken ihn. Sie wickeln ſich getrennt, geſpalten aus der gemeinſamen Wurzel heraus, aber der eine Stamm ſpinnt ſich wieder zum anderen hinüber, das Ganze ein Netzwerk wie die Filigranarbeit corfiotiſcher Goldſchmiedekunſt. Dazwiſchen Goldorangen zu hunderten, kleine Haine, die Früchte darunter auf den Boden geſäet leuchten aus dem grünen Graſe wie Leuchtkäfer des Nachts im feuchten Wieſenboden. Feigen, indianiſche Mispelbäume, dichtlaubig, mit betäubendem Blumenduft, lichtere Citronen, dunkle Johannisbrodbäume, Granatäpfel, Quitten, Limonen und Bergamoten, der Citrus limetta. Zwiſchen dem Gezweige durch fällt der Blick auf die Stadt, den ſchattigen Salvatore, weiche wohllüſtige Wolken um ſeine oberſte Spitze, als halte dort eine Semele mit ihrem Gotte neue verliebte Zwieſprache. „Balſamreiche Cypreſſen", die wie Obelisken die Eingänge zu dieſem Paradieſe umſtehen. Dort auch Pinien, Yucca's auf dunklen Raſengründen, die von wilden Narciſſen beblumt ſind. In den Hecken, auf

den Aufwürfen der Gräben die ſtachelig ausgezackte Staude der wilden Artiſchocke in beinahe buſchgroßen Exemplaren. Wie architektoniſcher Schmuck, den wir um Säulenhäupter und Geſimſe legen, wirken ſie. Corfu iſt das Land nicht nur der weichen auch der wilden Gemüſe. Der Boden iſt ſo reich, daß alles was die Menſchen ihm abzapfen, ſeine Zeugungskraft nicht erſchöpfen kann. Um ſich Luft zu machen verſchwendet er ſich auch in die Wildniß. Canna, das über alle anderen Sträuche greift, ragt empor. Unſäglicher Wohlgeruch, keiner greifbar, keiner zu nennen, aber eine Miſchung von unzähligen, von Roſen, Orangen, Limonen, Miſpelblüthen, dampfender Erde, der wie von Göttern zuſammengeſchmolzener Nectar ſchmeckt.

An dieſe Gärten und Wälder ſchließen ſich wieder Gemüſefelder; ein kleines ebenerdiges Haus darin. Man legt ihm das Horaziſche parva domus magna quies auf die Stirne und möchte unter dieſem Segensworte dort leben und ſterben und auch ſein Grab haben. Denn mehr noch als für das Leben wünſche ich mir für den Tod eine ländliche, einſame, abgeſonderte Ruheſtätte. Jeder dörfliche Friedhof wird mir zum Gegenſtande des Neides. In dem Felde um das Häuschen wuchern Salat, Kohl, Artiſchocken; Cactushecken zäunen ein und blendender Sonnenglanz fällt rothglühend durch die Oelzweige auf die ſcholligen Aecker und die Wieſen. Ein Gemälde von Carl Marko, Chriſtus und die Samariterin, hat ganz dieſe milden gezähmten Formen und Farben der Landſchaft. Nur kleine Wirthſchaften haben mir den Wunſch des Beſitzes gegeben. Aber ſolche Wünſche entſtanden viele auf meinen Reiſen: Paläſte will ich blos in Rom bewohnen.

Bei dem Horaziſchen Häuschen iſt auch ſchon ein Blick durch die Oliven hinab auf den ſilberleuchtenden Spiegel des See Kalichiopulo. Vögelgezwitſcher in allerhand Sprachen, fein, wie beſcheiden zugedrechſelt, gibt dem Ohre die Stimmung.

Alles ſonſt ſtill, lauſchig, als lauſche die ganze Natur. Goldenes, beinahe rothes Sonnenlicht, da ſie zu ſcheiden begann, auf jedem Flecke, den nicht köſtlicher zum Ausruhen geſtimmter Schatten deckt.

Der Ort Ascenſione, in den dieſe Straße mündet, lauter kleine Häuſer, wie Kinderſpielzeug; eine Thür und ein Fenſter daneben ihre ganze Breite. Auch hier blühende Roſen davor, Cypreſſen, Mispeln daneben. Ein ganzes Dorf von ſpruchreifen Horaziſchen Villen. Höher noch als der Ort und ihn ganz umſtellend Oelwald, der ſich hebt und ſenkt mit den vielen Falten des Bodens, eine Thalung weich füllt und mit ihr bis hart an die See hinab gleitet. Dort wieder in der engen Mündung ein Citronenhain, einige Ruinen und ein kleines weißes Bauernhäuschen. Der Mann lebt ſtill dort wie ein anderer, den ich im Thale von Macucagna eingeſargt fand zwiſchen den himmelhohen Schneewänden des Monte Roſa, nur lichter und heiterer, denn ewige Sonne ſpiegelt vor ihm ſich im Meere.

Unter dem Oelwalde iſt der Boden gebrochen und gehoben wie ausgeſtreute Würfel, auch in Stufen geſchichtet, „ſchollige Erde", wie ſie Homer geſehen. Jetzt iſt das ſaftigſte Grün darauf, Schafe die es abweiden, Claude Lorrainiſche Staffage und wahre Paſtoralſymphonie. Weiber, die auf den Bäumen ſtehen und Oliven hinabwerfen. Unten das Meer, durch Felſen getigert. Commenizza, die warme Bucht, gerade gegenüber. Das ſind die Gärten Corfu's im Winter und ich frage, iſt hier ein Wort weniger als ſie Homer zum Schmucke der ewig fruchtbaren des Alkinoos gab?

Im Bilde für denjenigen, der das nicht geſehen und ſich doch vorſtellen möchte, gibt ſie ein Gemälde des Pouſſin wieder, das mit drei anderen als die vier Jahreszeiten zum Ausſchmucke des Schloßes von Meudon für den Herzog von Richelieu gemalt worden iſt. Man findet ſie heute im großen Saale der franzö-

ſiſchen Malerſchule des Louvre. Es ſtellt den Frühling dar im Gewande des verlorenen Paradieſes, dem ja die ſeligen Gärten des Alkinoos eine gewiſſe ſtoffliche Wahlverwandtſchaft haben. Pouſſin malte das Gemälde ein Jahr vor ſeinem Tode; aber es iſt die Begeiſterung und Naturliebe eines Jünglings darin ausgeſprochen. Sein Eden hat wie Corfu eine Fülle dunkelſchattiger Orangenbäume und die braungrüne warme Färbung, welche die einzig wahre iſt um den immergrünen Laubreichthum des Südens wiederzugeben. Die damaligen Landſchaftsmaler der ſüdlichen Gegenden waren beſcheidener, ängſtlicher im Gebrauche kecker Farben und doch wahrer und wecken die Erinnerungen an ſolche Gegenden viel mächtiger, viel inniger. Und was am meiſten für die Berechtigung ſolcher Bilder ſpricht, nie wird eines die Urſache verdrießlicher Enttäuſchung, wenn man dann die abgebildete Gegend in der Wirklichkeit ſieht, weil dieſer eben möglich gelaſſen war, noch etwas mehr zu geben, während die jetzigen Porträtiſten der Natur die Natur übermalen. Wo blaues Meer iſt, ſchüttet Ziem blaue Farbe aus und wo der Nil fließt verſengen Marihlat und Gentz die Ufer mit Gold und Roth. Mir ſcheint für alle Künſte zu gelten: wer den höchſten Effect erzielen will, muß immer unter dem Maße bleiben. Der Zuſchauer ſoll ſelbſt hinzudenken, nicht wegdenken müſſen, das erhöht ſtets die Wirkung, denn ſeine Phantaſie malt dann mit den aufgerufenen Erinnerungen beſſer als alle Pinſel und Farben der Welt es vermögen. Anregung iſt das Eigentliche, was die Kunſt uns geben ſoll, nicht Ueberſättigung. Wir aber ſind heute durch den Luxus in allen Dingen meiſtens überall an übervolle Tiſche geſetzt.

Corfu, Freitag 6. Januar 1871.

Die Griechen feiern heute erſt die Geburt Chriſti; wir ſind ſchon bei den hl. Drei Königen angelangt. Der Wind kam von dem Schnee der Feſtlandsberge und wo man ihn

fühlte war der Tag kühler. Wo man nicht von ihm getroffen ward und nur den ruhigen Sonnenſchein empfing, war er warm wie einer unſerer Sommertage. Ich ging durch den königlichen Garten, hinter der doriſchen Tempelruine zur Eliascapelle und den Hügel der Aſcenſione hinauf auf ſchwierigen, ſelbſtgeſuchten Pfaden um das ganze Cap zu dem Ausſichtspunkte der un canone, eine Wanderung von vielen Stunden, die mir den ganzen Nachmittag nahm.

Im Garten der Villa reale fand ich das Geranium immer noch blühend, die Citronenbäume ſchon die Blüthen aufſchließend, den Mispelus japonicus die flüſſig ſäuerlichen, aprikoſenartigen gelben Früchte anſetzend und auch die nicht immergrünen Bäume mit einem Flor von Grün überzogen. Magnolien, das Pfefferrohr, der Kirſchlorbeer, gemeiner Lorbeer, der Oleander, chineſiſche Orangen ſtehen in großen Bäumen mit Blumenknospen, Palmen und Bananen, der Ricinus und die Yucca in mächtigen Stauden. Die Wieſen unter den Olivenwäldern waren mit einer mattblauen Anemone, Anemona stellata, durchſprenkelt und überall blühte der Aſphodelos mit ſeiner ſchönen hiacinthartigen chocolatbraunen Blume.

Ich trug den Homer in der Taſche und ſaß auf den ſchönſten Punkten leſend und ausruhend. Es iſt ſo, wenn man aus dem Buche heraus- und von der Landſchaft wieder in die Verſe hineinſchaut, als zeichne man ſelbſt dieſe Gegend. Insbeſondere die Beiworte, welche kleine Merkmale ausdrücken, ſitzen wie feſte Drucker eines Bleiſtiftes, wie glückliche Pinſelſtriche in den Schilderungen. Daß Homer ſie ſtereotyp für dasſelbe Meer und die gleiche Inſel, für die Berge und Winde immer wiederholt, wie die Sprache feſtſtehende Worte für dieſelben Gedanken hat, hätte doch auch als Zeugniß für den Realismus ſeiner Landſchaftsbilder gefaßt werden müſſen. Gewiß iſt es lächerlich das Ehebett des Odyſſeus auf Ithaka wiederfinden zu wollen und die goldenen und ſilbernen Thür-

hunde, die vor dem Palaſte des Alkinoos auf Scheria Wache hielten, aber der Umriß der Landſchaft und die in der Natur wirkenden Kräfte, „die goldenen Eimer die auf- und niederſteigen", ſind dieſelben, welche Homer für ſein Reich des Alkinoos im Auge gehabt hat. Das hindert nicht, daß er das ſelige Eiland der Phäaken nicht etwas in die Grenzen des Märchenhaften hinaufrückte, weil es dieſem Theile ſeines Gedichtes ſo beſſer paßte. Aber auch wir zeichnen die Märchen nur mit bekannten Elementen und die herrlichſten Zaubergärten der Armida, die idealſten Landſchaften malt der beſte Künſtler nur mit Motiven, die ihm die Anſchauung der Natur irgendwo angeregt hat. Er bildet wohl weiter, den Keim dazu hat er vom Leben erhalten. Denn ſelbſt unſere Träume beſchäftigen ſich nur mit realen Vorſtellungen, indem das Erſchaffen aus dem Nichts nicht unſeres Amtes iſt.

Auch ſollte man für die Identität des corfiotiſchen Scheria den Vers zu Anfang des ſiebenten Geſanges der Odyſſee nicht überſehen, wo es von der „alten Eurymeduſa, der Kammerbedienten" der Nauſikaa heißt:

> Einſt entführten die Schiffer ſie aus Epeiros und wählten
> Für Alkinoos ſie zum Ehrengeſchenke.

Hier ſcheint ſich der Dichter plötzlich zu verrathen, daß er bei ſeinen Bildern Scheria's doch ein ihm in ſeinen geographiſchen Stellungen, nahe von Epirus, gar wohl bekanntes Land zur Grundlage gehabt habe, was er manchmal verſteckte, weil Scheria den verirrten Helden langſam und mit unmerklichem Uebergange aus der Fabel- und Halbgötterwelt wieder auf die reale und ganz bekannte Erde zurückführen ſollte. So ließ ja auch Dante dann ſpäter ſein Paar die bekannten und unbekannten Welten durchſtreifen.

Corfu, Mittwoch den 19. April 1871.

Alles iſt grün und ſelbſt die Feigen tragen ſchon große Blätter. Die Ulmen der Spianata zittern mit feinem Laube

und ebenso unten auf der Via marina, wo sie auf weichgrünem Rasenboden die Tische der vielen Kaffeewirthe schatten. Die Grabenaufwürfe neben dem Wege zur un canone verkleiden die wilden Artischocken mit ganz ungeheueren Büschen. Wie Frisuren legen sie sich über die Hänge und füllen die Gräben. Die japanische Mispel hat völlig reife gelbe Früchte. Auf den Orangenbäumen hängen noch goldene Aepfel und gleichzeitig streut sich von dort herab ein Duftsegen der weißen Blüthen über das ganze Land. Es ist als wollten sie alle Felder und Gärten zum Brautfeste des Frühlings schmücken. Man begreift den bacchischen Zug des Dyonisios, der auf antiken Vasengemälden mit Trauben nicht mehr geputzt ist als hier mit diesen weißen Blüthen jetzt das corfiotische Land. Ich möchte jene Bacchanalien, Bilder des Hochzeitsfestes, der Zeugungsstunde der Natur nennen; das was uns hier aber veranschaulicht wird ihren Brautzustand. Denn dieses Bild ist keuscher.

Die Mandelbäume haben abgeblüht, aber die Kirschen, Aprikosen, Pfirsiche und die Quitten tragen noch Blumen. Die Granate schließt eben ihr fettes kleines Laub auf. Junge Eichenblätter sehen besonders erquicklich aus, wie Kinder, noch etwas unentwickelt, aber gesund, fettig glänzend. Frisch grüne Reben schlingen sich in ungeheueren Gewinden um die Ulmen und Oliven. Der Oelbaum trägt noch Früchte und noch sammelt man sie, und schon hängen auch die kleinen, zierlichen, weiß wächsernen Traubenblüthen an den feinen zitterigen Zweigen. So ist das Grün, die Decke über mir, wo ich den Weg in der Thalung unter der Straße zur Einen Kanone ging. Die Hecken neben mir sind nach wie vor voll von Rosen und dieselben Blüthenstengel stehen noch aus den Agavenzäunen auf. Der Boden ist ein blühender Teppich von wildem Salbei, der gelb blüht, und von weißen und violetten Cistusrosen, von purpurfarbenem Moose und von einer Fülle unnenn-

barer anderer weißer und violetter Blüthen. Was eben am meiſten die Landſchaft beherrſcht, ſind die Judasbäume (Cercis siliquastrum). Beinahe kein Laub iſt noch am Stamme, aber unmittelbar aus der Rinde quellen die blutig rothen zarten Blüthen. Immer ein ganzer Buſch ſitzt den Aeſten auf. Die Farbenpracht, der Luxus des Frühlings auf dem Boden und zu Häupten hier iſt jetzt unſagbar. Auch kein Pinſel und keine Farbe könnte das jetzt mehr wiedergeben. Es ſpottet jeder Beſchreibung. Das Horaziſche nulla dies sine linea in die corfiotiſche Landesſprache überſetzt, würde lauten: kein Tag ohne Blume, denn jeder gebiert eine neue.

Corfu, Donnerſtag den 20. April 1871.

In der Villa des Königs und über den Gipfel der Ascenſione zurück. Die Kugelbäume vor dem Landhauſe auf der Terraſſe, welche die See überſchaut, blühen eben weiß mit Blumen, die wie aus Wachs gebildet ſcheinen und auch etwas vom Honiggeruche haben. Den ſteilen Fußpfad zur See hinab begrenzen weiße und gelbe Irisblumen. Auch der Ginſter, Spartium juaceum, hat ſeine gelbe und vorlautduftende Blüthe. Ich ſehe Sträucher, die groß wie Bäume ſind. Entzückend geſchmückt iſt jetzt der Ausſichtspunkt, der höchſte des Gartens, bei einer kleinen Capelle. Eine Laube von Clyceria deckt ihn. Lilafärbig hängen die reichen Blüthentrauben durch das Gitterwerk der Decke und ringsum duftet der Flieder in baumhohen Büſchen. Vorne, den Hang hinab iſt alles beſtanden mit junggrünen Laubbäumen, die aber dunkler Epheu ſo umſpinnt, daß keine einzelne Geſtalt mehr zu erkennen iſt, nur die höheren Laubkronen ſich abſondern. Daneben ragen rabenſchwarze Cypreſſen auf, ſäulenſteif und ſäulenernſt, und zwiſchen dieſen lebenden Pfeilern einer monumentalen Natur hindurch breitet ſich ein entzückender Fernblick auf die See, auf den zweigegipfelten Burgfelſen Corfu's und das maſſige Gebirge Alba-

niens. Roſige Farbe überall, einige Goldſtreifen im Meere. Die Grotte der Kalypſo könnte man ſich ſo vorſtellen.

Es ſind zwei Sprichworte, die Corfu zu charakteriſiren verſuchen, wie man Zante ſein fior del Levante nachrühmt. Die eine Deviſe lautet: Corfu, fior della virtu; ich aber gebe ihm die andere: non è di piu! denn es gibt nichts ſchöneres!

Corfu, Donnerſtag den 27. April 1871.

In die Niederungen der alten Korkyra und ihrem Kriegshafen, dem See von Kalichiopulo entlang mit dem Blicke auf den Santa Decca. Es iſt eine der ſchönſten Landſchaften auf der Inſel für das künſtleriſche Auge und ganz abgeſchloſſen in ein Bild. Ihr Hintergrund iſt der Santa Decca, kuppelgedeckt und mit einer ſteilen Wand abfallend. Er ſteht wie St. Peter auf der Campagna. Vor dieſem Dome im Mittelfelde und mattgrün von dichtem uraltem Oelwalde, zieht ſich querüber eine Hügelkette. Zu beiden Seiten ragt ſie höher auf, in der Mitte und gerade unter der Wölbung des Santa Decca ſenkt ſie ſich zu einer leiſen Höhlung. Das iſt ganz ſo, wie die lange, erhabene und ebene Linie der Stadt Rom, welche die Peterskirche trägt. Aber auch das Wahrzeichen der egyptiſchen Göttin Hathor, die Sonnenſcheibe, welche auf den Bergen der Abendröthe ruht, wie es in der Hieroglyphenſchrift erſcheint, hat dieſe beinahe geometriſch abgerundete Geſtalt, welche die Hügel von Gaſturi mit der Wölbung des Zehn heiligen Berges auf Corfu formiren. Vor dem Hügelzuge breitet ſich der See von Kalichiopulo, ganz leblos, ſilbern dunſtig. Näher zu flachen ſich Wieſengründe, vielfach von Cactuszäunen unterbrochen und ganz im Vordergrunde ragen Agavenblüthen auf. Auch um Tivoli iſt die Natur nicht mehr im Style des Pouſſin geſtaltet und in der wacheſten Tagesſtunde legt ſie ein geheimnißvolles Bedürfniß des Schlafens und Träumens hier in die Seele: keine hiſtoriſche Landſchaft mehr, ſchon eine mythologiſche.

Durch die hinteren Häuser von Caſtrades ſtieg ich zur Straße nach un canone hinauf. In einem Garten dort, rechts vom Wege, fand ich eine Clyceria auf das üppigſte zugleich um einen Oelbaum und einen Lorbeer gewunden. Kein Lockenſchmuck einer Frau, kein Epheu deutſchen Waldes fällt reicher, zierlicher, mehr zitternd als ich in demſelben Garten Oelzweige ſich neigen und hängen ſah. Der Baum iſt leicht zu zeichnen, beſonders durch die Kohle, ſchwer zu malen. Die Farbe iſt zu plump und ſie bewegt ſich nicht. Der Strich des Bleiſtiftes und der Kohle behalten in die Ferne immer etwas Zitteriges.

Corfu, Dienſtag den 16. Mai 1871.

Die Ulmen auf der Spianata ſind in mächtigſter Entfaltung. Krönungsluſtig wie die Pinie zieht dieſer Baum ſeine Zweige nach oben zu dichtbuſchiger Wölbung. Beide Bäume haben und geben der Landſchaft etwas Architektoniſches.

Auf dem Wege zur Einen Kanone flammt jetzt die Granatblüthe im ſaftig grünen Laube. Kein Blatt iſt fetter als das junge dieſes Baumes. Es iſt wie eingeölt. Ein Hain Feigenbäume links von der Straße wuchert mit der üppigſten Blätterfülle. Hier ſind es wirkliche Bäume, bei uns nur Sträuche, die man ſchmeichleriſch ſo nennt. Dort iſt auch eine Rebe, die ſich mit dem jungfräulichſten Grün geſchickt durch die Stacheln und gelben Blüthen eines mächtigen Cactusdrachen gewunden hat. Auch zarte Schlingroſen ſehe ich hier oft ſo ſich diplomatiſch um Agaven- und Cactushecken drücken. Das iſt die Weiſe wie die meiſten edleren Naturen nur durch das Gedränge der Welt kommen.

Beinahe noch greller als der Contraſt der Goldorangen zu ihrem dunklen Laube wird nun täglich, je mehr ſie reifen, das Gelb der japaniſchen Mispeln im ſchwärzlich dichten Blätterwalde dieſes ſchönen Fruchtbaumes. Hier ſind in der Wirklichkeit Farben wie die von der Zeit nachgedunkelten der Land-

ſchaftsbilder des Domenichino. Namentlich ein Sündenfall, ein Adam und Eva, die den Apfel ſchon gebrochen haben und von denen ſich die Schlange raſchelnd im hohen Graſe wegſtiehlt, ein großes Gemälde im Palaſte Roſpiglioſi zu Rom, in einem der Nebengemächer der Aurorahalle des Guido Reni, hat ganz dieſe tief düſtern ſchattig grünen Töne, aus denen die rothen, weißen und gelben Blumen und Früchte dann geradezu herausglühen. Es iſt nicht zu ſagen, welche Ueppigkeit in den Gärten rechts die Abhänge von der Straße hinab liegt und wie ſtille links den Berg hinauf der Oelwald iſt. Es iſt der Baum, der am meiſten einem Bilde den Charakter gibt, daß wir es dann hiſtoriſche Landſchaft nennen. Keiner hat mehr Würde, Ernſt und Trauer. Ueber Ruinen geſtellt oder auf Geſchichtsfelder fließt wie Weinen von ſeinen Zweigen herab.

Vor ſich hat man in dieſer wechſelnden Umrahmung fortwährend auf dieſem ganzen Wege zur un canone den Fernblick über den See von Kalichiopulo auf den ſinnlich weich, wahrhaft ſybaritiſch eingeſchatteten Santa Decca. Dieſer Spaziergang berauſchte mich wieder. Wie am erſten Tage „vergeht mir Hören, Sehen und Denken!" Das iſt der eigentliche Charakter Corfu's: einen ſybaritiſchen Rauſch gebend. Ein Land der Seligen, ein ſeliges Land, wo das Träumen leicht, das Arbeiten ſchwer wird. Homer, der ein getreuer Photograph war, konnte mit dichteriſcher Sprache es gar nicht anders nennen: „das glückliche Land der götternahen Phäaken". Denn im Vergleiche zu Ithaka lebt man in Corfu allerdings göttlich leicht. Dieſer Unterſchied fühlt ſich noch heute.

Corfu, Mittwoch den 17. Mai 1871.

Der ſchönſte Morgen, den ich hier erlebt. Nicht eine Wolke und die Berge ſichtbar bis in ihre kleinſten Charakterzüge. Ich eile hinab um die Bucht von Caſtrades und ſetze mich dort unter eine Akazie den Homer zu leſen. Dann kommen

Fischer und stellen rings um mich in denselben Baumschatten große, ganz flache Tellerkörbe voll neuer frischer Frucht des Meeres, gehäuft in ungeheueren Mengen, besonders silberne Sardellen, die den Rücken dunkelblau haben. Wo durch die Blätter des Baumes unruhige Lichter auf die Körbe fielen, dort spielte diese schöne Silberfrucht der See alle Regenbogen- und Juwelenfarben. So hat die Tiefe des Wassers auch wie die Erde den Glanz und die Pracht der Edelmetalle. Sie sind hier nur geschmolzen und verarbeitet in allerfeinste Fischpanzer und in Schmuck von Flossen und Schwänzen.

Die Barke hatte eben an dem Ufer der via marina angelegt und all diesen Reichthum ausgeladen. Gleich nahmen einige Vorübergehende von dem frischen Fange mit in die Stadt, einen Korb für ein kleines Silberstück; Aermeren gab man auch nur einige Fischlein in die Hände für eine leichte Kupfermünze und den Aermsten sie umsonst. Wie Alles fertig war, deckten diese Schatzgräber der See über die silberne Beute frische Farrenkräuter, um sie gegen die Sonne zu schützen. Einer lud dem andern den großen Korb auf den Kopf und baarfuß, die Hosen hoch um die kräftigen Schenkel hinaufgerollt, zogen sie vielredend zur Stadt.

Nachmittags lag ich beim Molino veneto unter Oleanderstauden, weil auf der marina die Sonne zu stark geworden war. Die See spielte auf dem ebenen Ufer bis knapp an meine Sohlen. Ihr gleichmäßiges Wellen und der heiße Mittagsdunst machten mich schläferig. Als ich erwachte, hatte mich eine kühle Briese mit einer Fülle der schönen Lorbeerrosen überschüttet. Auch ein Eidechslein hatte sich über meinen Stiefel gewagt und um das offene Buch neben mir eine Spinne schon Netze gewoben. Es gelang mir Homer aus dieser Verstrickung zu lösen, ohne das Thier und sein Werk zu verletzen. Mir hat es immer etwas Göttliches, ein Leben zu lassen, ein Leben zu geben, das schon geopfert in meinen Händen

lag. Es iſt der Teufel, der ſtets in uns verneint, dieſer abſonderliche Trieb aus bloßem Uebermuthe Lebendiges zu ſchädigen, zu zerſtören. Die Mehrheit der Menſchen hat den Inſtinct darauf gerichtet und thut es bei jeder Gelegenheit. Wäre nur Göttliches in uns und das Abbild, das Gott von ſich in uns der Welt gegeben, ein Vollſtändiges, dann ſuchten wir nichts als das Erſchaffen.

Corfu, Sonntag den 31. Mai 1871.

Weil ich mich übermorgen nach Albanien und Dalmatien einſchiffen will, machte ich heute Abſchiedsbeſuche allen meinen Lieblingspunkten in den Gärten des Alkinoos. Bei der Villa reale finde ich jetzt blühende Roſen ſich hoch in die Oelbäume ſchlingend. Der Cactus iſt überall mit einer Fülle gelber Blüthen überſchüttet. Man ſieht kaum ſeine heimtückiſchen Stacheln noch. Ganze Gänge ſind von blühendem Sparti gebildet, dieſem flammenden Ginſter, der in dieſer Zeit alle Küſten des Mittelmeeres wie mit Goldlack überzieht. In den Morgenſtunden und Abends, wenn die Kühle ihn näßt, duften die kleinen gelben Haſenmäulchen bis weit auf die See hinaus. Er hat etwas Honigſüßes, etwas beinahe zu Zuckerhältiges in dieſer kleinen beſcheidenen Blume auf den ſtarren ſpitzigen Ginſterſtengeln. Einzeln betrachtet hat ein ſolches Schilfrohr nichts Schönes; aber in Maſſen zuſammengeſtellt, gibt keine Pflanze, auch die tropiſcheſte unſerer Gewächshäuſer nicht, ſo den Eindruck des Goldreichthums wie dieſes überwucherndſte aller Unkräuter. Es macht ein Land reich, zu einem Golconda, wenigſtens für das Auge.

Am längſten ſaß ich oben im Garten bei der Kirche vor dem kleinen gelben Hauſe unter den Weinlauben und ſtarrte noch ein letztes langes Mal zwiſchen den Portiken ſchwarzer Cypreſſen unten auf das blaue Meer, hinüber auf die rothen Berge Albaniens, die blauſchattigen der Inſel, auf

das maleriſch gethürmte Doppelcap der Feſtung, und auch von der einſamen und ſich ſenkenden Agavenblüthe, die hier herauf zwiſchen zwei Säulencypreſſen erſcheint, nahm ich Abſchied. Sie hebt ſich ſcharf vom Meere ab. Es iſt eine wahre Wunderblume, wunderbar durch ihre Schönheit, aber auch wundervoll durch ihre Geburt, die ſich in kurzer Zeit zu dieſer außerordentlichen Höhe vollzieht. Die Blüthe ſpringt beinahe wie Minerva groß und gewappnet aus dem Haupte ihres Vaters, und ich würde ſie deshalb Athene heilig ſprechen. Auch die Pflanze formt ſich manchmal zu einem Ebenbilde der Gottheit.

Auswendig gelernt wie die Lieblingsverſe eines Dichters habe ich jede Einzelheit dieſes Gartenwinkels von Corfu noch in dieſer letzten Abſchiedsſtunde. Eine morſche Ziegeltreppe führt herauf. Ich ſah niemals Jemanden heraufſteigen, und die grünen Laden in dem kleinen Häuschen hängen gebrochen und ſchließen nur mehr ſchlecht, und die Glocken in dem offenen Stuhle der kleinen Capelle ſind vermorſcht und ich hörte nie ihren Laut. Auch dieſer Verfall der Einſamkeit hilft den Ausblick der Seele noch zaubervoller einprägen. Man fühlt ſich zuletzt als Einſiedler, nur wie ein griechiſcher, ſo allenfalls wie der göttergleiche Odyſſeus bei der ſchöngelockten hehren melodiſchen Göttin Kirke oder bei der ſilberfarbigen Nimphe Kalipſo, denn ſo viel Sonne hat man in dieſem Lande getrunken, daß man das Blut auch ganz griechiſch in ſeinen Adern ſpürt. Nur daß mir „mein ſüßes Leben nicht in Thränen verrann, und ich nicht beſtändig weinte und voll Sehnſucht heim zu kehren begehrte“. Denn dort iſt nichts Gleiches zu ſehen und nur wenn ich ſage, daß die Punta von Bellaggio am Comerſee mit den Gärten der Villen Serbelloni und Giulia hinab in den Leccoſee Ausſichten von annähernder Aehnlichkeit bietet, kann ich dem Unbewanderten einen leiſen Begriff geben von der überirdiſchen Schönheit dieſer odyſſeeiſchen Landſchaften Corfu's.

O, wunderſchön iſt Gottes Erde
Und werth, darauf vergnügt zu ſein,
Drum will ich, bis ich Engel werde,
Mich dieſer ſchönen Erde freu'n.
Hoelty.

Das iſt mein Reiſemotto, und deshalb reiſe ich ſo viel.

9. Capitel.

„Das treffliche Schiff der phäakiſchen Männer".

Aber noch viel deutlicher als nur durch die malenden Beiworte beweiſt uns die Odyſſee das heutige Corfu als das alte Scheria mit dem Stadtplane, welchen die königliche Nauſikaa wegweiſend dem fremden Gaſte zur Einkehr in die väterliche Reſidenz vorzeichnet:

Fremdling, mache Dich auf, in die Stadt zu gehen! Ich will Dich
Führen zu meines Vaters, des weiſen Helden, Palaſte . . . . .
Siehe, ſo lange der Weg durch Felder und Saaten dahin geht,
Folge mit meinen Mägden dem mäulerbeſpanneten Wagen.
Aber ſobald wir die Stadt erreichen, welche die hohe
Mauer umringt, — an jeglicher Seit' iſt ein trefflicher Hafen
Und die Einfahrt ſchmal, denn gleichgezimmerte Schiffe
Engen den Weg und ruh'n ein jedes auf ſeinem Geſtelle.
Allda iſt auch ein Markt um den ſchönen Tempel Poſeidons,
Rings umher mit großen gehauenen Steinen gepflaſtert,
Wo man alle Geräthe der ſchwarzen Schiffe bereitet,
Segeltücher und Seile und ſchöngeglättete Ruder;
Siehe, da .....

Alſo zwei Häfen und auf jeglicher Seite einen, und dieſes ſeltene Attribut einer Stadt findet ſich wirklich rechts und links von dem Felde, auf welchem man die Ruinen der alten Korkyra entdeckt. Warum alſo ſoll der Dichter der Odyſſee nicht auch wirklich dieſes alſo eingeengte Feld und die darauf geſtellte Palaeopolis geſehen und nach ihrem Muſter ſeine Stadt der Phäaken gebildet haben? Wie ſonſt kamen dieſe zwei Häfen

und auf jeglicher Seite einer in sein Bild, die im übrigen unwesentlich blieben? Begreiflich ist, daß man solche Einzelzüge erfindet, wenn sie später im Mechanismus des Werkes eine Rolle spielen. Ohne diese Nothwendigkeit geben sie sich der Phantasie nur durch den Eindruck einer natürlichen Vorlage. Und besonders so absonderliche und seltene Charakterzüge wie zwei Häfen, zu beiden Seiten der Stadt einen jeden. Das sind Spiegelbilder der Wirklichkeit in dem Gedichte, nicht weniger getreu und verläßlich als Abdrücke einer photographischen Aufnahme.

Anders ist es im Thukidides. Seine geschichtliche Auffassung bedingt ausdrücklich diese beiden Häfen, zu jeder Seite der Stadt den einen. Er könnte sie sich also erfunden haben, denn er brauchte sie. Aber die Identität des thukidides'schen Korkyra steht außer Frage. Die historische Weihe, welche sein Geschichtswerk gibt, brauche ich der Insel nicht erst zu erstreiten.

Um nun aber zu solchen künftigen Kämpfen über die Scheriafrage auf das gründlichste gewappnet zu sein, überließ auch ich mich am 14. December dieser Führung der lilienarmigen Fürstin und wendete den ganzen Tag an eine Umgehung dieses anderen, des zweiten Hafens der Altstadt, nachdem ich in vielfältigen Wanderungen den Stadtgrund selbst und die Bucht von Castrades, den andern, das ist den sogenannten Port des Alkinoos schon studirt hatte.

Jener legt sich an die Westseite der Landzunge an, welche voll von Gartenhäusern und Oelpflanzungen sich zum Cap der Ascension gipfelt, wo die Burg vorherrschte und die Häuser und Gassen der Stadt sich zu den Ringmauern und Friedhöfen herabzogen. Ich habe ihn dort schon als See von Kalichiopulo gesehen auf meinen täglichen Spaziergängen zum Aussichtspunkte der one gun battery und unten durch die blumigen Ruinenfelder der alten Korkyra. Und immer war er mir still, stumm, einsam, versumpft und versandet erschienen, wie es

einem Todten geziemt. Der neue Name ist ihm erst in junger Zeit von seinem Eigenthümer geworden, der dort die Fischerei übt. Sie soll ausnehmend ergiebig sein und er wird deshalb auch oft schlechtweg die Peschiera genannt. Für den Dichter der Odyssee war er der Kriegshafen „der ruderliebenden Männer", wo die Schiffe ausgerüstet wurden, „auf Gestellen ruhten", das heißt in unserer Sprache: in den Docks lagen, und wo auf dem Ufer das Arsenal stand. Dorthin auch müssen wir uns in der Phantasie des Dichters das Schiff, welches den Odysseus nach Ithaka gebracht hatte, zurückstrebend und von Poseidon verfolgt denken. Und als Kriegshafen hat ihn ebenso Thukidides gesehen und in seine Geschichte eingereiht. Er hieß damals Hyllaikos Limen. Seine lange und schmale, flußähnlich in das Land eingedrungene Gestalt, machte ihn den bescheideneren kriegerischen Ansprüchen jener frühen Zeit besser geeignet als der andere breite und offene Hafen des Alkinoos in der Bucht von Castrades. So blieb dieser, der gegen das Festland schaut, zumeist der Handelsmarine überlassen und den Schiffern die vom Norden mit dem Nordwinde kamen, und ist er mir für die Einschiffungsscene des Odysseus der wahrscheinlichere, weil er mehr vom „Strande und vom weitverödeten Meere" sehen läßt und niemals bei jenen Momenten angemerkt ist, daß sie sich in den sonst so bestimmt bezeichneten engen Gewässern begeben haben, im Gegentheile im achten und dreizehnten Gesange die Schiffe als entlegener und der Horizont der See gleich in der Nähe als ein freierer geschildert wird. Der Limen Hyllaikos ist gegen Süden zu offen und nahm von dorther, wo er in das freie jonische Meer sieht, die Segler mit zwei willig entgegengebreiteten Armen auf. Da das „gleitende Meerschiff rasch durch die Wogen gestürmt" kam, ist es naturgemäß, sich dasselbe vom Südwinde und zunächst hierher getrieben vorzustellen. Die kriegerische Bedeutung blieb diesem südwestlichen, dem hyllaischen Hafen auch

im Mittelalter, so lange Palaeopolis selbst nicht aufgegeben und verlassen war. Man sperrte ihn damals mit einer Kette und auf alten Stadtplänen führt er deshalb den Namen porto catena. Sie ankerte in zwei Thürmen auf den Spitzen vorlaufender Molen, deren Ruinen noch Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die englischen Touristen Spon und Wheler aufrecht gesehen haben wollen. Die beiden Dämme sind wirklich heute sogar noch aufzufinden in mächtigen Quadern an der Mündung des Sees in das Meer. Ich glaube sie weit älter als das Mittelalter und diesen ganzen Thurmschluß überhaupt einen Rest der antik-griechischen Zeit. Dieser Ausgang des Hafens muß damals einen schönen monumentalen Anblick geboten haben, beinahe so wie die letzten Prospecte auf den golddunstigen Hafenbildern des Claude Lorrain.

Wenn man vom Denkmale des Menekrates statt links auf der via marina, rechts hin in der Richtung der antiken Landmauer auf der Straße nach Gasturi weiter geht, welche Gefangene im Jahre 1854 so glatt und eben hergestellt haben und welche auch eine Säule ausdrücklich wards roads nennt, kömmt man diesem Hafen des Hyllaikos in den Rücken und kann ihn ganz umzingeln, auch auf seinen gegenüberliegenden Ufern bis unter die steilen Olivenhügel von Gasturi hin, wo seine Mündung ist.

Man durchschneidet auf diesem Wege zuerst, was ich das Vorstädtchen der Vorstadt Castrades nennen möchte. Denn kein Haus ist dort höher als ebenerdig und alle sind von Cactus, Palmen, Lorbeerrosen und Mandelbäumen überragt. Niedlich ist, wie beinahe jedes den Porticus einer weinüberspannenen Laube vor seiner Fronte hat. Wo eine Capelle zur Rechten der Straße steht, tritt diese wieder ins Freie. Man sieht nun ganz offen die Berge sich gegenüber und das Flachland rings umher. Cactus, der zweimannshohe Riesen überragen würde, säumt die Straßengräben ein. Rosen, die noch blühen, und Reben,

die noch Laub tragen, bergen und ſchlingen ſich in und um dieſe ſtacheligen Stützen und das in ſolchen Mengen, daß man bei ihnen geradezu eine Vorliebe, das bewußte Suchen dieſer uns ſo ungaſtlich ſcheinenden Pflanze annehmen möchte. Es läuft eben durch alle Reiche der Natur dasſelbe Geſetz, daß ſich das Zarte beſonders gerne mit dem Starken paart und nur Männer ſich vor Nadeln und Dornen fürchten. An anderen Stellen ſind es Agaven, welche die Felder zäunen. Zwei haben eben ihre ſchlanken Blüthenſtengel ausgeſandt. Weithin winkend, ähnlich wie Palmen geneigt, heben ſie ſich über den flachen Grund. Um die eine ſind Brombeeren üppig geſchlungen. So windet ſich ſehnſüchtiger Epheu in die Pinienkronen hinein. Nicht weniger undurchdringlich als dieſe dornigen Wälle ſind die Schilfwälder der Canna, die ſich tief in die Gärten hinein ziehen. Während der Opuntiencactus (Opuntia ficus indica) und die Agaven (agave americana) erſt in junger Zeit an die Ufer des Mittelmeeres eingeführt worden ſind, haftet dieſes Rohr hier, der arundo donax, ſeit den Zeiten der Phönizier. Sie brachten es aus Aſien. Es ſchrieb ſich urſprünglich κάνη, das nach Renan ſemitiſch iſt. Auf hohem Schafte ſchwankt ewig rege der reiherfederähnliche Blüthenbüſchel, umgeben von langen lancettartigen Blättern. Es iſt das Alpha und Omega der hieſigen Hauswirthſchaft. Was in Egypten die Palme, beſorgt hier dieſes Unkraut der Canna und neben dem Oelbaum, dem Cactus und der Agave bedeckt nichts in größeren Maſſen das Land als die zierlich wehende und winkende und ewig ſchwanke und rege, den Wanderer grüßende und zerſtreuende Canna. Hecken, Matten, Körbe, Stäbe zum Aufbinden, Zäune, alles Erdenkliche wird daraus verfertigt. Ich vermuthe, daß man auch auf einem Cannarohre unſerem Heilande den eſſiggetränkten Schwamm an das Kreuz reichte.

In den Feldern iſt dermalen alles grün von Artiſchocken, von Blumenkohl, von Rüben. Ueber den Kohlpflanzungen heben

ſich höher Feigen- und Mandelbäume in großen Mengen. Es iſt derſelbe üppige Anbau der Ländereien, dem Xenophon in ſeiner griechiſchen Geſchichte (VI. 2) die Schuld der Verweichlichung der Soldaten gab. Auch die Weinpflanzungen auf den Feldern, welche er erwähnt, finden ſich ganz noch ſo hier; die Trauben „auf der Erde hingebreitet", wie ſie ſogar ſchon Homer geſehen. Auch „ſchollig" haben ſich die Felder Scherias erhalten, auffällig mehr als dieſes irgendwo anders ſichtbar iſt, daß ſich die Einflechtung dieſes Beiwortes in die Odyſſee gar wohl begreift. Glänzende Kühe und dichtwollige Schafe weideten auf den Wieſen unter Oelbäumen.

Die rechte Seite neben der Straße beginnt ſich immer mehr zu füllen. Links, wenn man eine Reihe krüppelhafter Tamarisken (Tamarix gallica) paſſirt hat, thut ſich ein ganz freier Wieſengrund auf. Es ſind die immer feuchten Ufer dieſes anderen Hafens der abgeſtorbenen Korkyra. Die Engländer hatten dort ihren Rennplatz. Ein Silberſtreifen dieſer Bucht miſcht ſich nun in das Bild. Den letzten Hintergrund füllen die Kuppel des Santa Decca Gebirges und vor ihm, wohin die Straße hinauf zu ſteigen beginnt, ein mit Silberwald von Oelbäumen bedeckter Zug von drei Hügeln, deren öſtlichſter die Dächer von Gaſturi aus dem Grün ſchauen läßt. Auch vom Santa Decca leuchtet ein Ort herab, der mit dem Berge denſelben Namen trägt. Die Sucht des Wohlklanges hat ihn etwas verdreht, denn in Wahrheit ſoll es heißen: der Zehnheiligen-Berg, santi decca. Der Ort liegt wie Rocca di Papa auf halber Höhe. Schwarze Cypreſſen in großen Mengen darum geſtellt, färben den Berg ernſter als das Vorland. Ueber dem Dorfe heben ſich ſteile Felſen, welche blau eingeſchluchtet ſind. Wie mit einer Kuppel ſchließt der Berg. Sein ſteiler Abfall, die Runde ſeines Profiles, der reiche buntfärbige Wuchs darauf, der vielfältige Bruch ſeiner Felſen, das freundliche Städtchen auf halber Höhe machen ihn für jeden Ausſichtspunkt der Inſel

zu einem der kostbarsten Schmuckstücke, zum Rivalen des Monte San Salvatore, wie er auch mit seinem Höhenmaße (571 Meter) dessen nächster Nachfolger ist. Diesen seinen Anblick von hier aus kann man sich aber nicht ähnlich genug einem Poussin vorstellen, einem der vielen Stiche wie sie die päpstliche Stamperia nach den in der Gallerie Colonna befindlichen enkaustischen Gemälden publicirt hat. Griechischer Gesang eines Buben, der in den Feldern arbeitete, klang wie wenn das Bild Sprache bekommen hätte. Sonst war in dieser schönen Landschaft nichts als Stille und einsame Idylle.

Es ist schon ein weiter Weg vom östlichen Ufer der Bucht um ihren nördlichen Endpunkt bis man sie umgangen hat und einbiegt in die Felder, welche auf dem westlichen Gestade liegen unter diesem poussinischen Hintergrunde. Bis dorthin muß man sich auf der Fahrstraße nach Gasturi halten. Näher dem See ist kein gangbarer Grund. Sein Sumpf greift noch in die Ufer hinein und kleine Bäche, welche ihm zufließen, stellen unüberschreitbare Hindernisse in den Weg. Uebrigens auch der Feldweg bleibt noch fahrbar eine Strecke weit in diese abgelegene Gegend bis zu einer üppigen Quelle, welche sie das Wasser der Cressida nennen. Oelwald deckt den Weg und der schönste, der in der Nähe von Corfu ist. Reihen dunkler Cypressen darin schmücken den Hain gar feierlich. Es ist immer wieder wie eine für den Poussin, hier auch wie für den Claude zugerichtete Landschaft. Manchmal sieht es wirklich aus, als bildete sich auch die Natur nach dem Auge des Künstlers.

Man arbeitete in den Feldern und Opferdunst der Ceres stieg aus den weichen Schollen. Einen Obstwald, wie er dort undurchdringlich die Ufer des Kalichiopulosees gürtet, sah ich nirgendwo. Vor dem Oelwalde breiten sich Weinpflanzungen, dann noch tiefer dem Ufer zu Mispeln, Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Feigen in nicht zu übersehender, beinahe verwildernder Fülle. Ueber diesem Fruchtwalde tauchen aus dem Hintergrunde

jenſeits des Sees im Oſten und Norden die Burgfelſen auf, eine Reihe ſchwarzer Cypreſſen, blaues Felſengebirge der Inſel, alles dunkelblau, beinahe ſchwärzlich von den Schatten ſchweren ſüdwindlichen Gewölkes. Nur die Schneerieſen Albaniens, welche Alles überthürmen, leuchteten ſonnengetroffen. Keine See iſt in dieſem Bilde des bosco di Cressida, es iſt völlig agreſte und man könnte vergeſſen, daß man auf einer Inſel lebt und dem Meere nahe iſt.

Vor der Quelle ſelbſt iſt eine Kirche, von Feigenbäumen umſtellt. Einige Häuſer ſtehen dabei. Das iſt das Dörflein Creſſida, das ſchon im Mittelalter beſtand. Auf den Karten des Marmora findet es ſich verzeichnet. Ich glaube es an die Spur irgend eines antiken Wallfahrtsortes geheftet. Vielleicht ſtand hier um

. . . . . der Quellen und ſchattigen Haine,
Und der heiligen Ströme, die in das Meer ſich ergießen,

willen der Tempel der Nymphen, deſſen Exiſtenz ſich in allen antiken Schriftſtellern, die Corfu berühren, bewieſen findet, und überliefert der hübſche Name uns einen Nachklang ſogar jener antiken Zeit und ihrer todten Religion. Es iſt ganz für ſolch eine feuchte Göttin der geborene Ort. Der Boden iſt wäſſerig, wo man hin zu gehen verſucht, daß man nur auf Dämmen die Fruchtwälder durchſchreiten kann. Ueber die Quelle, die tief unten in einer Grotte entſpringt, iſt eine Brücke geworfen. Ihr Waſſer ſcheint reich. Weiber, die das weiße Tuch der Bäuerinnen von Gaſturi um den Kopf geſchlagen und das rothe Band in das ſchwarze Haar geflochten trugen, ſammelten und wuſchen auf dem Borde des kleinen Baches Kreſſe. Ein hübſches Mädchen darunter trug ein knappes blaues Tuchmieder, die engen Aermel und die Bruſt mit gelben Schnüren zierlich verbrämt. Ich rief ſie Creſſida, weil ſie mir wie der wiedergekehrte Geiſt einer der tempelheiligen holdſeligen Nymphen erſchien, und ſie ſchien mich zu verſtehen, denn ſie

blickte gleich zur Brücke hinauf und lächelte mit den perlenweißen Zähnen und wollte mir auch durchaus einen Narcissenstrauß schenken, welchen sie in den feuchten Wiesen gebrochen und über der Stirne im Haare stecken hatte. Aber ich bekreuzte mich und nahm ihn nicht und ging eilig meiner Wege weiter, ein „alle guten Geister loben Gott den Herrn" murmelnd, indem mir solche antike Gespenstergaben immer noch verfänglich dünken wie die süßen Zauber der hehren, melodischen, schöngelockten Göttin Kirke.

Ich brauchte dann noch eine Stunde bis zur Barre des Sees, wo er aus seinen Sümpfen hinüber in das Meer fließt. Dieser letzte Theil des Weges geht knapp unter hohem steilen Ufer hin, auf einem schmalen Kiessaume des Wassers, manchmal auch etwas darin. Ununterbrochener Oelwald steigt auf diesen Hängen nach Gasturi hinauf, und so weich gefüllt sieht man draußen bei der Oeffnung des Sees rechts hinunter nach Süden zu alle Buchten und Thalungen der Insel. Ein Wald reicht von hier bis zum Cap Leukimne. Sich gegenüber aber hat man den Hügel der Ascensione, also die Akropole der alten Korkyra, und in der Mündung des Hafens schwimmend das berühmte Schiff des Alkinoos. Es ist ein winziges Inselchen mit Felsen und Cypressen aufgetakelt, wirklich so als wollte es eben in den Port der Phäaken zurücksteuern.

Ein Kirchlein steht auf dem obersten Gipfel, welcher einmal ehe dieser Bau ihn abgeschlossen eine volle Pyramide, beinahe steil und thurmartig wie ein Obelisk gewesen sein muß. Das ist der versteinerte Mast des phäakischen Schiffes. Die Cypressen, die seitdem zugepflanzt wurden, ergänzen übrigens diesen Eindruck wieder, wenigstens für die Anschauung aus weiter Ferne. Nur ist das Schiff eben jetzt eher ein Dreimaster geworden. Es ist keine Frage, das Inselchen gibt einen die Sagenbildung herausfordernden Anblick, wie es kleinwinzig und steil, ganz

einzig und abgeriſſen weit von jedem anderen Lande draußen im „dunkelwogenden Meere“ ſchwimmt.

Unten um und auf den Klippen haben die zwei Mönche, welche auf dieſem verſteinerten Schiffe eingeſchifft ſind, ein breiteres Ufer durch Quaibauten und Steinaufſchüttungen ſich gebildet; ein ähnliches Werk wie das des trefflichen Sauhirten Eumaeos, welches der Anfang des vierzehnten Geſanges der Odyſſee uns ſchildert. Der jüngere, der mir der intelligentere und darum der regierende dieſer Inſel ſchien, hatte mich drüben am Feſtlande empfangen. Er ſtand vorne im Boote, da wir überfuhren, ganz wie der Seelenführer Charon, eine ſchöne, wahrhaft maleriſche Geſtalt. Für ſeine Kleidung nimmt er offenbar von den milden Gaben der Fremden, die man der Kirche gibt, nur wenig in Anſpruch. Sie hing in braunen, ſchmutzigen Fetzen. Ein Wald ſchwarzer Haare liegt um ſeinen Kopf und ein langer, ſchwarzer noch junger Bart wallt von ſeinem Kinne herab. Das Oval des Geſichtes iſt lang gezogen, die Naſe edel geſchnitten und ſo oft ich ihn anſah, lächelten ſeine ſchwarzen, dunkelglänzenden, tief eingeſenkten Augen freundlichſt. Die rechte Hand legte er betheuernd, wie die raphaeliſchen Geſtalten des Mailänder Spo[illegible]alizio, auf die Bruſt. Bei der Landung bot er mir ſeinen ausgeſtreckten Arm zum Geländer den hohen Mauerbord hinauf. Dann führte er mich eine ſteile Treppe empor. Cypreſſen, Feigenbäume, Roſen- und Aloehecken ſteigen nebenan auf künſtlich gelegten Terraſſen mit zum Kirchlein hinauf. Unten in den Felſen ließen dieſe mönchiſchen Gärtner maleriſch hochragende und immer gewiegte, rege, bewegliche Cannaſtauden mit den lancettförmigen Blätterbüſcheln und dem Reiherſchmucke auf dem Rohre wuchern, und die ſchroffen Abſtürze des Thurmfelſens verkleideten ſie mit Perücken von rothen Stinobüſchen und Waſſerfällen kletterſüchtigen Cactusgewürmes. So hängen Netze über den Bord eines Schiffes, das zum Fiſchfange auszieht.

Das Kirchlein auf dieſem frommen Robinſon-Eilande iſt nur klein. Eine enge aber hohe Kuppel deckt es wie mit einer Kappe. Es iſt vor 374 Jahren gebaut, alſo, nach der Ausſage unſeres Kloſterbruders, 1498. Nach dem Stadtplane der alten Korkyra, welchen Marmora in ſeinem Geſchichtswerke gibt, muß 1672 noch die Tradition beſtanden haben, daß ſein Vorgänger in heidniſcher Zeit ein Thurm, wahrſcheinlich eine Warte geweſen ſei. Es iſt unſerem Erlöſer geweiht. So wurde Poſeidon verſöhnt, der ſtrafend auf dieſen Felſen ſeine Hand geſchlagen, zu Stein umſchaffend, was lebendig und bewegt geweſen war.

Ob nicht Nachts noch an den Erinnerungstagen heidniſcher Feſte Geſpenſter darauf umgehen der Schiffsknechte des Alkinoos, denen dann der Erderſchütterer Poſeidon mit dem auftauchenden Lichte im Oſten und der erſten Glocke, welche der Padre Simon zieht, wieder ewiges Schweigen und Ruhe, und den ſteinharten Schlaf der Klippen und Abſtürze gebietet — ? Das wurde gleich meine Frage. Denn es iſt ganz der Schauplatz zu einer heidniſchen Viſion, wie ſie Heinrich Heine von der Lebendigwerdung unſerer ſchönen Frau von Milo und des Fährmannes Charon gehabt, der plötzlich wieder den Todten Dienſte thun muß. Auch war es eine ahnungsvolle, geſpenſterhafte Beleuchtung, voller unterirdiſchen Schattens und plötzlicher transcendentaler Lichtblitze, da ich auf dem Decke des verſteinerten Schiffes ſaß und Umſchau hielt auf die odyſſeeiſche Landſchaft. Alles Nahe, die hohen Küſten der Inſel Korkyra, die ſenkrechten Ufer rechts und links bei St. Elia und Gaſturi, den beiden Thürpfoſten des Eingangs in den See Kalichiopulo, waren grau, einförmig gefärbt. Das Gebirge der Inſel, der hohe Salvatore, der Santa Decca und die Felſenpyramide Santa Croce über Benizze und Gaſturi dunkelten tiefblau in warmen, weichen Schatten ſüdlichen Sciroccogewölkes. Albanien drüben glühte manchmal ſonnenhell auf, wenn Lichtblitze es trafen von dem untergehenden

Balle, der schon tief im Westen stand und für Augenblicke sich Pässe durch die Nebelmassen zu bohren wußte. Aber Leukadien unten in weitester Ferne freien Meeres lag fortwährend sonnenhell und deutlicher erkennbar, als ich es an einem vom Nordwinde geklärten Tage gesehen hatte. Das war die täuschende, die verlockende Gespensterverkündigung einer frohen Zukunft, einer glücklichen Fahrt, als solle die heilige Macht des Alkinoos noch einmal das schöngezimmerte Schiff der Phäaken gottvermessen nach Ithaka entsenden.

Ich aber erhob mich von den „zierlichen Ruderbänken", wo ich so lange einsam gesessen hinausstarrend in „das dunkelwogende Meer", und suchte den anderen Steuermann, den älteren Mönch, welcher schon ein Greis ist. Ich fand ihn im Süden vor dem Kirchlein, wo der Klippenabsturz am allersteilsten und Alles ausgewaschen und durchfeilt ist, daß Thürmchen und Gräten und andere absonderliche Steingestalten aus der Fluth aufragen und die See nie ruhend, beständig weißzahnig daran herumnagt. Dort saß er Alte Netze flickend. Zuerst war er nicht gesprächig und ungastlich für mich gewesen. Aber inzwischen hatte sein Bruder Zeit gehabt, ihm verstohlen zuzuflüstern, welch' ungewöhnlich großes Geschenk ich der Kirche gestiftet. Weil nun solche Gottesgaben immer Wunder thun, hatte mir die meinige auch diesen harten Stein erweicht. Er erzählte mir zuerst von seiner Kirche, von dem heiligen Erlöser, von den Wundern, welche dieser darin geübt an Kranken und Betrübten; dann auch von den vielen Besuchen, welche die Kaiserin von Oesterreich, selbst zu dem Inselein rudernd, ihm und der Kirche gemacht, von ihren großen Geschenken und wie leutselig sie Allen begegnet, endlich sogar von seinen eigenen Erlebnissen, von seiner Jugend und wie er ein wilder und böswilliger Schiffer gewesen, der sich in einem gräulichen Schiffbruche an der asiatischen Küste verlobt, daß, wenn er gerettet werde, sein zukünftiges Leben der Buße und Betrachtung in

einem Kloſter gehören ſolle. So war er hierher gekommen und ſagte ſich ganz zufrieden. Nur in Sturmnächten ſei es ſelbſt ihm, dem arg geprüften Schiffsmanne, hier oben manchmal grauenvoll zu Muthe geworden. Wenn die Wellen hoch wie die Inſel ſelbſt gehen und das Kirchlein zu verſchlingen drohen und die Wolken niedrig ziehen, daß ſie am Kuppeldache hängen bleiben und er in die Capelle flüchtet, um Vigilien zu lallen, damit ihn der Erlöſer vor einem anderen Schiffbruche bewahre, dann hinaustretend um zu ſehen ob ſein Gebet ſchon Oel auf die Waſſer gegoſſen habe, finde er wie Ruderknechte rechts und links zu beiden Seiten des Felſens ſitzend, bleiche blutloſe Geſtalten, die aber immer noch mit verſtändigem Geiſte die geglätteten Ruder halten und das Waſſer ſchlagen, daß das Inſelchen wirklich beſſer zu ſchwimmen, ſicherer zu ſteuern und feſter in der See zu ſtehen ſcheine. Aber nicht weniger entſetzt von den geſpenſtigen Erſcheinungen als von der grimmen See, ſei er in die Kirche zurückgeflüchtet zu Gott murmelnd, daß er ihn lieber verderben, als durch des Teufels Knechte erretten möge. Aber ein zweites und ein drittes Mal ſei er hinausgegangen und immer wieder habe er dieſelben Hilfsgenoſſen gegen den Sturm gefunden. Erſt Morgens, wenn der ſchlimmſte Seeanprall ſich mäßigt und drüben im Oſten das Licht des Tages über den albaniſchen Bergen aufdämmert und er ordnungsmäßig die Glocken ziehen muß, da ſeien ſie noch jedesmal weggeblaſſt wie Schatten der Nacht vor dem Lichte der Sonne. Aber in einem ſchweren Nebel, der platthandförmig ſei, ſammelten ſich dann gleichzeitig alle Wolken des Himmels über der Inſel, ſie und den See von Kalichiopulo bedeckend und tief auf das Kloſter niederſinkend, daß man es ſelbſt vom Hügel der Aſcenſione nicht mehr erkenne. „Das ſind dann die Nebel, von denen die Leute in Corfu erzählen, daß ſie fieberhältig ſeien und dieſer Gegend zugleich beſonderes Wachsthum dem Boden und

Krankheit den Menſchen bringen. Ich aber weiß, daß es der Böſe iſt, dem unſer Erlöſer nicht erlaubte, mir all' das gewollte Unheil anzurichten." So ſchloß und folgerte der alte Padre Simon. Ich aber wendete ihm ein: „das iſt die flache Hand des Poſeidon, die immer wieder die noch nicht raſtenden, pflichtbewußten Fährleute des Alkinoos ſchlägt, verſteinert und feſt in den Boden des Meeres wurzelt."

Er verſtand kein Wort davon, denn ſie nennen den „ſchiffsähnlichen Fels" heute ſogar die Mäuſeinſel, ſo wenig lebt neben der unbewußten Sage auch noch bewußte Kenntniß des Homers in dieſem Volke des neuen Griechenlandes fort.

Knapp unter dem Vorgebirge von S. Elia liegt ein anderes ſolches kirchegekröntes Inſelchen. Aber es ſchwimmt nicht frei in der See und iſt auch nur flach und niedrig. Es iſt wohl nur eine abgeriſſene Klippe, die zu jenem bergigen Uferlande gehört. Auch knüpft es dorthin ein zugänglicher Damm. Dieſer iſt aus viereckigen länglichen Blöcken von graulich weißem Kalkſtein gezimmert. Die Zeit und der unabläſſige Wogenſturm haben die Steine mit dem Schliffe des Elfenbeines überzogen, „weiß und hell wie ſchimmernd von Oel." Das iſt ein Reſt des Molos, der von dieſer Seite, wie von Gaſturi herüber einmal den Hafen Hyllaïkos zuſchließen half. Auch die kleine Kirche ruht auf denſelben mächtigen Fundamenten und in ihren Bau finden ſich gar manche Tempelreſte der alten Korkyra verwendet. Nicht anders bauen ſich ja auch die folgenden Religionen mit den Glaubenstrümmern ihrer Vorgänger auf, bis auch ſie wieder, und auch dieſes dieſer kleinen Kirche gleich, Ruinen zu werden beginnen.

Die Capelle iſt der heiligen Maria der Blachernen zugeeignet. Es ſcheint mir ein edler Brauch in ſolcher Weiſe ſolche ſonſt unnützbare Punkte der Erde dem Geiſte und der Phantaſie der Menſchen dienſtlich zu machen. Sie erhalten dadurch das Anſehen, wie von Gott eigens zu ſeinem Cultus

erſchaffen zu ſein. Das hielten die Römer und Griechen nicht anders auf allen dieſen wogen- und windumſtürmten Klippen und Vorgebirgen als es heute noch immer im ganzen Mittelmeere üblich iſt. Und das eben iſt das Intereſſante dieſer länderumfaßten und inſeldurchſäeten engeren See, und das was ſie vortheilhaft von der Leere und Wortloſigkeit der neuen großen Weltmeere unterſcheidet, daß hier ſelbſt die dürren Steine geiſtesgetroffen wurden und noch immer mit lebendigen Zungen vom ewigen Wechſel der Geſchichte, des Glaubens, des Denkens und Handelns der Menſchen erzählen. Die bloßen Felſen, die Berge reden bei jeder Fahrt durch dieſes ſchickſalvolle Mittelmeer, auch dort, wo nicht Tempelruinen und Grabhügel auf dem vorlaufenden Strande fernhin erſcheinen,

den meerdurchſchiffenden Männern,
Allen, die jetzt mitleben und ſpät aufblüh'n in der Zukunft.

Auf wahren Gemſenſteigen, wie wenn es den heimlichen Ueberfall der Akropole der alten Korkyra gelte, ſtieg ich von dem Molo der Blachernen-Kirche nach dem Ausſichtspunkte der One gun battery hinauf. Er liegt gerade ſenkrecht darüber und man hat dort den verſandeten Kriegshafen der Phäaken, das verſteinerte Schiff des Alkinoos unmittelbar unter ſich, die ſilbergrünen Olivenhügel von Gaſturi und die Kuppel des Santa Decca ſich gegenüber. Nach Süden links hin gleitet die Inſel in weite dunſtige Fernen. Der ganze Tag war trübe geweſen. Keine Sonne hatte ſich ſehen laſſen. Eine Farbe deckte Alles: der Wiederſchein einer einförmig feſtſtehenden Wolkenlage. Kaum daß der Nähe ihre angeborenen Farben blieben. Jetzt, gegen Abend lagen der Zehnheiligen-Berg, das Gebirge Albaniens, ſelbſt die Hügelzüge mit dem Olivenwald und ſo auch der See von Kalichiopulo tiefblau, beinahe ſchwarz, in einer Farbe wie wenn Mondlicht ſie gäbe. Ein ausſterbender grecco Levante trieb die See in den Hafen der alten Stadt hinein. Ein anderes Gemälde des Pouſſin im Louvre,

dort vielleicht ſein ſchönſtes, hat dieſe Farbe für das gelobte Land der Israeliten und iſt auch trotz dem Dunkel üppig und warm.

Der Ausblick von der ehemaligen One gun battery wird von den meiſten Reiſenden allen andern ſchönen Ausſichtspunkten der Inſel vorgezogen, weil er weich und ſtill und harmoniſch in den Linien und Tönen der Landſchaft iſt. Nichts Exceſſives, nichts Aufbrauſendes iſt darin. Es glättet Alles und ebnet das Gemüth und die Seele, was man dort ſieht, und leichter ebben die Gedanken vor ſolchem Bilde. Auch künſtleriſch abgeſchloſſen iſt der Ausblick und beſonders ſo, wenn man einige Schritte zurück in den Oelwald tritt und die Gegend ſich zauberiſch einrahmt in den Umkreis einiger Olivenzweige. So ließ ich ſie mir malen. Es wurde ein Aquarell übereinſtimmend in ſeinem Eindrucke mit den Sagen und Dichtungen, welche ſie in unſerer Erinnerung weckt. Nichts Lebendiges, Heutiges regt ſich darin oder macht ſich wenigſtens aufdringlich bemerkbar. Nur die Geiſter ſchweben darum und darauf, die wir ſelbſt darein pflanzen. Von allem anderen iſt dieſe odyſſeeiſche Landſchaft ausgeſtorben.

10. Capitel.

Die Landung des Odyſſeus.

Corfu, Mittwoch den 28. December 1870.

Auch Manduchio im Weſten vor der Stadt iſt wie der Molino veneto im Oſten ein Fiſcherdorf „der ſegelberühmten Phäaken" und die Boote ſind auch hier immer noch ſchwarz, dunkle gleichgezimmerte Meerſchiffe und hochgeſchnäbelt. Der Ort, wie alle Vorſtädte, iſt in die Länge gezogen, nur eine Gaſſe. Beinahe keinem Hauſe fehlt der Portikus und wo es zu ärmlich, um dieſen aus Mauerpfeilern

und Säulen zu haben, hat es wenigſtens eine Laube von Weinreben durch Oelſtämme getragen oder auch ein Ziegeldach auf dieſe vielgewundenen Stützen gelegt vor der Hausthüre.

Wo der Ort zu Ende, ſteigt die Straße hinauf. Eine Allee dunkler Cypreſſen zäunt zur Linken den Oelwald eines kleinen Kloſters ein. In den Gräben breitet ſich ſchönſter Akanthus, der ſich erſt in den letzten vierzehn Tagen entwickelte mit ſcharfer, ſtacheliger Formung und lichter Schattirung in den Blättern; wilde Artiſchocken und weiße Gänſeblumen keimen daneben. In den Hecken blühen Roſen und quillt Knoſpenfülle; Agaven und Cactus reichen darüber und der Rosmarin duftet. Oben von der Höhe herab zurückſchauend hat man einen großen Blick auf den Hafen, die geſchloſſene Bucht, die ruhig wie eingeſchlafen in ſilberblauer, atlasglänzender Farbe ruhte, auf die Berge Albaniens, die nahe gerückt durch die Südluft waren. Dort begegnete mir lebendig die Mignon, welche Göthe nur in der Phantaſie geſehen hat. In Mitte einer Volsmenge ſtand eine Gruppe italieniſcher Sänger, ein Mann, der die Geige ſtrich, eine Frau, die eine Harmonica zog, und ein Mädchen, zwölf Jahre ungefähr alt, das ſich auf der Guitarre begleitete und ſang. Schwarzhaarig war das Kind, ſchattend die Augenwimpern, die Naſe römiſch ausgeprägt, die Augen dunkel, traurig; der Mund beinahe trotzig, lebensüberdrüſſig, mißmuthig geſchloſſen. Das Sterben ſchien der ganzen Geſtalt ſo nahe und ſo leicht als das Leben. So ſah aber auch manche italieniſche Primadonna in ihrer Jugend aus, die dann weltberühmt wurde, wenn ſie nicht vorher in ſolchem unglücklichen Wanderleben zu Grunde ging. Ich nannte das Kind Desperata, weil das verzweifelte Wort ſich im Refrain ihres Geſanges mit beſonderem Nachdrucke immer wiederholte. Es wird jedesmal eine Verſuchung ſolch einer Geſtalt eine Geſchichte ſofort in die Seele zu dichten, wenn

ſie den Roman nicht ſchon hat und nicht erzählt. Denn ganz ſchickſalslos ſind ſolche arme Augen niemals.

Auf hohem Vorgebirge zur Rechten von der Straße erſcheint dann ein großes Landhaus, Caſino Condi, in einem Cypreſſenhaine, der es enge umdrängt. Im weiter umliegenden Garten ſind auch Pinien, Yuccas, ungeheuere Agavengänge, Weinfelder, die ſich ungeſchieden anſchließen. Die Villa Giulia am Comerſee hat vieles von dem Anſehen dieſes Landhauſes auf der Klippe von Corfu. Aber noch lebendiger drängte mir die Erinnerung die Frage auf, ob dieſes nicht das Muſter zu der Schilderung Edmond About's in ſeiner corfiotiſchen Geſchichte der Germaine ſei, wo er ſchrieb: La villa respirait l'amour et le repos.

Unten an dem „ſchroffen Geſtade in der fürchterlich ſtrudelnden Brandung und dem weithin ſpritzenden Meerſchaume" ſcheiterte der erſte Landungsverſuch des ſchiffbrüchigen Odyſſeus. Kalypſo hatte ihn entlaſſen auf Befehl des Aegiserſchütterers Zeus, den ihr der Herrſcher des Goldſtabes, Hermes überbrachte. Vier Tage hatte Odyſſeus gebraucht um das Floß zu vollenden,

Aber am fünften entſandt' ihn die herrliche Göttin Kalypſo,
Wohl in Kleider gehüllt voll ſüßen Geruchs und gebadet.
Einen Schlauch in den Floß mit dunkelem Weine gefüllet
Legte ſie, einen mit Waſſer, den größeren; dann ihm zur Nahrung
Gab ſie den Korb, den ſie füllte mit herzerfreuenden Speiſen.
Fahrwind ſandte ſie dann, unſchädliches laues Geſäuſel.
Freudig ſpannt im Winde die ſchwellenden Segel Odyſſeus.

Glücklich ſo ging ihm auch während ſiebzehn Tagen die Fahrt „durch des Meeres Gewäſſer", als es ſein „grauſes Verhängniß" wollte, daß am achtzehnten Poſeidon von den Aethiopen heimkehrend ihn fern von den Bergen der Solymer erſchaute. Nun zerſplitterte unter ihm das Floß in der Wuth der von dem Dreizack erregten Elemente. Nur der Gürtel der Ino Leukothea rettete ihn, des Kadmos blühende Tochter, die den

„irrenden Dulder Odyſſeus mit Erbarmen ſah und wie ein Waſſerhuhn im Flug aus dem Strudel ſich ſchwingend“ ihm den „unſterblichen Schleier“ reichte, damit er ſich „unter der Bruſt gürte“ und alſo bewehrt „verachte getroſt die Schrecken des Todes.“ Man bemerke hier wie Odyſſeus immer in der letzten Schickſalsſtunde eine neue weibliche Freundin wieder fand. Das war in den antiken Romanen nicht anders als in den modernen, wie denn auch im Leben immer das Frauengemüth ſich am hilfsbereiteſten zeigt, je unglücklicher es einen Mann ſieht. Dann werden ſie Helden der Aufopferung wie hier die zwei Göttinen Ino Leukothea und Pallas Athene für den bedrängten Odyſſeus. „Die Gewande, ihm geſchenkt von der hehren Kalypſo, zog er dann aus,

Und umgürtete ſchnell ſich unter der Bruſt mit dem Schleier.
Vorwärts ſprang er hinab in die Fluth und die Hände verbreitend
Schwamm er in Eile dahin.....
Schon zween Tage trieb er und zwo entſetzliche Nächte
In dem Getümmel der Wogen und ahnete ſtets ſein Verderben.
Als nun die Morgenröthe des dritten Tages emporſtieg,
Siehe, da ruhte der Wind; von heiterer Bläue des Himmels
Glänzte die ſtille See. Und nahe ſah er das Ufer,
Als er mit forſchendem Blick von der ſteigenden Welle dahinſah.
Aber ſo weit entfernt, wie die Stimme des Rufenden ſchallet,
Hört' er ein dumpfes Getöſe des Meeres, das die Felſen beſtürmte.
Grauenvoll donnerte dort an dem ſchroffen Geſtade die hohe
Fürchterlich ſtrudelnde Brandung und weithin ſpritzte der Meerſchaum.
Keine Buchten empfingen, noch ſchirmende Rheden, die Schiffe,
Sondern trotzende Felſen und Klippen umſtarrten das Ufer.
Und dem edlen Odyſſeus erzitterten Herz und Kniee,
Tief aufſeufzend ſprach er zu ſeiner erhabenen Seele:
Weh mir! nachdem mich Zeus dies Land ohn' alles Vermuthen
Sehen ließ und ich jetzo die ſtürmenden Waſſer durchkämpfet,
Oeffnet ſich nirgends ein Weg aus dem dunkelwogenden Meere!
Zackige Klippen thürmen ſich hier, umtobt von der Brandung
Brauſenden Strudeln, und dort das glatte Felſengeſtade!
Und das Meer darunter iſt tief, man kann es unmöglich
Mit den Füßen ergründen, um watend an's Land ſich zu retten!

Wagt' ich durchhin zu gehn, unwiderſtehlichen Schwunges
Schmetterte mich die rollende Fluth an die zackige Klippe!
Schwimm' ich aber noch weiter herum, abhängiges Ufer
Irgendwo auszuſpähn und ſichere Buſen des Meeres,
Ach dann, fürcht' ich, ergreift der Orkan mich von neuem und ſchleudert
Mich Schwerſeufzenden weit in das fiſchdurchwimmelte Weltmeer!
Oder ein Himmliſcher reizt auch ein Ungeheuer des Abgrunds
Wider mich auf, aus den Schaaren der furchtbaren Amphitrite!
Denn ich weiß es, mir zürnt der gewaltige Küſtenerſchütterer!
Als er ſolche Gedanken im zweifelnden Herzen bewegte,
Warf ihn mit einmal die rollende Wog' an das ſchroffe Geſtade.
Jetzo wär' ihm geſchunden die Haut, die Gebeine zermalmet,
Hätte nicht Pallas Athene zu ſeiner Seele geredet.
Eilend umfaßte der Held mit beiden Händen die Klippe,
Schmiegte ſich keuchend an, bis die rollende Woge vorbei war.
Alſo entging er ihr jetzo. Allein da die Woge zurück kam,
Raffte ſie ihn mit Gewalt und ſchleudert ihn fern in das Weltmeer.

Es müßte, wenn Dankbarkeit die Welt regierte, auf der Stelle der Villa Condi ein Weihetempel der Athene und Ino Leukothea ſtehen, oder doch das Landhaus zur Erinnerung dieſe Namen tragen. Ich habe auf der Landzunge unter dem Monte Pellegrino in Sicilien, welche den Hafen von Palermo ſchließen hilft, ſolch eine Tempelruine gefunden wie ich ſie hierher wünſche zum Denkmale für die wunderbare Errettung des Odyſſeus. Es ſind drei gelbe, wenn die ſüdliche Sonne darauf fällt, wahrhaft golddurchhauchte Sandſteinſäulen, mit dem Gebälke noch darauf, die ſich aus dem Olivenwalde eines Gartens auf dem Abhange des hügeligen Ufers heben und maleriſch ſcharf von dem dunkelblauen Hintergrunde des weiten großen Meeres und von dem milderen des ſüdlich blauen Himmels ausſcheiden. Auch ein Landhaus ſteht wie hier dabei, und um der Säulen und des Meeres und des Himmels willen, auch wegen des Rückblickes auf die Conca d'Oro hatte ich ſofort auch dort den Wunſch des Beſitzens und des immerwährenden Bleibens und Lebens.

Jenſeits der Villa ſteigt man ſteil den Hügel in ein breites Thal hinab zum endlichen Rettungsſchauplatze des Odyſſeus. Weizen, Gemüſefelder füllen ſeinen Boden und Olivenwaldungen decken die Hänge. Die Sohle des Thales liegt beinahe mit der See auf gleicher Höhe. Mit dem Thale mündet der Fluß in das Meer, durch welchen Odyſſeus hereingeſchwommen.

Aber er ſchwang ſich empor aus dem Schwalle der ſchäumenden Brandung,
Schwamm herum und ſah nach dem Land, abhängiges Ufer
Irgendwo auszuſpähn und ſichere Buſen des Meeres.
Jetzo hat er nun endlich die Mündung des herrlichen Stromes
Schwimmend erreicht. Hier fand er bequem zum Landen das Ufer,
Niedrig und felſenleer und vor dem Winde geſichert.

Nicht ein Wort dieſes Bildes fehlt der Landſchaft. Der „ſilberwirbelnde Strom", der eine große Waſſermenge führt, hat nur vor dem Thale, das einmal wohl eher eingebuchtet war, ein weites Delta angeſchwemmt. Seine „wieſengrünen Geſtade" fand ich gar lieblich mit Ciclamen und dem ebenſo violetblüthigen Hedysarum coronarium beblümt. Im ſeichtern Waſſer wachſen auch die Binſen, auf die ſich der Held niederlegte, da er aus dem Fluße geſtiegen war und küßte die fruchtbare „Erde". In der See ſchwimmt die flache Lazaretinſel. Sie ſchimmerte heute gelblich. Hinter ihr ſteht der Monte San Salvatore heute blau. Es war keine Sonne in der Landſchaft, aber trotzdem Licht; die Luft voll Weichheit, linde wie das Wellengekräuſel am Ufer zu meinen Füßen. Und daß trotzdem beide Elemente ſo toben und grollen können, wie wir ſie in den letzten Tagen hörten! Es war ganz ſo geweſen als wolle Poſeidon, der Erderſchütterer, dem Dulder Odyſſeus nochmals die Landung wehren.

Auf dieſen Ufern des Potamo hatten dann auch zweimal die Türken ihr Lager als ſie zur Zeit Soliman des Großen unter der Führung des fürchterlichen Barbaroſſa Corfu bela-

gerten, und da ſie zwei Jahrhunderte ſpäter dasſelbe noch energiſcher und für ſie noch unglücklicher gegen den deutſchen Grafen Schulenburg verſuchten.

Corfu, den 31. December 1870.

Und heute zur Ergänzung dieſer früheren Wanderung ging ich auch nach dem Dorfe Potamo und „hinan zum waldbeſchatteten Hügel", wo „unter dem dichten Geſträuche der herrliche Dulder Odyſſeus ſich die raſchelnden Blätter zum Lager häufte und ſich mitten hineinlegte, daß ihn der ſüße Schlummer befalle."

Der Südwind hat nach Weſten umgeſchlagen und iſt kühler. Ich nutzte im Nachmittag eine Pauſe des endloſen Regens. Die Natur troff vom erquicklichen Safte und man ſieht ihrem Behagen an, daß ſie deſſen noch nicht zuviel habe. Durch den Borgo di San Rocco bog ich auf die Straße von Platiterra ein, bei dem Kloſter vorbei, die Hügel hinauf. In ſie eingewellt iſt dort die Straße. Leiſe ſenkt ſie ſich in das Thal des Potamo hinab, um auf einer zweibogigen Brücke über den Fluß zu gehen. Man ſieht eine andere einbogige mit hohem Eſelsrücken ſich über deſſen Mündung ſpannen, ſcharf von der dahinter liegenden heute dunkel gefärbten See abgeſchnitten. Ebenſo die Menſchen und Fuhrwerke, die darüber ſchreiten. Die hohen Ufer des Stromes ſind hier lehmige Erde, ſeine Waſſer heute ſchmutzig. Auf den Ufern und über ſie hängend buſcht ſich Dickicht von Feigen, Cannarohren und Cactus. Dahinter rechts und links heben ſich Hügel mit Gemüſefeldern, mit Oelwald bedeckt. Vor ſich ſah Odyſſeus, da er einſchwamm, den Santa Decca und den ſpitzen Kreutzberg von Benizze einen niederigen Wall von Olivenhügeln überragend. Der Salvatore war tiefblau von darüber ziehendem Gewölke; nur einige grelle wandernde Lichtfelder darauf, die eilig wie die Wolken von Weſten nach dem Oſten gejagt wurden.

Es war als zucke der Orkan noch mit einigen Schatten, den der ſtarke Poſeidon dem herrlichen Dulder Odyſſeus vor vielen hunderten von Jahren erregt hatte. Wenn Wolken wie heute ſich um das Horn des Salvatore klammern, ſagen die Corfioten: der Berg rauche, fuma, und prophezeien unzweifelhaft ſchlechtes Wetter.

Das Dorf Potamo liegt auf dem linken Ufer des Flußes, wenige Schritte noch weiter als die Brücke. Es iſt einer der am üppigſten geſchmückten Orte. Wahre Wälder von Obſtbäumen ſtehen darum; Goldſegen der Orangen über allen Häuſern und Lorbeerroſen, welche beinahe Bäume ſind, in den Gärten. Lichtes Traubengewinde umſpannt die Cypreſſen als ſolle ihr Ernſt gemildert werden, und hat ſich wie Tauwerk auf den Schiffen verbindend von einer zur andern geſchlungen. Bei allen Häuſern Reblauben. Die altvenetianiſche Ortskirche mit einem auffallend hohen Campanile ſteht in einem Buſch von Limonienbäumen; zwei Palmen dabei. Der ganze Ort, der den ſteilen Hügel hinauf gebaut iſt, iſt erſichtlich eine Venetianerpflanzung. Vor den meiſten Häuſern ſtehen Portiken, manche ſogar mit hohen Rundbogen überſpannt, eine Gattung Loggia dadurch vor der Thüre bildend. Ueber Thüren und Fenſter liegen die breiten Geſimſe einer Kraft im Ausdrucke liebenden Kunſt, eines ſo mächtig, daß darauf eine junge Cypreſſe niſten kann. Vor dem Orte, links von der Straße und auf der Höhe, ragt eine Wallfahrtskirche der Mutter Gottes auf. Es iſt eine alte Baſilika, geſchloſſen durch eine Abſide. Ein Friede waltet dort, wie er ſelbſt um Gotteshäuſer nur ſelten iſt. Eine Reihe ſchattiger Rebgänge umgibt die Kirche und Orangenwald voll von Goldfrüchten die eine Langſeite, wo man in's Weite auf den Salvatore, in's Flußthal und die Bucht ſieht. Schaafe weideten unter den Orangenbäumen. Uralte Oliven und Cypreſſen decken die abſteigenden Hänge. Auf der andern Langſeite aber fällt der Blick in enge, beſchränkte Thäler nur

mit Olivenwald gefüllt, deren Stämme grün und ſchwarz mit Moos verkleidet, wahre Klausner der einſamen Natur ſind und ſo altväteriſch, daß man ſie beinahe ernſtlich für „den Wald“ aus odyſſeeiſcher Zeit nehmen könnte,

der den weit umſchauenden Hügel
Nah' am Waſſer bewuchs. Hier grünten, ihn (den Odyſſeus) zu umhüllen,
Zwei verſchlungene Gebüſche, ein wilder und fruchtbarer Oelbaum.
Nimmer durchſtürmte den Ort die Wuth naßhauchender Winde,
Ihn erleuchtete nimmer mit warmen Strahlen die Sonne,
Selbſt der gießende Regen durchdrang ihn nimmer, ſo dicht war
Sein Gezweige verwebt. Hier kroch der edle Odyſſeus
Unter und bettete ſich mit ſeinen Händen ein Lager
Hoch und breit; denn es deckten ſo viele Blätter den Boden,
Daß zween Männer darunter und drei ſich hätten geborgen
Gegen den Winterſturm, auch wenn er am ſchrecklichſten tobte.

Und dort dann wieder:

kroch aus dem Dickicht der edle Odyſſeus,
Brach mit der ſtarken Fauſt ſich aus dem dichten Gebüſche
Einen laubigen Zweig, des Mannes Blöße zu decken.
Alſo ging der Held, in den Kreis ſchönlockiger Jungfraun
Sich zu miſchen, ſo nackend er war; ihn ſpornte die Noth an.
Furchtbar erſchien er den Mädchen, vom Schlamm des Meeres beſudelt,
Hiehin und dorthin entflohn ſie und bargen ſich hinter die Hügel.
Nur Nauſikaa blieb. Ihr hatte Pallas Athene
Muth in die Seele gehaucht und die Furcht den Gliedern entnommen.
Und ſie ſtand und erwartete ihn.

Friederich Preller hat in ſeinen ſchönen landſchaftlichen Illuſtrationen zur Odyſſee dieſen Schauplatz der Begegnung des Odyſſeus mit der königlichen Nauſikaa merkwürdigerweiſe nicht nur der Dichtung, ſondern auch dieſer Natur ganz ähnlich gezeichnet und ſo Zeugniß abgelegt, für die Treue und Genauigkeit und die Macht der dichteriſchen Beſchreibung. Denn der Maler hat meines Wiſſens dieſe Gegenden nicht ſelbſt geſehen und hatte alſo nur das Wort des Homer zur Vorlage.

11. Capitel.

Die Friedhöfe des Kloſters Platiterra.

Corfu, Mittwoch den 23. November 1870.

Ich ſuche das Grabmal Capo d'Iſtria's. Das führte mich heute zu dem ſtattlichſten und vornehmſten Friedhofe der Stadt, der ſich hinter Caſtrades anſchließt. Eine Tamariskenallee geleitet zu ihm und in ihn eingetreten nehmen mächtige Cypreſſen den Todten auf. Es iſt dieſes im ganzen Oriente ein Baum der Abgeſchiedenen, wie Käuzchen und Eulen die vorahnenden Vögel der Sterbenden ſind, indem jedes der Naturreiche ganz wie der Menſch auch ſeine Bilderſprache hat. Unten blühten zwiſchen den Stämmen große Roſenbüſche und der Boden, mit Narciſſen bedeckt, war ſchneeigweiß beſternt. Ein ſchönes und freundliches Bild und voll von Poeſie. Aber es iſt oder war vielmehr ein Graf Ivro Capo d'Iſtria, deſſen ausgewaſchene Grufttafel man mir ſchließlich zeigte, und Niemand wußte auch nur von dem Capo d'Iſtria, welchen ich ſuchte und der mir als der Einzige gilt, dem erſten Präſidenten des befreiten Griechenlandes. So kurzlebig kann Berühmtheit ſein, beſonders im leichtſinnigeren Süden, und ſo karg mißt hier die Dankbarkeit. Und wohl dann auch, weil der Inſtinkt ſich deſſen bewußt wird, arten die hieſigen Menſchen um ſo vieles egoiſtiſcher.

Donnerſtag, den 24. November.

Im Kloſter von Platiterra, hinter der Vorſtadt Manduchio, alſo ganz in der entgegengeſetzten Richtung wo ich es geſtern ſuchte, fand ich endlich heute das Grab des wahren, des Grafen Johann Capo d'Iſtria. Einer der höchſten Campanile Corfu's hebt ſich bei dem kleinen Kloſter. Drei Thore führen unter dem Glockenthurme durch einen Hof in die Kirche. Hinter ihr, ſie umſäumend, liegt ein ſchmaler niedriger Gang, in einem Winkel desſelben Gruft an Gruft. Eine, es deckt

sie spiegelblanker Marmor, birgt den Märtyrer griechischer Undankbarkeit. Die Inschrift nennt ihn nur eben bei seinem Namen. Nicht das Grab und nicht die Kirche haben in ihrer Erscheinung etwas Poetisches. Ein paar Klosterbrüder, hohe Wollmützen auf dem Kopfe, welche mit der orientalischen Derwischhaube eine auffällige Aehnlichkeit haben, die weißen grobtuchenen Kittel geschürzt, wuschen in demselben Klostergange Fenster und Bilderrahmen. Stimmungsvoller ist die landschaftliche Umgebung der Gruft. Dunkle Orangenbäume und die Blüthenkronen der japanischen Mispeln ragen über die Gartenmauer des Klosters hervor, und steigt man einen Heckenweg neben der Mauer hinauf, so kömmt man zwischen riesige Cactus- und Agavenstauden, welche Cypressen übergipfeln und hinter denen sich rechts und links dichter Oelwald über die Hügelrücken dehnt. Und schaut man zurück, wenn man hinaufgestiegen, so hat man rechts unter sich das Kloster mit seinem hohen Thurme, die blühenden Gärten, die darum liegen, deutlich erkennbar den Umgang, welcher den müden Staatsmann birgt, und weiter hinaus und tiefer unter sich das blaue Meer des Landes, das er so sehr liebte, die Bucht von Corfu schiffebedeckt und dahinter den Monte San Salvatore, eben da ich ihn sah, dunkelblau, beinahe schwarz eingeschattet, wie in ein mächtiges Trauergewand gehüllt: ein Erlöserberg! Er mag auch den Dulder, den sie gemordet haben, die blinden, die tobsüchtigen Griechen, von Seelenleiden und Gedanken erlöst haben, welche schlimmer zu tragen waren als der Tod, den ihm seine Landsleute bereiteten.

Die Familie Capo d'Istria stammt, wie schon der Name sagt, aus Istrien. Sie ist indessen auf Corfu älter als selbst die venetianische Herrschaft. 1373 schon wanderte sie dort hin. In der Geschichte der Insel spielte sie eine ehrenvolle und oft in ausgezeichneten Aemtern genannte Rolle. Wie so viele andere corfiotische Familien holte auch sie sich auf dem italienischen

Feſtlande den Adel. Der Herzog Carl Emanuel von Savoyen grafte ſie zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. So auf das anſtändigſte eingeleitet durch ſeine Ahnen wurde Graf Johann am 11. Februar 1776 zu Corfu geboren. Hier auch machte er ſeine erſten Studien, erſt ſpäter ging er nach Padua, um die Medicin zu betreiben. Als er ausgebildet zurückkam, fiel er ſchon allen ſeinen Landsleuten durch ſeltene Eigenſchaften auf. Er trat bald in den Staatsdienſt, leiſtete auch in Corfu, Conſtantinopel und zu St. Maura Bedeutendes, ſtieg höher in Anſehen und Würde, weigerte ſich aber den Franzoſen und Napoleon zu dienen, da dieſe ſich Corfu's bemächtigten, und ging deshalb, trotz der glänzendſten Anerbietungen, 1809 nach St. Petersburg, ziemlich ausſichtslos in die Zukunft. Aber es war eine charaktervolle That, wie ſie das Schickſal beſonders in bedrohten und ernſten Zeiten liebt und dann auch vergilt. Jeder Menſch hat vom Glücke in die Verhältniſſe des Lebens mitgegeben eine Bouſſole, welche ihn treibt und ihm die Wege zeigt. Es ſehen nur nicht Alle ſorgſam genug darnach aus, wie das auch allzu ſelbſtvertrauende leichtfertige Schiffer verſäumen, und es ſcheitern dann jene mit dieſen und gehen vorzeitig zu Grunde. Die des Grafen Johann Capo d'Iſtria wies nach Rußland und er hat nie in ſeinem Leben von dieſem Magnete abgelaſſen. Zu ſeinem Heile und ſeinem Unheile, denn er iſt ſchließlich auch wegen dieſer Ruſſenliebe von den engliſchen und franzöſiſchen Umtrieben umgebracht worden. Aber er hatte lange genug und glücklich genug mit dieſer ruſſiſchen Nadel geſteuert, und einmal und auf irgend eine Weiſe muß jedes Leben Schiffbruch leiden. Den ſeinigen fühlte er kaum, denn der Tod, wie er ihm gegeben wurde, hatte nicht die Dauer eines Augenblickes. Es war wirklich nur ein raſches Untergehen und beſinnungsloſes Ertrinken.

In Petersburg war er zuerſt nur karg beſoldeter Attache im Miniſterium des Aeußern und ohne ernſte Beſchäftigung.

Aber fünf Jahre ſpäter dictirte er zu Paris ſchon mit an dem großen Weltgerichte, das über Napoleon gehalten wurde. Und nun kömmt die zweite ganz große und uneigennützige That in dem Leben dieſes Mannes. Im Herbſte 1822 legte er alle dieſe hohen Stellungen, ſeinen ganzen amtlichen Wirkungskreis nieder, weil er ſie collidirend mit ſeinen griechiſchen Gefühlen fand. Schon auf dem Wiener Congreſſe und ebenſo bei allen den vielen folgenden Diplomaten-Verſammlungen hatte er das Wort für ſeine Landsleute ergriffen; nun da es zu Thaten kam, wollte er auch zum Handeln frei ſein. So iſt er am 11. April 1827 der erſte Präſident des befreiten Griechenlands geworden. Am 9. October 1831 ſchon ermordeten ſie ihn zu Nauplia, Georg und Conſtantin Mauromichalis. Man darf aber wohl ſagen, daß es eigentlich die franzöſiſchen und engliſchen Miniſterreſidenten waren, welche aus Eiferſucht gegen den überwiegenden ruſſiſchen Einfluß dieſen zwei unglücklichen Griechen die Piſtolen geladen und den Dolch geſchliffen hatten.

Mir fiel heute bei dieſer betrachtungsvollen Friedhofswanderung über dem Grabe des Capo d'Iſtria zu ſeinen letzten tragiſchen Augenblicken eine Notiz ein, welche ich bis jetzt nicht allgemein bekannt glaube. Mendelſohn hat ſie nicht in ſeiner Biographie. Mir gab ſie Graf Prokeſch, der lange Jahre unſer Geſandter in Athen geweſen, und der ſie aus einem ſeiner Tagebücher vorlas. Dieſem erzählte eines Tages der ruſſiſche Geſandte in Athen, Katakazy, es habe ihm ein Jahr nachdem Capo d'Iſtria nach Griechenland gekommen, der Graf einmal geſagt: Ce pays n'a pas les éléments pour former un êtat. J'ai trompé l'Europe. Pour moi il n'y a qu'un salut, celui d'un coup de pistolet. Je ne me tuerai pas moi même. Mais je bénirai la main qui me rendera ce service.

Und ein andermal seien Katakazy und Capo d'Istria auf den Friedhöfen über Nauplia gegangen. Ein Schwarzer sprang plötzlich auf aus einem leeren Grabe. Wer ist das? frug Katakazy. — Ein Gefangener der Armee Ibrahim Pascha's. — Denken Sie nicht an Kleber? — Meine Stunde ist noch nicht gekommen, und überdies, hier ist mein Rächer. — Capo d'Istria wies dabei auf seinen stetigen Begleiter, der nur noch einen Arm hatte. Der andere war ihm in den Türkenkriegen schon weggeschossen worden. — Sie hätten sich wenigstens einen behenderen wählen sollen, schloß Katakazy scherzend das Gespräch ab. Kurze Zeit darauf wurde Capo d'Istria zu Tode getroffen, von diesem Palikaren, Georg Kokonis, mit seinem Stumpfe aufgefangen, während der Getreue mit der anderen Hand den Mörder zusammenschoß.

Ich meine, man muß sehr bedeutend sein, um solche Ahnungen haben zu können. Sie finden sich in der That beinahe in der Geschichte aller berühmten Männer, die eines gewaltsamen Todes starben. Nur das ruhige im Bette Ausathmen kömmt auch den großen Geistern unangemeldet.

Mir hat der Mann seit vielen Jahren schon zuerst nur um solcher poetischer Züge willen Reiz gehabt. Sie sind so selten in dem Leben unserer modernen Staatsmänner. Es zog mich ein geheimer Instinkt zu diesem hin. Aber auch nun, da ich alle Blätter seiner Biographie gelesen und, ich möchte sagen, die Anmerkungen mit dazu und ebenso die übelwollenden Gegenschriften, ist ihm in meinen Augen derselbe Nimbus geblieben. Graf Capo d'Istria irrte vielleicht in seinem Urtheile, obgleich ich auch heute noch als Grieche keine andere vortheilhafte Anlehnung als die an Rußland für meinen Staat sehen würde, aber er war ein edelwollender Sohn seines Vaterlandes, voll Aufopferung und Liebe, wie es nur ein Kind zu seinen Eltern sein kann. So hat ihn auch Prokesch dargestellt, der ein Mitlebender und obgleich er doch in vielen seiner eigenen

politischen Handlungen nicht des Präsidenten Freund sein konnte und durfte. Er kannte ihn genau und sein Werk über den griechischen Befreiungskrieg hat daher auch die Zeugnißkraft von Memoiren, von Aussprüchen, wie man sie in einem Processe vor Gericht gibt. Der zweite Band desselben ist beinahe eine Biographie des Grafen Johann Capo d'Istria. Alle intern griechischen Ereignisse, die dort gewissenhaft und in breiter Entwickelung der vertraulichsten Ursachen geschildert werden, sind an die Persönlichkeit des Präsidenten geknüpft. So kömmt es zur Blutthat des neunten Octobers, welche Prokesch in wahrhaft dramatischer Spannung und Steigerung der Motive herbeikommen und sich anwachsen läßt. Nicht eine Zwischenbemerkung bis dahin ist unehrenhaft oder verächtlich für den Präsidenten. Er wirft ihm wohl zu großes Gefallen an dem europäischen Formendienste der Aemter vor, auch daß er die Armee nicht zu leiten, vom Kriegswesen überhaupt nichts verstand; aber er zeigt andererseits wie der Präsident mit persönlicher Sorgfalt und mit völlig richtiger Erkenntniß des wesentlich Nothwendigen, das Schulwesen, den Ackerbau pflegte, wie er darin das Mittel zu einer glücklichen Zukunft des Landes hoffte, wie er ein perfecter Gentleman, gewinnend, freundlich und bestechend in den Formen war, bis zu dem Grade, daß er, was ich Prokesch mündlich so ausführen hörte, selbst erfahrene Menschenkenner, gleich dem Fürsten Metternich und Gentz, ganz unter seinen Zauber bannte, welche beide ihn später auch zum endgültigen Beherrscher von Griechenland auserwählt sehen wollten; wie er aber noch mehr als das, vom seltensten Opfermuthe, von großartiger Selbstverleugnung aller seiner nur individuellen Interessen gewesen sei, wie er persönlich dürftig einfach lebte und Alles seiner nationalen Aufgabe, den Mitbürgern opferte, sein Vermögen, seine Ruhe, seine Gesundheit, beinahe auch seinen Ehrgeiz und mit Bewußtsein schließlich selbst sein Blut, bis Prokesch dann, dieses

ganze unglückliche Leben reſumirend, zu dem in den claſſiſch ſchönen Worten gegebenen Schluße gelangt:

„Der Präſident war ein Mann von trefflichen Eigenſchaften und großen Schwächen. Seine Geſinnung war rein. Ein edler Wunſch, den der Markt nicht verſteht, belebte ihn und gab ihm in den Augen der gewöhnlichen Rechner den Schein von Ueberſpannung. Sein Charakter war ſtark, ſeine Erfahrung ſehr einſeitig, ſein Wiſſen zu gering und ſeine Befähigung ging nicht über das Maß des Erlernten. Seine Formen waren die angenehmſten, aber er war heftig, unduldſam und zu Täuſchungen geneigt, die ihm auch meiſtens gelangen, wenn er ſie ſelbſt zu üben im Stande war. Keine gemeine Leidenſchaft meiſterte ihn. Er war nicht ohne Eitelkeit, aber man konnte ſie eine unſchuldige nennen. Seine Geſtalt war anziehend, ſein Auge ſchön, ſeine Haltung würdig.“

„Seine Gegner klagten ihn der äußerſten Ehrſucht an. Der Ehrgeiz, und ſonderbar genug, gerade der ungemiſchte Ehrgeiz, der nicht der Habſucht oder anderen niederen Leidenſchaften zum Mittel dient, ſondern für ſich ſelbſt Ziel und Zweck iſt, zerſtört nicht ſelten jedes Beſſere in der menſchlichen Natur und bildet die ſcheußlichſten Entartungen aus. Sind dieſe traurigen Schauſtücke menſchlicher Schwäche leider nicht ſelten, ſo ſinken doch nicht alle von derſelben Krankheit ergriffenen Naturen ſo tief; es gibt viele Ehrgeizige, bei denen die edleren Gebiete des Herzens unangetaſtet bleiben, und andere, denen der Ehrgeiz nur Mittel zu einem höheren und edleren Zwecke iſt. Ein ſolcher war der Ehrgeiz des Präſidenten. Unter ſeinen Gegnern gehörten aber Viele den anderen Claſſen an, denen Allen Neid und Verblendung gemein ſind. Warum ſollte er, ein Grieche, und zu dem höchſten Einfluße in Europa in einem der mächtigſten Zeitpunkte gelangt, nicht den Gedanken nähren, ein anderer Piſiſtratus, ſein Volk um ſich zu ſammeln und an ſeinem Fürſtenſtuhle auf's Neue aufzu-

richten? Unwissenden und hochmüthigen Häuptlingen, welche ihr Land mit einer Braut verglichen, um welche alle Fürsten Europa's buhlten, mochte solch' ein Wunsch, solch' ein Trachten anmaßend scheinen, aber Diejenigen, welche die Gleichgiltigkeit kannten, die bereits in den Cabineten um sich zu greifen anfing, urtheilten anders. Es war wahrscheinlicher, so ungerecht es auch sein mochte, daß Capo d'Istria Griechenland trug, als Griechenland ihn. Er liebte sein Vaterland. Er wollte es auch zu einem Lande machen, das diese Liebe verdiente. Er vergriff sich in den Mitteln, aber das klagt nur sein Urtheil, nicht seine Gesinnung an. Er begriff, welch' ein Mißbrauch mit dem Worte „Vaterland" getrieben wird, und was es sein müsse, damit es an den Einzelnen die Forderung stellen dürfe, sich dem Gemeinwesen auf jede Gefahr hin zu Gebote zu stellen; Alles was dem Herzen theuer und was die Natur an uns bindet, Weib, Kind, Geschwister, Eltern, Wohlthäter und Freunde, ja sein Hab und Gut und endlich sein Leben für das Vaterland hinzuwerfen. Im antiken Sinne pflegte er zu sagen: „„Wenn eine Rotte von Ehrsüchtigen unter dieser Fahne das Glück von Hunderttausenden vernichtet und sie als Bettler dann verkümmern läßt, ist das das Vaterland? Ja, es gibt eines, und darum haben die edelsten Herzen dafür die größten Opfer gerne gebracht, aber eine Wahrheit muß es sein, keine Lüge."" — So dachte und so wollte er, und dieß Denken und dieser Willen ehren ihn."

Mir aber erscheint nicht nur dieser ehrenvolle Wille im antiken Geiste gedacht, dieses ganze Charaktergemälde des Grafen Capo d'Istria steht mir wie auferstanden aus der Zeit des Thukidides und mit der Feder dieses Classikers gezeichnet vor Augen, so daß ich heute auch mit einem ganz antik classisch gestalteten Bilde im Herzen auf dem Friedhofe von Platiterra war. An des Thukidides Werk überhaupt mahnt mich die Prokeschische Geschichte der Befreiung Griechenlands.

Es iſt dieſelbe Leichtathmigkeit der Gedanken und kriſtallene Klarheit des Wortausdruckes darin, und in der ſtofflichen Auffaſſung der Thatſachen und Charaktere die gleiche parteiloſe Duldung und zwingende Glaubwürdigkeit. Ich leſe hier beide Werke oft an demſelben Tage, manchmal von einem zum andern unmittelbar übergehend, und ich merke dann kaum den Unterſchied. Es iſt als ſei das eine nur die ſpäter erſchienene Fortſetzung derſelben Volksgeſchichte von demſelben Autor. Nicht anders als habe derſelbe Landeshauch, der Odem der attiſchen Berge und des Meeres von Salamis, denn auch Graf Prokeſch ſchrieb ſeine zwei Bände auf griechiſchem Boden in Athen unter den Hängen des Hymettus, dem Nachgekommenen für die verwandte Geiſtesaufgabe die gleiche Gluth, Verſtandesübung und Formenanſchauung in die Feder gelegt, ſo daß ſich mir dadurch nochmals der Glaube beſtätigt von der Allmacht und der Unveränderlichkeit des Einfluſſes, welchen Boden und Klima auf alles Anhaftende, Eingeborene oder Eingepflanzte üben.

Indeſſen dieſe Fortſetzung der „Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges“ iſt in Deutſchland ungeleſen und ſo gut wie ſelbſt ihrer Exiſtenz nach unbekannt, obwohl ſie ein Zeitgenoſſe, ja ein Mitſpielender des Dargeſtellten, alſo auch eine Aehnlichkeit zu Thukidides für Prokeſch, ein Gelehrter und einer der ausgezeichnetſten deutſchen Staatsmänner geſchrieben hat. Aber gerade das letztere ſteht ſolch einem Werke bei den Deutſchen ſonderbarerweiſe im Wege. In Frankreich und England iſt ſolch ein Titel die wirkungsvollſte Empfehlung eines Buches. Alles greift nach den Werken, welche Schriftſteller publiciren, die das politiſche Leben handwerksmäßig ausgeübt haben, und rückſichtslos um den Gegenſtand, ja man beginnt ſich erſt um des Mannes wegen für jenen zu intereſſiren, weil man ſo in der Staatskunſt praktiſch unterrichtet zu werden hofft und ſucht, und ſo verkauft ſich Auflage um Auflage.

In Deutschland will man Geschichte nur von Professoren und Docenten aus der Gelehrtenstube heraus vorgetragen hören. Freilich macht dann Deutschland auch Geschichte wie die des Jahres Achtundvierzig, die aller Welt und schließlich unser eigenes Gespötte wird. So habe ich viele Landsleute gefunden, die keine Ahnung von diesem Prokeschischen zeitgenössischen Geschichtswerke hatten, die aber das nachgeschriebene des jungen Mendelsohn über den Grafen Capo d'Istria lasen, eine ganz inhumane, ohne eine Spur jenes edlen Menschlichkeitsgefühles der Rücksicht auch für die jedem von uns angeborene irdische Schwäche verfaßte Biographie, wie es die antiken Classiker und besonders die griechischschreibenden, einen Plutarch zum Beispiele, bei der Beurtheilung und Schilderung von historischen Persönlichkeiten so sehr auszeichnet und so angenehm lesbar macht. Statt dessen hören sich die vierhundert Seiten des mendelsohnischen Buches, als habe sie ein über den nichtswürdigen Verbrecher triumphirender Staatsanwalt polizeilich gesammelt. Das ganze Leben des Präsidenten bis in seine Windeln hinein ist nach Uebelthaten, nach dunklen Charakterzügen, nach Merkmalen der Unfähigkeit durchwühlt, jede gute Farbe vertuscht, jede edle Eigenthümlichkeit fallen gelassen, nur um noch schärfer über die Schuld des Angeklagten deklamiren zu können. Und das alles weil Graf Capo d'Istria sich nicht in das Schema des modernen parlamentarischen Constitutionalismus, der einzigen Panacée aller unserer kleinen deutschen Geister, einpassen wollte. Aber es rächte sich diese durchaus absprechende Darstellung. Denn es wird immer auch ein Selbstmord des Autors, seinen Helden so lästerlich umzubringen. Wer nicht einigen Heldenglauben an biographische Aufgaben mitbringt, hat nur langweilige Bücher producirt. Vierhundert Seiten fortwährend denigrirender Kritik geht über die Geduld des bösartigsten Lesers, und jeder frägt zuletzt: „Wozu der Lärm, was steht dem Herrn zu Diensten?" — Wenn Graf Capo d'Istria

ſo regierungsunfähig, ein ſo ganz unliebenswürdiger, vertrauensunwerther politiſcher Stümper war, warum ſoll ich mich dann durch dieſes lange Lebensbild durcharbeiten? Und ſo iſt zur Strafe für dieſe Auffaſſung dieſes Buch eine der abſpannendſten, langweiligſten Lectüren geworden, die der deutſche Büchermarkt auszubieten hat. Ich lehne mich aber auch deshalb noch insbeſondere ſo energiſch dagegen auf, weil ich dieſes bei uns ſich ausbreitende Behagen hiſtoriſche Charaktere zu verkleinern verabſcheuungswürdig finde. Es gibt an und für ſich nicht viele über das Gewöhnliche hinausragende Menſchen. Man verkümmert ſich mit dieſer muthwillig, bübiſch-leichtſinnig geübten Kritik den Werth der Menſchheit, und es kömmt mir dieſes Abſchleifenwollen des geiſtig Großen wie das Abſchlagen der Blumenköpfe vor, welches ungezogene Kinder mit den Spazierſtöckchen üben, wenn ſie durch die Felder gehen.

Zweites Buch.

Der weitere Bereich der Inſel.

Καί λιπαρή Κέρκυρα φίλον πέδον Ἀλκίνοοιο
und das fruchtbare Korkyra, das geliebte Land des Alkinoos.
Dionys. Orb. Descript.

1. Capitel.

Villa Braila bei Gastuni.

Corfu, Donnerstag den 17. November 1870.

Der Tag war sonnig still. Jene biblische Heiligkeit waltete in der Luft, die selbst die verschlossensten Alpenthäler bei uns in solchem Grade nie zu fühlen geben, die nur die Landschaften des Südens in dem Alles durchdringenden Sonnenlichte zu eigen haben, denn in den Evangelien ist Alles licht und heiter und goldglanzdurchglüht, wie in einem Bilde von Claude Lorrain oder auf dem mittelländischen Meere die Ferne und die Höhe.

Ich fuhr zur Straße über die Marina von Castrades hinab und dann um den See von Kalichiopulo. Ehe sie sich in die Oelwälder windet und langsam aufwärts steigt, begegnete mir ein Wagen mit zwei Popen, unmittelbar dahinter ein zweiter, in welchem Bäuerinnen in festlichen Nationalkleidern saßen. Sie schienen die Mütter der beiden geistlichen Herren, welche diese in ihre Pfarre mitnahmen. Die beiden Wagen grüßten mich freundlichst.

Nach rechts hin zweigen sich mehrere andere fahrbare Wege ab. Der meinige setzte sich wie durch eine Wandeldecoration des Claude Lorrainischen liber veritatis fort. Namentlich das dritte Blatt des dritten Bandes dieses unvergleichlichen, für die landschaftliche Schönheitskunde beinahe sybilliniſchen Wahrheitsbuches fand ich verwirklicht. Man wird förmlich eingewickelt in den Schatten der Oelbäume. Unter ihnen ist Alles

grün und ein idyllischer Friede wie in keinem anderen Walde breitet sich durch das Halbdunkel aus. Palma vecchio und Tizian haben mit diesen Farben ihre Bilder gemalt, wie Claude mit diesen Laub- und Baumformen die seinigen zeichnete. Und die zwei allegorischen Gemälde der Gallerien Doria und Borgheſe, das rührende der drei menschlichen Lebensalter und das andere sphinxartige der himmlischen und irdischen Liebe, scheinen wie herausgeholt aus diesen Olivenwaldungen von Corfu. Es waltet hier nicht das ängstliche Gefühl der Einsamkeit, das uns in unseren Wäldern oft beengt; es ist die Stille, die Abgeschiedenheit einer vertrauten Stube. Man sieht sich, aber man fühlt sich nicht allein. Es bleibt zu viel Licht in dem Dunkel der Schatten des Südens, um Furcht und Trauer, Melancholie und Ahnungen in uns aufsteigen zu lassen. Und damit hängt es zusammen, daß auch im Süden und im Oriente die Vorstellungen des Todes nie unsere finsteren Färbungen annehmen. Es lebt sich nicht nur, es stirbt sich sogar leichter im Süden.

Das weiße Dorf von Gasturi liegt in einem Kesselthale von solchem Oelwalde eingeschachtelt, ganz verschlossen und versteckt. Herrliche Platanen, uralte Riesenstämme, Feigen, Cypressen grünen zwischen den flachen Häusern. Gasturi wäre wie so viele Orte um Rom eine geborene Künstler-Villegiatur. Der Kegelberg im Süden, der sich überall so auffallend hinweist, heißt Santa Domenica. Im Westen bildet der Santa Decca die Thalwand und von Norden nach dem Osten hinüber die niedrigeren Olivenhügel, die nach dem Aussichtspunkte der Einen Kanone so warm und so üppig weich im Bilde stehen. Dort oben auf ihrer obersten Kuppe und außerhalb des Dorfes hielt ich bei der Villa Braila. Der Garten und das Haus sind einfach, beinahe ärmlich, für unsere Begriffe in einem Culturzustande, der bei uns Jahrhunderte zurückliegt. Aber was die Menschen nicht dazuthaten, das gab der Himmel, und so wie das Haus und der Garten wildert,

möchte ich mein Leben lieber dort als in allen Paläſten Wien's und Paris' verbringen; nie weggehen, nur immer ſchauen, ausblicken und genießen, die Luft einathmen und die Augen weiden. Es ſteht ein Baum mit einer runden Bank um ſeinen Stamm wie auf einem Balkone dort, über dem Abhange zur See hin, der in der ganzen Herrlichkeit ſeiner Rundſchau mein Lieblingsſitz würde. Den Muſen nach dem Parnaſſe und den Göttern ſelbſt zum Olympe hinauf kann die Welt nie ſchöner erſchienen ſein als mir nach dieſem Ausſichtspunkte der Villa Braila. Mit ſolchen Bildern muß der Teufel unſeren Herren in der Wüſte nach den vierzigtägigen Faſten verſucht haben. Beinahe von jeder Stelle oder doch nur mit ein paar Schritten nach rechts oder links ſieht man Alles, was zu ſehen iſt, auf einmal. Unter ſich Oelhügel, den See von Kalichiopulo, die Hügel von Caſtrades, die Villa des Königs, die Kuppe der Aſcenſione, das Vorgebirge San Elia, die Bucht von Caſtrades, die Doppelfelſen der Burg, das Feld von Corfu, die Stadt, ihren nördlichen Hafen, hinter dieſem die ſenkrechte Mauer des San Salvatore, das nordöſtliche Cap der Inſel, den Ausgang der Straße in das adriatiſche Meer. Links gegen Weſten ein engeres Bild, das mehr agreſte geſtaltet, wieder jenen rein idylliſchen Eindruck gibt, der hier nie fehlt. Weiche Thalungen, die voll Oelwald ſind, Hügelwellen, auf denen weiße Kirchlein mit durchbrochenen Campanilen und auch größere Ortſchaften leuchten, ſchwarze Cypreſſen, welche aus dem Oelwalde wie Thürme einer Stadt aufragen, und im äußerſten Hintergrunde die Formen einiger zackigeren Berge, hinter denen, wenn auch nicht für unſer Auge, doch für unſer Bewußtſein ſchon das joniſche Meer in unüberſehbarer Weite ruht, grenzenlos bis zu der Sohle des italieniſchen Stiefels. Daß die Wolken, die dort über den Bergen hängen, den San Salvatore und San Giorgio ſtreifen, ſchon in einem anderen Meere ſich ſpiegeln, einer

anderen uns verstellten Welt als Decke angehören, macht diese Berge uns so reizvoll. Denn solche unerstiegene Sehweiten sind geheimniß- und verhängnißvoll wie die Schleier der Zukunft, weil die Ferne des Raumes und der Zeit im Grunde doch nur dasselbe sind unter anderen Namen, ähnlich wie die alten Religionen die Gottheit mehrfach benannten.

Hinter sich schauend von dem Garten der Villa Braila hat man die Welt noch enger als zur Linken im Westen. Auf steilem Felsen, in dem einige Cypressen nisten, sieht man ein Klosterkirchlein des heiligen Giovanni sich ganz nahe und wie eine Mauer den Monte Santa Decca mit seinem freundlichen Rocca di Papa auf halber Höhe; bis zu dem Orte hinauf freundlichen Oelwald, dunkle Orangen zunächst den Häusern, auch schwarze Cypressen; von den Häusern aufwärts rauhen Fels, dessen Kanten violett schimmern, dessen Schluchten blau geschwärzt sind. Ohne Verbindung, ohne Knüpfung an die Nachbarschaft sinkt der Berg von seiner Kuppe insularisch zu den Thalungen hinab. Das ist das Schöne bei den Bergformen des Südens, es steht jeder für sich, gilt für sich, trägt nicht nur seinen Namen, auch seine ganz besondere Individualität, wird nicht übersehen und in der Kette nicht vergessen. Mehr als bei jeder Wanderung durch unsere Alpenlandschaften fühlt man hier jedem Berge gegenüber die Regung, ihn um seinen Namen zu fragen, zu wissen, wie er heiße, Bekanntschaft und dann auch meistens mit ihm Freundschaft zu schließen. Die innigste habe ich hier auf dieser Insel mit dem San Salvatore und dann zunächst mit dem Zehnheiligen-Berge geknüpft; ja, beide sind eigentlich Rivalen in meinen Augen geblieben.

So begrenzt dieser Blick zum Süden und nach dem Westen hin ist, so weit schaut das Auge in den Osten, und dort ist eigentlich, wie es vom Oriente nicht anders zu erwarten war, der kostbarste Schmuck dieser Rundschau ausge-

gebreitet. Senkrecht unter uns spielt das Meer an. Nur leise, kaum hörbar und auch nicht sichtbar spülte die Brandung in die Uferfelsen. Oelwald, auch einige Rebenpflanzungen führen hinab. Breit und in grenzenlose Fernen auslaufend liegt die Straße von Corfu vor uns. Ein Atlasschimmer glättete sie und der Himmel spiegelte sich darin und empfing von ihr selbst wieder einen Wiederschein verklärenden Lichtes. Es ist durch die Begrenzung ein Landsee mit all' seiner Milde, seinem Frieden und seiner Sicherheit, und doch auch wieder durch die Färbung das Meer in seiner erhabeneren Bedeutung. Und jenseits desselben erheben sich die Berge von Albanien, das hohe Pindos-Gebirge, die blutgetränkten Höhen von Suli, Parga mit seinem Cape, die wilde, baumkahle Chimara und das noch wildere Giebelgedränge der akrokerauniſchen Berge, den Tsika zuhöchst und am spitzigsten gehoben. Es sind Höhen so kräftig und ansehnlich, so ausgeprägt und gewaltig, daß sie der Schweiz nicht zur Schande gereichen würden. Doch sind sie anders als die Alpen gestaltet und geben uns verschiedene Empfindungen. So nackt ihre Hänge, so steil ihr Fall und spitz die Kuppen, der Eindruck, der mir ward, ist ein freundlicherer. Die Farbe täuscht und kleidet hier, und in den Schluchten schattet ein blaues Dunkel, das wie Märchengeheimniß uns lockt, wohl das Gruseln verspricht, aber kein Erschrecken und Bangen gibt. Und zu den Füssen dieser Berge liegen Buchten, die noch wärmer erscheinen als hier Alles ist, weil die untergehende Sonne, die ihnen gegenüberstand, alle ihre Strahlen in diese weichen, wohllüftigen Becken tief einsenkte, wo sie gefangen blieben, sich nicht ausstreuen und zersplittern konnten. An diese geborgenen Wasser muß Göthe gedacht haben, wie er so oft von den Dingen wußte ohne sie gesehen zu haben, als er „das Meer mit erwärmten Buchten" sich vor den erstaunten Augen des Faust aufthun ließ. Auch die von Gomenizza lag so erwärmt, wo sich die christlichen Flotten zu dem Seesiege von

Lepanto ſammelten. Ihr größeres Gewäſſer dampfte von ganz beſonders goldenem Lichte. In ſolcher hellen Geſpenſtererſcheinung leben hier im Süden die großen Thaten der Menſchen fort.

Ein Schlangenweg führt zu dieſem atlasweichen Meere der Wohlluſt hinab von der Villa Braila. In ſeichtem Zickzack ſenkt er ſich zur Marina, daß er auch für Wagen und Pferde eine der bequemſten Bergſtraßen der Welt iſt und ſchöner habe ich keine geſehen. Wer ſich der Landſtraße von Pallanza nach Intra neben dem Lago maggiore an einem warmen Sommernachmittage erinnert, der hat eine Vorahnung, eine Meldung von dem bekommen, was ihm hier in verhundertfachtem Grade zu ſehen vorbehalten iſt. Bald rechts und dann wieder links, je nachdem die Straße ſich biegt und ſenkt, erblickt der Wanderer durch das Gezweige der Oelbäume die See, ein gleitendes Segel in weiter Ferne darauf; grauſchwarz ausgewaſchene Felſen, Seetang unten auf dem Strande; vor ſich im Süden, wohin die Inſel ſich verläuft, den Abſchluß einer ſteilen Felswand, welche zum Monte Santa Croce gehört und zu deren Füßen auf dem ſchmalſtmöglichen Uferſaume Benizze, ein Fiſcherdorf mit ungewöhnlich hohem grau gewordenem venetianiſchem Glockenthurme. Einige Barken wiegen ſich immer in dem Schirme der nothdürftig ſicheren Bucht. Hart neben der Straße und von ihr berührt ſenkt ſich eine Goldmuſchel zur See, ſo dicht ſtehen dort in einer Bergrinne Orangenbäume und ſo reich iſt der Fruchtſegen in dem blaugrünen Laube. Ueber die Straße, wo ſie ſich in Ecken bricht und auf jähe Abſtürze mündet, heben ſich ſtolze Pinien aus dem Laube des Oelwaldes und ſtreben Cypreſſen aus einem Buſchdickicht von Phillyräen, Piſtazien, von Arbutus, Ilex, Stein- und Kermeseichen, von wilden Quitten und Feigen, Eriken, Lorbeer und rothem Stino, von Sparti und Roſen, welches Cactus und Aloe und in den allervehementeſten Maſſen Myrthenſträuche völlig undurchdringlich gemacht haben. Mit

den Waffen einer kräftigen Artillerie müßte man gegen dieſen Urwald ſüdländiſchen Gebüſches vorgehen, um ſich bis zu dem einen oder anderen dieſer ſäulenſtolzen oder kuppelgekrönten Nadelhölzer den Weg zu eröffnen. Sie ſind abgeſchloſſen, aber ſie ſchmücken wunderſchön. Die blutrothe Frucht des Erdbeerbaumes lugt eben überall aus dem dunklen Laube hervor und die Felſen ſind mit der purpurblühenden Saponaria calabrica bekleidet.

Und die Staffage auf dieſer zauberhaft ſchönen Bergſtraße iſt ein vorüber wandelndes Volk von blühend ſchönen Bauernmädchen und ſchwarzhaarigen und ſchwarzäugigen Burſchen, die alle ſchlank in den Hüften und beweglich, etwas ſtatuariſches und unbewußt edles in der Haltung zeigen. Sie gehen als ſolle Jeder einmal König werden oder doch ein homeriſcher Held, aber ohne vom Homer und vom Königthum auch nur irgend etwas zu wiſſen und einen Wunſch danach zu tragen. Ihre Geſichtszüge ſind fein, das Oval etwas länglich-ſpitz; auf den Lippen haben alle einen zierlichen kleinen ſchwarzen Schnurrbart. Andere Bärte werden ſelten auf der Inſel getragen und die langen herabfließenden vollen nur von den geiſtlichen Herren und Kloſterbrüdern. Aber was das auffälligſte für Leute dieſes Standes, welche fortwährend unter der Bräunung der Sonne arbeiten, alle ſind blendend weiß gefärbt, von einer Farbe die an und für ſich ſchon roſig licht, aber durch das Dunkel der Augen, der Haupthaare, der Schwärze des Schnurrbartes noch heller wird. So gehen ſie zum Dorfe hinab, Laſten tragend oder auf einem jener hochgeſtellten zweiräderigen Karren kutſchierend, vor welche ein Pferd geſpannt iſt und welche mit ihrer abſonderlichen Form ein Merkmal des Südens ſind ſchon bei ſeinem Einlaſſe noch auf den Stufen der Alpen. Andere ſitzen auch auf Eſeln, auf Pferden. Die Treiber laſſen ſich nun abwärts tragen. Die Rüſtung der Saumthiere aber zeigt, daß ihr erſtes Geſchäft war Laſten von

der See hinauf in die Ortschaften des inneren Landes zu schleppen. Jeder grüßte mich.

Von den Mädchen war die schönste, aber diese war geradezu bezaubernd, sinnverwirrend, Alexandra, welche eben in den Garten der Villa Braila kam, Blumen vom Gärtner zum Einpflanzen in ihre Vigne zu kaufen. Er gab ihr für ein paar Obolen die Schürze voll mit Rosen und Geraniumzweigen, und der Gärtner, ein alter wackeliger Mann, sagte, daß dieses schönste Mädchen der Gegend auch ein Engel an Sittsamkeit und Güte sei. Sie lebe mit ihrer Mutter abgeschieden in dem abgelegenen Weingarten und komme nur von Zeit zu Zeit Blumen bei ihm zu holen. Auch wollte sie um keinen Preis sich in ein längeres Gespräch mit uns verknüpfen lassen. Aber es freute mich daß sie meinen Namen trug. Welches Glück für einen Maler ein solches gleich körperlich wie geistig schönes Modell für eine heilige Jungfrau zu erhalten. Ich dachte mir, daß so die Gestalten geartet gewesen sein müßten, welche uns die heil. Cäcilia von Bologna und die Madonna des Palastes Torregiani vermacht haben.

Sie tragen in diesem Quartier der Insel ein weißes großes Tuch künstlerisch schön um den Kopf geschlagen, daß es alles Haupthaar, Brust und Nacken deckt, mit einem Zipfel über den Rücken hinab fällt und der andere in die Falten verschlungen ist. Er hat etwas Statuarisches dieser reiche Faltenwurf. Die Fides in dem mittelalterlichen Gewande der Oper tritt mit ähnlicher Umhüllung auf die Scene im vierten Acte des Propheten. Nur der kronenartig umgewundene Zopf auf der linken Stirnseite gleitet aus diesem Rahmen hervor. Der Zopf ist reich, breit, immer schwarz und jedesmal ein grellrothes Tuch- oder gar ein Sammetband hineingeflochten. Es ist nicht zu sagen, welchen Reiz diese kleine Koketterie der Tracht den Gesichtern gibt. Ausdruck hat jedes, etwas Edles die meisten, auch die alten noch Anstand und Würde. Aber selbst die nur

wenig schönen werden durch diesen Kopfputz noch Vorlagen für die Augen eines Künstlers und erfreulich für den Wanderer, der diese Straße zieht. Den Leib bekleiden sie mit einer goldgestickten Sammetjacke, aus deren engen Aermeln das Hemd faltenreich hervorbricht; der Rock darunter ist kurz und mit buntem Besatze.

Alt und jung saß schon vom Tage ausruhend friedlich vor dem Hause, meistens unter den Porticken, welche auch dort von Rebengewinden überzogen den Gang zur Hauptthüre schattig schützen, als ich zurückfuhr durch Gasturi. Und da ich zurückschauend aus dem Wagen sie anstaunte ob ihrer Schönheit und gefälligen Tracht, lachten sie mit den hellen weißen Zähnen, grüßten wie Gleich zu Gleich und versteckten sich nicht heuchlerisch. Die Mütter, welche neben ihnen saßen und spannen, den Rocken in der Hand und die schwebende Gunkel lustig drehen lassend, stießen die Töchter an, wiesen auf mein Wohlgefallen, freuten sich dessen und dachten wohl, daß auch sie einmal jung gewesen.

2. Capitel.

Fahrt nach Peleka in den Westen der Insel.

Corfu, Freitag 18. November 1870.

Man durchschneidet die Insel gerade in ihrer Mitte. Vom östlichen Ufer tritt man zum westlichen hinüber, von dem Canale an das große, weite, freie Meer. Es macht mehr als irgendwo anders den Eindruck, daß man in einem Garten lebe, wenn man diese Straße fährt. Durch Oelwald steigt sie aufwärts. Er ist hier noch mächtiger als in den Geländen von Gasturi, sieht älter, urwälderischer aus. Das Lichtspiel in den Schatten dieses Baumes macht seine Wälder, seine Haine so freundlich. Der Blick ist nicht gleich durch Dunkel und Dickicht abgeschlossen. Weil der Untergrund frei und helle,

wenn auch keine Sonne durch das Laub bricht, dringt das Auge in weitere Perſpectiven als ſonſt in irgend einem Walde und ſieht man in großen Entfernungen noch die Schafe weiden und die Weiber mit den weißen Kopftüchern ſuchend ſich nach den Oliven bücken; prächtige, immer ſtilvolle Landſchaften. Es iſt jede wie das arrangirte Gemälde eines Künſtlers, was man hiſtoriſche Landſchaften nennt.

Der Oelbaum ſchattet, aber er verdüſtert nicht. Er läßt immer jenes chiaro oscuro, welches die venetianiſchen Meiſter ſo meiſterhaft zu malen verſtanden. Es ſind nur wenige Hauptäſte an einem Stamme. Dieſer ſelbſt theilt ſich in mehrere Körper und ebenſo liebt es die Krone des Baumes ſich in eine Fülle kleiner Gezweige aufzulöſen. Kein Baum hat mehr Ruthen als der hieſige Oelbaum. Sie hängen alle, weil ſie ſchwach ſind, nach abwärts wie Silberdraht, denn ſie ſind auch weißlich in der Farbe ihrer Rinde und eine Ueberfülle fein geſchnittener Blätter zieht ſie hinunter. Auch das Blatt iſt klein und leicht, ſo daß ſelbſt die Ruhe der hieſigen Luft noch Regung genug hat die Ruthen und das Laub zu bewegen, und Lufthauch und Athem, Zittern und Lichterſpiel in den ganzen Baum zu bringen. Das Blatt deckt und ſchattet nicht durch ſeinen Umfang, die Blätter thun das durch ihre Menge. Aber, wie es nicht anders möglich, wo ein Spalt blieb, das Licht in dieſer fortwährenden Regſamkeit weiß ihn zu finden und wenn auch nicht der Sonnenbrand, die Helle bricht überall zwiſchen den Laubtropfen durch. Ich möchte ſagen hier hängt ſich, wie ſonſt der Schatten an das Licht, das Licht an den Schatten. Darum auch dieſe erheiternde Helle, dieſe lichte Freundlichkeit unter dem Dache eines corfiotiſchen Oelhaines. Wer könnte ſich Räuber zum Beiſpiele oder eine Mordſcene in einen ſolchen Wald denken? Der Baum gibt nicht nur das Gefühl friedlicher Ordnung, ſondern auch der bleibenden Dauer derſelben und es begreift ſich raſch, wie ein Zweig von ihm

im Schnabel einer Taube das Versöhnungszeichen für die Arche Noa wurde und wie er seitdem immer als Symbol der ruhigen, verständigen Pallas Athene galt. Wer ihn nicht bewundert, so dünkt mir, muß ihn doch gleich achten bei der ersten Begegnung hier auf Corfu in seiner großmächtigsten Entfaltung und Columella beistimmen, der ihm das Beiwort gegeben: prima omnium arborum. Seine erste Heimat waren Syrien, Palästina, die Küste der semitischen Völker. Phönicier haben ihn wohl von dort wie so viele andere Culturen über das mittelländische Meer auf andere Ufer verpflanzt. Jetzt ist, soweit der Athmungsbereich dieses Meeres, auch die Grenze der Olivencultur geworden. Er lebt nicht bloß vom Erdreiche, wie der Mensch nicht bloß vom Brode, sondern auch vom feuchten, salzigen, beinahe selischen Odem dieses schönsten aller Meere, ist so recht dessen Kind und Repräsentant. Die Palme vertritt die afrikanische Wüste, der Oelbaum gehört in das Wappenschild der daran brandenden See.

Wo nach längerer ebenen Fahrt der Berg mit solchem Oelwalde aufwärts steigt, ist die Erde völlig in Stufen gebrochen. Es erinnert mich dieses an die Art wie sich auch der Kastanienbaum auf den Hängen des Genfersees seinen Boden baut.

Der Ort Peleka, ziemlich hoch auf dem Berge gelegen, ist eines jener weißlich grauen Fels- und Mörtel-Conglomerate, eben so viel von der Natur als von den Menschen errichtet und mehr durch die Sonne als den Wind und Regen gebeizt, welche im Süden die Qual des Reisenden sind der dort wohnen soll und die Freude des Malers der sie zeichnen will. Alles ist Verwitterung dort, aber sonnige, heiße, und Unrath, aber malerischer. Selbst eine Palme hebt sich aus den flachen Dächern und mächtige Steineichen brüsten sich ringsumher.

Man steigt noch eine kleine Strecke aufwärts zur Kuppe des hinter dem Orte sich aufzackenden Berges. Erst von dieser mehr als tausend Fuß hohen Höhe herab erlangt man

auch den Blick auf die joniſche See. Sie lag regungslos, im Silberlichte des Mittags glänzend. Südwärts fallen ſteile, felſige Caps in ſie, zwiſchen denen ſtille Buchten einbiegen, gerade unter mir Porto Gordi, tiefer ſüdlich Porto di S. Nicolo di Mittika. Einige Scoglien liegen noch weiter draußen davor wie ſchützende Vorpoſten. So ſieht man Cap Miſen von Bajä und ſo die Faraliguoli von Capri aus. Die Kuppe, welche ſich ſüdwärts in der Inſel hebt, iſt ein zweiter Erlöſerberg. Nachbarlich dem Hügel von Peleka ragt eine andere Kegelform auf, der Monte San Giorgio. Er ſteht in der joniſchen See und ſchließt auch die Anſicht der Küſte nach dem Weſten hin ab. In das Land hinein gegen Norden zu, unmittelbar unter dem Hügel von Peleka dehnt ſich weit in die Länge gezogen das Val di Roppa. Es iſt wie ein veraltetes Seebecken, füllt ſich auch noch wenn Regen eintritt mit Waſſer und dient dann durch ſeine Sümpfe als Hauptſchlachtfeld für die Heldenthaten der Schnepfenjäger. Noch Marmora hat es in ſeiner Karte vom Jahre 1672 als Lago Gandar eingezeichnet. Das umliegende Thal hieß damals Valle di S. Zorzi. Der Name Roppa kömmt dort noch nicht vor. Jetzt ſah ich viereckig abgezirkelte Ackerfelder darin und die Uferhänge mit Oelwald beſtanden. Roppa liegt an einer der weißen Straßen, die es durchſchneiden; ein anderer freundlicher Ort, San Onofrio, an der öſtlichen Uferhöhe. Den Hintergrund füllt der Monte San Pantaleone, neben ihm höher und bemerkenswerther geformt der San Salvatore. Man erkennt auf dem letzteren das Kloſter und in dem Paſſe des erſteren die Bruchwände der höchſten Gebirgsſtraße der Inſel. Eine Menge heller Ortſchaften hängen an den Wänden dieſer Berge; am auffälligſten Scripero auf halber Höhe des Pantaleone und Spartilla, das eben ſo unter dem ſüdlichen Horne des San Salvatore klebt. Es hat dieſer Gipfel ſogar von dieſer Anſiedlung den beſonderen Namen Monte Spartilla. Ipſo, das der Ausgangspunkt für die Be-

steigung des Salvatore ist, erscheint auch dort neben einer Uferzunge weiß aus dunklem Oelwalde. Weiter östlich, wo die Insel in den Canal von Corfu abbricht, schließen sich wie ein Stück Erde mit ihr die höheren Berge Albaniens an. Sogar hinter denen der Insel, über den Senkungen und Pässen des Pantaleone sieht man sie schon. Nur weil sie lichter, duftiger, mehr rosenroth und die Schatten mehr himmelblau gefärbt sind, merkt man daß sie nicht eines Leibes sind mit dem Boden, auf dem man steht. Die Farbe ist hier das Trennende, das Lösende und das auffällige Capo della Scala von Albanien greift in die Arme der Uferſenkungen des Salvatore. Rechts von diesem Vorgebirge, gegen Osten zu, erscheint blau und selbst still bis hierher der See von Butrinto. Deutlich stellt sich vor seinen Spiegel der Kegelberg mit den Ruinen der venetianischen Akropole darauf. Was man sich von Albanien beinahe gegenüber und am nächsten hat, ist Capo Stilo. Die weitere Aussicht nach dieser Seite schließt bald der Zehnheiligenberg und dieses ist der schönste Theil des Rundbildes, welches der Hügel von Peleka zu sehen gibt. Kein anderer Berg und auch dieser nicht nach einer anderen Seite hin, weist ein schöneres Gesicht, ein wohlgefälligeres Oval. Er steht völlig einsam, eine Luftinsel gehoben über alles umliegende Land. Die Pyramide des Cheops ist mehr durch den Vergleich mit ihren nebenstehenden Genossen geschwächt, als dieses Bauwerk der Natur durch die Nachbarschaft der doch um so vieles höheren Gebirge Albaniens. Eine leicht gewellte Kuppel deckt ihn. Von dieser senken sich die Conturen linde in das Mittelland. Die Brust ist von Felsenrinnen durchschnitten, welche in einen Kessel zusammenfließen. Ein breites Thal, selbst schon etwas gehoben, ist die Basis die den Berg trägt. Von rechts und links fließen Hügelwellen zu. Sie sind die Couliſſen, welche die Bühne zu dem Prospecte des Santa Decca einrahmen.

Auf den Hügeln und ebenso auf den unteren Stufen des Santa Decca stehen eine Menge von Ortschaften; besonders ansehnlich und Peleka nahe links im Vordergrunde Varipatades in weiter Ausbreitung. Das Thal in Mitten unter dem Santa Decca füllt ein anderswo unbekannter Segen an Fruchtbäumen. Oliven, die silbergrau, wahrhaft schimmern; Orangen, die mit ihrem Laube dunkeln, aber mit dem Golde ihrer Früchte bis hier herauf leuchten; Quitten, die licht, die Contraste ausgleichen und, was das schmuckvollste scheint, überall auftauchend aus dem Thale, wie auf dessen Hügeln und auf den felsigen, steilen Hängen des Santa Decca rabenschwarze Cypressen, die Ausrufungszeichen unseres Entzückens. Das Meer spielt kaum eine Rolle in diesem westwärts gewendeten Bilde des Santa Decca, und doch ist es eines der schönsten der Insel. Mir schien ein Künstler brauche nicht eine Linie von der Wahrheit zu verläugnen, um durch die Abschrift der Natur ein fertiges Kunstwerk herzustellen.

3. Capitel.

Westküste bei Palaeo Castrizza.

Corfu, Samstag den 26. November 1870.

Früh Morgens brach ich auf zu noch einer Fahrt quer durch die Insel, an deren westliche Küste, nach Palaeo Castrizza, wo ein Kloster unten über dem Meere und hoch oben die Ruinen eines alten Schlosses sich der herrlichsten Aussicht weit über das mittelländische Meer bis zum sicilianischen Horizonte hin erfreuen.

Diese Straße geht bei der Vorstadt Manduchio hinaus, bei dem Kloster Platiterra und dem Grabe Capo d'Istria's vorüber den Hügel hinauf, dann gegen den Potamo hinab. Statt aber geradeaus den Ort zu durchkreuzen, wendete mein

Wagen rechts der Marina zu und fuhr hart neben der See über die Brücke, die mit hohem Eſelsrücken auf die Mündung des odyſseeiſchen Fluſſes geſtellt iſt. Der Weg bleibt ſo eine weite Strecke dem Meere unmittelbar nahe. Wenn man nach etwas ſtürmiſchen Tagen dort vorbeikömmt, findet man noch alle ſeine Höhlungen mit den übergeſchlagenen Wellen gefüllt; während des ſehr ſchlechten Wetters ſelbſt, iſt er ganz unbrauchbar. Er liegt beinahe im Niveau der See, nicht eine ſchuhhohe Stufe darüber erhaben, aber eben darum ein einzig ſchöner Pfad. Man hat das letzte Schlachtfeld der odyſſeeiſchen Leiden immer neben ſich, den San Salvatore aus dem Meere unmittelbar aufſteigend vor ſich, grüne Vorgebirge die zu ihm führen im Vordergrunde, und weiße Ortſchaften auf ſeinem und des Pantaleone Hängen im Mittelplane des Bildes.

Wo die Straße von dieſem Ufer endlich nach links hin in das Land einbiegt, muß ſie gleich ſteigen. Alter Oelwald deckt ſie ſofort von allen Seiten. Eine weite Perſpective unter deſſen Halbdunkel thut ſich auf. Die darin arbeitenden Geſtalten ſind wie die Staffagen auf den venetianiſchen Bildern, immer noch dunkler als die beſchattete Umgebung. Manche Landſchaftsbilder des Bonifazio und Paris Bordone haben ganz dieſen Ton, zum Beiſpiele die Findung Moſes des Erſteren in der mailänder Brera, ein Gemälde, das mir ob ſeinen warmen ſatten Farben und der Liebesgruppe wegen immer wie gemalter Boccaccio erſchien. Die Frauen tragen in dieſem Inſeltheile ſchwarze Kopftücher, aber groß, breit und lang, daß auch ſie wie die weißen der Bäuerinen von Gaſturi mit reichem Faltenwurfe maleriſch den Nacken decken und das Geſicht einfaſſen. Alles reitet was uns entgegen kömmt und die Männer in derſelben Weiſe wie die Frauen. Das iſt, weil man hier kein anderes Zaumzeug kennt als das, welches zugleich auch den Laſten dient, einen Sattel der aus Latten zuſammengeſetzt iſt. Und ein Fresko aus Herculanum, Silen, der den Bachus-

knaben erzieht, zeigt uns auf dem Rücken eines gelagerten jungen Maulthieres denſelben Sattel. Auf „hochgebauten, ſtarkräderigen Karren", wie ſie Homer in der Odyſſee nennt, wird uns Oel entgegen in die Stadt geführt. Ein Pferd iſt eingeſpannt. Das Faß liegt zwiſchen den beiden hohen obragenden Rädern. Das Spundloch, das nach oben gekehrt iſt, iſt nur durch einen Olivenzweig verſtopft, der noch ſein Laub trägt. Das alte Rom hatte ganz dieſelben Karren, wie uns Friedländer in ſeiner Sittengeſchichte erzählt, und wenn wir heute im neuen ausſteigen, ſo ſind es gleich beim Bahnhofe die erſten beſtechenden künſtleriſchen Eindrücke, die uns werden, ſolche hochräderige Wagen mit irgend einem herrlichen, ſtolzen, faulen Campagnolen, den Spitzhut auf dem Kopfe, über einen Haufen Getreideſäcke ausgeſtreckt und von oben herab das ſtarke Roß kutſchirend.

Vögel zwitſcherten über mir im Oelwalde. Mein eiliger Wagen und die Menſchen ſchreckten ſie nirgends. Die Luft voll des Geſanges war auch gefüllt mit dem Flügelſchlage der Schmetterlinge. Gelbe und braunrothe, ſchwarze und weiße fallen uns beinahe in das Geſicht. Wo der Wald ſich etwas lichtet, wildert Dickicht von Jungholz. Was bei uns Haſelnußſtauden ſein würden, ſind hier Myrthen, die meiſten eben reif mit der ſchwarzen heidelbeerartigen Frucht, Eriken von außerordentlicher Größe, Maſtix- und Piſtazienbüſche, der Ilex, die Stacheleiche mit ihrem gefährlichen Blatte in unbezwinglichen Maſſen und der Arbutus voll von rothen Erdbeerfrüchten, welche zierlich und von jedem Lufthauche bewegt im dichten Laube hängen. Den Untergrund decken Narciſſen, welche eben in die Blüthe knoſpen, und Hyacintenzwiebelköpfe in noch größeren Mengen.

Die Luft war wie im Januar zu Cairo, mit derſelben Friſche des Nordwindes darin. Bei den Häuſern fiel mir der ſchöne Stand, die Größe der Tabakſtauden auf, denn auch dieſer wird viel auf der Inſel und beſonders in dieſem frucht-

barſten Theile gepflanzt. Hier haben die reicheren Leute der Inſel ihre Güter, auch größere und zuſammenhängende Grundflächen, ſo Signor Theotochi, der zweite Gemahl der berühmten Lady Ellenborough.

Alle Häuſer ſind weiß und keinem fehlen die Schildwachen einiger Cypreſſen. Daß die Säulengeſtalt dieſes Baumes ſich beſonders zum architektoniſchen Aufputze einer Landſchaft ſchickt, ſcheint in den Inſtinkt auch des Bauers hier übergegangen. Mit ſolchen Mitteln und auf ſolche Weiſe wird dann ein Land geſchmückt.

Bei der Bucht von Govino gleitet die Straße wieder zur See hinab. Wie abgeſchloſſen vom Meere, als enger, freundlicher, friedlicher Landſee ſtellt ſie ſich dar, eines der lieblichſten Bilder der Inſel. Hier muß man die Sonne aufgehen ſehen und hier ein Gedicht beginnen laſſen, das ſtillfriedlich und nur voll Liebe und Freundſchaft wie die Stifterſchen Idyllen weiter gleiten ſoll. Nirgends iſt der Anwuchs mit Jungholz auf der Inſel reicher als auf dieſen Ufern. Arbutus, die Myrthe und der Ilex greifen hier zu Wäldern in die Höhe und die blaue Erikablüthe ſchattet beinahe. Der Boden iſt Lehm, Sand und Mergel und daher dieſe Ueppigkeit. In dem felſigen Geſteine, das ſtellenweiſe dem Wege überhängt, kleben in wuchernder Fülle die Ginſterſträuche des Sparti.

Bei einem Landhauſe ſpaltet ſich dann dieſe Straße in den Weg der geradeaus auf den Pantaleone zu führt und in den meinigen, welcher nun ſüdweſtlich vom öſtlichen Geſtade der Inſel quer durch ſie nach dem anderen Ufer mündet. Dieſes Landhaus ſteht beherrſchend auf einem vorgebirgsartigen Hügel. Freundlich weiß getüncht mit grünen Läden iſt es maleriſch von Cypreſſen umgeben. Sie nennen es ai dottori, aus den Zeiten der Engländer her the doctors place. Als der Carbonarismus aus Italien getrieben wurde, flüchteten

ſich von der Univerſität zwei junge italieniſche Aerzte hierher, ſchöne, humane, lebensluſtige Leute. Weil ſie in Corfu ſelbſt ihr Handwerk überfüllt fanden, ſetzten ſie ſich in das Dorf Corachiana, lernten die Sprache, ſtudirten das Klima und ſeine Krankheiten und übernahmen gegen eine beſtimmte, geregelte Abgabe von Naturprodukten, Oel und Getreide die ärztliche Pflege der einzelnen umliegenden Ortſchaften. Mit den Erträgniſſen, die ihnen bald reichlich über ihren perſönlichen Bedarf blieben, richteten ſie ein Wirthshaus und insbeſondere eine Bäckerei ein, welche wieder die ganze Nachbarſchaft mit Brod verſah. Später conceſſionirte ihnen die Regierung auch eine Apotheke, und ſo viel wurde ihnen der Thätigkeit und des Erwerbes, daß ſie einen dritten Freund als Theilnehmer in ihre Geſchäfte aus Italien berufen konnten. Alſo ein vollſtändig geglücktes Beiſpiel, daß auch die Vereinigung der Arbeiten zu geſunden Reſultaten führen kann. Die drei wurden hoch verehrt, hatten großen Einfluß in ihrem Kreiſe, und heute ſprach mir noch alles mit Liebe von ihnen. Das Landhaus nannten ſie in der Erinnerung ihres Schickſals Ἔξορια, esilio. Man kann ſich dort Fütterung für die Pferde, auch Nahrung für ſich ſelbſt und auch ein Reitthier zur Fortſetzung des Weges verſchaffen.

Dieſer iſt gleich hinter the doctors place, wo er in das Seitenthal nach Südweſten einbiegt, arg von einem Gießbache mitgenommen. Die halbe Straßenbreite iſt in das Bett des neben fließenden Baches hinabgeſtürzt und die andere Hälfte ſo ausgewaſchen und vernachläſſigt, daß wohl in zwei Jahren ſchon dieſe ſchöne Straßenanlage der Engländer für Wagen unbrauchbar geworden iſt. Das iſt der Segen griechiſcher Freiheit und Selbſtregierung für dieſes eben erſt ſo wohl verwaltete Land.

Aus dieſer Enge ſteigt man in eine breite Thalmulde hinauf. Wie in den Alpen blieb in deren tiefſtem Grunde ein kleiner See, der See von Cunupena zurück. Buntgekleidete,

hier wieder weißgeſchleierte Frauen und Kinder arbeiteten in den darum liegenden Oelwäldern. Das Kopftuch wird in dieſem Canton zuerſt um das Haupt gewunden und dann über die Haare zurückgeſchlagen, daß es in den Nacken fällt, ganz wie man die Bäuerinnen ehemals bei Neapel in der Wirklichkeit ſah, heute beinahe nur mehr auf idealiſirten Bildern. Die Knaben hüteten die Schaafe. Jenſeits des See's rechts von der Straße hat man nun die Felswand des Pantaleone ganz nahe. In dunklem Oelwalde erſcheinen auf halber Höhe derſelben die Häuſer von Scripero wie Schwalbenneſter an ſie geheftet. Man ſieht die Straße ſich durch den freundlichen Ort zum Paſſe des Pantaleone emporwinden. Rechts von Scripero, dem Salvatore näher, das gleichgeartete Corachiana, links, mehr vor uns, Ducades, dieſes aber kleiner. Mit ihren Cypreſſen und ihrem ganzen freundlichen Ausſehen künden dieſe Ortſchaften in das Thal hinab, daß es hier auch auf den Bergen keinen Winter gebe. Die Gebirge verlieren hier von ihrem Schrecklichen und behalten nur wodurch ſie ſchmücken und zieren.

Der älteſte Oelwald der Inſel nimmt dann die Straße auf. Ganz Corfu iſt in Wahrheit ein Oelwald und ein wilder. Man überläßt hier den Oelwald ſich ſelbſt. Die Olive iſt ein Waldbaum wie unſere Eiche und Fichte, und wenn wir von Eichen- und Fichtenwäldern reden, ſo hat der Corfiote das Recht ſich ebenſo der Oelwälder zu rühmen. Sie wächſt, wo ſie die Natur angepflanzt und wie ſie dieſe wachſen läßt. Darum ihre außerordentliche Fähigkeit des landſchaftlichen Schmuckes, welche ſie ſo nirgends in Italien hat.

Wo man dem Gebirge und Ducades, das auf ihm hängt, näher tritt, neigen ſich zur Rechten roth- und gelbgeſprenkelte ſenkrechte Kalkſteinwände über die Straße. Sie mahnen mich an die Himmelſturzwand im Kötſchachthale bei Gaſtein. Und noch unter dieſem bedrohlichen Dache thut ſich

plötzlich der Blick auf, auf die andere, die westliche See. Zuerst durch die Gezweige der Oelbäume ahnungsvoll nur ein blauer Schimmer, dann weit und großmächtig von Süden über den ganzen Westen greifend, ein unüberschauliches, nicht zu erfassendes Feld, regungslos und ohne Luft, als sei das Wasser versteinert, ein sonnegesättigter Spiegel. Nur in den Vordergrund greift das Cap Leondari ein und über die Bucht der heiligen Dreieinigkeit drei Kegelberge, welche wie die einführenden Obelisken in dieses Heiligthum erscheinen. Bis zum Gipfel hinauf tragen alle Uferberge üppigsten Baumwuchs, Oel, Steineichen und Cypressen. Und das Thal, das sich von der Straße links hin bis zu ihnen breitet, ist weich wie mit Flaumen von den Laubkronen der Oliven gefüllt. Man möchte sich darauf werfen und darüber wälzen. Nirgends sah ich eine Landschaft, die in völliger Einsamkeit, üppiger, wohllüstig sinnlicher gestaltet gewesen wäre, als diese, ehe man ganz aus den Thälern des Inneren der Insel auf ihre andere, westliche Uferkante tritt. Nicht anders war es, als sei hier in Jahrhunderten kein Menschenwesen vorüber gekommen, als sei ich der erste Entdecker dieses Friedens nach langer, gänzlicher Unschuld und Jungfräulichkeit dieses Landes. Solche Gegenden müssen die ersten Vorstellungen vom Paradiese erschaffen haben. Etwas vom Lande der Seligen, von der Luft und der Ruhe, dem Schlafen und Träumen, wie es uns die Dichter und die heiligen Schriften versprochen haben, lag in Wirklichkeit um mich und legte sich mir in alles Fühlen und Denken. So ist und wirkt der Mittagszauber im Süden. Die Vögel allein, die in den Bäumen um und über mir zwitscherten, gaben Kunde vom lauten Leben, und sie auch hörte ich nur Märchen erzählen, heitere Phantasien, wie ich sie eben in Hahn's albanesischem Märchenbuche gelesen habe, wo die Vögel reden und klüger sind als die Menschen.

Ich ließ den Wagen eine lange Weile halten und gab mich ganz dem Genuſſe des Schauens hin. Man lernt dieſes üppige dolce far niente erſt im Süden dieſer reichen Natur gegenüber und hier wird es ein fruchtbares Einſäen zur Ernte für die gedankenbedürftige Zukunft. Die nächſte Umgebung iſt wie das Land auf den unteren Stufen der Südſeite der Alpen geſtaltet: zerbrochener Fels der überall mit ungeheueren Blöcken aus dem Erdreiche bricht, auf den ſteilen Wällen hängt und die Bäume hält, nur daß ſtatt der Kaſtanien Oelbäume in dem gigantiſchen Gerölle keimen und der Boden mit Wermuth und Rosmarin, mit Aurinia orientalis, Malcolmia incrassata, Salvia trilobata in allergrößter Menge und mit ſtrauchartiger Euphorbia dendroides bedeckt iſt.

Man muß über eine Brücke, die letzte, die auf dieſer Strecke noch erhalten iſt von dieſer ſchönen Straßenanlage der Engländer. Rechts zweigt ſich ſteil ein anderer Fahrweg nach Lakones, einem Felſenneſt grauweiß und hoch auf dem Berge, mit Cypreſſen und Palmen geſchmückt wie Peleka. Eine Wendung der Hauptſtraße nach Norden ſtellt dann ganz plötzlich den Wagen hart über die See. Links neben der Straße ſenkt ſich der Fels mit völlig ſteilen, ſogar mit überhängenden Wänden zu ihr hinab. Unten ſind alles kleine „herbergende" Buchten, wie Homer in der Odyſſee ſagt. So der Hafen von Santa Trinita, der von San Nicolo, von Alipa und der noch kleinere des heiligen Spiridione, eingekeilt in die größere alle umfaſſende Bai von Liapades. Jetzt liegen ſie ſelig und ruhig, wie zum Verbergen und Vergeſſen einladend, als finde man in ihnen nichts als den ſiebenjährigen Traum einer kalypſoiſchen Gefangenſchaft. Und ihre Exiſtenz ſelbſt iſt doch das Zeugniß von der Wuth und der Macht, von der Unruhe und dem Drange der Elemente auf dieſer Seite der Inſel. Aber über Alles hinaus täuſchend ſind eben auch hier die Eindrücke des Augenblickes. Erſt wenn man dann näher zu-

ſieht in dieſes Gewirr und Geklüfte der Küſte, und erkennt wie ſelbſt an dieſem ganz ruhigen, windſtillen Tage die Wellen dort ein- und ausſchlüpfen, gurgeln und liſpeln, beginnt man zu ahnen, daß hier auch andere Stunden ſchlagen müſſen. Nicht anders erſcheint es dann, als habe ſich jede Woge für ſich ihren eigenen Angriffspunkt, den Felſen des Landes, der ſie beſonders ärgere, ausgeſucht und waſche nun, wie ſie nur irgendwie den Athem wieder geſammelt, ſeit Jahrtauſenden daran, ihn wegzuräumen und ſich Raum und freies Feld zur weiteren Ausbreitung, zum Behagen und zur Sonnung in reizendſter Abgeſchiedenheit von dem pöbelhaften Gedränge ihrer Schweſtern draußen im freien Meere zu verſchaffen. Denn es gibt nichts geduldigeres und beharrlicheres als das immer bewegliche Meer und nichts ungeduldigeres und unſtäteres als den feſten Fels. So zerſägt, ſo zerſplittert iſt dieſer Theil der Küſte Corfu's. Kammer liegt an Kammer, keine ſehr groß, keine größer, als daß eben nur ein idylliſch kleines Schiff ſich darin bergen könnte, aber alle ſehr tief in die Ufer eingebohrt. Der Boden darin erſcheint wie getigert, ſchwarz im grünen Grunde. Das ſind die dunkleren Felſenrippen, die ſtellenweiſe unnachgiebig und höher übrig blieben. Zwiſchen ihnen ſenkt ſich das Waſſer in tiefere Gruben, wo dann nur mehr ſeine Farbe wirkt, der Grund ganz verſchwindet.

Jede dieſer Buchten iſt auch auf dem Lande, das ſie umzieht, eine abgetrennte Welt. Von dem Ufer der einen, ſieht man nicht zu dem der anderen hinüber, weiß nicht, daß dort eine dritte folgt, wie man ſchon aus einer anderen kam. Denn der Weg iſt eingebogen und gewunden um fortwährende Vorgebirge, und jede Bucht dazwiſchen läßt durch ihre Pforte einen anders geſtalteten Blick auf das Meer faſſen, wo entferntere oder nähere Küſten auftauchen, Inſelfelſen ſchwimmen oder das Meer in glänzender Grenzenloſigkeit liegt. Die Straße umſchlingt immer wechſelnd, wahrhaft zauberiſch alle

dieſe Wandelbilder. Es iſt eigenthümlich, daß ſo durchſchnittlich überall bei den Inſeln, aber ſelbſt auch im Allgemeinen an den Continenten die Weſtküſte wilder, maleriſcher, zertrümmerter und ſchöner geſtaltet iſt als der Oſten des Landes, ſo z. B. ganz Italien. Es ſcheint, daß der Wogen- und Wetterſturm, der von Oſten kömmt, doch weniger häufig oder wenigſtens weniger Gewalt hat, als der weſtliche.

Man muß zuerſt hinaus, immer noch auf hohem Stande des Ufers, auf ein weit ausgreifendes Vorgebirge, das den Norden des Hafens der Trinität deckt. Dann wendet ſich die Straße hinein in die Bucht des hl. Nikolaus und ſteigt raſch zu einem niedrigeren Strande hinab. Ich fand dort glänzende Gipslager im Kalkſteine. Oelwald deckt hier den Weg wieder und der Schatten that wohl, denn dem November zum Trotze mußte ich die Bergung vor der Sonne in jeder Weiſe ſuchen. Einzelne Bauern arbeiteten in dieſen Urwäldern. Sie hoben die ſchwarzen Oliven auf von dem hier ſteinüberſäeten Boden. Jeder grüßte mich. Schöne Geſtalten in maleriſchem Kleide, das weiße Hemd, eine breit offene kurze Jacke auf der Bruſt, eine weite blaue Pumphoſe um die Schenkel und weiße Strümpfe auf die Beine gezogen. Der freundlichſte von Allen, ein junger Burſche von immer lachendem Weſen, das Haar rafaeliſch geſchnitten, kurz und gerade über der Stirne, in langen Striemen zu beiden Seiten des Geſichtes und über den Hinterkopf hängend, zeigte mir eine Oelpreſſe, die er hüthete. Er hielt die ſehr ſimple, primitive Maſchine für ein Wunderwerk der Kunſt. Mir fiel das rothe Kreuz auf, das über der Preſſe auf ihrem Gebälke, die Weihe der Arbeit gebend, ſtand. Alſo auch hier die Schiller'ſche Meinung in Geltung: „Doch der Segen kömmt von oben.“ Das Volk iſt auf der ganzen Inſel ſehr fromm und miſcht den Glauben und die Religion in alle Alltagsverrichtungen. Auch das iſt ein Zeichen ſeiner Glückſeligkeit.

Die letzte dieſer kleinen Buchten neben dem Wege nach Palaeo Caſtrizza iſt die des hl. Spiridion, des Patrons der Inſel. Sie öffnet ſich gegen Süden auf eine weite Ausſicht. Im Hintergrunde iſt es das Meer, das an den Himmel grenzt, und matt in roſige Dünſte verloren das Cap Mittika der Inſel unterhalb Garuna, das man ſieht. In den Mittelgrund, auch von links her greift das Vorgebirge von Plaka ſchroff abgebrochen und zu ſpitzem Gipfel ſich hebend. Unten iſt es greller, gelber Fels, der wie die Sonne ſelbſt blendet; oben bergen ſich blaue Schatten im dichteſten, buſchigſten Grün. In der Mitte des Bildes ſchwimmt der Scoglio Caluvri, Capri ähnlich, aber nur wie deſſen verkleinerteſtes Miniatur. Auch einem hochbordigen Schiffe fand ich ihn gleich, das eben vom Ufer abgeſtoßen, der freien See zuſteuert. Seine Prora greift weſtwärts in's joniſche Meer hinaus, ſein höheres Hintercaſtell ſteht im Oſten, der Inſel zugekehrt. Im Vordergrunde ſchließt links die Bucht und das Bild das Cap von San Giorgio mit einer Kirchenruine darauf und rechts eine ſchmale und kurze Landzunge, die auf ihrem Endpunkte einen mächtigen Felſenberg trägt und auf dieſem das Kloſter von Palaeo Caſtrizza, ſo daß dieſes Waſſer als ein von allen Seiten geheiligtes gelten kann. Wie in einem Rahmen iſt die Fernſicht eingeſchloſſen und das Bild völlig fertig. Jeder Zug mehr, den ein Künſtler der Natur beilegen möchte, wäre Vermeſſenheit.

Da man auf die Landzunge kömmt, ſieht man neben ihr einen anderen kleineren Buſen. Er iſt auch nicht ſo freundlich. „Durch vorgeſtreckte Geklüfte, die ſich gegen einander vorhin drehen an der Mündung" iſt er beinahe völlig geſperrt, kraterähnlich und mahnte mich an den Port der Läſtrygonen, worin dem Odyſſeus die Schiffe und die Gefährten der Reiſe erſchlagen wurden. „Rings umher aufſtarrend, ſteigen auf jeglicher Seite Felſen empor" unmittelbar aus der See, rechts die Ufer des Feſtlandes der Inſel, links die noch ſchrofferen

Abſtürze des Vorgebirges von Palaeo Caſtrizza. Keine Straße, kein Fußpfad gürtet ſeine Ufer. Auch wäre nirgends eine Spanne gangbaren Landes dafür zu finden. Eine Menge Felſen ſind von oben herab in das Waſſer geſtürzt. Sie bieten die einzige Möglichkeit von einem zum anderen überſpringend, die Bucht zu umwandern. Und daß dieſes geſchehe, gewahrte ich, als nach dem ſteilen Wege zum Kloſter von Palaeo Caſtrizza herauf aus dieſer verſchloſſenen und verſenkten Welt mir Geſang erklang und ich mit dem Glaſe hinab ſehend, deutlich unterſchied,

Wie am Vorgebirge mit langer Ruthe ein Fiſcher
Lauernd den kleinen Fiſchen die ködertragende Angel
An dem Horne des Stiers hinab in die Fluthen des Meeres
Warf, und die zappelnde Beute geſchwind an's Ufer hinaufſchwenkt.

Der kahnloſe Sänger ſaß auf einer beſchatteten Klippe. Die Beine hatte er im Waſſer hängen. Auf dem Kopfe trug er die phrygiſche Mütze, auf den Schultern den langwolligen Lodenrock, welcher pelzähnlich und für alle Seeleute hier üblich iſt. In den ernſten Augenblicken ſeines Geſchäftes ruhte ſein Geſang, darum hatte ich ihn lange nicht bemerkt. Dann wieder löſte er ſich mit einer Panpfeife ab, welche ſchrille Töne, aber doch Melodie gab. Es war das Inſtrument und der Sänger, vielleicht auch die Muſikweiſe einer antiken Idylle, und wie die Mittagsglut mir beim Aufſteigen nach dem Kloſter immer heißer wurde, ſtellte ſich mir dieſer ſtille, felſige Golf, dieſer Fiſcher und die lichte Sonne, die leiſe zitternde Luft und das ſilberblaue Meer immer mehr zu einer Illuſtration des Goetheſchen Fiſchers zuſammen:

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Ein Fiſcher ſaß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis an's Herz hinan.

Das Waſſer rauſcht, das Waſſer ſchwoll,
Netzt ihm den nackten Fuß,
Sein Herz wuchs ihm ſo ſehnſuchtsvoll,
Wie bei der Liebſten Gruß.

Auch die Gaſtfreundſchaft im Kloſter war die einer Idylle. Man hatte nicht viel, aber man gab mir was man hatte; ſchwarzen Kaffee ohne Zucker, alte Nüſſe, ſchwarze Oliven, getrocknete Feigen, etwas ricinirten Wein. Das Brod fehlte ihnen. Der älteſte der drei Kloſterbrüder ſtand eben im Hofe auf einer Leiter, um die Glocke zu ſchlagen. Die Kirche iſt der Mutter Gottes geweiht. Das Kloſter ſcheint arm, wie ich denn nirgends auf der Inſel den vielgeklagten Reichthum und das Wohlbehagen der griechiſchen Mönche gefunden habe. Aber die Lage, die Ausſicht dieſer Abtei iſt reichlich lohnend für Denjenigen, der ſich durch ſolche Genüſſe ſättigen kann. Wie ein Leuchthurm ſteht dieſes Cap in die See hinaus; rechts und links, vor und hinter ihm iſt freie Luft. Nur ein ſchmales Land drückt es an die Inſel, daß das Cap nicht ſelbſt ſchon wieder Inſel geworden, gleich den vielen draußen am Horizonte ſchwimmenden Scoglien. Oben darauf, den ganzen freien Raum deckend, die Zinnenkrone dieſes Thurmfelſens, ſteht das Kloſter, eine kleine Kirche, ein ſchmaler Hof davor, ein enger Kreuzgang dahinter und wenige Wirthſchaftsgebäude und Wohnungen daneben. Der Garten mit uralten Feigenbäumen, mit goldenem Orangenſegen, mit Oliven, dem Thurmſchmucke einiger duftenden Cypreſſen und etwas Wein iſt terraſſenförmig die Stufen des Berges, wo man hinaufſteigt, der Inſel zu angelegt. Durch einen der Bogen des Kreuzganges ſieht man das ſchönſte Bild, und dort einige Stunden ſitzen bleibend, wie ich es that, begreift man, daß ein Mönch hier, der anno 1837 ſtarb, 118 Jahre alt werden konnte. Wer mag ſich auch leicht wegreißen von ſolcher alltäglicher Herrlichkeit; ſie läßt dem „Drüben" nichts Beſſeres zu verſprechen. Hier wirklich kann

die irdiſche Gewohnheit ſchon zum Paradieſe werden. Es iſt die ſüdwärts geſtreckte Küſte der Inſel, welche der Blick erfaßt, mit unzähligen Caps, die ſich vorſchieben und Felſen, die ſich losgewaſchen haben, der nächſte das Capri ähnliche Schiff von Caluvri. Die See lag ſilberhell in allergroßartigſter Einſamkeit, nicht ein Segel darauf. Der Seele und dem Geiſte gehörte Alles, das weiteſte Sinnen und Fabeln. Der Himmel darüber glänzte im makelloſeſten Golde. Nicht eine Wolke, die dort Drohung oder Sorge gegeben hätte. So ſollte das Verhängniß immer über uns ſtehen. Und die Küſte war beinahe unkenntlich durch den heißen, ſonnigen Dunſt, der auf ihr brütete. Dort lagen nur große Maſſen roſigen Lichtes und blaue Schatten, die dunkel wie die helle Nacht des Südens waren. Das Ganze ein lichtgeborenes Bild. Ich habe nur im Sommer von Amalfi ſolchen Sonnenglanz geſehen.

Die Decke der Pergola bilden Reben, und einzelne rothe Zweige hingen gar maleriſch von dort herab in den Rahmen dieſes ſchönen Bildes.

Gegen Norden zu ſperrt das Vorgebirge von S. Angelo die Ausſicht auf das Profil der Küſte. Es iſt das kräftigſte, das vorgreifendſte dieſer Weſtſeite der Inſel. Noch ſchroffer, noch ſteiler und ſenkrechter als die Felſenmauern von Palaeo Caſtrizza ſteigt es in die See hinab. Und von ſeiner Höhe, welche die des Kloſters noch um mehr denn das Doppelte überragt, ſchauen die Ruinen der Engelsburg, Angelo-castron, des Deſpoten Michael von Epirus in die weite Welt, auf das Weltmeer hinaus. Das iſt das Schloß am Meere, das hohe Schloß. Haſt Du es dort geſehen?

Goldig und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich nieder neigen
In die ſpiegelklare Flut:
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Glut.

Und auch zu bedeuten hat es heute nicht mehr als das der Uhland'schen Ballade, ist todt und ausgestorben wie seine Aufgabe und die Herrschaft der Gewaltigen, die es bauten. Kaum seine Sage und seine Geschichte auch nicht mehr hat sich erhalten. Bauersleute erzählten mir, die Venetianer hätten es erbaut; die Mönche wollten es von den Genuesen abstammen lassen. Ein einziger, ein jüngerer behauptete, es sei älter, aber warum und von wem es gerade gegen Italien, die Venetianer und Neapolitaner gekehrt gewesen, wußte er nicht zu sagen. Ich glaube nach mannigfachen geographischen und historischen Studien das Vorgebirge von San Angelo das antike Cap Phalakron. Durch die dort mündenden Thäler ging immer ein leichter Weg in die Insel hinein. Wenn nicht bereits Phäaken und Korkyräer diesen durch eine Burg deckten oder später die Normannen, wofür uns aber Beweise fehlen, so scheint es doch sicher, daß die erste Begründung auf diesem Cap schon aus dem Anfange unseres dreizehnten Jahrhunderts von dem Despoten Michael I. Angelos von Epirus herrührt und nicht wie Marmora irrig, durch den gleichen Taufnamen verführt, berichtet, von dem Kaiser Michael Comnenos oder wie Cusani und Perriciuoli erzählen, erst von den Palaeologen aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts.

Dieser Michael Angelos war einer jener Bastardsöhne der entthronten byzantinischen Kaiserfamilie, die zugleich mit der Rohheit und Stärke, wie sie diesen thracischen Volksstämmen immer eigenthümlich blieb, und mit der verschlagenen Diplomatie, wie sie so raffinirt nur Constantinopel lehrt, sich neue und mächtige Reiche zu bilden wußten aus der wüsten Masse der griechischen illyrischen Halbinsel, welche die unverständigen lateinischen Eroberer des orientalischen Kaiserreiches nicht zu bewältigen und nicht zu verwalten vermochten. Er wurde schon wenige Jahre nach dem Beginne seiner Herrschaft auf Epirus, welche er 1204 instituirt hatte, so stark, daß er Corfu

ſelbſt der Macht der Venetianer abringen konnte. In der Vertheidigung dieſes jungen Beſitzes, die ihm und ſeinem Nachfolger, dem zweiten Michael, dann beinahe nach allen Seiten der Windroſe oblag, mag auch dieſes Caſtell auf der Weſtſeite der Inſel entſtanden ſein, ganz ähnlich der Burg von Corfu auf dem Oſtcap und dem Schloſſe von Caſſopo auf der Nordſpitze der Inſel an der Stelle des römiſchen Jupitertempels, ſo daß die ganze Inſel damals beinahe wie eine Feſtung geworden war, wie denn auch der größte Theil der Bevölkerung in dieſen Burgen wohnte. Ob hiebei die Engelsburg von dem Familiennamen des Gründers den ihrigen erhielt, oder weil ſie ſo hoch und luſtig ſteht, daß ihre Thürme nur für Engel zugänglich erſchienen, habe ich nirgends erklärt gefunden. Die Regeſten der Angiovinen erzählen von ihr nur, daß Carl I., als er mit dem Erbe der Manfred'ſchen Verlaſſenſchaft die Herrſchaft über Corfu antrat, im April des Jahres 1272, ſeinem Generalcapitain Giordano di S. Felice unter Anderem auch die Vollmacht gab, einen Caſtellan in das Caſtell von San Angelo einzuſetzen. Denn Corfu hat nicht nur den zweiten Friedrich auf ſeinem Kreuzzuge als Gaſt beherbergt, es hat ſpäter auch den Hohenſtaufen gehuldigt, weil es in ſeiner centralen und auf allen Wegen gelegenen Lage ſtets in alle großen Weltſchickſale verflochten wird. Als der unglückliche Manfred nämlich, damals noch im vollen Glanze ſeiner jungen Perſönlichkeit, 1259 die ſiebenzehnjährige und anmuthige Helena, die Tochter Michael II. von Epirus, heiratete, erhielt er nicht nur reiche Mitgift in Epirus von ſeinem Schwiegervater, ſondern auch die Inſel Corfu zur Ausſteuer. Andere Urkunden ſtellen dann weiters für dieſes Caſtell feſt, daß, als Carl III. von Neapel aus der hohenſtaufiſchen Beute 1386 Corfu an die Venetianer verlor, ſich nur die Burg von S. Angelo ein Jahr lang für die Anjous hielt. Sein Kämmerer der Inſel, Jacopo di Gaeta, ſaß damals darin und Mali-

piero blockirte sie für die Venetianer. Bei dem Sturme thaten sich für die Venetianer die Corfioten Rizzardo di Altavilla und Giorgio Carnella hervor. Dieser wurde schwer verwundet und erhielt eine Pension von der Republik Venedig, Rizzardo fiel. Sein Sohn Perotto wurde 1403 mit dem Schlosse von Buthroton, Corfu gegenüber, und der Insel Paxos belehnt. In eben diesem Jahre landeten die Genuesen unter der Führung des Bucinardo Francese auf einer Fahrt nach Syrien hier an dieser Westküste unter den Felsen und Mauern des Castells S. Angelo. Zehntausend Mann schifften sich aus, welche sich raubend in die Umgegend zerstreuten. Ohne die Hilfe der Bauern, welche die Bewohner der Weiler von Ducades aufriefen, hätte sich der brave corfiotische Capitain des Schlosses nicht halten können. Sie erschlugen alle Streiflinge, zogen dann gegen die Belagerer der Burg, richteten auch dort ein großes Morden an, so daß Bucinardo mit leeren Schiffen zurück nach Genua mußte. Heute spricht man von Selfgovernment, damals war Selbsthilfe das Schlagwort. Angriff und Abwehr der Genuesen stellt man sich am besten vor, wenn man an den odysseeischen Ueberfall der Lästrigonenstadt denkt, welcher überdieß die hiesige Gegend gleicht.

Auch als die Türken unter Soliman und Chaireddin Barbarossa Corfu das erste Mal angriffen, hielt sich neben der Stadt dieses Schloß von S. Angelo. Ein Statthalter residirte dort mit dem Rechte in Civilstreitigkeiten zu entscheiden. Dann verschwindet seine namentliche Spur aus der Geschichte. Es wird Ruine für das Menschengedächtniß. Aber diese Zeugnisse aus seiner glorreichen Vergangenheit genügen mit dem Blicke auf seine Lage, es eine der festesten Burgen des Mittelalters zu glauben.

Die geborstenen Mauern oben auf dem Berge haben seitdem wohl auch dem Kloster unten den Namen Palaeo Castrizza, altes Schloß, gegeben und nicht wie die Deutung geht, daß

hier auf den Fundamenten des frommen Hauſes ſich einmal auch ein anderer Herrſchaftsſitz erhob. Im Süden neben dem Kloſter ſteht auf dem nächſten Cap eine andere Kirche, die des hl. Georg. Auch ſie iſt heute eine Ruine. Lebendiger iſt es hinter dem Kloſter auf den ſteilen Berghängen. Dort klebt Lakones, einer der glänzenden weißen Orte, lang über die Quere des Berges gezogen, wie ſie hier auch die Höhen des Landes zu freundlichen Wirthſchaftsbildern umgeſtalten. „Balſamreiche“ Cypreſſen umziehen und durchſchneiden ihn in großer Menge; Feigenbäume hängen um ſeine Häuſer und der Oelbaum deckt den ganzen Berg, welcher ſich hoch und wolkenragend hinter ihm in ſteinige Firſten hebt. Der Ort und der Berg und das ſteile Cap von Angelo Caſtron mit den Ruinen darauf ſind wie das Urbild für die felſengethürmte Landſchaft, womit Friedrich Preller den Angriff des Odyſſeus auf die Hafenſtadt der Kikonen, das thraciſche Ismaros alſo, illuſtrirt hat. Man kann ſich kaum vorſtellen, daß er dieſes hieſige Original nicht ſollte geſehen haben, ſo ähnlich ſind ſich die Landſchaft und die Zeichnung.

Dieſes weſtliche Geſtade der Inſel iſt der ſchönſte Gegenſatz zu den weichen, wohllüſtigen phäakiſchen Ufern des Oſtens. Nichts von hohlen Thälern, von gewellten Hügeln, von Ebenen, die wald- und gartenbedeckt zur See hinabgleiten. Hier iſt Alles ſteiler Berg, Fels, der von oben bis unten reicht, dem die See mit Wellenſturm die Füße badet, indeſſen ihm oben der Wind die Nebel um das Haupt ſchlägt; ſteile, ſtehende Romantik, während dort eine Idylle ausgebreitet liegt. Wie ein verbanntes, ein verfluchtes Land ſind die Klippen von Palaeo Caſtrizza und San Angelo im Vergleiche zu den Hügeln von Gaſturi und der Marina von Caſtrades. Es iſt als habe der Oſtwind, was ſie hier den Levante nennen und den feindſeligſten Lufthauch glauben, der kalt und erſtarrend von den Schneebergen Albaniens kömmt, das Gebirge, die Wirbelſäule

der Inſel immer weiter gegen Weſten gedrängt, bis es an der Grenze des mittelländiſchen Meeres ankam und ihm nun nichts bleibt als zu zerbröckeln und weil ſich alle Zerſtörung von oben herab vollzieht, dort hinab zu fallen. Auch der Iſtone geht ſo den Weg alles Fleiſches.

Da ich zurück ging war es ſpäter Mittag geworden. Einige Popen, die in die Stadt oder umliegenden Ortſchaften Morgens ausgezogen waren, begegneten mir auf ihrem Heimwege zum Kloſter, noch wo ich die See hart neben mir im Abgrunde hatte. Sie legten, mir zum Gruße, unſeren Heiligenbildern ähnlich, die Hand auf die Bruſt und neigten das Haupt vorne über. So hat einer der Apoſtel auf dem Abendmahle des Leonardo da Vinci die offene Rechte betheuernd auf der Bruſt liegen. Von den Bergen durch den Oelwald herab kamen rüſtigen Schrittes Arbeitsleute auf die Straße und ſammelten ſich dort wie die kleinen Rinnſale im Bette eines Flußes. Mir entgegen die Straße herauf ſtieg ein Trupp beturbanter Weiber. Der Wind trug ihnen das weiße Tuch, das von der Stirne zurückgeſchlagen über den Kopf bis in den Nacken hängt, wie wehende Schleier nach. Die Bruſt hatten ſie mit gelben Miedern gedeckt oder auch nur das weiße Hemd, das ſie kaum verbarg, darüber gezogen und den weißen Rock durch eine rothe Binde daran gegürtet. Unwillkürlich wie ich dieſe rüſtige Bewegung ſah, die von der Arbeit kam und ausruhte, ſpielten meine Gedanken die Melodien der erſten Scenen des Wilhelm Tell dazu. Man braucht nicht immer ein Inſtrument zu haben um Muſik zu machen und zu hören.

Noch ehe ich ai dottori paſſirte, „tauchte die Sonne und Dunkel erhub ſich“ und die Oelbäume links und rechts vom Wege wurden zu Geſpenſtern und erſchienen mir wie die Dinge in den Erinnerungen der Kindheit größer als ich ſie in der Wirklichkeit des Morgenlichtes geſehen hatte. Nach ſieben Uhr traf ich zu Hauſe ein. Die Rückfahrt hatte drei Stunden ge-

dauert. Etwas mehr denn eine halbe Stunde war ich vom Kloster hinab zu der Haltstelle des Wagens gegangen. Zur Hinfahrt braucht man vier Stunden. Ai dottori ist ziemlich halben Wegs; die Stelle, wo die Straße von Potamo in die von Govino mündet, für den Wagen eine Stunde von Corfu entfernt.

4. Capitel.

Besteigung des Monte San Salvatore.

Corfu, Donnerstag den 1. December 1870.

Ich brach um fünf Uhr auf. Es war noch völlige Nacht. Ueberall brannten noch die Straßenlaternen. In einigen Häusern war Licht und die hohen zweiräderigen Karren, die uns entgegen zur Stadt kamen, hatten unter dem Gestelle eine kleine Lampe hängen. So weisen sich diese Wagen den Weg. Graues Gewölke stand am Himmel. Die Cactusstauden sahen wie Gespenster aus. Erst da wir bei der Bucht von Govino waren, begann sich der Tag zu zeigen. Bleigrau lag das Wasser und regungslos, wirklich wie eine Metallflut. Rosig blaue Streifen zog das Morgenlicht darein, als erwärme sich die Masse durch irgend eine unterirdische Glut. So färbten sich auch die Wolken. Sie nahmen zuerst ein lebloses graues Licht, das wurde am Rande, dann über den ganzen Ballen wachsend, violett, zuletzt umzog sie ein goldener Saum und schroffkantig, wie ausgeschnittener Pappendeckel, standen sie vor dem leuchtenden Hintergrunde. Glühende Strahlen schossen auf, ein, zwei, drei, dann eine Legion und zuerst nur kurze, dann Pfeile, die sich über das ganze Gewölbe bis zu mir herüber legten. Unter den Wolken, die höher stiegen zu den Pfeilen hinauf, wurde der Horizont flüssiges Gold. Albanien war nicht mehr sichtbar, so reich war das Licht und der Ueberfluß des Lichtes ist tödtlich für das Auge, wie das Zuviel der Nacht und des Dunkels.

Die Extreme berühren ſich auch hierin. Endlich wurde ebenſo die See ein Goldfluß. Nur die Burgfelſen von Corfu ſchwammen als blaue, violette Schatten, weil das Licht noch hinter ihnen ſtand, in dieſer See, in dieſem Himmel des Goldes. Es war eine Transfiguration, nicht blos ein Sonnenaufgang der roſenfingerigen Eos, ſowie ſie auch Homer ſchon geſehen und genannt hat: „goldenthronend".

Der Vordergrund um mich war noch bleich ſchattig, morgendlich kühl, grau einfärbig, daß dieſe Fernſicht wie eine Fata Morgana, wie eine Lüge, die übertreibt, in meine nüchterne Wirklichkeit eingriff. So wie man Sterne auf einem ſtillen, faulen Waſſer ſich trübe wiederſpiegeln ſieht, ſo flammten von den durch die Olivenzweige gedrungenen Lichtern einige Reflexe auf der noch ſchläfrigen, immer ſtillen und zurückgezogenen Bucht, die ich in dieſem einzig ſchönen Augenblicke gerade rechts nahe neben mir hatte. Der Wagen war ſchon abgebogen von der Hauptſtraße ai dottori rechts auf Feldwege in das Dickicht der Olivenwälder hinein, welche die nordwärts gekehrten Buchten dieſes Theiles der Inſel gürten.

Es war ein Sonnenaufgang wie ihn ein Oelmaler kaum je zu malen verſuchen wird und wie er mit ſeinen abſonderlichen Effecten auch eher einem Aquarelliſten gelingt. Claude Lorrain hat unter der Nummer 88 ſeines liber veritatis etwas Aehnliches mit errrathendem Auge gezeichnet.

Die Jugend hat nur einen Augenblick der äußerſten Schönheit; auch dieſem Tage blieb nichts als nach ſolchem Wunder ſofort zu ſterben. Graues Gewölke deckte ſich wieder ganz über den Himmel, und wenn ihn ein Luftzug reinigen wollte, ſo kamen aus dem Weſten über den bergigen Rückgrat der Inſel von der joniſchen See neue, noch ſchlimmere, dunklere Wolken. Der San Salvatore war noch frei, und das ließ nach dem Glauben meines Führers einige Hoffnung. Da wir nach Ipſo hinabgeſtiegen waren, umnebelte ſich auch

dieſe. Ich hatte den donnerumwölkten Kroniden vor der Ausfahrt zu verſöhnen vergeſſen. Nun beſchloß ich trotzdem bei der Erſteigung zu beharren.

Ipso iſt ein klöſterlich geborgener Ort. Steil muß die Fahrſtraße zu ihm herunter. Wo ſie die Engländer jenſeits desſelben fortſetzten, hat ſie die See weggewaſchen, die Brücken über die Gießbäche eingeſtürzt. Und ſelbſt für das Auge iſt Ipso ſchwer zugänglich, ſo feſt iſt es an den hohen Uferſaum geleimt und ſo ſchmal iſt der Strand davor. Aber wenn man einmal darinnen iſt, dann iſt es ein freundlicher Ort, und das Leben darin ſcheint ein ſtilles, gleichmüthiges und gleichgiltiges Wohlleben wie in ſo manchem Kloſter. Mächtige Feigenbäume ſchauen über ſeine Gartenmauern und auch einige ſchwarze Cypreſſen, damit wenigſtens der Anſchein des Ernſtes nicht fehle. Und ſo als eine Bucht des Friedens und der Zurückgezogenheit, wo man denken und ſich beſinnen, das heißt endlich einmal leben kann, ſcheint ein Philoſoph der Ruhe ſchon einmal vor mir die Umgegend von Ipso erkannt zu haben. Wenn man auf dem kieſigen Strande eine kleine Strecke dem Monte Salvatore zu wandelt, die plätſchernde See zur Rechten, Aloezäune zur Linken, kömmt man zur Ruine eines Landhauſes, deren bloßen Anblick ſchon ich Mon repos nenne. Feigenbäume wuchern in, um und auf dem alten Gemäuer, das grau wie deren knorrige Rinde geworden iſt, jeden Anwurf, jeden Mörtel menſchlicher Bequemlichkeit verloren hat. Einige ſchwarze Cypreſſen werfen ihre langen, trauernden Schatten darauf, als wüßten ſie, daß es etwas zu begraben gelte. Näher dem Ufer der See, heben ſich drei Palmen, nicht zu hoch, ſo daß ſie nicht ſchwindſüchtig erſcheinen, aber ſenkrecht, im vollſten Ebenmaße claſſiſcher Schönheit, die ſchönſten der Inſel, ſo daß man ſie alle drei Sprößlinge „der Palme von ſo erhabenem Wuchſe“ glauben könnte, welche Odyſſeus „ehemals in Delos am Altar Phöbos Apollons ſtaunend

ſah, denn ſolch ein Stamm war nie dem Boden entwachſen". Mehr als irgendwo ſchießen hier nahebei aus den Agavenhecken maleriſche blüthentragende Stengel empor. Den Hintergrund des Bildes bildet der Monte Pantaleone mit San Marco, einem weißen Bergdorfe auf halber Höhe ſeines Hanges, Cypreſſen darum, ein dunkler Hintergrund in der dunklen Beleuchtung dieſes Tages. Vor Mon repos liſpelt die leiſe See, die auf das ſeichte Ufer leichte Wellen anſpielt. In weiterer Ferne grenzen ſie die Berge Albaniens und links der gewaltige San Salvatore mit ſteilen Hängen, kein ſichtbares Leben darauf als das dichter Olivenwälder. Die Stadt Corfu ſieht man nicht und nirgends etwas, das nicht in die Klauſe eines müden Einſiedlers gehörte. Wer mag hier ſeine Sünden kaſteiet, wer ein Leben abgebüßt, oder — wie ich es nehme — das Leben erſt genoſſen haben?

Um 8 Uhr ritt ich von Ipſo weiter. Man führte mir ein Maulthier zu, denn noch immer thun die Mäuler, wie zu Alkinoos Zeit den meiſten Dienſt auf der Inſel. Es trug den gewöhnlichen Laſtenſattel, hinten und vorne ein hohes rohhölzernes Joch, in welche verbindend rechts und links Latten geſteckt ſind. Eine Decke liegt darunter um das Thier nicht wund zu drücken, und für mich legte man meine Mäntel und Plaids, die ich in großer Menge mitgenommen, darüber. Das polſterte dieſen Lattenſtuhl ganz gemächlich. Ich fand mich, querüber darin ſitzend, weit bequemer als auf unſeren Sätteln, und im weiteren Verlaufe des ſturmvollen, mühſeligen Tages that mir das Thier, wie dieſer Seſſel auf deſſen Rücken den beſten Dienſt. Die Thiere ſind außerordentlich ſicher und überwinden die größten Schwierigkeiten des Weges. Ich vertraue ihnen lieber als den eigenen Füßen. Ich fand in der Schweiz keines, das ſo angenehm in ſeiner Gangart und ſo vertrauensvoll feſt auf den Füßen geſtanden wäre, wie die hieſigen.

Die Ruine einer Felsenstraße, welche die Engländer begannen und ihre Nachfolger nicht nur nicht fortgesetzt, sondern das Fertige auch schandbar verfallen lassen, führt im Zickzack nach Spartilla hinauf. Ununterbrochen deckt Oelwald den Pfad. Durch seine Zweige sieht man die blaue See sich immer tiefer senken und die Buchten der Insel sich weiter und breiter entwickeln, je höher man steigt und überschaulicher der Standpunkt wird. Nach Spartilla brauchte ich etwas mehr denn eine Stunde. Um 9 1/4 Uhr war ich dort. Es ist eines der weißen Bergdörfer, wie sie hier die Gebirge hoch hinauf humanisiren, das vielleicht noch verlockender als alle anderen und überall hin sichtbar zu seinem Besuche einladet. In der Nähe besehen erweist sich dann sein Reiz wie der der türkischen Städte, als eine Wirkung in die Ferne. Die Gassen sind enge, Jauche fließt durch dieselben ab und kein Haus hat, weil der Raum sparsam ist, einen anderen Misthaufen als die Schwelle vor der Thüre. Darüber darf unsereins sich nicht viel beklagen, nachdem es vor dem Königspalaste des Odysseus nicht anders aussah. „Ein großer Haufen vom Miste der Mäuler und Rinder ward dort am Thore des Hofes gehäuft, daß ihn Odysseus Knechte von dannen führen, des Königs Aecker zu düngen." Insofern ist ganz Spartilla äußerst königlich und homerisch bestellt und fügt sich gar wohl als Staffage in eine odysseeische Landschaft. Im Uebrigen aber sind die Häuser nur roh, aus unbehauenen Feldsteinen gefügt, ohne Anwurf, und das gibt ihnen eben den freundlichen, weithin leuchtenden Anblick, weil der Stein der Insel in seiner Mehrheit weißer Kalk ist. Eines steht über dem anderen und man muß schon ein Bergsteiger sein, um nur diese Ortschaften zu durchwandern.

Aber Spartilla hat einen reizenden, wilden Schmuck. Eine Felsenschlucht schneidet sich durch den Ort. Der Stein ist tief ausgewaschen, beinahe senkrecht gebrochen, und rechts

und links auf den Ufern dieſes Gießbaches keimen überhängend mächtige Agaven- und Aloeſtauden, Feigenbäume und vornehmere Cypreſſen, welche ſich ſtolz aus dieſem untergeordneten Geſindel, Häuſer und Dickicht überragend und ferne das weite Meer anſchauend, gerade und ſchweigſam emporheben. Dieſe Felſenſchlucht von Spartilla verdient, daß man, auch wenn man den San Salvatore zu beſteigen zu faul oder feige iſt, wenigſtens bis hierher zum erſten Drittel ſeines Weges wandere.

Ueber dem Orte, nur etwas ſeitwärts ſüdlich von ihm, ſteht eine auffällig ſchöne und hohe Kirche. Man ſagte mir, ſie ſei dem hl. Arſenios geweiht, dem Schutzpatrone der Inſel, dem alſo mit gutem Grunde ein ſo hoher Standpunkt ward, damit er das ganze Eiland überſehen und überwachen könne. Arſenios wurde im zehnten Jahrhundert Erzbiſchof von Corfu, wahrſcheinlich 931. Er war im paläſtiniſchen Bethanien von einem Juden und einer Chriſtin geboren, mit zwölf Jahren ſchon Mönch und ſo jung auch durch Studien, Wiſſen, Eifer, Muth und Sittſamkeit ausgezeichnet. Nachdem ihn der Patriarch in Conſtantinopel geweiht hatte, wagte er ſich einmal auf das Feſtland mitten in eine Schaar der einbrechenden Barbaren, um Ueberfälle von ſeiner Inſel abzuhalten. Die Corfioten mußten ihn ſich aber mit Gewalt zurück holen. Ihnen zum Danke machte er ſich dann ſpäter zum purpurgeborenen Conſtantin auf den Weg, um beim Kaiſer Löſung von ungerechten Abgaben zu erwirken. Der harte Winter auf der Rückreiſe gab ihm aber in der Nähe von Korinth den Tod. Seinen Leichnam begrub man in der Domkirche, und die Dankbarkeit eines geſunden und naiven Volkes hat ſein Verdienſt nicht ausſterben laſſen. So wird man heilig.

Um 9½ Uhr, alſo nach kurzer Raſt, ſetzte ich von Spartilla die Beſteigung des Berges fort. Man iſt bis dorthin eigentlich auf dem Fuße des Monte Spartilla, das iſt

des zweiten und niedrigeren Hornes, welches näher gegen Süden zu steht, des langen Gebirgszuges. Unmittelbar über Spartilla wendet sich erst der Pfad an der Bergwand entschieden nordwärts und dem eigentlichen Salvatore zu. Er bleibt nun in dieser Richtung. Es ist zunächst ein mühsamer Weg und der einzige Theil des ganzen Aufstieges, der für Nichtschwindelfreie das Ansehen des Gefährlichen hat. Man muß fortwährend über große Gerölle und durch ausgewaschenes glattes Felsengestein, die Rippen, das Knochenwerk des Berges, das entkleidet zu Tage tritt. Rechts hat man steil und ununterbrochen in die Tiefe stürzend den Hang des Spartilla, der ja auch von unten aus gesehen wie eine einzige aus der See aufsteigende Mauer erscheint. Man muß auf diesem Wege die südlichste der vielen Schluchten gewinnen, welche den San Salvatore mit senkrechtem Falle von oben nach unten durchziehen, und welche ich immer Abends mit blauen Schatten gefüllt ein Hauptelement seiner Schönheit finde. Diese südlichste und in dieser Richtung letzte heißt Vanistrato. Stinobüsche und Steineichen füllen sie dicht. In ihr muß man hinauf, eine Art Leiter oder was man in den Alpen bei Chamounix oft la cheminée nennt. Um $10^1/_4$ Uhr langte ich oben an. Nun hat man die Schneide erstiegen, den langen Sattel, der von unten gesehen wie eine einzige kantige, gerade Linie erscheint, beinahe wie mit dem Lineal zwischen den zwei Hörnern des Salvatore und Spartilla gezogen. Auf ihm setzt sich der Weg fort, beinahe eben, zur letzten Kegelkuppe. Statt der Schneide aber und wie man von unten erwartet auf einem Seile zu gehen mit Abgründen rechts und links in zwei Meere, muß man sich aussichtslos durch einen Thalkessel um den andern winden. Der Weg ist langweilig und so eine Stunde lang. Es ist völlige Karstformation, Kesselthäler aus grauem Kalksteine. In einige hat sich Erde gesenkt. Diese ist braunroth, fett und fruchtbar wie die Felder

unten in Corfu. Auch baut man sie an. In einigen arbeiteten die Coloni eben an der Umackerung dieses schwierig gewonnenen Bodens, in anderen grünte aber auch schon junge Saat. Die ersten Thäler, die, welche noch niedriger liegen, sind mit Lorbeerbüschen in außerordentlicher Weise gefüllt. Auch Erika blühte daneben und einige Steineichen wölben mächtige Kuppeln. So sieht es in diesem gesegneten Lande tausend Meter über dem Meere immer noch südländisch aus. Die letzten Thäler und mehr noch das Horn, welches der höchste Punkt, decken Salbeibüsche. Was bei uns die Alpenrose, das ist hier für das Gebirge dieser Strauch.

Um $11^1/_4$ Uhr langte ich vor dem Horne an, um $11^3/_4$ Uhr war ich oben. Grau und schwarz waren die Farben schon gewesen, da ich von Spartilla auszog. Die Thäler auf der Schneide des Berges füllten wallende Nebelmassen. Nicht ein Sonnen-, nicht ein Lichtblick drang durch, der mir Hoffnung und Freude gab. Ein einziges Mal, kurz ehe ich zum Horne gelangte, erkannte ich vor mir, tief unten bleigrau die See und kalt und feucht die akrokerauniſchen Berge. Das joniſche Meer, das man bis nach Italien überschauen soll, die Inseln dort, Albanien sah ich nicht für einen Augenblick. Oben aber fiel auch noch Sturm über mich. Er warf die Wolken förmlich auf mich und immer neue und immer mehr und mit solcher Dichtigkeit, daß sie in ihrer Fülle rabenschwarz erschienen und man die ausgestreckte Hand vor den Augen nicht mehr erkannte. Es war wie wenn die Wolken selbst körperliche Kraft hätten.

Siehe, da sendete Zeus, der Wolkenversammler, der Windsbraut
Fürchterlich zuckenden Sturm, verhüllt' in dicke Gewölke
Meer und Erde zugleich; und dem düsteren Himmel entsank Nacht.

Mir blieb nichts als mich so rasch als möglich im Kloster zu bergen. Es ist ein niedriges einstöckiges Kirchlein, gegen Norden ein Pfeilergang, auf den anderen Seiten die

leeren Zellen der Mönche darum. So hoch hinauf mit Tempeln zu ſteigen, iſt eine ganz antike Sitte. Im Peloponnes auf dem Kyllene ſtand ein Heiligthum des Hermes noch höher und in Euböa auf dem Ocha hat man Tempelreſte 1500 Meter über dem Meere gefunden. Es ſpuckte alſo gewiß damals ſchon in den Köpfen der unverwüſtlich materialiſtiſche Glaube, daß man durch die Berggipfel ſeinem Gotte räumlich näher und daher auch mehr zu Gehöre komme, und dieſe ſanctificirten Punkte waren Wallfahrtsorte des Volksglaubens wie heute noch immer. Das Heidenthum iſt aus der menſchlichen Natur nicht auszurotten, eben weil ſie Fleiſch iſt und wieder Staub und Aſche werden ſoll.

Hier oben auf dem Salvatore von Corfu vermuthen einige ein Heiligthum des Zeus unter der Kirche begraben. Mir iſt auf Grund einer Notiz des Stephanus von Byzanz eines der Dioskuren wahrſcheinlicher. Auch das heutige chriſtliche iſt inzwiſchen ſchon wieder der Ruine nahe gekommen. Die Zellen fand ich leer, nicht einmal Thüren daran, über jeder Pforte eine Nummer. Ich zählte bis zwanzig. An einem Feſttage des Auguſt's ſoll es den ganzen Berg herauf wallen. Dann kocht man hier wie bei dem Himmelfahrtsfeſte drüben auf dem Cap der alten Akropole der homeriſchen Stadt, tanzt die Romaika in den Formen und Stellungen der antiken Vaſengemälde und übernachtet im Freien bei luſtigem Lampenſcheine. Der letzte Mönch aber ſoll in einer außergewöhnlich ſtrengen Wintersnacht hier oben erfroren ſein. Mir aber iſt es wahrſcheinlicher, daß dieſes ein Racheakt des alten Kroniden gegen den neuen Glauben geweſen iſt. denn es ſoll hier oben im ſchlechten Wetter noch gar abſonderlich ſpucken. Und auch mir wurde es, als wolle der Rübezahl dieſes Heiligenberges mich bis zum Tode dicht in ſeine Nebel einwickeln. Der Sturm warf mich um, und ich mußte zuletzt die Magnetnadel zu Hülfe nehmen, um nur die Richtung des Weges

zu meinem Rückzuge zu finden. Einen Augenblick glaubte ich nicht mehr an Erlösung auf dem San Salvatore, so furchtbar steigerte sich die Gewalt des Unwetters. Wie Trieb der Flucht trieb es mich abwärts, von Regen, Gußströmen und wüthendem Sturme gepeitscht. Die Furien können dem Oreſtes nicht ärger zugesetzt haben, als ich verfolgt wurde.

Um 12 Uhr war ich vom Kloſter aufgebrochen, um $2^1/_4$ Uhr kehrte ich nach Spartilla zurück. Dort nahm ich Raſt und Atzung in der Cantine des Ortes. Ihr Boden iſt nur geſtampfte ſchwarze Erde; im Hintergrunde lagen mächtige Weinfäßer neben einander gereiht. Das Feuer brannte daneben auf offenem Herde und der Rauch, nachdem er uns Alle geräuchert, mußte widerſpänſtig gegen die feuchte Luft bei der Thüre hinaus. Um in das obere Stockwerk des Hauſes zu ſteigen, wurde eine Leiter auf einen Tiſch geſtellt und in eine Fallthüre der Decke eingeſchoben. Dieſe Thüre mußte geſchloſſen werden, weil es durch das obere Geſchoß auf mich regnete. Die ganze Bevölkerung ſammelte ſich hinter mir, mir zuzuſehen. Weil die Leute die vierzigtägigen Faſten vor Weihnachten haben, lehnten ſie die Speiſereſte ab, die ich ihnen anbot. Nur die Miſpeln nahm der Wirth für ſein Kind. Hinab ſteigend kamen mir alle Weiber mit dem Spinnrocken entgegen, ſo wie Homer die Frauen der Königin Arete emſig ſpinnen und weben läßt:

Jene ſaßen und webten und drehten emſig die Spindel
Anzuſchauen wie die Blätter der hohen wehenden Pappel.
Denn gleichwie die Phäaken vor allen übrigen Männern
Hurtige Schiffe zu lenken verſtehn, ſo ſiegen die Weiber
In der Kunſt des Gewebes; ſie lehrete ſelber Athene,
Wundervolle Gewande mit klugem Geiſte zu wirken.

Auch die päoniſche Jungfrau fiel mir ein, die dem Darius in Sardes Luſt gab ein ſo arbeitſames Volk von Europa nach Aſien zu verſetzen. Denn ganz wie jene Schweſter des Pignes und Mantyes, welche auch groß und ſchön war, gehen

die Weiber hier zugleich mit einer Laſt auf dem Kopfe und in der Hand den Faden, welchen ſie an der Spindel drehen, und ſo ſogar den Berg herauf. Sie trugen ſchwere weißwollene Gewänder, auch dieß ganz odyſſeeiſch, und den Rock, um leichter zu ſteigen, in den Gürtel geſchürzt. Das iſt eine ſchöne, ganz antike Staffage in dem uralten dichten Oelwalde. Wie Urbilder der Karyatiden vom erichtheiſchen Tempel erſchienen ſie mir, und ich ſah daß man in dieſen Ländern nicht nur die claſſiſchen Dichter leichter verſtehen lernt, daß ſich hier auch allmählich die Räthſel der anderen antiken Künſte löſen.

Auf dem Strande von Ipſo, wo ich Morgens ſo viel Frieden gelaſſen hatte, fand ich Abends wild aufſchlagenden Wellenſturz. Die Palmen auch beugten ſich unter dem Winde. Aber der Ort iſt ſo paradieſiſch erſchaffen, daß ſich von ſeinem Ufer ſelbſt die wildeſten Stürme des Lebens leichter ſehen laſſen.

Ein anderer Weg zum Salvatore beginnt mit einer Kahnfahrt von der Stadt mehr zum Norden der Inſel und geht dort durch einen Ort hinauf, der heute noch Ithome heißt, und alſo wohl auch die Tradition des alten Namens bewahrt. Man hat für den San Salvatore bezweifeln wollen, daß er der Iſtone der Alten ſei und daß ihm das Schickſal gehöre, welches Thukidides in der Revolutionsgeſchichte von Korkyra dieſem Berge zuweiſt. Ich mache gegen dieſen Zweifel ein Motiv geltend, das mir bisher noch nicht aufgefaßt ſcheint. Nach Muſtoxidi iſt im Stadtfelde der alten Korkyra ein Inſchriftſtein gefunden worden, der den Dioskuren, die dort erwieſenermaßen einen Tempel hatten, den Beinamen der iſtoniſchen gibt. Was aber iſt natürlicher als daß man den Salvatore, der um ſeiner zwei auffallenden Hörner willen am Rheine oder in der Schweiz heute der Brüderberg heißen würde, den Dioskuren weihte und dieſe auf ſolche Weiſe wieder zu ſeinem Beinamen kamen?

5. Capitel.

Der Süden der Insel.

Corfu, Samstag 17. December 1870.

Gerade so wie die herrliche Göttin Kalypso den Odysseus verproviantirt, gab man auch mir zur Nahrung für die Fahrt und Wanderung nach dem Capo bianco des Südens der Insel den Korb, der gefüllt war mit herzerfreuenden Speisen in den Wagen. Schon vor 5 Uhr fuhren wir aus, Matheo Rosa, meine immergetreue Athene in eines anderen Mentor Gestalt, und ich. Der leichte Wagen von zwei kleinen starken albanesischen Pferden gezogen flog eilig, als hätte er Flügel. Der Kutscher, ein junger hübscher Grieche, als wäre er Telemach, der eben den Menelaos besuchte,

schwang auf die Rosse die Geißel; mit hurtiger Eile
Stürmten sie über die Gassen der Stadt in das freie Gefilde.
Also schüttelten sie bis zum Abend das Joch an den Nacken.

Es war noch völlige Nacht, auch nicht eine Mahnung des Tages in der Luft. Der Mond aber mit seiner letzten Sichel, wie eigens für uns bis zu dieser späten Stunde noch angezündet gelassen, leuchtete von einem wolkenlos reinen Himmel. Auch die Sterne schimmerten klar. Die Unterwelt aber deckten dichte Morgennebel. Die Ferne vor uns war ein leuchtender Dunst, der nichts erkennen ließ. Es war als fahre man auf dem Meeresgrunde und dringe durch die Wassermassen ein Lichtschimmer des oberirdischen Tages. Die Oelbäume, unfaßbar in ihren Contouren, schienen wie Klippen, Korallenriffe und der Santa Decca trat uns wie unterseeisches Gebirge, an dessen überragender Spitze Schiffe scheitern, undeutlich, kaum erkennbar wie eine Ahnung nahe.

Um 6 Uhr schon waren wir an seinem Fuße und während wir ihn erstiegen mit kurzen Zickzackwindungen der Straße, begann die erste Regung des Tages drüben im Nebelflor über

den albanesischen Gebirgen und auf der See. Um $6^3/_4$ Uhr waren wir auf der Höhe des Passes, 200 Meter über dem Meere. Die Straße streift eben nur den Ort, durchschneidet ihn nicht, läßt ihn rechts höher über sich. Reicher Oelwald deckt und überhängt sie rechts und links. Einzelne Cypressen streben daraus auf. Es sind diejenigen, welche dem Berge von unten gesehen so viel Mannigfaltigkeit der Farbe geben. Die Buchten, das Land, die Thäler unter uns, der San Salvatore uns gegenüber schwammen und dampften unbestimmt in blauen Nebeln. Aber es waren nicht jene kalten, Mark und Bein erstarrenden Nebel eines Sommermorgens in der Schweiz, es waren Dünste wie gewärmt von einem türkischen Bade entsteigend. Morgens 6 Uhr wurde es mir zu warm; ich mußte den Rock aufknöpfen. Die Luft war balsamisch milde. Breit gezogen erscheint von hier aus der Hafen des Odysseus. Der Tag begann purpurn über dem Cap von Parga und breitete sich nach rechts und links mit aufwärts gehobenen horizontalen Streifen. Dieses glühende Licht der ersten Regung schmolz in jene perlmutterfarbene Lichtstimmung, die ich immer und überall den milden warmen, den alltäglichen Sonnenaufgängen des Südens eigenthümlich fand. Es ist von ganz musikalischem Eindrucke solch ein makellos reiner, langsam und wie gesetzlich in der Farbe und in der Zeit immer gleichmäßig und allmählich sich vollziehender Sonnenaufgang in diesen warmen Morgenländern des mittelländischen Meeres, wie ich sie so oft hier zwischen griechischen Küsten und weiter im Osten noch, der Sonne näher auf syrischen und byzantinischen Meeren erlebte. Denn es gibt auch Musik ohne Laut und Töne. Das ist die eigentliche Sphärenmusik, von der die Dichter so viel singen und sagen. Gewöhnliche Sterbliche hören sie auch nicht. Vielleicht aber hat damit Orpheus die Thiere bezaubert und Appollo den Marsyas überwunden.

Felszacken von der höher ragenden Kuppe des Santa Decca, den man rechts behält, überhängen die Straße. Rauhwacke und Conglomerate wechseln und gehen in einen graubraunen Sandstein über. Das ist der kahle Fels, der von unten gesehen in die Farben des Berges so schöne dunkelviolette Tinten legt. Die Straße keilt sich zwischen diesen Felswänden des Santa Decca und des Stavro ein in einen Paß, der dort durchgleitet nach dem Süden der Insel, immer hoch über der See. Und so stiehlt sie sich auf die Mittagsseite des Berges. Man sieht andere Thäler, andere Berge, die man bisher nicht gekannt und auf deren Hängen rechts zuerst Buniatades und daneben, aber südlicher, S. Mattia, zwei weiß leuchtende Bergdörfer kleben; dann weit über eine fruchtreiche Ebene und hinter ihr die andere See.

Der Santa Decca steht wie ein absperrender Riegel quer über die Insel gestellt von Westen nach Osten, während das andere Gebirge mit dem S. Salvatore seinem Kernstücke entschieden von Norden nach Süden streicht. Auf dieser Seite der Insel war noch keine Sonne. Sie stand hinter den hohen Uferbergen des Canales, die man immer nahe zur Linken behält. Nebel zogen unten über den Thalboden; sie wallten vom jonischen Meere in breiten Massen herein. Man sah recht deutlich, welche Nebel- und Feuchtigkeitsquelle die See ist. Kein Fluß fließt ergiebiger. Aber alle Bergkuppen waren frei davon. Die zur Rechten, welche das jonische Meer grenzen, fingen zuerst das Licht auf. Sie ließen mich einen neuen Sonnenaufgang in anderen Farben sehen. Hier stieg Eos rosenfingerig auf. Ein milder rosenrother Glanz hauchte alle Felsen an. Selbst das Grün wurde davon betrogen. Es war für wenige Minuten als solle mir dieses neue Land mit dem Gesichte einer eben hold aufblühenden Jungfrau zugeführt werden. Nichts Kräftiges, nichts Schlagendes, durch Ueberraschung Packendes war in der Landschaft, keine kühnen Linien und in der Färbung

etwas wie beſcheiden Verſchämtes. Es legte mir große Ruhe, Friede, Gleichheit aller Gedanken in die Seele und wie aufgewacht eben erſt fuhr ich in dieſen vierten Theil der Inſel ein, der wirklich ganz andere Bilder zu ſehen gibt als die nördlichen, ſchrofferen und das Mittelland. Wohl entſprechend dieſer natürlichen Geſtaltung iſt die Inſel auch politiſch in ihre vier Quartiere abgetheilt: Oros und Giru im bergigen Norden, das noch immer hohe Mittelland, Mezzo und der flache Süden, Leſtimo. Dieſe Sonderung rührt ſeit den Zeiten der Anjous her. Es gibt ein Document vom Jahre 1356, in dem dieſe vier „Bajulationes" bereits als beſtehend erwähnt ſind.

Die Straße gleitet nun unausgeſetzt linde abwärts und fortwährend von uraltem, knorrigſtämmigem Oelwalde begleitet. Der Oelbaum iſt wie befiedert, ſo zart, ſo fein ſind ſeine Blätter. Daher das Runde, das Ungreifbare der Details ſeines Laubes für den Zeichner, dadurch auch das Wohllüſtige, Sinnliche, Weiche, was er — in Maſſen zuſammengeſtellt — mehr denn jeder andere Baum dem Anſehen der Landſchaft gibt.

Die erſten Menſchen tauchten dort auf. Wer uns auf der Landſtraße entgegen kam, ſprach das wohlklingende Kali Mera mir in den Wagen hinein. So begegnete man ſich ſonſt in dem alten Griechenlande mit dem freudigen χαιρε! Ein Hirtenknabe, der ſeitab den Berg hinauf in den Oelwald ſtieg, blies auf einem kurzen Rohre ſchrille, auf- und abſteigende Flötentöne. Das ſind immer noch Laute des alten Panglaubens, mit denen auch noch mancher Zug heidniſchen Wahnes herüberlebt. So behaupten ſie in dieſem Theile der Inſel, die großen alten Oelbäume beherbergen Geſpenſter, welche beſonders in den heißen Mittagsſtunden, wenn brütende Hitze allerlei fieberiſche Dünſte erzeugt und der Hirte, müde von dem immerwährenden Gleichklange ſeines eigenen Pfeifenſpieles eingeſchlafen, gelockt

durch den alten bekannten dyoniſiſchen Laut ſich aus den Rinden und Knorpeln der Oelſtämme losſchälen und mit den Schafen und Ziegen allerlei teufeliſche Kurzweil treiben. Sie hätten ſataniſche Schwänze hinten und auf dem Kopfe Bocks-hörner. Die Füße ſeien manchen behaart und um die über-müthig lachenden Geſichter hätten ſie dichte Kränze von Epheu und Wein, auch Pinienzweige geflochten. Doch auch ſchöne, wilde trunkene Frauengeſtalten ſollen vorkommen. Und dieſe ſtellt man ſich ganz antik, noch mit wehenden Tüchern auf dem Haupte, welche ſie aber auch übermüthig in den Händen ſchwingen, vor, wie die Nereiden auf den claſſiſchen Bild-werken erſcheinen, aber auch die Bäuerinnen hier noch beim Tanze tragen. Nachts ſehe man ſie nie und die Thiere fürchten ſich gar nicht vor ihnen. Im Gegentheile, die Heerden ſollen, um ſich zu ſchatten, beſonders ſolche ſatiriſch beleumundete uralte, breitlaubige Bäume ſuchen. Wenn der Hirte erwache, verſchwinden ſie auch nicht und laſſen ihn lange ihren bacchiſchen Tänzen zuſehen. Nur habe er ſich zu hüten, ſich nicht ſelbſt hineinmiſchen zu laſſen. Denn derjenige, der dieſer Verſuchung unterliege, der ſei auch jedesmal bald darauf eines leichten Todes zwar, aber doch geſtorben. Er werde immer blaß und blaßer, ſowie einer, der aus Liebesgram ſich verzehre, und ſchrumpfe zuletzt in ein Knochengerippe zuſammen, das ſich immer noch ſehnſüchtig mit ſeinen Ziegen und Schafen auf die Weide zu jenen alten bezauberten Stämmen ſchleppe, bis eines Abends die Heerden nicht mehr zurückkehren und man den todten Hirten dort und die Lämmer und Schafe unter dem großen Oelbaume ſuchen und heimholen müſſe. Proſaiſche Menſchen ſagen dann, er habe das Fieber gekriegt, weil er unvorſichtig genug geweſen, im heißeſten Mittagszauber der Sonnenglut an beſonders kühler und ſchattiger, feuchter Stelle einzuſchlafen. Aber wir Poeten wiſſen, daß es irgend eine Nymphe geweſen, die ihm das angethan und ſein Blut in

heißer Liebesglut hinüber in ihren teufliſch verhexten durchſichtigen Nebelkörper geſogen. Denn das iſt geblieben aus antiker, claſſiſcher Zeit, daß wer mit einem Gotte oder einer Göttin Liebe getauſcht, nicht unverwandelt fortleben kann auf dieſer, für ſolche himmliſche Beglückung allzu irdiſchen Erde. Und dieſe Hirtengeſpenſter dieſer corfiotiſchen Oelbäume ſind ja nur die Dryaden und Najaden der antiken Religionen, welche alſo unſterblich und noch ſo lebendig ſind, wie ſie es nur je im griechiſchen Alterthume waren. Denn mehr als ſolche Fieberſeelen der laubſchattigen Bäume und kühlen Felsklüfte, körperlicher hat ſie ſelbſt das claſſiſche Heidenthum nicht gedacht und nicht geſehen. Sie waren immer nur Spuckgeſtalten des Volksglaubens.

Um $7^1/_2$ Uhr kamen wir Strongili vorbei, das links nahe der Straße ſteht. Um $7^3/_4$ paſſirten wir die Brücke über den Meſſongi, ein tiefes Waſſer in ſchmalem Bette. Arbutus deckt in unüberſehbaren Maſſen die flachen Ufer nach rechts und links. Er ragt hoch und dicht wie Mauerwall, daß man kaum die Ausſicht über ihn gewinnt.

Um 8 Uhr hielten wir zu kurzer Raſt für die Pferde in Bragagnotica. Hinter dem Wirthſchaftsgebäude auf einem Hügel ſteht ein in die Länge gezogenes Landhaus, nicht ohne den Anſpruch einigen Schmuckes, das dem heutigen Secretair des heutigen griechiſchen Königs, einem Herrn Rodeſton gehört. Er iſt auch der Herr beinahe der ganzen Umgegend. Der Kegelberg im Weſten iſt der zweite San Salvatore der Inſel. Man hat hier etwas mehr denn die Hälfte des Weges von Corfu nach Leftimo, das heißt dem Orte Potami zurückgelegt.

Ich ging, während man fütterte, zu Fuße dem Wagen voraus. Die Gegend ſenkt ſich in den Charakter der milden Hügel des Wiener Waldes rechts und links vom Strange der Weſtbahn hinter Wien bei Maria Brunn. Dichteſter Buſchwald von Arbutus unedo, Arbutus andrachne, Prunus spinosa,

Myrtus comunis, Pistacia terebinthus, Pistacia lentiscus, Philyrea media, Quercus coccifera, Crataegus oscyacantha, Erica verticillata und Erica arborea decken sie völlig. Das Grün war gebadet von Thau und strahlte mit seiner jungen Farbe goldig im jungen Sonnenlichte. Rechts in einer noch tieferen Niederung des Landes erscheint eine Lagune. Sie fließt mit dem westlichen Meere zusammen. Ueber das Land nach dem Süden hinab sieht man von hier aus schon die Insel Paxos. Wie ein Schild liegt sie im Meere. Alle Telegraphenstangen sind vielgewundene knorrige Olivenäste. Nun denke man sich, welchen wohlthätigen Eindruck das gibt, mit allem dem Respect im Herzen, den wir Nordländer für Oelbäume haben, von denen wir als Kinder zuerst mit der Leidensgeschichte unseres Erlösers hörten, sich in einem Lande zu finden, wo dieses Holz so gemein ist, daß es zu so gewöhnlicher Verrichtung benutzt werden kann. Es ist beinahe mehr noch wie das unter Palmen wandeln verwirklicht zu sehen.

Auf die kahleren Berggipfel trieben Hirten ihre Heerden hinauf, Ziegen und Schafe. Hier aber sah ich auch Kuhheerden und die Leitglocke schallte von weit herab wie nur irgendwo in den Alpen. Man will diesem Reichthume der Heerden die Entwaldung südlicher Landschaften Schuld geben und behauptet diese jungen Ursprungs. So auch Unger in seinem Reisehandbuche aus Griechenland. Ich hatte immer Zweifel, daß dem jemals wesentlich anders gewesen sei. Wir finden in allen Werken des Alterthums keine besondere Achtung für den Wald ausgesprochen, die Heerden aber in den allergrößten Massen aufgezählt. Eben, da ich den Homer lese, so den Besitz des Odysseus geschildert, den ihm Eumäos verwaltete. War das nun auch der König des Eilandes, so wird doch dabei gesagt, daß andere je zwanzig Männer ziemlich das Gleiche besaßen. Ich glaube das Alles wenig verändert geblieben, wie im Wesentlichen das meiste dieser beharrlich conservativen orientalischen

Länder, und daher auch das landschaftliche Aussehen ziemlich dasselbe wie es Homer und die anderen alten Dichter und Künstler gesehen. Hier ist nicht Alles schon da gewesen, hier ist noch Alles da.

Um 8¾ Uhr passirten wir Argirades. Die Straße muß zu dem weißen Dorfe, das rechts neben ihr steht, eine starke Höhe hinauf. Von ihm aus ist ein wundervoller Ausblick nach dem Westen auf die jonische See, die tief unten liegt. Sie war völlig unbelebt, nicht ein Segel darauf. Und wenn man sie so sieht, dann glaubt man auch, daß sie nie befahren werde, daß dieses ein neuer erst zu entdeckender Ocean sei, so groß, so weit, so fremdartig erscheint sie dorthin, wo keine Küsten und Inseln bändigend und mäßigend dem Blicke vorliegen.

Vor dem Orte Argirades fand ich die zwei größten Oelbäume der Insel. Den Stamm des einen maß ich mit sechs Meter im Umfange und aus dem Stamme des andern streben sieben besondere Bäume aufwärts. Es scheint diese Gegend überhaupt die urwälderische Heimat der Oliven der Insel zu sein. Einen anderen Baum jenseits des Dorfes, links von der Fahrstraße sah ich, der seine machtvolle Wurzel vier Meter tief über einen Felsen senkt. Nicht anders sieht es aus, als habe sich eben dort ein Drachenleib aufgeringelt und sei im Hinaufkriechen eingeschlafen, so daß ihm jetzt der gewaltige Schwanz faul den Abhang hinabhänge. Das sind die Wohnungen der gespenstigen Dryaden und Najaden, von denen ich oben berichtete. Die Bäume tragen in diesem Theile der Insel auch nicht mehr wie sonstwo die Nummern und Monogramme der Eigenthümer. Es ist Alles noch mehr als im Norden und Mittellande der freien Natur überlassen.

Marathia, ein unglückliches Pestdorf, das einmal völlig ausgestorben, ließen wir links auf der Höhe, nur wenig sichtbar. Fortwährender Buschwald, besonders blühende Erika in

Fülle darin. Die Straße bleibt an Hügelhängen kleben und windet sich mit diesen. So kamen wir um 9¼ Uhr nach Perivoli. Nun ist man aus Alto Lestimo nach Basso Lestimo herabgestiegen und die Bildung, die Färbung des Bodens auch verräth dessen jüngere Vertrautheit mit der See. Kahle, nackte Hügelzüge; dann flaches, wenig bestelltes Land; beinahe Alles Lehmschichten. Es sieht aus, als sei dieses Alles schon zugeschwemmt, wenig gesund.

Das Gebirge der Insel ist wie das ganze, welches vom illyrischen Skardos, Scodrus, dem heutigen Shardag in die griechische Halbinsel abfließt, graulich, auch gelblich weißer Kalkstein. Wo man ihn bricht, tritt überall diese Farbe auf Corfu hervor, machmal durch Oxide röthlich liniirt. Die schönen dunkelblauen Tinten nach außen hat ihm nur das Alter, die Verwitterung gegeben. Nur in den Niederungen liegen Tertiärschichten. Diese glaube ich durch die See zugetragen. Eine solche jüngere Bildung knüpft die äußerste Südspitze des Basso Lestimo an das Alto-Land. Wäre sie nicht schon so hoch gehoben, so schwämme vor dem größeren Körper der Insel ein anderes drittes Paxos, ganz ähnlich wie dieses und Anti Paxos heute von Corfu abstehen und einmal zugewachsen sein werden. Denn statt, wie es gewöhnlich geschieht, eine frühere Verbindung zwischen Corfu und den beiden Paxos-Inseln zu behaupten, erwarte ich diese erst von der Zukunft, wenn die See auch dort genügende Tertiärschichten zugetragen, die Brücke über die Wasserfläche gehoben haben wird. Heute schon ist die Umgegend der beiden Caps, bianco und allonaki für die Schifffahrt völlig unbrauchbares, seichtes, mit Lehmgrund gefülltes Wasser, eine der schlimmsten Stellen für unkundige Steuerleute. In diesen Tertiärschichten liegt auch noch die Lagune Corissia, die man bei Bragagnotica sieht. Im Mezzolande ist die ganze Bucht unter dem Salvatore und Pantaleone bis unter den Santa Decca so angefüllt mit Tertiärschichten. Nur

der Scoglio des Lazarettes, die Insel Vido, die Festungshügel um Manduchio herum, die Bucht von Castrades und die gegen Osten gekehrte Hälfte des Ascensione-Hügels sind Kreidekalk. Im Westen greifen die Tertiärschichten bis über das Valle di Roppa nach Gianades, Canacades und bis nahe zu Gardellades. Gerade das fruchtbarste Land der Insel hat also diese Grundlage, die Gemüsefelder vor den Thoren der Stadt, die Gärten um die Peschiera Kalichiopulo, die Tabakspflanzungen hinter Govino und die wunderbaren Oelwälder bis zu ai dottori. Es ist der Mergel, der auch die schöne rothe Farbe dem Boden gibt.

Um $9^3/_4$ Uhr waren wir bei Anaplades, Ringlades und nun die ganze Pepinière von fünf Ortschaften, die wie auf einen Strang gezogen nur Eines bilden. Hier ist der Boden wieder anders, meist fruchtbarer Mergel. Die Gestrüppe sind voll von Spartium junceum. Rechts sieht man die Seestraße von Corfu wieder, die schneeigen Berge Albaniens; im Fernblicke südwärts vor den Dörfern üppig gefülltes Tiefland, Getreide, Weinfelder und wahre Wolkenzüge von Bäumen, so dicht und so weich die Olivenwälder; dann noch einen Hügelzug querüberliegend, welcher die Insel schließt. Dorthin mußte und wollte ich, in dieses neue Paradies der Fruchtbarkeit, um durch die sonnigen Felder und schattigen Wälder das äußerste Vorgebirge der Insel zu erreichen.

Um 10 Uhr landete der Wagen in Potami. Um $10^1/_2$ Uhr, nachdem ich gefrühstückt, war das Pferd bereit, das uns beide, Matheo und mich, über die nassen Furten setzen sollte, und trat ich die Wanderung an. Man muß auch durch Melichia, das jenseits der Brücke liegt. Der Bach, der diese Ortschaften trennt, ist so tief, daß eine Menge Fischerbarken darin, nahe an die Brücke gezogen, geborgen vor der See liegen konnten.

In und an dieſem ſicheren Waſſer ſammelten ſich wohl auch die Korkyräer nach und vor den zwei Seeſchlachten, die ſie, mit den Athenienſern verbündet, den Korinthern wegen ihrer epidamniſchen Colonie lieferten, und die den langen peloponneſiſchen Krieg einleiteten. Denn, wenn auch Thukidides zu Anfang ſeines Geſchichtswerkes ausdrücklich berichtet, daß man damals ſchon größere Schiffe baute, und beſonders die Korkyräer und Korinther ſtarke Flotten von Dreirudern hatten, ſo waren das doch immer Boote, welche ſich die Mündung eines ſolchen Fluſſes zu Nutzen machen konnten, nicht allzuweit von den homeriſchen entfernt, die man überall auf den ſeichten Strand ziehen und bergen konnte. Die See war damals von hier bis zum Feſtlande bei Sybota hinüber mit Schiffstrümmern und Menſchenleichen bedeckt. In zwei aufeinanderfolgenden Jahren ſchloß der Tag hier mit ſolch' mörderiſchem Schauſpiele, ſo daß dieſes Waſſerfeld als ſo blutgetränkt gelten kann wie das weiter drunten bei Aktium und die anderen noch ſüdlicheren von Lepanto und in der Bucht von Navarin. Die Waſſer des Mittelmeeres nicht weniger als ſeine Küſten laſſen bei jedem weiteren Schritte, den wir darauf thun, nur neue Spuren unſerer Weltgeſchichte entdecken.

In beiden Seeſchlachten glaubten und rühmten ſich die Korkyräer die Sieger. In der erſten waren ſie es auch entſchieden. Nach der zweiten, welche die gewaltigere geweſen war, blieb ihnen wenigſtens der ſachliche Vortheil, denn die Korinther zogen ſich in der zweiten Nacht darauf von Sybota nach dem aktiſchen Golfe hinab. Das zweite Mal errichteten beide Theile drüben bei Sybota — die Korinther auf dem Feſtlande, die Korkyräer auf der kleinen heutigen Inſel Scivota — Trophäen. Das erſte Mal aber bauten ſie die Korkyräer allein, hier bei dem Fluſſe auf der weit auslaufenden niedrigen und ſpitzigen Landzunge Leukimne, das alte Leukimna Akra. Sie ſteckten die Maſte der Wrake in die Erde und häuften die Schiffsſchnäbel

darum auf. Das waren die Monumente, womit man damals ſeine Seeſiege zu verewigen trachtete.

Man ſtaunt und bedauert in unſeren gelehrt philoſophirenden Geſchichtsbüchern dieſe Bruderkämpfe der claſſiſch-antiken Zeiten an. Aber es iſt ein alles verwirrender Irrthum, die Griechen, weil wir ihnen dieſen Geſammtnamen geben und ſie eine Sprache redeten, als ein Volk aufzufaſſen. Sie fühlten ſich in ernſten Dingen ſelten als ſolches und nur das Gefühl entſcheidet in Nationalitätsfragen. In Wahrheit waren ſie auch nicht eins. Sie waren ein Amalgam verſchiedener Nationalitäten, Ueberbleibſel aus früherer Zeit auf demſelben Boden, Eindringlinge von rechts und links, die urſprünglich gar nichts Verwandtes und Bekanntes mit einander gehabt haben, die ſich erſt dann auf dem neuen Schauplatze befreundeten und verbanden, ſo leicht als ſie ſich entzweiten und verfeindeten. So, mit dieſem Geſichtspunkte im Auge, wird die griechiſche Geſchichte begreiflich und verzeihlich. Die Stämme Oeſterreichs haben heute mehr Einheit als ſie die Griechenlands je angeboren hatten.

Solchen profeſſorenmörderiſchen Betrachtungen gab ich mich hin auf dem Cap Leukimne, vor dieſem erſten Schlachtfelde des peloponneſiſchen Krieges, an der Stätte der Trophäe der korkyräiſchen Sieger. Ich wiederhole, sur les lieux geleſen, werden die Geſchichte wie die Gedichte anders; realiſtiſcher ſtellen ſie ſich dar, das heißt wahrer eben in aller Poeſie und dem Glanze einer durchleuchteten Landſchaft. Denn der wahre Idealismus iſt immer zugleich auch real und der echte Realismus wird unbewußt und unwillkürlich immer zum Ideale. Das ſind „Kunſt und Natur, die ſich — mit Göthe's Worten — zu fliehen ſcheinen und ſich gefunden haben, ehe man es denkt.“ Die Roſtren und die Maſten der korinthiſchen Schiffe ſind zwar verſchwunden und die ganze Stelle iſt eine der troſtlos leerſten, aber die Berge ſtehen, die See fluthet

noch wie an jenen blutigen Entscheidungstagen und auch die zwei Inseln von Sybota sind dem Festlande nahe und Thorpfosten auf der Schwelle des Canales von Corfu geblieben. Und das genügt zu geschichtlichen Eindrücken.

Diese Scoglien von Scivota sind erst in neuerer Zeit völlig verlassen worden. Aus diesen Seeschlachten des peloponnesischen Krieges entnehmen wir, wie diese Position als Schlüssel des Zuganges zu dem so wichtigen Canale von Corfu betrachtet wurde. So wurde es auch das ganze Mittelalter hindurch gehalten. Wie die Sperre des Bosporus und der Dardanellen stand hier am Eingange der Straße eine Burg. Sie war in Allem ähnlich den Castellen von Corfu, der Vorgebirge von St. Angelo und von Cassopo und ähnlich den Schlössern, wie sie unten auf dem Cap von Chimerium, weiter oben nördlich im Canale über den Buchten von Buthrotum, von Onchesmos und Panormos standen, und wie sie ebenso auch den Süden der italienischen Halbinsel gegen dieselben Feinde gürteten und wie deren Ruinen heute noch die Küsten von Amalfi und Salerno malerisch schmücken. Die ganze Straße von Corfu hinauf und hinab, rechts und links war so mit Wachposten besetzt und wenn sie auch keine weittragenden Krupp'schen Geschütze dort stehen hatten, spielte dieser Weg doch dadurch und bei der Vorliebe, welche auch noch das ganze Mittelalter für die Küstenschifffahrt hatte, eine wichtige Rolle in den Geschichten jener Zeiten und Herrschaften. Immer war der Besitz dieser Felsen daher angestrebt und umworben. Mit ihren wechselnden Schicksalen wechselten auch die Eigenthümer der beiden Inseln und des Castelles von Syboton. Zuerst gehörte es mit dem römischen Reiche den byzantinischen Kaisern, dann ihren aufständischen Statthaltern, den Despoten von Epirus, endlich mit dem Manfred'schen Erbe, das sie immer weiter auszubreiten suchten, den Angiovinen. Von 1272 bis 1284 unterstand es so für den König

Carl I. von Neapel dem Generalcapitain Ritter Giordano di S. Felice. Er ſetzte einen Stellvertreter dort ein. 1280 vollendete San Felice auf Syboton den Bau eines Caſtelles, Panormo, welches der Admiral des deutſchen Königs Manfred, Philippo Chinardo, zu bauen begonnen hatte; derſelbe Chinardo, der dann durch die Heirat einer byzantiniſchen Dame aus der Deſpotenfamilie der Angeli Herr von Corfu und dieſer ſeiner Dependenzien auf dem Feſtlande geworden war. In dem darauffolgenden unglücklichen Kriege Carl's gegen die Byzantiner wurde auch das Caſtell von Syboton unter das Generalcapitanat Hugo's le Rouſſeau de Sully geſtellt, welcher Generalvicar für Albanien und Feldherr auf dem epirotiſchen Kriegsſchauplatze war. Nach ſeiner Niederlage und Gefangennahme bei Berat kam Syboton unter die Verwaltung des Hauptmannes Giovanni Scotto, der einen neuen Caſtellan mit vierzig Mann, meiſtens Bogenſchützen in die Burg legte. Die Palaeologen ſetzten, obwohl ſie beinahe völlig Herr des offenen Landes durch den Sieg bei Berat geworden waren, den Krieg gegen die epirotiſchen Burgen Carl I. von Anjou nicht fort, und Scotto erhielt getreulich den Reſt der angiovinischen Beſitzungen in Epirus und Albanien von 1281 bis 1283 ſeinem italieniſchen Herrn. Dann aber nahm es San Felice wieder in ſein Generalcapitanat auf und wir leſen in alten Urkunden, daß er dort 1283 das Unweſen abſtellte, welches der Caſtellan Wilhelm de Briviaco eingeführt hatte, der mitten in der Burg eine Weinkneipe eröffnete, in der ſich die Sergeants berauſchten und ihren Sold verſpielten. 1461 plünderten Syboton die Türken, Ende 1570 nahmen es ihnen die Venetianer. Unter ihnen verfiel es und die Türken ließen es ſpäter wie ſo vieles andere gänzlich bedeutungslos werden. Heute jagt man Schweine dort. Aber, daß Cicero auf den Sybotiſchen Inſeln gelandet, gibt ihnen mehr Berühmtheit als alle dieſe Spurflecken einer mittel-

alterlichen Chronik. Er ſchmauſte hier auf der Seereiſe nach Aktium ganz „ſaliariſch“ von den köſtlichen Gaben, welche ihm die Verwalter von den Gütern ſeines Freundes Atticus aus Epirus dorthin gebracht. Cicero und die peloponneſiſchen Schlachten, das ſind die denkwürdigen Blätter der Geſchichte dieſer kleinen Felſeneilande, die Jeder leſen ſollte, der Corfu vorbei über dieſe Seeſtraße gefahren oder hier auf Leukimne geruht.

Meinen weitern Weg nach dem noch ſüdlicheren Cap der Inſel Corfu, dem Capo bianco, Amphipagos akra der Alten, nahm ich von der Brücke von Melichia zuerſt rechts energiſch in die Mitte des Landes hinein, dann wieder links in ſcholliges Feld und durch wunderſchönen Oelwald zur See. Zwiſchen den Stämmen hindurch der Blick auf das Waſſer und die albaniſchen Berge war ganz Wärme und Licht. Es folgte eine Stunde ſtarken Gehens neben der See im Tange, den ſie angeſchwemmt hat. Elaſtiſch wie auf Polſtern ſchreitet der Fuß. Ganze Vorgebirge bauen dieſe todten Seepflanzen in das Meer hinaus und ſo dicht und ſtark, daß das Pferd mit einem Reiter darauf ſie überſchreiten konnte, die Bänke. An einzelnen Stellen miniren ſich darunter Quellwaſſer vom Lande her zur See durch, wo ſie uns Fußgängern wieder als Brücken dienten. Die See ſchwieg völlig. Nur ganz leichte, aber lautloſe Silberwellen ſpielten auf den Strand an, wie das Lächeln eines im Schlafe glücklich träumenden Kindes. Der Tag war warm, daß ich nicht nur den Rock auszog, auch die Weſte aufknöpfte. Mir kam mit Allmacht und mit allen damals genoſſenen Empfindungen die Mahnung an meine erſte Wanderung neben einem orientaliſchen Meere, an die Reiſe von Mudania nach Bruſſa, dem Golfe von Gemlek entlang; alſo an einen der glückſeligſten, berauſchten Tage meines Lebens. Solches Wiederſehen gibt dann aber noch größere Freude, die von damals wieder und die heutige gehoben durch jene Erinnerung.

Ein Führer, den wir in Potami aufgenommen, behauptete am Wege zu gewinnen, wenn wir wieder in das Land einträten. Ich bewies ihm ſpäter, da wir zurück gingen und uns nach meiner Berechnung hielten, daß er unrecht gehabt. Wieſen und Felder greifen bis zum Meere.

Dort verbreiten ſich Wieſen am Strande des graulichen Meeres,
Feucht und ſchwellend von Gras; wo der fröhlichſte Wein ſich erhübe.
Dort iſt lockerer Acker; und wuchernde Saaten beſtändig
Reiften zur Erntezeit, denn fett iſt unten der Boden.

Auch das blinkende Waſſer, das in derſelben Schilderung Homers der kleinen Inſel, welche dem Kyklopenlande gegenüber liegt, in die See fließt, fehlte hier nicht, zu unſerem Leidweſen, denn es zwang uns zu weiten Umgehungen. Dann mußten wir neuerdings in Oelwaldungen hinein, zu Wohnungen der Menſchen und Hügel hinauf, bis wir endlich nach mühſamer, ſinnloſer Wanderung kreuz und quer, um Gräben und Feldern auszuweichen, ganz ohne Kenntniß des Landes geführt, auf dem Weißen Cap anlangten, oder wenigſtens auf wenige Schritte nahe der äußerſten Südſpitze der Inſel, um $12^1/_4$ Uhr. Es iſt kein Stein und Fels wie die Vorlande im Norden der Inſel, nur Falaiſen, lehmige Erde.

Ermüdet ſank ich nieder auf den Boden. Wohlriechende Kräuter und Stauden bildeten mein Lager, und die See duftete wie mit ſcharfen Gewürzen von den ſalzigen Algen und der Südluft, welche heiß uns entgegen wehte. Neben mir in einer kleinen ausgewaſchenen Bucht lag gerettet das Wrak eines geſtrandeten Schiffes. Die Sparren und Balken

Dorren an fremdem Geſtade vom wehenden Sande bedecket.

Ich nahm ſie als ſeien ſie Ueberbleibſel vom Schlachttage des korkyräiſchen Sieges. Vor mir, greifbar nahe, ſchwamm wie ein Schild die Inſel Paxos auf dem Meere, auch dieſes Eiland gleich Corfu nach Süden zu mit weichlichem niederigerem Hügelfalle. Im fernen Hintergrunde tauchte aus mittäglich

heißen Dünſten das Grab der Sappho auf, die Inſel Leukadien. Man ſah nur den Sargdeckel, des mächtigen Gebirges Kuppen. Der untere Theil der Inſel, die Baſis des Gebirges, ſtand in ſo feſten und dichten Nebeln, daß, wer nicht die Geſtalt der Inſel aus anderer Bekanntſchaft wußte, dieſe Schleier auch noch für das Feld der See halten mußte.

Zur Rechten iſt unbegrenzt freie joniſche See, dieſes Waſſer, an deſſen bloßen Namensklang ſich für uns die Erweckung ſo vieler koſtbarer claſſiſcher Erinnerungen knüpft, und links jenſeits des Canales von Corfu das ſchneebedeckte ernſte albaniſche Gebirge.

So ruhten wir jetzto auf dem wogenden Strande des Meeres.

Es war eine wirklich wohllüſtige Stunde. Jeden Augenblick hätte Aphrodite aus der See aufſteigen können, ohne Staunen in mir über dieſe heidniſche Nachgeburt zu erregen. So ganz im Geiſte jenes Wunders war die Tageszeit gefärbt und geſtimmt. Von allen Freuden, welche die Welt geben kann und mir gab, kenne ich keine freudigeren als ſolche Wanderung und Raſt auf dem weichen Strande des ſagengeheiligten Mittelmeeres. Sie gewähren eine ausruhende Glückſeligkeit, ganz überirdiſch voll großer Erinnerungen, aber ohne Wundheits- und Reueſchmerz des Gedächniſſes und ohne daß der zweifelhafte Troſt der Hoffnungen nothwendig würde; einen der ſeltenen Augenblicke des vollen Genügens im Genießen der Gegenwart. Denn ſo muß das andere Leben ſein, damit es geruhig und dadurch Seligkeit ſei. Und nur die abgelegene, einſiedleriſche Natur gibt uns ſolche Momente, weil ſie unvermiſcht, unbeſudelt Gottes geblieben iſt. Selbſt die erhabenſten Werke der Kunſt haben nicht dieſe Reinigungskraft. Es klebt ihnen, auch in ihren beſten, begeiſterungsvollſten Theilen zu viel von dem erbſündlich gebrandmarkten Menſchen an.

Ein Colone, dem ich einen halben Franken geſchenkt, brachte ungebeten mir zum Danke vier Eier und einige Reb-

hühner. So freundlich ist hier alles Volk. Die Weiber tragen auf Basso Lestimo statt der weißen und blauen Kopftücher, die sie im Norden und Mittellande der Insel umschlagen, gelbe Schleier von einem Stoffe, welcher dem ähnlich ist, was man in Constantinopel Brussa-Gaze nennt, also korfsche Stoffe. Auch Nausikaa und ihre Mädchen trugen Schleier und „nahmen sie vom Haupte als sie mit dem Ball spielten".

Um 2 Uhr Nachmittags trat ich den Rückweg an, dieses Mal mich selbst führend, immer neben der See. Nach 3 Uhr waren wir zurück in Potami. Ich frühstückte ein zweites Mal von meinen mitgebrachten Vorräthen im Hause des Gewürzhändlers. Künstlern, welche Gelüste tragen dem Schlachtfelde von Leukimne und dem Vorgebirge des korkyräischen Trophaions eine Rottmann'sche Landschaft zu entlehnen, gebe ich die Mittheilung, daß dort ganz erträgliche Unterkunft möglich ist in den Zimmern, die der Krämer vermiethet. Um 4 Uhr brachen wir im Wagen wieder auf. Um $8^3/_4$ Uhr waren wir zurück in der Stadt Corfu. Unterwegs, da es Abend wurde aber noch vor Argirades, begegneten mir Landleute, die einige Esel vor sich trieben, welche Oelkrüge durch Lorbeerbüsche geschlossen und dazwischen sitzend die Frau und das kleinste Kind trugen. Ich empfehle Malern diese originelle Staffage auf ihren Bildern nicht zu vergessen. Der südliche Theil der Insel ist entschieden der bevölkertere. Ueber die ganze Insel zerstreut zählt man mehr als vierzig Dorfschaften.

6. Capitel.

Ein Wetterbericht.

Aber der Süd durchstürmte den ganzen Monat, und niemals
Hub sich ein anderer Wind als der Ost und der herrschende Südwind.

So war es besonders seit der Mitte des Januar. Tag um Tag und Nacht um Nacht erschütterten furchtbare Ge-

witter mit flammendem Donner die Inſel, wie ihn Zeus dem Helios zur Rächung verſprach, als dieſen die Gefährten des Odyſſeus auf Trinakria durch die Verſpeiſung der geheiligten Sonnenrinder inſultirt hatten. Nun begreife ich, warum das Nachbargebirge auf Epiros ſeinen Namen trägt. Es dürfte in der That kaum eine andere Gegend „donnergetroffener" ſein als dieſe keranniſchen Küſten. Die Gewalt des Schalles iſt ſo, daß der erſte Eindruck nie begreift, warum ihr nicht die Häuſer und Mauern erliegen wie einem Erdbeben. Und auch die „kerauniſche Finſterniß" begreife ich nun, das Sprichwort, das im ganzen Alterthume landläufig war. Homer und ſeine Nachbeter haben es dem Augenſcheine nachgebildet. Denn, wenn es ſo donnert und ſtürmt, wird es hier für Stunden auch völlig nächtig. Nur kalt wird es dabei niemals. Dieſe Unbill bleibt erſpart. Denn es kommen alle Wolken wie jeder Regen aus Süden. Brauſender Scirocco treibt ſie. Es iſt das der eigentliche Notos, der Wind, der mit der Urne abgebildet wird und der ſtetig aus Süden kömmt. Das läßt die Luft warm und milde, wie geheizt ſein. Doch übt der Scirocco hier nicht die abſpannende, ſinnverwirrende Wirkung, wie z. B. in Conſtantinopel. Er iſt hier für dieſe Jahreszeit ein entſchieden geſunder Wind und großartig in ſeinen ſchauſpieleriſchen Effecten. Fortwährend wälzt er weißliches graues Gewölke über die Himmelswölbung mit den impoſanteſten Schattenbildern auf der rollenden See. Regengüſſe wirft er daraus nieder, welche für Augenblicke den Tag nächtig dunkeln und mir nun erſt den Begriff tropiſcher Fluthen geben. Die Tropfen ſchlagen förmlich und ſind dabei warm, wie wenn ſie aus einem Ofen kämen. Was uns ſo taufte, nach dem Norden dann verſchwand, mit Donnerſchlägen in die akrokerauniſchen Gebirge untertauchte, wird ſofort vom Süden her, aus der See aufſteigend, wieder erſetzt. Dieſe Wolken ſind dicht, haben den Anſchein der Maſſenhaftigkeit ſchon von

ihrem Rande aus. Wer ſich in Wolkentheorien nicht kennt und ſie zum erſten Male ſähe, müßte ſie für Körper halten. Sie ſind ganz unſeren Pappendeckelwolken der Theaterbühnen ähnlich. Je ſchlechter dieſe gemacht ſind, deſto täuſchender ſtellen ſie das Sciroccogewölke Corfu's vor, das über die joniſche See kömmt, auf dem mittelländiſchen Meere erzeugt iſt, und den Orangen und Roſen der Inſel warme Bäder, unſerer kalten nordiſchen Heimat die Schmelze des Schnees, Regen in den Winter und Koth auf die Gaſſen bringt. Corfu dampft dann förmlich von Feuchtigkeit. Die Wieſen ſah ich grüner werden, als ich Alpenmatten jemals geſehen, und alle Blüten des Frühjahrs ſchließen ſich in verſchwenderiſcher Fülle auf. Man erübrigt auch jeden Tag ſo viel regenfreie Zeit, um einen kurzen Spaziergang zu machen; aber weitere, größere Ausflüge mußte ich für längere Zeit einſtellen.

Es hat mir das hieſige meteorologiſche Obſervatorium ſeine reaumuriſchen Thermometermeſſungen vom October 1868 an durch alle Monate der zwei dazwiſchenliegenden Jahre bis zum 28. April 1871 mitgetheilt. Sie werden täglich Morgens um 7 Uhr, Mittags 2 Uhr und Abends 10 Uhr dem Glaſe abgeleſen. Daraus reſultirt im Allgemeinen zuerſt ein vielleicht unvergleichlich ſtättiges Maß im Wärmegehalte der verſchiedenen Jahreszeiten. Nur zweimal in dieſer langen Epoche nämlich ſank das Queckſilber auf 2,6 Grad Reaumur, am 25. Januar 1869 und am 30. Januar 1870. Und auch damals nur in den Frühſtunden. Nachmittags und Abends hatte es ſich wieder auf 5,6 und 6,8 gehoben. An allen übrigen Wintertagen hielt es ſich meiſtens zwiſchen 8 und 14 Graden, wie die Sommerhitze auch nur einmal am 31. Juli 1869 Mittags 2 Uhr auf das ungewöhnliche Maß von 27,2 Graden ſtieg und ſonſt ebenſo beharrlich nur zwiſchen 18 und 24 Graden ſchwankte. Aber was für bruſtkranke Patienten noch heilſamer und daher für Aerzte noch wiſſens- und beachtenswerther ſein

dürfte, das ist das andere allgemeine Resultat, das ich aus der Uebersicht dieser Messungen ziehe, daß diese an und für sich schon constanten Wärmegrade der Jahreszeiten im Einzelnen der Tagesstunden noch weniger differiren. Morgen und Abend haben mit dem Mittage dasselbe Maß oder doch nur Verschiedenheiten von 1 bis 2 Graden Reaumur. Dieselbe Kleidung und Vorsicht genügt also in der Regel für jede Tageszeit und es werden der Lunge auf Corfu niemals Gedankensprünge der Witterung zugemuthet, wie sie in unseren Ländern selbst den stärksten Athem manchmal zu beleidigen und zu erschöpfen vermögen. Auch möchte ich diesen Umstand mit unter die Elemente zählen, welche Corfu zu einem nicht blos homerisch und phantastisch, sondern ganz wahrhaftig und realistisch seligem Eilande machen.

7. Capitel.

Die Orangenwälder von Benizze.

Corfu, Donnerstag den 5. Januar 1871.

Drei Punkte sind auf der Schlangenstraße hinab nach Benizze besonders zu beachten von den Malern, welche ich mir einmal in dem Künstlerdorfe Gasturi einquartirt denke. Das Casino Croni mit der Goldmuschel von Orangen, die sich von ihm hinab im Thale zur See senkt. Das Haus steht rechts von der Straße, welche den Besitz theilt, mit Loggien, Veranden und flachem Dache, mit rebenumsponnenen Mauerpfeilern und schattender Weindecke, mit Citronen- und Lorbeerbäumen, mit Cactus- und Aloehecken, alles nur ziemlich klein, elend, verfallen und etwas ärmlich, aber ein Luftsitz der Poesie und eines poetischen Gemüthes. Ueberaus reich jenseits der Straße ist der Absturz zur See, und das Meer und die fernen Küsten wonnig und glänzend; wie bettelarm dagegen alle Modepracht

der Landhäuſer um Paris. Dieſes Caſino möchte ich noch einmal beſitzen.

Der zweite Punkt iſt die Beugung der Straße, wo ſich rechts unmittelbar nahe aus dem dichteſten Buſchdickicht die weiß und gelb geſtreiften Felsmauern des Santa Domenica erheben, eine mächtige Pinie dort oben einſam aufragt und drei andere darunter den flaumfederweichen Olivenwald überwölben, tief unten die See weich wellend und farbenſpielend wie ungebrochener Atlas liegt. Und endlich drittens, wenn die Straße unten auf der Marina angelangt iſt, der Blick auf die Orangenwälder von Benizze. Der Weg liegt nur mehr wenige Centimeter über der See. Doch auch hier ſtehen noch Oelbäume. Wenn das Meer nur ein wenig wallt, wickeln ſeine Wogen die uralten Stämme ein. Die Schatten der Laubkronen wiegen ſich auf und ab mit den Wellen der Brandung. Ab und zu liegen ein paar Scoglien dem kieſigen Strande vor. Das iſt zur Linken. Rechts ſteigt ſteil und dicht anderer Oelwald auf. Dort oben leuchtet daraus ein ſchönes, großes, roſenrothes Landhaus des Grafen Flamboriari mit reicheren Gärten und Blumenvaſen. Vor dem Wanderer aber erſcheint die Bucht von Benizze. Ihr ſüdliches Ufer greift weiter in die See hinaus. Auf der äußerſten Spitze ſteht ein Buſch ſchlanker Cypreſſen, daneben in die hohle Rundung zieht ſich das Dorf. Ein hohes gelbes Haus, zwei Fenſter breit, unten durch offene Bogengänge getragen, iſt wirkungsvoll im Bilde. Vor den Häuſern auf die Marina ſind Fiſcherboote gezogen. Von den Raaen und von den Maſten herab hängen braune Netze, die ſie trocknen. Wie Spitzenſchleier kleidet ſie das. Unmittelbar hinter dem Orte ſteigen die Orangen- und Mandarinenwälder auf, dann dichter Oelwald und plötzlich aus dieſem, aber völlig ſenkrecht, die dunkelblaue Kalkſteinwand des Monte Santa Croce. Es iſt, als wolle er jeden Augenblick auf den Frieden dieſer zurückgezogenen Welt herab-

fallen und ſie noch mehr bergen und begraben als ſie es ſchon iſt. Vor dem Orte liegt das Meer und drüben das albaneſiſche Gebirge. Die Küſte von Caſtelamare hat manchen Punkt, der dieſem laubigen Strandbilde von Benizze ähnlich ſieht.

Wenn man den Ort paſſirt hat, etwas weiter ſüdwärts, ſchneidet der Strandweg, der hinab bis Leſtimo führt, eine kleine Ebene, welche machtvoller Oelwald deckt. Nichts ſchöneres als dieſer Hain; eine wahrhaft antike Tempelſtätte. Hier ſollte der Homer geleſen werden, an warmen Sommertagen hingeſtreckt auf den ſchwellenden Wieſengrund unter bergendem Schatten des Oelbaumes am wogenden Strande des Meeres. Habe ich einmal Caſino Croni erſtanden, dann will ich hieher und es ſo halten. Der Boden iſt jetzt hier bedeckt mit dem pelzigen Blatte der Ciſtusroſe, mit duftigem Quendel (**erba serpilli**) und blühendem Rosmarin (**Rosmarinus officinalis**).

Von den Höhen hinter dem Dorfe kömmt eine Fülle von Süßwaſſer herab, die nur dem Quellenreichthume von Bruſſa in Bithinien nachſteht. Wohin ich den Fuß ſetzen wollte, war der Grund naß und feucht, und wie unterminirt mit Waſſer. Und dieſe kühlen windgeborgenen Schluchten ſind das Land der Orangenwälder, deren Blüthenduft Lord Byron bezeugt drüben in Albanien gerochen zu haben. Ich bin ſtundenlang voll Vergnügen, endlich dieſe Mignon'ſche Sehnſucht meiner Jugendjahre befriedigt zu haben, durch dieſe Goldfruchtwälder gewandelt. Sie ſind nicht wie bei Sorrento eingezäunt und alſo nur gartenähnlich. Alles wuchert hier in üppiger Wildheit und nicht die abgezählten Aepfel kaufte ich hier, ſondern Bäume, die ich mir ſelbſt ausſuchte, dann reifen ließ, inzwiſchen beſuchte, ſchüttelte, daß mir die Mandarinen und Orangen herabfielen und ich ſchließlich viele Tauſende davon in Kiſten verpackt meinen Freunden nach Wien ſenden konnte. Man ſagt mir immer, daß ein Genuß, wenn er erreicht worden iſt, viel von

ſeinem Werthe verliere. Mir iſt dieſes Wandeln in den Orangen- und Mandarinenwäldern von Benizze aber doch weit über den Freuden meines Wunſches geſtanden.

Heimfahrend begegnete mir eine ganze Völkerwanderung, die in der Stadt geweſen war, Einkäufe für die morgigen griechiſchen Weihnachtsfeiertage zu machen. Auf den hohen zweirädrigen Karren, die voll geladen waren, ſaßen ſie bunt und luſtig gemiſcht, Männer und Frauen. Andere kamen zu Pferde, die meiſten auf Eſeln. Die jungen Burſchen tragen hier, was ihnen ſehr gut ſteht, einen kleinen niedrigen Strohhut, die ſchmale Krempe noch in die Höhe gerollt, und dieſe leichte Kopfbedeckung ſchief auf das eine Ohr gedrückt. Die eingekaufte Waare hängt zu beiden Seiten des Reitthieres in jenen härenen buntgeſtreiften Säcken, die der ganze Orient kennt bis weit in das heiße Afrika. So haben ſie das Brod verwahrt. Früchte, Fleiſch und Gemüſe tragen ſie in Handkörben oder haben auch Mittel gefunden, die Körbe dem Eſel noch auf den Rücken zu laden, an den Hals zu hängen.

Die Körbe der Inſel verdienen ein eigenes Capitel. Ihr Geflecht iſt grell gelb, oben der Rand braun umſäumt und ebenſo aus braunen Ruthen auch der Henkel gedreht. Die Formen ſind zahlreich und mannigfaltig. Neben den bei uns üblichen benutzen ſie hier große, ganz flache Teller. Auf dieſen werden beſonders die Fiſche getragen. Andere ſtellen tiefe Cylinder vor und ſind oben durch einen nicht allzu hohen Henkel überſpannt. Aber die ſchönſte Form, die ſich in den verſchiedenſten Größen wiederholt, und die ganz wie nach antiken Vaſen gebildet erſcheint, iſt eine zwiefach geſchnäbelte Schale, etwas in die Länge gezogen und ihre Lippe auf beiden Seiten umgeſchlagen. Sie erinnert an das homeriſche Amphikupelos. Gewöhnlich iſt über die Breite der Schale ein ganz flacher Henkel gelegt. In dieſen zierlichen zweiſchnäbeligen Körben werden die Oliven geſammelt, die Orangen und

Mandarinen gepflückt, überhaupt beinahe jedes Obst verwahrt. Es ist unter allen die landesüblichste Form.

Ich glaube diese Körbe eine uralte, beinahe homerische Verlassenschaft:

Aber Helenen gab Alkandra schöne Geschenke,
Eine goldene Spindel im länglich gerundeten Korbe.

Und dann haben sie auch die pompeianischen Tänzerinnen ebenso wieder in Händen.

8. Capitel.

Der Santa Decca.

Corfu, Freitag den 21. April 1871.

Weniges nach 1 Uhr Mittags fuhr ich im leichten Wagen fort, bei Porta reale aus der Stadt, von dem Knotenpunkte der fünf Straßen, wo jetzt Ulmen grünen, links den Fahrweg zur Peschiera hinab. Ulmen sind die meisten Bäume neben der Straße, wo diese in das Grün eintritt. Um diese und dann auch um die Oliven ist mächtig langes Rebengewinde gewunden. Hohe wilde Hyacinthenstauden blühen auf dem Wiesengrunde, Asphodelos und auch Tulpen und Lilien des Feldes. Zu Füßen des Santa Decca zwischen und über die Oliven hin erscheint ein wahrhaft historisches Gemälde, poussinische Landschaft. Enge und nahe der Berg, rund gewölbt mit steilem Abfalle seiner Frontansicht. Im Vordergrunde Oelbäume auf das großartigste und malerischeste gestellt und eine Lichtung der Wiese, die sie offen lassen, auf der Schafe weideten. Das Dorf — ich wiederhole, weil mich die Aehnlichkeit immer wieder so sehr überrascht — wie Rocca di Papa, auf halber Höhe darüber. So arrangiren sonst Künstler ihre Zeichnungen. Hier gibt es die Natur in Wirklichkeit.

Meine Straße zweigte von der, die nach dem Dorfe hinaufsteigt, rechts ab in ein Thal, das links den Santa

Decca, rechts wieder Hügel hat voll Olivenwuchs und Cypressensäulen. Alles in diesem Thale ist voll blühender Obstbäume, violette, weiße, mattrothe, blaßblaue Blüthen. Dann steigt auch dieser Weg durch Oelwald. Cistusrosen, gelbblumiger Salbei in den Wiesen. Auf dem Sattel der Höhe, die man erklimmen muß, löst sich rechts hin eine andere Straße nach Castelanus. Links unten, im völlig weichen Oliventhale, bleibt die wohlgepflegte Campagne Camara mit sauberen, neugelben Häusern; zurück immer schöne Blicke auf den Canal von Corfu, die schneeigen Berge Albaniens. Die Aussicht auf das große offene westliche Meer gewinnt man erst höher von diesem Mittelgebirge. Es war halb drei Uhr, da ich diesen Standpunkt erreichte. Dort schneidet sich dann auch die Straße nach Catu Garuna ab, das jenseits dieses Gebirgszuges in einem tiefen Thale erscheint. Die Fahrstraße hier hinauf mit ihren vielen Windungen ist auf einer Manuscriptkarte der Insel, welche ich hier in diesen Tagen erwarb, viel correcter angegeben, als auf der lithographirten und 1850 publicirten des Francesco Rivelli. Bis Apu Garuna steigt sie so noch ein weites Stück Weg. Es ist ein kleines Vogelnest an die Südwestseite des Santa Decca geklebt. Dort hinab die schönste Aussicht, einer der günstigsten Aussichtspunkte der Insel überhaupt. Kleine, wenig geöffnete Bucht und nur bergiger Strand tief unten. Der Oelwald beinahe bis an den Saum der See. Sie brandete unten an, daß ich es die ganze Höhe hinauf hörte. Links ein steiles, bergiges Cap, das die Bucht dort schließt. Vor ihm ein vereinsamter Thurmfelsen, schöner in seiner absonderlichen Form als ich solche Scoglien irgendwo gesehen. Er heißt Pendanissa. Alles auf dem Cap und dem dahinter liegenden Gebirge ist dunkelgrün bewachsen. Rechtshin bricht die Küste nicht weniger steil und unzugänglich ab. Dort sieht man weiter zurück die Höhe von Peleka, die Ebene des Val di Roppa und rückwärts neben

dem Santa Decca nichts als Hügel baumreichen Landes. So von oben herab geſehen, aus einer nicht zu unmäßigen Höhe, daß das Auge noch unterſcheiden kann und doch auch ſchon Täuſchungen möglich werden, erſcheint die ganze Inſel wie ein Urwald, durch den nur wenige weiße Bahnungen gebrochen ſind, und Coloniſten ſich ab und zu mit einigen lichten Häuſergruppen angeſiedelt haben.

Man nimmt in Apu Garuna einen Führer zur Erſteigung der letzten Kuppen des Santa Decca. Der Weg iſt nicht leicht zu finden, ſteil und an und für ſich ſchon ungemächlich, durch ein Verfehlen der Richtung vielleicht ſogar nicht ungefährlich. Junge Knaben bieten ſich dazu und ein Schilling wird als reichliche Belohnung empfangen.

Ich war um 3 Uhr in Apu Garuna, um halb vier Uhr gemächlichen Steigens oben auf der ſüdweſtlichen Höhe des Santa Decca, 586 Meter hoch. Der Gipfel dieſes Berges iſt in zwei Kuppen geſpaltet. Keine iſt höher als die andere, ſo daß man auf beide muß, um den ganzen Rundblick dieſes Berges zu haben. Ein Keſſelthal breitet ſich dazwiſchen. Ein Narr hat ſeine ärmlichen Beſitzungen darin. Auch Wein wird von ihm hier noch gezogen. Er bot ihn mir mit Ciſternenwaſſer an. Sein Wahnſinn iſt milde und gutmüthig. Vielleicht ſind ihm nur die Menſchen zu viel geworden. Ich begriff den Glücklichen gleich in ſeiner großartigen Einſamkeit. Seine Zwieſprache hält er mit den Wolken, wenn wirklich die Nymphen nicht mehr leben, welche nach dem alten Glauben vor dieſem Wahnſinnigen den Gipfel des Meliteios bewohnten. Denn dieſen Namen der antiken Geographie der Inſel behaupte ich dem Santa Decca gehörig.

Der Boden der zwei Kuppen iſt zerklüfteter, perlgrauer Kalkſtein. Dorniges Geſtrüppe füllt zwiſchen dem Gerölle die Höhlen, auch mancher ſtachlige Quercus ilex. Das Gehen auf dieſem niederigen Holze und dem ſchneidigen Felſen, die

ganze letzte Erklimmung ist äußerst beschwerlich, die Landschaft großartig wild und gedankenbezwingend einsam. Von der südwestlichen zur nordöstlichen Kuppe brauchte ich zwanzig Minuten.

Rundgeballte Nebelmassen wälzten sich auf dem westlichen Meere. Man konnte für Augenblicke zweifeln, daß es dort sei. Ebenso waren im Osten die Gebirge des Festlandes, „der hohen Veste", umwölkt. Die Farbe fehlte, alles nur perlgrau in heißer, schwerer Südluft.

Um halb fünf Uhr trat ich den Rückweg hinab an. Er ist nicht zu fehlen, breit ausgebrochen, aber über scharfkantiges Gerölle fortwährend schlecht und unbequem. In seiner Mitte zweigt rechts ein Pfad zu einem griechischen Wallfahrtskirchlein, das mit wenigen Olivenbäumen an schauerlich steile braungraue Felswände geleimt ist.

Ich habe bei dieser Frühlingswanderung über den Santa Decca eine Fülle der schönsten Blumen gefunden und besonders ausgezeichnete Exemplare eingelegt von der violettblüthigen Gymnadenia conopsea, der Wallwurz Symphytum tuberosum, der zierlichen kleinen Saponaria ocymaidas, von einem noch bescheideneren und hübscheren Ornithogalum, Hühnermilch, das feinfühlig wie eine der ersten Frühjahrspflanzen aussieht, die man hoch auf den Alpen neben den eben schmelzenden Schneefeldern bricht; von einer dunkelblauen, beinahe purpurblüthigen Meerzwiebel Scilla, von der Taubnessel Galium cruciata, von einer herrlich goldgelb und beinahe wie die Caperblüthe gestalteten Wicke, Vicia grandiflora, von der glänzend weißblumigen und wie eine diamantene Zitternadel aufgestengelten Orlaya grandiflora, und von der rosamatten Anemone hortensis zwei Sterne, wie sie die berühmte Anemonen-Wiese der Villa Doria Pamphili bei Rom nie zartsinniger getragen haben kann.

Um halb ſechs Uhr ſtieg ich bei dem Dorfe Santa Decca in meinen Wagen und ſchon um halb ſieben Uhr war ich in der Stadt zurück.

Das Dorf Santa Decca hat koſtbare Zeichenvorlagen für den Maler, der ſich unten am Fuße des Berges in dem Künſtlerdorfe Gaſturi einquartieren wird. Kleine Skizzen von zerlumpten weißen Landhäuſern mit Veranden daneben, mit Pergolen, die ſich weinumſponnen um die Orangengärten ziehen, mit Blumen auch noch auf den flachen Dächern und morſchen Vaſen auf fälligen Thorpfeilern, Agaven aus den Felſen aufſchießend und Cactusgewürme ſich darüber niederlaſſend. Schöne Bauersfrauen mit maleriſch umwundenen Köpfen und luſtige, ſchwarzhaarige und ſchwarzäugige Jungen, den bebänderten kleinen Strohhut ſchief auf dem Kopfe. Der Ort zog mich nicht an darin zu leben, aber recht viel daraus gemalt und gezeichnet zu ſehen. Mit ſolchen Bildern haben bis jetzt nur in Italien die Künſtler ſich die Mappen gefüllt. Hier käme ihnen endlich doch etwas Neues zu dem ſo oft copirten.

Auch auf dem Santa Decca, oben bei dem Dorfe, fand man eine antike Inſchrift, in einem Brunnen die Widmung einer Marmortafel des Cornelius Publius, Sohn des Epeirotikos, Freund des Vaterlandes, Pritan:

„den Göttern!"

9. Capitel.

Ueber den Pantaleone nach dem Norden der Inſel.

Corfu, Sonntag den 23. April.

Es war heute der Gedächtnißtag der griechiſchen Unabhängigkeitserklärung und deshalb noch mehr Feſtkleider in allen Dörfern als es ſchon der gewöhnliche Sonntag mit ſich

bringt, und Nachmittags bei meiner Rückkehr Musik und Tanz bei jeder Ortschaft.

Um sechs Uhr Morgens fuhr ich aus. Voller, lichter Tag hatte sich schon ausgebreitet; nicht eine Wolke stand am Himmel und erquickliche Wärme waltete trotz der frühen Stunde. Blauer noch als der Himmel war die See. Auf ihr schwamm Alles in thauigem Dufte, den die Sonne noch nicht ausgetrocknet hatte. Keine Linie der Ferne ist in diesem unsteten Glanze ganz faßbar. Kaum ergriffen, wandelt sie sich dem Auge, wallt und wechselt in Form und besonders in der Farbe, wird nahe und fern, licht und geheimnißvoll dunkel. Es ist ein ewiges Spiel. In Egypten stehen auch die Landschaftsbilder wie Hieroglyphen, die eingeschnitten sind in den schärfsten Granit, gleich fertig, unabänderlich, einen Tag beleuchtet und beschattet, grell licht und dunkel schwarz wie den anderen; hier fließen und werden sie fortwährend vor unseren Augen wie auf der gespannten Leinwand des Künstlers. Man malt immer mit, indem man aufmerksam schaut, und dieses unwillkürlich herbeigeführte Mitarbeiten unserer Sinneswerkzeuge, die größere Thätigkeit des Geistes, die sie veranlassen, ist das, was mir diese mittelländischen Landschaftsbilder doch lieber macht als die sonst noch sonnigeren und wärmeren des gelben Nilstromes. Dort ruht man aus, beinahe klösterlich; hier treiben Hoffen und Wünschen noch die Pulse des Lebens. Wer einen schweren Verdruß, eine Ueberlast der Seele zu vergessen und abzutragen wünscht, der gehe für den Winter nach Egypten; wer Anregung zum Schaffen sucht, der wird sie hier und im ganzen Griechenlande finden, wo einmal schon auf kleinstem steinigem Raume die größte Summe von aller Menschenkunst der Welt zur ewigen Wegzehrung gegeben worden ist.

Auf der Straße neben der odysseeischen Landungsstelle begegnete mir ein hübscher, junger Artillerie-Officier zu Pferde, Conte Lunzi. So früh der Morgen, er ritt schon von einem

Ausfluge wieder zur Stadt zurück. Wir kennen uns nicht und haben uns nur mehrere Male auf den Wegen um die Stadt begegnet. Das genügte dem jungen Manne, um mir nun auch ein fröhliches Kali mera in den Wagen zu rufen und militäriſch zu grüßen. Selbſt die gebildeten Stände haben ſich hier natürlich und humaner erhalten.

Die Myrthen im uralten Oelwalde, ehe man zum Gaſthauſe ai dottori kömmt, ſind jetzt welk und gelb. Aber die Oelbäume haben ihren Augenblick der friſcheſten Grünung. Ueber den dunkleren älteren Blättern, welche beinahe ſchwarz ſind, rollen ſich kleinere friſch grüne auf. Hyacinthen und der Asphodelus vamosus ſtehen in unzählbaren blüthenbedeckten Sträuchen im Walde, ebenſo die großen gelblichen Glocken des Arum italicum, das fettige, violett blühende Knabenkraut der Orchis laxiflora und die in der Blüthe buſchigere Orchis globosa, aber am reizvollſten färbend auf ſchilfartigem Stengel mit Lanzettblättern der bläulich befiederte Schwertel, Gladiolus illyricus, ein wahrer Saphirſchmuck für dieſes dichte Untergrün. Der Arbutus unedo trägt neben den rothen Erdbeerfrüchten auf demſelben Buſche eine reiche Blumenfülle. Ganz wie der Citronenbaum, blüht und reift er zugleich. Auch ſein Laub erneut ſich fortwährend, ohne jede Pauſe. Dieſes gleichzeitige Schwinden und Sprießen hat ſchon Theophraſt ganz richtig beobachtet. Ovid macht in dem goldenen Zeitalter ſeiner Metamorphoſen die erſten Menſchen Früchte vom Erdbeerbaume ſammeln. So alt dachte man dieſen poetiſchen Strauch der Landſchaften des Südens, und ſo paradieſiſch fand man ihn immer. Ihm und dem Lorbeer glaube ich erſt, aber wild muß ich ſie ſehen, daß ich im geliebten Süden bin.

Schon um halb acht Uhr paſſirten wir das Stationshaus ai dottori. Die Straße krümmt ſich im Engpaſſe, immer ſteigend. Sie nimmt etwas von dem Charakter unſerer Alpenwege. Unglaubliches Wachsthum auf den Abſtürzen,

die ſie einſäumen. Schon die Hecken, ganze Berge von wilden Roſen, überraſchen. Hier, wo die Sonne, ſtark eingeklemmt, noch heftiger wirken mag, iſt die Blüthenfülle wie in einem Treibhauſe. Lichtes Blau, wahrſcheinlich Flachs, Violett, mattes Weiß, Roſenroth, grelles Gelb, flammendes Roth und durch junges Goldgrün noch gehoben, ſind die Farben der wilden Blumen dicht gedrängt neben einander. Es ſind wahre Gefängniſſe der Blumengeiſter. Ich brach hier die Blüthe des Geranium villosum, den ſogenannten ſpaniſchen Traganth, Astragalus wulfeni in beſonders ſchöner Färbung, die Psorolea bituminosa und das gelbe Dolden tragende Haſenöhrlein Bupleurum rotundi folium.

Aus dieſen Hohlwegen aufgeſtiegen ſieht man ſich ganz anderen Bildern gegenüber. Alle Berge, auch der San Salvatore, den man mit ſeinem ſüdlichen Gipfel, dem Monte Spartilla, unmittelbar vor ſich hat, haben andere Formen als die bisher bekannten. Es ſind lange gezogene Wände, maſſig durcheinander geworfen und aneinander gekettet. Blaugrüne Schatten lagen in ihren Schluchten, und das Licht auf ihren Kanten war auch grünlich, meergrün. Bis zur halben Höhe ſind dieſe Wände, die man doch ſchon von anſehnlicher Bergſtufe aus ſieht, immer noch mit Olivenwald bewachſen. Cypreſſen heben ſich daraus. Dann wo ſie noch ſteiler aufſteigen, ragt der nackte, braungraue Fels auf. Und an dieſen Wänden klebt breit ausgedehnt mit weiß ſchimmernden anſehnlichen Gebäuden der Ort Corachiana. Wahre Säulengänge von Cypreſſen umziehen ihn. Auch die Straße, die man hinauf ſteigt, iſt ſo architektoniſch würdig eingezäunt, und unter den ſchwarzen Schäften der Cypreſſen auf den Erdaufwürfen der Straßengräben krümmen und winden ſich mächtige Aloedrachen, ſchlingen ſich Roſen darum und ſind Hecken von wilden Quitten aufgebaut, die eben, wie unſere Tannenzweige im Winter durch den Froſt, ſchneeweiß durch reichſte

Blüthenfülle erſcheinen. Nur im Kerne, in der Seele möchte ich ſagen, iſt dieſe zarte Blume ein echtes Frühlingskind, matt roſa. Das iſt das einzige Dunkel an ihr. Sie haucht einen Duft ſo milde und ſüß, von jener Beſcheidenheit wie ihn ſonſt nur Früchte, nicht Blumen geben. Das Laub iſt von einem ſchwachen weißlichen Grün. Daß die Frucht der Aphrodite heilig war und im Myſteriencult der griechiſchen Religion eine Rolle ſpielte, iſt hier vergeſſen; aber der Name Kudonia iſt ihr wie im Alterthume geblieben von ihrem Geburtsorte Kydonia auf Kreta.

Es iſt dieſe Straße nach Scripero hinauf der zaubervollſte Weg der Inſel, wahrhaftig ein Stück aus Proſpero's Eiland, wie ich Corfu vor Jahren genannt.

Alles Volk, das mir mit dem frühen Morgen begegnete, war feſttäglich angethan; die Frauen mit blendend weißen Tüchern auf den Köpfen, ſchleierartig zurückgeſchlagen, daß es frei wallt, mit dem Winde ſpielt, das Geſicht einrahmt und wenn es vom Luftzuge gehoben wird, die ſchwarzen Haare ſehen läßt in breite Zöpfe geflochten, rothe und auch gelbe Tuchſtreifen eingewoben, junoniſch die Stirne bekrönend; mit weitfaltigen dunkeln Röcken, aber lichten bunten Miedern von hellem Blau, Gelb oder Violett, vorne breit offen, daß im glänzend weißen Hemde die Brüſte ungewöhnlich groß, geſund hervorquellen; mit einem Mieder, das unten um den Leib durch einen in grellen Farben meiſtens roth und gelb geſtickten Gürtel zuſammengehalten wird und mit breitem, lang herabhängendem Goldſchmucke in den Ohren und um den Nacken, ähnlich dem der Egypterinnen. Die Männer einfärbiger, dunkelblau. So die Jacken aus Flanell oder Tuch; die Weſten, welche breit über einander geſchlagen und auf der Bruſt immer mit bunter Stickerei eingefaßt ſind, und blau auch die Pumphoſen, nur dieſe aus Leinwand. In die Beinkleider über die Waden hinauf gezogen tragen ſie glänzend

weiße Strümpfe, und den Fuß darunter in Schnabelſchuhen. Niemals fehlt der Strohhut und gewöhnlich ſitzt er keck und ſchief auf dem Kopfe. Der Menſchenſchlag iſt beinahe ausnahmslos ſchön. Manche Burſche, die mir entgegen kamen, und Mädchen waren es überraſchend, daß ich nicht aufhören konnte, mir im Nachſchauen den Hals auszurenken. Wie Geſtalten einer Mythe wandelten ſie dahin. Homer hat ſeine Helden nicht claſſiſcher geſehen. Kein anderes Land beſitzt immer noch ein ſo gleichförmig in die Reize der Gegend ſich fügendes Geſchlecht.

Um acht Uhr hielten wir in Scripero zu kurzer Raſt für die Pferde. Hinter Scripero ſteigt der Weg in kurzen Schlangenwindungen nun energiſcher aufwärts. Rechts mit ſteilen Felswänden ſteht der Santo Pantaleone. So ſind beinahe alle Berge und Hügel dieſer Inſel geheiligt. Als man nicht mehr die Götterbildniſſe aus Menſchenhand aufſtellte, taufte man die von Gott geformten mit den Namen der Himmliſchen. Mit der Erde allein kann ſich nun einmal der fauſtiſche Menſch nicht begnügen, denn

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Bruſt.

Die Felſen ſind bis zu ihren Kuppen, welche weich und rundlich ſind, gelb und violett mit Blumen bedeckt. Die gelben auf einem ſtacheligen Strauche mit kleinen Hafenmäulern, der baumartige Schneckenklee, Cytisus spinosus; die violetten ſind kleine beſcheidene Sternchen. Auch den Biſam-Ginſel, zuerſt den braunvioletten beſcheidenern Anthyllis vulneraria rubriflora, dann den gelblichen Anthyllis tetraphylla pflückte ich hier; dieſen letzteren in zwei Exemplaren, welche mir ſpäter gelehrte Botaniker als einen ſehr intereſſanten Fund bezeichneten. Links greift der Abgrund in Oelwald gefüllte Thäler hinab. Wie Flaum liegt es dort. Ueber dieſes weiche wohllüſtige Bett weg blickt man auf die rothgelben Felswände von Ducades, unter denen die Straße nach Palaeo

Caſtrizza eingeſattelt iſt; endlich, da man höher klimmt, über die Hügel dort hin auf die See. Weiter nach links, den Süden hinab und ſchon etwas wenn man ſich rückwärts wendet, ſieht man in breiter Entfaltung das Gebirgsſyſtem der Inſel und ſelbſt dorthin Durchblicke auf Waſſer, den Canal von Corfu, und ſpäter auch überragend die ſonnendunſtverdüſterten Berge Albaniens. Keine Wolke war am Himmel, kein Nebel auf der See und kein Staubfaden im Gemüthe. Durch Sonne, Wärme, Licht und Farbe und Stimmung der Seele, aber auch durch die Aehnlichkeiten der Bergſtraße mahnte mich die Fahrt an den Reiſetag von Domo d'Oſſola aus dem Ticino-Thale hinauf in das Val Anzasca nach Macugnaga. So wie dort durch die Kaſtanienbäume muß man ſich nur hier durch die ſchattenden Oelbäume die Blicke auf die Landſchaft ſtehlen.

Um halb zehn Uhr Vormittags langten wir oben auf dem Paſſe an, 400 Meter hoch. Es haften nur Gebüſche im Fels, meiſtens dicht ſtehender Maſtix und das Geisblatt, Lonicera periclymenum, groß wie kleine Hügel und in betäubender ſüßlicher Wohlgeruchskraft. Man ſieht nicht gleich Alles nach der anderen Seite hinüber. Der ſchönſte Rundblick erſchließt ſich erſt, wenn man zwei Windungen der Straße hinabgefahren. Es wird wenig ſchöneres in der Welt geben. Im erſten Augenblicke unterſcheidet man nichts deutlich, ſo verwirrend iſt die Ueberraſchung. Hügelthal ſenkt ſich an Hügelthal vor der Straße hinab, alle mit Oelwald gefüllt, ſtolze Cypreſſen auf den Hängen, weiße Ortſchaften auf den Hügelkronen und einzelne Gehöfte unten in den weichen Flaum der Oliven gebettet. Rechts und links vom Wege, die Pforte in dieſe neue Welt, ragen ſteile Klippen auf, reichlichſt bewachſen mit überhängenden Laubbäumen, mit geraden Cypreſſen, mit Perrücken von gelbem Sparti, von Salbei, Epheu und wilden Reben. Und über uns lag der blaue Himmel in einer tief dunklen

warmen Färbung. An das Land geschlossen in der weiten Ferne erscheint das Meer, hier das freie, unbegrenzte, jonische, das gegen Italien greift. Inseln schwimmen darin, so in Duft gekleidet, daß sie Wolken ähnlicher als felsenfesten Körpern sind. Es ist Fano, das Eiland der Kalypso, Capri nicht unähnlich, mit steil gehobenem Eckgebirge, das sich gegen Norden zu in ein niederiges Cap abflacht; Salmastraki wie ein Schild im Meere liegend; nördlich das zweimal gegipfelte Maslera und zwischen der Kalypsoinsel und den Uferhügeln Corfu's wirklich wie ein geschwelltes Segel erscheinend ein kleinerer Scoglio. Aber was das Auffälligste in diesem Theile des Bildes ist, sind rechts die Gebirge Albaniens weit in die See hinausgreifend und am überraschendsten die schneeweiße Pyramide des Tsikaberges aus des Himmels Blau unmittelbar und ohne vorliegende Hügelwellen in das Blau des Meeres hinabtauchend. Das sind die Akrokeraunien, die donnergetroffenen Berge der Alten, die furchtbare Chimara und dort war nach den Fabeln der Alten der Eingang zur Unterwelt. Bis zum Cap Linguetta sieht man dieses Gebirge, eine hohe stolze Mauer, dem kein Uferſaum vorliegt. Keine Kette der Alpen steigt schöner und machtvoller aus irgend einem der italienischen und schweizer Seen empor.

Rasch geht die Fahrt von alto Giru nach basso Giru hinab. Hier schmückten die Landschaft besonders reichlich eben blutig roth blühende Judasbäume, cercis siliquastrum; kein Laub ist beinahe noch an ihren Aesten, nichts als unmittelbar aus der Rinde sprießend diese brennende Farbe. Vor der ersten Ortschaft auf diesem Absteige, Castelanus, zweigt rechts eine andere Fahrstraße mehr in den Norden der Insel. So haben die Engländer Corfu in alle seine abgelegensten Theile bequem zugänglich gemacht. Heute erhält die griechische Regierung nicht einmal mehr diese Wege.

Um halb zwölf Uhr langten wir in Sidari an. Das Land ist weniger gartenbebaut als das westliche der Insel. In den Bächen, die es durchziehen, sah ich kleine Süßwasser-Schildkröten und auf der Straße sonnten sich auch ein paar Schlangen. Es ist merkwürdig, daß eine alte englische Chronik des Bromton aus dem Jahre 1191, neben anderen ganz richtigen Kennzeichen der Natur Corfu's, von dem Norden der Insel auch dieses häufige Vorkommen der Schlangen und anderen Gewürmes erwähnt.

Es sind nur fünf Häuser elenden Aussehens, welche Sidari heißen. Sie stehen hart am Meere und zwischen den sumpfigen Mündungen zweier Bäche. Auf den verwilderten Weiden ringsum blühte eben auf das Farbenreichste der violette Knoblauch, das Allium roseum. Es ist eine so schöne Blume zu sehen, daß man dann nicht genug über ihren übeln, unappetitlichen Geruch staunen kann. Von Perulades kam ein Brautzug, der nach Cavalluri, der neuen Heimat, die junge Frau brachte. Alle zu Pferde. Auf dem ersten der Fiedler und das Bett; breite neue Matratzen zusammengerollt, rechts und links auf das Roß gebunden, der Geiger dazwischen hockend. Dann immer je zwei und zwei, ein Knabe und ein Mädchen auf einem Pferde, das Thier ganz weiß überhängt, das Mädchen im Sattel, der Bursche sie stützend hinter ihr; Alle quer auf den Pferden sitzend. So der Bräutigam zuerst, blutjung, ein netter Knabe, den kleinen Strohhut blumenbekränzt schief auf kohlschwarzem Haare. Hinter ihm die Braut, ganz in brandrothe Seide gekleidet, nur einiges Weiß und Gold beigemischt, ein jüngerer Bruder, beinahe noch ein Kind, hinter ihr auch noch auf demselben Pferde. Mutter und Vater auf dem nächsten, die Mutter in einer reichen Jacke von rothem Sammet und goldgestickt, und hinter diesen eine Menge Gäste, alle gleich beritten und festlichst in die besten Gewänder angethan.

Der einſame Ton der Geige, immer dieſelbe Melodie wiederſpielend; dieſer fröhliche bunte Zug ſich aus den Olivenhügeln heraus windend, dann über den Meeresſtrand ziehend, daß die blaue Brandung unter den Füßen der Pferde ſpielte; kornblumfarben die See in der Ferne; licht wie eine andere Sonne die Schneegipfel der albaneſiſchen Berge; die Inſeln, die wie Wolken mehr über als in dem Meer ſchwammen; ſchwarz eingeſchattete Caps rechts und links, und unter dieſen, weil der felſige Grund ſeicht ſmaragdgrün, wie eines Alpenſees Gewäſſer die Tiefe; nicht eine Wolke am Himmel, kein Nebel um die Bergesſtirnen und eine köſtliche Briſe des Nords, der die Wellen weißzähnig auf das Ufer brachte und jede Schwere des Mittags aus der Luft nahm: das waren die Elemente dieſer Landſchaft, die ſie zum fertigen Bilde ſofort für den Dichter wie den Maler machten. Ein Linienzug davon Abweichung wäre Vermeſſenheit gegen die großmüthigſte Gabe der Natur geweſen, eine wahre Sünde gegen ihren heiligen Geiſt. Man muß nicht göttlicher als Gott ſelbſt ſein wollen. Bürkel hat ſolche Bilder gemalt, ſo ſtill vergnügt, ſo einfach, ſo beſcheiden und ſo wahr.

Die Häuſer von Sidari liegen in der Umwallung zweier Caps. Linde ölgedeckte Hügel ſtehen dahinter. Nur gegen Norden, dem Meere zu, iſt die feuchte Ebene offen. Das zur Rechten, im Oſten, das Cap Aſtracheri iſt entfernter. Nahe auf eine kleine halbe Stunde ſteht Cap Sidari. Die Franzoſen in ihren letzten langen Kriegen mit den Engländern, da ſie für einen Augenblick Corfu beſaßen, hatten dieſes Vorgebirge befeſtigt. Denn das große Schickſal des erſten Napoleon hat ſeine lärmenden Sturmwellen auch auf Corfu angeſpült. Kanonenläufe liegen noch dort und die Mauern der Redouten verſinken im lehmigen Boden und in der kräftigen Vegetation. Unter und neben dem Cap hat das Meer Buſen und Höhlen eingewaſchen. So iſt dieſe ganze Küſte.

Ich ging ihr eine weite Strecke entlang über die Hügel und in die Schluchten hinab bis zum Capo bianco del Nord, wo man die weiteſte Ausſicht über die See und die geheimnißvollen Inſeln darin hat. Sie locken alle als wären ſie odyſſeeiſche Sirenen und beinahe mit ſireniſchem Klange. Wenn man ſo an ſonnigen Tagen Eilande und Klippen auf ferner See gleichſam entſtehen ſieht, verſteht man ganz das Werden dieſer homeriſchen Fabeln. Dieſe Gebilde reizen dann förmlich mit lautlicher Stimme, die uns allerhand Gründe in den Sinn legt, warum wir abbiegen ſollen von unſerer eigentlichen Bahn und ſie die Fabellande zuerſt zu beſuchen haben. Es iſt das Eigenthümliche ſolcher mächtiger Natureindrücke, daß ſie alle unſere Sinne zugleich aufregen und in unſerem Enthuſiasmus ſcheinen uns dann die Dinge belebt und beſeelt zu ſein, Klang und Geruch zu haben. Was wir in uns tragen, legen wir in ſie und es war nur ganz folgerichtig, daß der antike Mythologiſt dieſem Eindrucke in der Weiſe Ausdruck gab, daß er Fels und Baum, die Inſeln und das Meer, Quellen, Berge und die Luft mit den von uns gebildeten und empfundenen Sirenen, Najaden, Nimphen und Satyren bevölkerte. Kömmt man dann hin zu den Meeren, Bergen und Inſeln, ſo findet man allerdings nicht immer ſeine Erwartung und die Verſprechungen der Ferne erfüllt, gar oft ſtatt der Kinder und ſchönen Seejungfrauen und ſogar ſtatt der bloßen Blumen und des ſchattigen Laubgrüns nur verbrannte dürre Riffe, Korallen, ſcharfdünſtige Algen und ausgewaſchenes Felſengebein. Jede Ferne birgt ſolche Lockungen und ſolche Enttäuſchungen, und der Reiz und das Abſterben der Hoffnung iſt nichts anderes. Für das Auge und die Seele hat die Nähe nur ſeltene und geringe Zauber, und „Wirkung in die Ferne“ bleibt bis über das Grab hinaus das Beſte, was die Welt uns bieten kann. Es iſt dieſes dasſelbe „Glück der Entfernung“, das, wie es ſich im Bunde der Herzen ausſpricht, auch Göthe ſchon beſungen hat:

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne
Wiegen dieſes Blut zur Ruh,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Denn Welt und Herz ſind von demſelben Geſetze beherrſcht, ihm unterthan und darin einander zu- und eingeboren.

Wenn das Ufer nicht gerade ſenkrecht abgeſchnitten iſt, hängt es ſogar über. Berge, die ſonſt in das Meer hinausliefen, ſich dort hinab zu abgeſtumpft, geſenkt und geglättet haben mögen, ſind zur Hälfte von der See weggetragen und ſtehen nur noch mit dem Durchſchnitte der anderen Hälfte. Dieſe dacht und flacht ſich in die Ebene von Sidari zurück und auf ihren Hängen wachſen koſtbare Weine, Oel-, Feigen- und Mandelbäume, beſchienen von der öſtlichen Sonne.

Von einem Hügel, welchen die See ſo halbirte, ſtehen noch einige Pfeiler rechts und links in den Wogen draußen. Wie der Säulengang eines rieſigen Felſentempels läßt ſich dieſes ſehen. Der Abſturz des Ufers dahinter iſt wohl 64 Meter hoch und ſein Halbkreis vielleicht 128 Meter breit. Geſträuche, beſonders viel blühender Sparti, hängt das braungelbe Geſtein herab. Unten ſchlägt die blaue Fluth ziſchend und ſchäumend und weiterminirend an. Es iſt die großartigſte Saalruine, ein Palaſt, in dem Meeresgötter und Nereïden ihre Bälle geben können. Von dem Grün der Felswände flechten ſie ſich dann ihre Kränze. Selbſt der Thron des alten Poſeidon ragt für ſolche feuchte Feſte aus der Waſſerwelt dort auf, ein Felsblock, der mitten im Saale einſam vom zerſtörten Ufer wie die Säulen draußen übrig geblieben iſt. Darum alſo läßt die Natur uns ſolche unerklärbar große und doch menſchenähnliche Schöpfungen ſehen. Es ſind Werke der Götter den Menſchen nach- oder vorgebildet zu unendlich großartigerer göttlicher Luſt und göttlichem Behagen. Ich ſtellte mir die herkuliſchen Fresken, womit Annibale Caracci den Balkonſaal des Palaſtes Farneſe aus-

gemalt, in dieſe urgewaltige landſchaftliche Umgebung und freute mich doppelt, ſo ein neues Zuſammenklingen von Kunſt und Natur gefunden zu haben.

Auch die Scene des Oberon mit dem Schiffbruche des Huon dachte ich mir dort hinein, „da ich auf den Felſen ſaß und ſandigen Hügeln und die große Wüſte des Meeres durchſchaute“ und hörte die Verzweiflungsarie der verlaſſenen Rezia. Die Wandelbilder mit der tröſtlichen Muſik trug mir dann die See vorüber in den bewegten Zauberſchleiern ihrer immer duftig magiſch zitternden Ferne.

Das liber veritatis des Claude Lorrain liefert in ſeinem zweiten Bande auf dem Blatte 187 wie eine Anſicht dieſer Bai von Sidari. Es ſind dort die Elemente der Bucht von Bajae zu Grunde gelegt, aber das ſteile äußerſte Cap findet ſich ebenſo hier wieder und ſo auch die fernen Inſeln und die Flußmündung im Vordergrunde. Ueberhaupt jenes Wahrheitsbuch des größten dichteriſchen Landſchaftsmalers kann man daheim auch wie ein Bilderbuch dieſer Länder zur Auffriſchung homeriſcher Erinnerungen anſehen. Auch das ſind odyſſeeiſche Landſchaften.

Geologiſch gibt dieſer Ausblick vom Capo bianco del Nord oder eigentlich der vertraute Einblick in deſſen Buchten und Gliederungen, das Verſtändniß für die Entſtehung und den Beſtand der räthſelhaft Corfu ſo nahe geſtellten Inſeln Fano, Maslera und Salmaſtraki. Sie ſind Fleiſch von dieſem Fleiſche, einſtmals Vorgebirge des mächtigeren Gebirgsſtockes der Inſel, des Salvatore und ſeitdem weggewaſchen von Corfu wie die nur näher gebliebenen Rieſenpfeiler des neptuniſchen Tanzſaales. Das Zerſtörungswerk der Erde findet ſich ſo überall. Wie ich in den Alpen die Berge zum Thale herabkommen ſah, ſo wäſcht hier der Nordwind und die See die Inſeln kleiner. Und was ich an dieſen kleinen Individuen er-

kennbar sich vollziehen sah, das wird gewiß auch den Riesen der Continente nicht erspart.

Nach zwei Uhr Mittags stieg ich in Sidari wieder in den Wagen zur Heimkehr. Begegnete mir Morgens alles Volk auf den Straßen in Bewegung von einem Dorfe zum anderen, so fand ich sie nun in der Mittagsschwüle zu traulichem Ausruhen vor den Häusern gesellt; aber immer, und dieses ausnahmslos, die Geschlechter geschieden, die Männer gewöhnlich an dem einen Ende des Ortes, die Weiber an dem anderen gesammelt. Da es Abend und kühler wurde, sah ich sie tanzen und eine Fidel, wo es kostbarer zuging, eine Trommel ihr secundirend, gaben die Musik dazu. Das freundlichste Bild dieser Art bot Castelanus. Tiefer als die Straße und abgelegen von jedem Hause steht seine Kirche. Ein freier Plan ist davor. Durch die Zweige der Oelbäume, die dicht den steilen Hang des Berges bekleiden, gewahrte ich fünfzehn Tänzerinnen und fünf Tänzer auf dem Platze, den Geiger in der Mitte, um den sich Alle drehten und der selbst mittanzte. Die Mädchen hatten sich bei den Händen gefaßt, je drei nebeneinander, und durch Sacktücher, welche die nächsten Paare dahinter hielten, auch dorthin verbunden. Es war eine ganze Procession, drei Frauen breit und fünf Frauen lang, welche tanzte. Die Burschen, aber jeder für sich allein und rückwärts schreitend, so daß er die Jungfrauen anschaute, tanzten ihnen voraus,

und zween nachahmende Tänzer
Stimmten an den Gesang und dreheten sich in der Mitte.

So ging es im Kreise immer drei Schritte vorwärts, zwei zurück, während auch die Musik einförmig und ohne Wechsel dieselbe Melodie wiederholte. Es ließ sich kein züchtigeres Bild eines Volksfestes, kein Tanz, der anständiger wäre, denken. Etwas Kindliches hatte die ganze Belustigung und nur beschämt

konnte ich an den Oſterſonntag in Göthe's Fauſt denken, mit welchen derben Mitteln er dort eine Feſtfeier unſeres Volkes darſtellen mußte: ſchwere Körper, Gejodel, Geſchrei, grobe Geſichtszüge, trampelnde Füße in Leipzig; hier Burſchen, deren Oberkörper ſich ſchlank wiegten wie künſtleriſch ausgebildete Tänzer, ſchöne edle Köpfe wie von antiken Münzen genommen; die Mädchen claſſiſch in weiße Kopftücher geſchleiert mit ſchwarzen Haarkronen, ſchwarzen Augen, züchtigen Blicken und der Laut des Vergnügens nur der Ton einer einzigen Geige. Die älteren Frauen und Männer und auch einige Kinder lagen herum unter den ſchattigen Oelbäumen und ſchauten zu, lachten und klaſchten manchmal in die Hände. Zu dem ganz religiöſen Eindrucke, den mir das ähnlich beſaitete Himmelfahrtsfeſt auf der Akropole von Korkyra ſchon gab, muß ich nun nachtragen, daß ſich hier der Tanz ſogar unmittelbar vor der Kirchthüre ſelbſt begab. Dieſes Kirchlein iſt blendend weiß wie die Tücher auf den Köpfen der Frauen. Ein paar dunkle Cypreſſen ragen daneben ſtatt der Thürme auf. Iſt dieſes Bild nicht wie eine Idylle aus dem Weltzuſtande vor der Erſchaffung unſerer Zeit? Ein ſchönes Gemälde des Louvre kam mir dadurch in Erinnerung. Es ſtellt eine ideale Landſchaft von Michallon dar, Nr. 348 des franzöſiſchen Kataloges, welche gerade ſo belebt iſt und auch ſo ſchattig grün den Winkel für die Tänzer hat.

Nach vier Uhr war ich wieder oben auf dem Paſſe des Pantaleone, um halb fünf Uhr in Scripero und ſchon um ſieben Uhr in meinem Gaſthofe zurück. Es iſt einer der Gründe, warum es ein beſonderes Vergnügen gibt, es mit einer Inſel zu thun zu haben, daß man ſie erſchöpfen kann. So habe ich jetzt Corfu ausführlich nach ſeiner ganzen Länge und Breite, die Nord- und die Süd-, die Oſt- und die Weſtküſte, und auch in die Höhe und Tiefe, auf ſeine höchſten Bergſpitzen hinauf und in die niedrigſten Thäler hinab gründlich kennen gelernt, und nichts iſt mir verborgen, ſelbſt von ſeiner Ge-

schichte nichts mehr. Auf einem Festlande wären mir immer noch fernsichtige Berge übrig, die meine Sehnsucht weiter zögen, „unendliches Land", wie es auch den Dulder Odysseus so lange gefoltert hat.

10. Capitel.

Die Bucht von Govino und das Arsenal der Venetianer.

Corfu, Montag den 24. April 1871.

Rechts von dieser Straße nach dem Pantaleone, nahe bei dem Wirthshause ai dottori, wie verzaubert in dem dichten schönen Oelwalde, auf dem Saume der Bucht von Govino findet sich eines der interessantesten Denkmale aus der Geschichte der Insel: das Arsenal der Venetianer. Nicht nur von der Bedeutung, welche Corfu für Venedig gehabt, von der ansehnlichen Kraft der Mutterstadt selbst zeugt es noch immer mit lebendigen Mauern und Thürmen. Kaum Jemand auf der Insel kümmert sich darum und auch Fremde suchen wohl nie die abgelegene und vergessene Ruine auf. Ich habe mir durch Fragen, welche mir geschichtliche Studien in den Mund legten, die Spur gefunden und ließ mich heute Nachmittag dorthin fahren.

Wir nahmen wieder denselben Weg wie gestern, bei Porta reale aus der Stadt, an dem Kloster und Friedhofe von Platiterra vorbei, vorbei auch an der Landungsstelle des Odysseus, über die Brücke des Potamo und dann in die dichten Olivenwälder hinein, in denen sich Odysseus abgetrocknet und geborgen, wo er geschlafen und die Mägde der Nausikaa am Ballspiele überrascht hat. Mitten auf der Straße, wo der Wald am dichtesten und wildesten ist, machte mich Matheo aussteigen. Wir mußten in die hohen Farenkräuter hinein, welche jetzt frisch überall hier den Waldboden begrünen.

Man tritt an eine rund abgeschlossene Bucht, für manche ihrer Aussichtspunkte so begrenzt, daß sie wie ein ausgangsloser Landsee erscheint. Gleich künstlichen Molen schließen sie rechts und links zwei hügelige Vorgebirge, und ganz architektonisch wie Leuchtthürme ragen auf den äußersten Landspitzen einige Cypressen auf aus dem dichten Oelwalde. Nur schmal ist auch in Wirklichkeit das Thor zwischen diesen zwei Hügelmauern und das Wasser ruht in diesem Hafen bei jedem Winde und Wellensturme. Durch die Pforte und auch über die linden Hügel der beiden Uferzungen hinweg sieht man das Gebirge Albaniens, vier Wellenzüge, einer über dem anderen, der letzte jetzt noch schneeweiß, der erstere nur niedrig und kahl felsengrau, die zwei mittleren dazwischen stehenden lichtblau vom verklärenden Dufte der Ferne. Wie in der zeitlichen Erinnerung, je weiter der Raum reicht, desto weniger Härten und Ecken läßt die Ferne den Dingen. Welche Träume und Wunder man sich dann in solche entlegene Bergketten senkt! Ganz so wie bei dem Blicke aus der Gegenwart in eine verlangende Zukunft. Das Auge denkt eben zuerst auch nicht, sondern empfindet. „Die tausend Stöße, die unseres Fleisches Erbtheil", sie melden sich erst später bei näherer Bekanntschaft. Bis dahin aber bleibt durch des Raumes Zauberkraft und durch der Augen Gefühlsanschauung jede Ferne, die temporäre wie die locale, mehr oder weniger Fata Morgana, und auch hier, gelagert auf dem stillen Strande dieser märchenhaft eingefangenen Bucht und lange über dieses glatte Meer schauend, legte sie mir in jene rauhen Bergketten von Albanien nur weiche Thallandschaften voll von Priesterdienst und idyllischem Hirtenleben, und die ersten Orakelsprüche von Dodona zugleich wieder in das Ohr mit den letzten dort verstorbenen Stoßseufzern des Gottes Pan, daß Alles, Klang und Bild, zusammen stimmte mit der feierlich heiligen Abendstunde, die um mich waltete. Man wird da Dichter und Maler und sieht es wie mit feu-

rigen Zungen auf sich herab kommen, daß man sich aller Sprachen der Kunst mächtig glaubt. Und „da ich Alles ansah, was ich gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut", fühlte ich mich sogar von der Wärme und Glut eines Weltschöpfers beseelt, und ich erkannte, daß weil Gott den Menschen sich zum Abbilde erschaffen, er auch etwas von diesem göttlichen Schöpfungsvermögen in uns gepflanzt haben müsse. Eine Folgerung, welche Göthe in der Farbenlehre beinahe auf demselben Wege gefunden:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt uns Göttliches entzücken?

Links, ein mächtiges Pylonenpaar dieses herrlichsten Tempels der Natur, steht tausend Meter hoch der Monte San Salvatore, zweimal gegipfelt und gethürmt. Kein See der Schweiz und Italiens gibt solche Bilder der überschwänglichsten Herrlichkeit wie der Blick über die Bucht von Govino auf das Gebirge, wenn der Tag schon neigt und der San Salvatore breiten Schatten auf das Meer zu dessen Füßen legt und noch blaueres Dunkel in seinen Schluchten als seien sie vollgesättigt von mildem stillem Wasser zu der See hinab gleitet, und der ganze Berg in blaugrünen Dünsten dampft, indessen nur oben noch die kahle Felspyramide rothgolden das Sonnenlicht hält und es, eine letzte Leuchte des Tages, den Schiffern auf zwei Meere und den Hirten in die Einsamkeit der albanesischen Gebirge trägt.

Auf einer kleinen Landzunge, die aus dem hintersten Grunde dieser runden Bucht von Govino ein Weniges vorläuft, stehen die Ruinen des venetianischen Arsenals. Die Karten bezeichnen sie noch immer mit dem Worte: Condocali. Ich ging durch Thorwege, Ringmauern, auch an einer Kirche vorüber, neben welcher der gebrochene Campanile noch steht, zu

weiten Gewölben, unter denen einmal die Galeeren lagerten. Ueberall kleben noch architektoniſche Schmuckreſte auf dem Gemäuer. Wo und was ſie bauten, das blos Praktiſche genügte dieſem Volke niemals, auch das Gewöhnlichſte und Gemeinſte zierten ſie künſtleriſch. So ſollte man es überall mit dem Leben halten. Die Venetianer ſind dadurch das einzige Volk der Neuzeit, das den antiken Gebräuchen ähnlich geworden iſt, groß wie die Römer und künſtleriſch wie das kleine Griechenland. Auch frage ich, welches der neueren Völker ſtellt ſich uns achtungswerther in das Auge als das des heiligen Marcus, wenn wir Venedig betrachten und in einer Mondnacht auf dem Marcusplatze, auf der Piazetta und Riva dei Schiavoni wandeln

A palace and a prison on each hand.
(Ein Kerker, ein Palaſt zu jeder Hand.)

Es iſt als ſähe man ſich zugleich von dem Coloſſeum und der Akropolis umgeben.

11. Capitel.

Auf dem Strande und in Olivenwäldern.

Corfu, Mittwoch den 26. April.

In einer Barke Fahrt nach Benizze. Ein kräftiger Nordweſt, Maeſtral, legte ſich in das Segel und trug uns wirklich mit Windesflügeln in einer Stunde auf den kieſigen Strand des freundlichen Fiſcherdorfes. Mir brachten die Umſtände und dieſelbe Gegend die ſchönen, wahrhaft melodiſchen Verſe der Odyſſee in die Erinnerung, da die ruderliebenden Phäaken den ſchlafenden Dulder heim nach Ithaka ſteuern und ich fühlte mich in der vollen Gleichartigkeit der Situation auch ganz als Odyſſeus:

Jetzt, wie auf ebener Bahn vier gleichgespannete Hengste,
Alle zugleich hinstürzend dem treibenden Schwunge der Geißel,
Ungestüm sich erheben, den Weg in Eile vollendend:
Also erhob sich das Steuer des Schiffs und es rollte von hinten
Dunkel und groß die Wege des weitaufrauschenden Meeres.
Schnell und sicheren Laufes enteilten sie: nicht auch der Habicht
Flöge mit gleichem Flug, der geschwindeste aller Gevögel:
Also flog der schneidende Kiel durch die Wogen des Meeres,
Tragend den Mann, an Weisheit unsterblichen Göttern vergleichbar:
Welcher vordem so viel herzkränkende Leiden erduldet,
Schlachten umher der Männer und schreckliche Wogen durchstrebend:
Und nun schlief er so ruhig und all sein Leiden vergessend.

So homerisch kamen wir unter der Festung vorbei, der Burg, die so alterthümlich in die Höhe greift, daß nur geringe Täuschung erforderlich ist, sie für den noch immer lebendigen Palast des Alkinoos zu halten. Wenn man dieses Vorgebirge so unmittelbar streift, sieht man dort eine Menge von Ausrundungen in den Fels gespült und den Stein in beinahe senkrechte Schichten gehoben. Malerisch hängen von oben gewaltige Cactusmassen herab und grünes Lorbeer und Stinobüsche. Rascher noch flogen wir dem Hafen und der Stadt des Alkinoos, dem versteinerten Schiffe der Phäaken, den Oelwäldern und der Goldmuschel von Gasturi vorüber.

Der Busen von Castrades lag voll Sonne. Nichts rührte sich dort aus dem mittäglichen Schlafe. Das mannigfaltige Grün der nächsten Ufer gibt gar freundliche Eindrücke. Jetzt, da anderes Laub daneben steht, ist das der Oliven wirklich silbergrau, braunroth das der Myrthen. Deren schöner Augenblick ist der Winter. Nun sind sie wie im Verdorren. Damals hatten sie das kräftige dunkle Grün der vollen Fruchtreife. Licht schimmern und in großer Menge die Feigenbäume und ebenso Orangen und Citronen, Ulmen und einige Platanen. Es ist dieses im ganzen kein seßhafter Baum der Insel. Sie liegt ihm schon zu warm. Schwarzgrün, ernst, lautlos, wenig

bewegt und immer alles Uebrige überragend ſteht die „balſamreiche Cypreſſe“ in dieſem bunten helleren üppigen Gemiſche.

In dem Olivenhaine auf dem Strande hinter Benizze erwartete ich die abendlicheren Stunden, den Thukidides leſend. Welcher Studirſaal! Und wie werden auf ſolchem Boden, vor dieſem Meere und unter dieſen Bäumen alle griechiſchen Sagen und Geſchichten lebendig. Man braucht die Geiſter nicht zu citiren; die Helden und Götter kommen von ſelbſt aus den golddunſtigen Weitungen der Olivenbäume heraus und über das blaue lichte Meer. Von unſerer Seite iſt nur etwas Treue der Erinnerung nöthig, damit man ſie wieder erkenne und freundlich aufnehme. Mit ihr und einer ſolchen günſtigen Stunde mag Homer auch das Auftauchen der Seelen aus der Unterwelt geſehen haben, welche dem Odyſſeus den Weg und die Zukunft weiſen. Jedes ſolche Wunder einer poetiſchen transcendalen Erſcheinung würde man hier begreifen und nicht außerordentlich finden, denn klärende Kraft der Wahrheit und geſtaltenbildender Zauber der Dichtung beſtehen auch in dem Odem dieſer herrlichen, verklärten, ſonnigen Luft gemiſcht wie in der Phantaſie eines Dichters. Es klebt die Poeſie förmlich an allem Realen, edelt und adelt es und der Dichter braucht dem Gemeinſten kaum etwas zuzulegen. Die Wahrheit iſt poetiſch hier und eine Dichtung wie die homeriſche wahr. Real und Ideal decken ſich. Wer in unſeren Ländern zum Beiſpiele hätte das bibliſche Bild eines Paradieſes erfinden können? Es liegt beinahe über unſer angebornes Vorſtellungsvermögen hinaus. Hier brauchte es der Dichter nur abzuſchreiben. Und wenn man ſich dann etwas länger in dieſe Gegenden, in ihre Sonne hineingeſehen, ſo daß man ganz wie ein nachbildender Maler auch ihre Details, die Einzelnheiten erfaßte, dann erkennt man gerade an dieſen, daß auch Homer ſie nur abſchrieb, aber mit der Seele eines entzückten Naturfreundes und er wird Jedem

zum absoluten Landschaftsmaler so gut als Geßner oder einer der schottischen Lakeisten dieses in unseren ästhetischen Schulbüchern gelten.

Ich will diesen Olivenwald von Benizze mit den uralten gekrümmten und auseinander fallenden Stämmen und dem golddurchzitterten Dämmerlichte der tiefhängenden feinblätterigen Zweige besonders den Künstlern empfohlen haben, welche ich mir einmal, wenn Corfu gekannter und besuchter geworden, nach Gasturi in die Villegiatura denke. Er ist ein geborener Hintergrund zu jedem Abenteuer der Mythologie, das irgend ein Künstler mit eingehender Rücksicht auf die Landschaft darstellen will.

Den Rückweg nach Corfu machte ich zu Fuße, bequem in drei Stunden, meist auf der Marina hart neben dem Meere oder etwas oben auf dem Uferhange, immer durch endlosen Olivenwald. Die Durchsichten zwischen den Bäumen und im Rahmen einzelner Zweige auf das kornblumen-blaufarbene Meer sind von unsäglicher Schönheit. Der Blick weidet ordentlich auf dieser gesunden Farbe, wie das Vieh auf frischgrüner Wiese, denn auch das Auge hat seine Nahrung und Kräftigung nöthig und findet sie dann durch solche Speise. Namentlich einer dieser Punkte ist herausfordernd zum Hüttebauen. Rechts und links stehen dichte Baumgruppen, in der Mitte liegt für das Haus eine schon freiere Lichtung, nur ein einziger Oelbaum neigt sich daraus von dem steilen Abhange über die See. Violette Berge sind dort im Hintergrunde, das ganze freie Meer als letzte Ferne; das Alles von betäubender Farbenschönheit. Eigentlich fehlte mir immer dem gegenüber jedes Denken. Im Schauen sieht man nichts, wie auch im höchsten Glücke die Ueberlegung abhanden kömmt. Diese Landschaften hier sind rein selische und man begreift, daß sich dieses Land in die Anschauungen der Alten als eine Insel der Seligen einprägte.

Ich habe ſpäter von dem Franzoſen Appian eine Kohlenzeichnung geſehen, welche ganz dieſem entzückenden Punkte, wo ich mir eine Villa hinbauen möchte, ſammt dieſem erträumten Landhauſe ähnlich iſt, und habe ſie mir dann auch wegen dieſer theueren Erinnerung und als ſpornendes Vorbild für die Zukunft erworben. Ebenſo gibt mir Claude Lorrain in ſeinem liber veritatis, pag. 130, in einer Uferlandſchaft mit überhängenden Bäumen und weiter ſonniger Seeferne, die er urſprünglich für Mr. Ellis in Paris malte und auf welcher ſich der Meiſter ſelbſt im Vordergrunde darſtellte die entzückende Gegend zeichnend, dieſen Küſtenweg von Benizze nach Corfu wieder. Und auch das kleine erſte Blatt des dritten nachträglichen Bandes iſt wie entlehnt von dieſem Strande. Eine andere, aber weniger verwandte Vorſtellung erſchafft demjenigen, der dieſe Gegend nicht ſelbſt geſehen hat, die Straße von Sorrent nach Maſſa. Doch iſt hier Alles milder, weicher, üppiger und die nächſte Umgebung, der Waldbeſtand, großartiger, ich möchte ſagen und kann es in der That auch nicht anders ausdrücken, künſtleriſch arrangirter, obgleich gerade hier die freie Hand der Natur ganz willkürlich arbeitet.

Ich fand dann noch eine Menge anderer Punkte, welche zum Bauen von Villen anreizen. Ich nenne das neben dem anderen ſonſt nur gekannten und geachteten materiellen und proſaiſchen, den geiſtigen und ſeliſchen Werth eines Bodens. Denn die „zwei Seelen wohnen, ach! auch in ſeiner Bruſt", und das Wort des Evangeliums, daß man nicht nur vom Brode lebe, gibt mir Zeugniß von einer die ganze Welt überhaupt beherrſchenden Doppelnatur. So die Erde betrachtet und gewerthet, wie viel Capital der herrlichſten Gottesgabe findet man nicht ungenützt und, um techniſch weiter zu reden, zinslos in der Welt verſchwendet. Welchen Vortheil, welche Intereſſen würde man aus ſolchen Ausſichtspunkten zum

Beispiele am Genfersee ziehen. Hier singen nur die Vögel darauf und springen die Fischlein davor lustig in die Höhe.

An der kleinen Insel, dem versteinerten Phäakenschiffe vorbei, über die Mündung des alten hyllaischen Hafens ließ ich mich rudern und stieg dann steil zur ehemaligen one gun battery hinauf und von dort die Hügelstraße hinab über die Marina von Castrades nach Corfu zurück. Es war bereits im versumpften Hafen ganz nächtig geworden und das Felsenschiff mit dem Kirchlein und den Cypressen darauf, begann schon zu gespenstern. Jetzt leuchtete mir Corfu mit erhellten Fensterscheiben entgegen.

Nachts dann, als ich dieses niedergeschrieben hatte, legte ich zur Erinnerung an diesen mythenvollen Olivenwald von Benizze, wo ich sie gepflückt hatte, eine Purpurblume der stahlblauen Steinhirse, Lithospermum purpureo caeruleum, die schönste violettblüthige Matthiola sinuata und eine blaugelbe Schwertblume des Gladiolus communis, wie ich sie flammender und gezückter nie gefunden habe, in mein Herbarium sentimentalis ein und den frommen Wunsch mit dazu, daß sie mir einmal mit einem anderen gleich glücklichen Frühlinge auferstehen mögen wie „die trockenen Blumen" im schubertischen Liede.

12. Capitel.

Ruinen und Tragödie von Ypso.

Corfu, Freitag den 28. April 1871.

Um dem ganz wunderbar schönen Tage gleichwerthige Ehre anzuthun und ihn völlig zu genießen, fuhr ich nach Ypso, dem eingeschlossenen Dorfe am Fuße des Salvatore. Der Blick auf der Fahrt dorthin über die Bucht von Govino aus dem dichten Oelwalde der Hügel auf das entfernte Corfu

war voll Sonnenglanz, Licht und Wärme, eine der ſchönſten Perſpectiven der Inſel. Die Marina von Ipſo fand ich den Frieden ſelbſt. Wie ſich dort ſchriftſtellern ließe in einem der Häuſer, die unbegreiflicherweiſe in Ruinen liegen! Die Natur hat ſich hier in den Formen und Farben und in dem Schweigen eines Kloſters aufgebaut. Denn ſie auch weiß dem Menſchen für ſeine verſchiedenen Stimmungen die Locale zuzubereiten. Alles iſt einſam und ſtille dort und wie vergeſſen der ganze Ort. Nur von der See aus kommt man ihm leicht zu. Es iſt ganz die Scenerie um Alexis und Dora, die götheiſche Idylle dort landen zu laſſen. Ich hatte einen Aquarelliſten mit mir und ließ mir durch ihn die Landſchaft mit dieſem Charakter feſthalten. Es iſt ein götheiſches Gedicht im Bilde geworden mit derſelben claſſiſchen Ruhe gemalt und gezeichnet, und maßvoll wie bei Göthe nicht ein Wort und nicht ein Pinſelſtrich zu viel, keine Linie die ausſchlägt, alles umzirkelt und begrenzt wie eine antike Statue, und doch ſchwärmeriſcher Sonnendunſt und Aetherluft und Licht und Wärme und Farbenfluß darin.

Rothe Segel ſtanden auf der tiefblauen See; andere, die ſchief und länglich gezogen wie Vogelflügel ſich darüber legten, glitten in die Ferne. Hart am Meere grünen jetzt Feigenbäume, unter denen ich wie unter unſeren Nußbäumen mich ſchattend erging. Die Büſche, die Zäune ſind daneben von einer Menge Agavenblüthen überragt. Als Knabe zeigte man mir einmal dieſe Blume in einem Gewächshauſe mit dem Bedeuten, daß ich ſie mir ſorgſamſt anſehen ſolle, denn weil ſie hundert Jahre zu ihrer Blüthe brauche, werde ich wohl kaum wieder zu deren Wiederſehen kommen. Das war in Würzburg und Verlangen legte ſich damals in meine Seele nach ſolchem Wiederſehen. Nun ſchaue ich ſie die Menge und wild in den Hecken wachſend, und ſo iſt mir wahr geworden, was Göthe ſagt: was man in der Jugend begehrt, hat man

im Alter die Fülle. Hier haut man sie ab die langen Blüthenstengel und nutzt sie als Brennmaterial; so gewöhnlich ist den Leuten, was mir, dem Knaben, so märchenhaft erschien. Und doch gestehe ich, etwas von jener kindischen Achtung bleibt mir trotz alldem für die malerische Blume. Sie, die Pinie, die Palme und Cypresse sind plastische Schmuckglieder in den durchaus mehr architektonisch sich ausbildenden Landschaften des Südens. Es ist dieses dasselbe Gefühl, der gleiche aufstrebende Trieb, welchen der Mensch in diesen heißeren, begeisterteren Gegenden durch die Säulenform ausdrückte. Nur wo sich die Gedanken so versteinern, werden Bäume und Büsche zu Palmen und Pinien.

In den Wiesen fand ich alles voll von neuen unbekannten Blumen, auch den gelbblumigen Alant, Inula helenium, und Phlomis fruticosa das Wollkraut mit dem haarigen, beinahe zottigen Blatte und der reichbuschigen großen gelben Blüthe, die wie ihr griechischer Name beweist, ganz eigenartig eingeboren auf diesen Boden gehört. Es ist keine der geringsten Freuden des Reisens im Süden, daß uns ein fortwährender Zwang wird zu fragen, was ist das, wie heißt dieser Busch, dieser Baum und diese Blume? Alles ist neu und auch der Halm gibt die Freude einer Ueberraschung. Man entdeckt immer noch, wenigstens für sich selbst und es ist einer der größten Genüsse unseres Lebens, wenn auch noch so sehr im Kleinen, Columbus zu sein.

Ich ging bis zu den Palmen in die Tiefe der Bucht. Wärmster Sonnendunst lag auf dem Olivenwalde, der dort tiefer hinein die Thäler zwischen dem Salvatore und Pantaleone füllt. Und schwarze Cypressen ragen daraus auf. Die weißen Orte darüber wie San Marco und Spartilla, die in diesen Gegenden des Südens so hoch auf den Bergen noch hausen können, weil hier nicht wie bei uns in solchen Höhen erstarrender Frost durch die Hälfte des Jahres das Leben

ungemächlich macht, geben, wie ſie ja auch das Reſultat dieſes Elementes ſind, dem bloßen Auge ſchon den Eindruck der Wärme.

Ein griechiſcher Geiſtlicher von der heiligen Arſeniuskirche, welche auch ſo warm und weiß mit einigen Bauershäuſern oben auf dem Berge ſteht, geſellte ſich dann zu mir. Und von ihm erhielt ich nun die Geſchichte der maleriſchen Ruinen im Palmenwinkel der Bucht, die mich ſchon das erſtemal, da ich hier war, mit ihrem Schickſale ſo mächtig gereizt haben. Denn wo gäbe es eine Ruine ohne Geſchichte und wenn ſie keine hätte, ſo erfände ſie der Dichter dazu.

Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wohnte hier durch zwölf Jahre ein ſelbſt den Corfioten auffällig ſchönes Paar. Sie trieben in dieſer langen Zeit nicht viel mehr als daß ſie ſich unabläſſig liebten, die Gegend mit Wohlthaten überſchütteten, einige Oel- und viel Gartenzucht. So ſollen die Palmen und die vielen Feigenbäume von ihm gepflanzt worden ſein. Man nannte ſie die Peroten, weil man ſie von Pera am byzantiniſchen Bosporus glaubte, wußte aber nicht viel von ihnen. Am 30. März 1704 hatte ſie ein venetianiſcher Kauffahrer im Lazaretto von Corfu ausgeſchifft. Nachdem ſie die Quarantaine überſtanden, begab ſich der junge Mann allein zu dem venetianiſchen Gouverneur der Inſel. Er wies ihm dringende Empfehlungsbriefe des Bailo der Republik beim Großſultan in Conſtantinopel vor, in denen der Schützling Nicolo Pieri, ein Grieche aus dem Phanar genannt wurde, welcher dem Botſchafter bisher große Dienſte geleiſtet habe und des Dankes der Republik und ihrer Beamten in jeder Weiſe würdig ſei. Das Schreiben war allgemein an alle Behörden, nicht an den Gouverneur insbeſondere gerichtet. Doch ſoll er dieſem auch ein vertrauliches Briefchen mitgebracht haben, in dem alle Urſachen dieſer ſchuldigen Dankbarkeit entwickelt geweſen, von denen aber damals noch Nie-

mand etwas erfuhr. Von den Umständen aber, die den Signor Pieri aus dem Phanare hierher getrieben, war in keinem der Briefe die Rede und ebenso nicht von der Dame. Der junge Mann erwähnte ihrer auch vor dem Statthalter nicht. Nach dem venetianischen Grundsatze, Jeden unberührt zu lassen, so lange er nicht an das venetianische Statswesen rührte, der auch in der Verwaltung der Colonien galt, kümmerte sich der Gouverneur nicht weiter um das Geheimniß dieser Frau. Daß der Mann verheiratet sei und die Frau die Zurückgezogenheit liebe, war endlich auch nichts, das eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit herausfordern mußte. So verschwanden Beide bald seinen Blicken.

Nachdem sie eine Zeit lang bescheiden in einer bürgerlichen Wohnung der Stadt gelebt hatten, erwarb er von der Wallfahrtskirche des heiligen Arsenius diese Uferstelle von Ipso und baute sich dorthin in einem für Corfu fremdartigen Style, mehr wie die befestigten Steinhäuser von Pera und Galata, diese Villa, deren Ruinen man heute noch sieht. Die Kirche, zum Danke, daß sie ihm dieses schöne Grundstück abgetreten, schmückte er ganz neu aus und blieb ihr Wohlthäter sein Lebelang. So daß eben daher sein Andenken auch noch bei ihren Callolieri fortlebt.

Mit einem einzigen schwarzen Diener war er auf Corfu gelandet. Mit diesem auch nur bezogen die zwei jungen Leute das Landhaus. Hier erst nahmen sie aus dem Volke der Umgegend einige Colonen in ihren Dienst, aber immer nur wenige und die nie in das Haus kamen, nur beim Weinbaue auf dem Felde und in dem Olivenwalde halfen. Und erst nach zwei Jahren, da die junge Frau einmal schwer erkrankte, zogen sie in das Haus ein ganz junges Bauernmädchen, beinahe noch ein Kind, welches dann auch darin blieb und von der Frau sehr geliebt wurde.

Von der kleinen Aspasia hörte man dann erst, daß Madonna Pieri eigentlich Nazli heiße, wenigstens mit diesem ganz unchristlichen Namen von ihrem Manne und dem schwarzen Diener, Mehmed, gerufen werde. Doch, weil sie so viel Gutes that, verlor sich bald das erste Erstaunen darüber in der allgemeinen Anhänglichkeit und Dankbarkeit.

Auch das war nicht zu sehr aufgefallen, daß Männer sie nie unverschleiert sahen. Die damalige Sitte hatte in abgelegenen Ländern überhaupt noch viel Zurückgezogenheit und Abgeschiedenheit für das weibliche Geschlecht vom männlichen bewahrt. Bald wußte man von Frauen, daß sie ausnehmend schön sein solle und jung wie sechszehn Jahre. Man glaubte also nur den Mann etwas strenger in der Eifersucht und sie nachgiebiger als es sonst in Ehen herkömmlich ist. Aspasia schilderte sie voll, gesund, eher klein und rund, blondhaarig und grünäugig und von den üppigsten Farben der Lippen und Wangen. Das Griechische sprach sie gewandt und ohne falschen Ton. Aber mit ihrem Manne und dem Diener Mehmed brauche sie eine andere, der jungen Griechin unbekannte Sprache. Auch Mehmed sprach das Griechische, verbarg aber im Uebrigen nicht seinen fremden Stamm und seine Religion. Er, Signor Nicolo Pieri war bald in dem ganzen Berglande der Insel, auch vom Alto nach Basso Giru hinüber bis zum Weststrande als einer der eifrigsten Jäger, als ein besonders kühner Schiffer und Fischer und als ein thätiger Bauersmann bekannt, der selbst mit auf seinem Felde und im Garten Hand anlegte. Die geistlichen Herren der Arseniuskirche wußten aber auch von ihm, daß er viel in Büchern lese und selbst manches schreibe. Er soll so eine Geschichte seiner früheren Erlebnisse und seiner Wirksamkeit in Constantinopel verfaßt haben, aus der man später die Lösung der Räthsel seines Lebens entnahm und die erst in den französischen Freiheitskriegen verschwunden sei. Auch er war nicht besonders groß, eher fein und zart

gebildet, mit niedrigem schwarzen Lockenhaare, einem kleinen schwarzen Schnurrbarte und feurigem aber etwas unsicherem, ausweichendem und manchmal wie unterthänigem Blicke. Sein ganzes Wesen sei auffällig gewesen durch außerordentliche Gewandtheit. Auch liebte er immer eine sorgsame oft prächtige Kleidung. Und seine Frau habe ihn so zu sehen stets die größte, beinahe kindische Freude gezeigt.

So ging ihr Leben, ein Tag glatt wie der andere, bis zum Winter des Jahres 1715. Damals wurde die kleine Nazli wieder krank. Nur wenig drang aus dem immer sorgsam verschlossenen Hause heraus. Aber nach acht Tagen, da sie zum ersten Male Besuche hatte ablehnen müssen, erfuhr man bereits, daß sie Signor Pieri begraben habe. Er selbst und ganz allein grub ihr die Gruft unter den Palmen, welche sie so sehr geliebt hatte. Kein Kreuz und keinen Stein setzte er darauf, nur Blumen, die er jeden Abend und Morgen mit seinen Thränen begoß. Das war allen aufgefallen, daß gleich am Tage ihres Todes, noch vor dem Begräbnisse, der schwarze Mehmed von Ipso verschwand. Signor Nicolo schien darüber sehr besorgt, ging auch in die Stadt zur Behörde eine Nachforschung einzuleiten, und verlor nie ganz, als diese erfolglos geblieben, eine sichtbare Unruhe über diesen Verlust aus seinem Wesen.

Sultan Achmet III. hatte inzwischen den Peloponnes erobert und das letzte griechische Festland unter den Halbmond geworfen. Seit 1713 wüthete dieser Türkenkrieg, der letzte, welchen Venedig zu führen hatte, aber den es auch überall unglücklich, weil ungeschickt führte, und der seine Herrschaft für immerwährende Zeiten im Mittelmeere und im Oriente annullirte. Immer näher zum adriatischen Meere hatten sich die venetianischen Flotten zurückziehen müssen. Venedig selbst schien gefährdet, nur das feste Corfu deckte noch den Zugang dorthin. Diese Umstände füllten auch dieses sonst seit der

Schlacht von Lepanto, also länger als ein Jahrhundert, so friedliche Meer von Corfu mit mannigfaltigen Gefahren und Abenteuern. Trotzdem war man auf Corfu überrascht, als man hörte, daß der Türke sich in Albanien, gegenüber bei Butrinto sammelte, um wieder eine Landung auf die Insel, eine Belagerung des nie eroberten Castels von Corfu zu versuchen. Man hatte die Niederlagen von 1537 und 1570 so kräftig in das Gedächtniß der Türken geschrieben geglaubt, daß man keinen Nachfolger des wilden aber hier vor Corfu besiegten Barbarossa erwartete. Und doch folgte der ersten Meldung wunderbar schnell die That, die Landung der türkischen Truppen in der Bucht von Govino, hier ganz nahe bei dem einsamen Strande von Ypso am 5. Juli 1716. Auf einer Flotte von 22 Linienschiffen und vielen Transport- und Proviantfahrzeugen brachte der Kapudan Pascha Dschanum Chodscha eine Armee von 30.000 Mann und 3000 Pferden. Er selbst ließ sich sogar ausschiffen und bezog gleich das leer gewordene Landhaus des Signor Pieri. Ein einziger schwarzer, sehr reich gekleideter Sclave begleitete ihn. Dieser hatte auch die Fähre gesteuert und führte ihn vom Strande nach der Villa. Da die ganze Bevölkerung geflohen war, erkannte Niemand den schwarzen Mehmed.

Signor Pieri hatte am längsten in seinem abgelegenen Besitze ausgehalten. Als schon der größte Theil auch der Landbevölkerung hinter die sicheren Stadtmauern geflohen war, machte er täglich noch seine Gänge zum Blumengrabe der kleinen Nazli unter die Palmenbäume, pflanzte neue Blüthen zu und säuberte die alten. Nicht die Spur eines Grabes haftete an der Stelle. Immer üppiger nur war der Garten geworden. Erst da die ersten Schiffe der Türken schon bei Govino gelandet waren und es zweifellos wurde, daß gerade die stille Gegend seines Ypso das türkische Hauptquartier sein werde, flüchtete sich auch Pieri nach Corfu in die Festung.

Marschall Schulenburg gab ihm eine Hauptmannsstelle nach seinem ausdrücklichen Wunsche an einem der gefährdetsten Punkte der Fortezza nuova im Westen der Stadt.

Nur wenige Tage dauerten die Vorbereitungen der Türken. Alle ihre Handlungen schienen von einem ganz besonderen Geiste der wüthendsten Hast geleitet. Das Centrum der Action legten sie nach Potamo, wo auch der Großvezier täglich erschien und selbst viele Nächte blieb, ohne nach Signor Pieri's Landhause zurück zu reiten. Am 16. Juli war dieses vorgeschobene Hauptquartier eingerichtet worden, am 1. August standen schon Batterien über der Vorstadt Manduchio auf dem Monte Olivetto, und am 3. August nahmen sie den Monte Abraham. Die Belagerten mußten auf dem ganzen Umkreise die vorgeschobenen Posten zurückziehen und sich in die Stadtmauern selbst verschanzen. Eine Stunde vor Tagesanbruch, am 18. August, geschah der Angriff auf diese bei der Fortezza nuova und endigte so siegreich für den türkischen Feldherrn, daß er seine Truppen am Abende in der Batterie Scarponi, einem Außenwerke dieser neuen Festung, einquartirt sah.

Das war das Werk, welches Nicolo Pieri commandirte, und wie wenn der Kapudan Pascha gewußt hätte, daß dieser darinnen sei und er ihn suche, war er selbst bei dem Sturme im Kampfe erschienen, so daß nur wenige Schritte neben ihm Pieri schwer verwundet in der Brust durch den Stich eines gemeinen türkischen Soldaten zusammengesunken und gefangen worden war. Er erkannte ihn aber erst Abends als er sich nach dem Gemetzel, wie es täglich seine Gewohnheit war, vor dem Marschallszelte auf dem Hügel von Potamo zuerst die Häupter der erschlagenen Feinde vor die Füße legen und darauf die Gefangenen vorführen ließ. Einen um den anderen prüfte er dann, untersuchte ihn, riß den abgeschlagenen Köpfen die Augen auf, forschte im blutgefärbten Haare nach ihrer

eigentlichen Farbe, und wurde jeden Abend nur um ſo grauſamer, um ſo drängender in ſeinen Angriffsbefehlen für den nächſten Tag, wenn er das wieder nicht gefunden, was er ſichtlich mit ſo großer Wuth ſuchte.

Auch heute an dieſem Abende des heißen 18. Auguſt wurde ihm Pieri erſt unter den letzten zugeführt. Und Alter, der Kampf, die Erſchöpfung, das Blut das ihm in allen Kleidern, in den Haaren und auf dem Geſichte klebten, hatten den ſchönen, ſchmächtigen Mann ſo verändert, daß ihn der Türke erſt als ſeinen geſuchten Mann erkannte, da er nahe an ihn herangetreten und mit den Daumen ihm die Augendeckel gehoben hatte, die dieſer nicht aufſchlagen konnte oder nicht wollte. So heftig war in dem Muſelmanne das plötzliche Aufleben der lang genährten Rache, daß er beinahe zurück prallte in der erſten wüthenden Freude dieſes blutig geſuchten Wiederſehens. Dann faßte er den armen Pieri mit beiden Fäuſten auf der Bruſt, warf ihn nieder, trat ihn mit Füßen, ſpie ihm in das Geſicht und band den Unglücklichen, der keinen Laut von ſich gab, ſelbſt an ſeinen Sattelknopf um ihn als ſeinen eigenen Gefangenen noch in dieſer Nacht mit nach der Villa von Ipſo zu ſchleppen. Fackeln leuchteten dem Kapudan Paſcha bei dieſem entſetzlichen menſchenmörderiſchen Ritte. Eines der Lichter trug Mehmed, Nazli's ſchwarzer Haremsdiener.

Denn Nicolo Pieri war, wie das ſo oft in den türkiſchen Paſchahäuſern von Stambul geſchieht, zuerſt als Page, dann, da er Jüngling wurde, als Diener und raſch durch Liebe und Gunſt höher befördert, zuletzt als Dolmetſch und Secretär im Haushalte des Dſchanum Chodſcha geſtanden. Wie einen Sohn hielt ihn dieſer und wollte ſich keine Stunde von ihm trennen. Plötzlich verſchwand Nicolo und mit ihm am ſelben Tage ebenſo ſpurlos einer der Verſchnittenen des Harems und die jüngſte Frau des alten Herrn, eine Sclavin aus

der Gegend von Trapezunt. Der Paſcha liebte ſie damals nur um ſo glühender als dieſe letzte Liebe erſt ein Jahr alt war.

Sie hatte den ſchönen, erſt zwanzigjährigen Menſchen zuerſt durch die Gitter ihres Frauengemaches bemerkt, wie er einmal müßig auf dem Geländer der Landungstreppe lehnte, die vom Bosporus in den Garten des Paſchas führte. Dann ſpähte ſie ihn jedesmal aus, wenn er im Gefolge des Gatten ausritt oder dem Herrn gegenüber im dreiruderigen Kaik ſaß. Wohlgefällig ſogen ihre Augen das ſchöne Bild immer mehr ein, bis der Eindruck unwiderſtehlich geworden war und die weibliche Liſt zum Aufgebote aller Mittel zwang, dem leidenſchaftlichen Gefühle Genugthuung zu verſchaffen.

Mehmed war zugleich mit der kleinen Nazli vom Paſcha in Trapezunt erkauft und ins Haus aufgenommen worden. Mit der eigenthümlichen Leidenſchaft, die ſolchen Verſchnittenen manchmal bleibt, hing er ſich mit ſeinem ganzen Weſen und Leben an ſie. Es gab keinen treueren Hund, als es der ſchwarze Mehmed für Nazli war, ſo war er es, daß er jeden Anderen haßte, auch die Frauen des Harems, die ihr beſonders zuthunlich ſich erwieſen. Ausſchließlich wollte er ihr dienen, aber ausſchließlich ſollte ſie ſich auch nur von ihm bedienen laſſen, und nur wo ſie es ſo entſchieden verfügte oder wünſchte, ließ er andere zu. Auch ſeinem Herrn grollte er im tiefſten Innern ſeines Weſens, weil er Rechte über die Geliebte beſaß, ſie übte, und weil Mehmed ſehen mußte, wie Nazli dem Paſcha ſchmeichelnd begegnete.

Dieſe Liebe des Verſchnittenen ſelbſt wurde das Werkzeug, womit Nazli endlich ihrer brennenden Sehnſucht nach einer Zuſammenkunft mit Nicolo Gewährung verſchaffte. Sie brachte Mehmed dahin ſich zum Sendboten ihrer Grüße und Winke herzugeben. Ein freundliches Lächeln, irgend ein Scherz, eine Neckerei waren die Münzen womit ſie von dem Un-

glücklichen dieſe verzweifelten Opfer ſeiner ſelbſt erkaufte. So nimmt man in rettungsloſen Krankheiten Gifte ein, um wenigſtens halb noch zu leben.

Ein Jahr lang dauerten die alſo vermittelten Begegnungen, meiſtens in einem abgelegenen Thale des Bosporus, bis endlich auch dieſes der immer mehr in Nicolo verlorenen Nazli zu ſelten erſchien und ſie auf einer immerwährenden Vereinigung beſtand. Mit der Macht der Liebe, die ſie gegen Mehmed wie gegen Nicolo, nur auf jeden mit anderen Mitteln übte, bewog ſie beide zur Flucht. Pieri war ſeit langem ſchon ein Spion des venetianiſchen Geſandten geworden. Auch das war eine byzantiniſche Sitte, die noch nicht ganz ausgelöſcht iſt. Der Bailo nun zum Danke verhalf ihm zur Flucht auf ein venetianiſches Schiff, denn Nicolo hatte nur vorgeſchützt, daß er fliehe, weil ſeine Botſchaftsdienſte dem Paſcha entdeckt worden ſeien. Nazli folgte in den Kleidern eines Pagen und Mehmed als ſein Diener.

Dſchanum Chodſcha Paſcha, der damals noch nicht Admiral war, bot alles auf die Flüchtlinge zu finden, denn ſein Haß, ſein Rachedurſt geſellte ſich der begierigſten Liebesſehnſucht und dem Grolle der verletzten Eitelkeit. Nicolo und Nazli ſuchten inzwiſchen in der treueſten Liebe zu einander den Undank zu rechtfertigen und vor dem Schickſale abzubüßen, den ſie gegen ihren Wohlthäter geübt. Alles that ſie ihm zu Liebe, und er lebte müßig und verſteckt, der Welt und ihrem Ergeize für immer entzogen, wie es die Geliebte wollte, die eiferſüchtig ſelbſt auf den Baum war, dem er beſondere Sorgfalt angedeihen ließ. Denn ſo lieben dieſe Weiber des Orientes, wenn ſie einmal zu lieben angefangen. Nur eines hatte ſie ihm immer geweigert, das Opfer ihres Glaubens, und treu ihrem einzigen Gotte und Mohamed dem Propheten ſtarb ſie, und ward ſie darum auch ohne Sang und Klang und ohne Kreuz auf der Stätte in ungeweihter Erde begraben.

In Mehmed war der Neid gegen Nicolo nur durch die Rückſicht für ſeine geliebte Herrin gebändigt worden, aber darum unter dieſer auferlegten Aſche die Gluth ſeines Haſſes nur um ſo mehr gewachſen. Wie entfeſſelt, wie befreit fühlte er ſich jetzt. Von ſeiner Liebe zur Todten blieb kein Funke mehr übrig; das ganze Gefühl wandelte ſich in Rachedurſt gegen den Nebenbuhler. Bisher hatte er nur ſie geſehen, jetzt war nur noch Nicolo für ihn auf der Welt. Solche rohe, barbariſche Naturen haben kaum die Erinnerung. Jedes Denken und Beſinnen erliſcht in der furchtbaren Gluth ihres Fühlens. Daher iſt ihr ganzes Weſen, wenn ſie einmal zu fühlen angefangen, immer nur Eines, und leiſten ſie durch die Treue oder die Liebe und den Haß weit mehr als andere durch die Bildung Gezähmte. Mit Naturgewalten äußert es ſich in ihnen, ſowie jene Feuer und Waſſer, die auch durch die felſigſten Rinden der Erde brechen. Auch das Thier in ſeiner Wuth hat ſolche Lebensäußerungen.

Mehmed ſah nur erſt, daß Nazli todt ſei, ſo warf er ſich ohne einen letzten Abſchiedsblick nach ihr in einen Kahn, den er im venetianiſchen Arſenale der Bucht von Govino ſtahl, und ruderte hinüber nach Albanien. Er ſchlug ſich durch das ganze Bergland zu dem Kapudan Paſcha nach dem Peloponnes und zeigte ihm den Weg ihrer beiden Rache. Mit dem Aufwande der ungeheuerſten Mittel verfolgt, gelangte dieſe dann endlich auch an jenem 18. Auguſt des Jahres 1716 durch die Einnahme des Außenwerkes Scarponi der Fortezza nuova an ihr grauſames Ziel. Mehmed hatte ausgekundſchaftet durch die manigfaltigen Verbindungen, die ihm ſein langjähriger Aufenthalt auf Corfu verſchafft hatte, daß Nicolo Pieri dorthin mit einem Commando geſetzt worden war, und hauptſächlich deshalb der Kapudan Paſcha gleich von Anfang an den Angriff zumeiſt auf die weſtlichen Stadtviertel concentrirt.

Es war eine furchtbare Nacht geworden während dieſes Triumpfrittes des Kapudan Paſcha von Potamo nach Ipſo. Gewitter gingen nieder, die das türkiſche Lager überſchwemmten und zerſtörten, und Stürme zerſtreuten die Flotte. Der Wind löſchte die Fackeln, aber endloſe Blitze wieſen den grauſamen Siegern den Weg. Pieri war noch lebendig und bei vollem Bewußtſein da ſie nach Ipſo zu ſeinem Landhauſe kamen. Aber nicht eine Antwort gab er den Fragen des Kapudan Paſcha, die alle wiſſen wollten, wo das Grab der treuloſen Nazli ſei, um in deſſen Entweihung wenigſtens ſeiner Eiferſucht eine Genugthuung zu verſchaffen. Er ließ Nicolo peitſchen, dann bat er ihn wieder, verſprach ihm Leben und Reichthümer, denn über ſeinem Gefühle gegen den Verräther und Nebenbuhler ſtand noch das gegen die treuloſe Geliebte. Wer ſo bis in das Grab hinein haſſen kann, muß glühend geliebt haben, und das läßt dieſe leidenſchaftliche Grauſamkeit des alten Mannes nachſichtiger beurtheilen. Alles aber verſuchte er umſonſt. Nicht der Folter und nicht der Verlockung ergab ſich der zu Tode Verwundete. Steinern blieben Nicolo's Lippen, keine Klage und keine Bitte kam über ſie. Auch bei ihm ſtand die Liebe zur Todten immer noch über jedem anderen Gefühle. Und ſelbſt nicht mit einem tröſtlichen Blicke der ſehnſüchtigen Augen hinüber nach den Palmen verrieth er dem Wütherich das geliebte Grab, der Alles an ihm beobachtete, ſo daß Nazli heute noch immer in unentweihter Erde ruht und ein Schatzgräber unter den Palmen von Ipſo ihre Aſche unberührt finden müßte.

Erſt da der Morgen kam und nach dem furchtbaren Unwetter ſchon wieder milchig und in jene Perlmutterfarben des erſten Tageslichtes zu ſchmelzen begann, die den Sonnenaufgängen auf Corfu eigenthümlich ſind, brachen Nicolo Pieri's Lebensgeiſter zuſammen. Er ſah die Sonne an, die hoffnungsvoll nach ſchwerem nächtigem Sturme, ganz

also wie das Bild seines vergangenen Lebens und nun seines letzten Gedankens, rechts über der Bucht von Govino aufstieg; aber links hinüber nach den Palmen blickte er auch dann noch nicht. Er ist ohne diese letzte Tröstung aus der Welt geschieden und hat die Strafe für seinen Raub, für den Treubruch und Verrath an dem väterlichen Freunde und Wohlthäter bis in ihre letzten grausamen Möglichkeiten abgebüßt. Der Türke, unversöhnlicher als das Schicksal, ließ den Leichnam, bekleidet und schmutzig wie er war, an einem der Fensterbalken des schönen, einmal so glücklichen Landhauses aufhängen. Dann gab er einige verborgene Befehle und plötzlich sah sich Mehemed ergriffen, der ihm bisher bei allen diesen Folterungen die Hand geliehen, gebunden und in wenigen Minuten hing er neben Pieri an demselben Holze. Feuer, das der Pascha in die Wohnung werfen ließ, verwandelte Alles in die Ruinen, die wir heute noch dort sehen.

Von Corfu aber machte Graf Schulenburg einen Ausfall, der in der Abwesenheit des türkischen Commandirenden über die schlecht geführte Armee des Sultans einen glänzenden Sieg davontrug. Auch zogen sich am 22. August schon die Türken nach Govino zurück und schifften sich eilends nach Constantinopel ein. Ohne jeden Erfolg hatten sie einer 42tägigen Belagerung 15.000 Mann, 56 Kanonen, 8 Mörser, alle ihre Zelte, Magazine, das ganze Gepäck geopfert und ließen auch noch ihre Verwundeten in den Händen der Sieger. Es war der schönste und letzte glorreiche Erfolg, den die schon sterbende Republik Venedig erkämpfte.

Dschanum Chodscha Pascha aber wurde in das Schloß der sieben Thürme gesteckt und weil die über ihn verhängte Untersuchung Manches von dem, was ich hier erzählte, wird zu vermuthen gegeben haben, wurde ihm wenige Wochen darauf der verliebte Kopf vor die Füße gelegt. Dem Marschall Schulenburg votirte der dankbare Senat der Republik Venedig

eine Statue zum ewigen Gedächtniſſe an ſeine tapfere und geſchickte Vertheidigung Corfu's gegen den Erzfeind der Chriſtenheit. Von Antonio Corradini Veneziano gefertigt, ziert ſie noch immer die Spianata.

So iſt auch die Feſte Corfu um eine andere Helena und einen neuen Paris einmal belagert worden und hat ihre Iliade. Es iſt auch das eine alte Geſchichte, doch hoffe ich, blieb auch ſie neu, und wenn man nur beſſer zuſehen wollte, fände ſich vielleicht dieſelbe Urſache in der Kriegsgeſchichte ſo mancher anderen Stadt vor. Nur, daß die echt zünftigen Geſchichtsſchreiber keine anderen Hilfsmittel ihres Handwerkes zulaſſen, als die vergilbten Blätter der Chroniken und erſt die Dichter kommen müſſen, um die letzten Geheimniſſe der Dinge aus den Herzen herauszuleſen, wo es dann ganz billig von ſolcher poetiſcher Entdeckung und von ſolchem dichteriſchen Standpunkte aus behauptet werden darf, daß das Sprüchwort auch einmal umgekehrt gelte und große Urſachen kleine Wirkungen erzielt haben. Denn was iſt ſolch' eine ganze blutige Belagerung mit all' ihren politiſchen Conſequenzen in unſerer Wage gegenüber dem anderen ſchweren Gewichte ſolcher armer gemarterter Menſchenherzen? Und auch ihr Andenken wiegt bei den nachfolgenden Menſchen ſchwerer, wenn die Geſchichte nur richtig erzählt würde und der Ort, wo ſie ſich begeben, ſo ſtill poetiſch palmengeſchmückt bleibt, wie dieſer klöſterlich einſame Strand von Ipſo. Die Palmen dort ſtehen als ein Grabdenkmal der Liebe, ſo heilig und ſchöner als die Rouſſeaufelſen von Meillerie am Genferſee.

Inhalt.

Erſter Band.

Das Reich des Alkinoos.

Einleitung: Auf der Fahrt. Seite

Der Karſt, Monfalcone, der Timavo, Trieſt. Auf der Veſta, Sturm, Liſſa, Dalmatiens Schickſale, Möven und Hermeias, Eintritt in odyſſeeiſche See, die Akrokeraunien, Fano eine Inſel der Calypſo, odyſſeeiſche Landung auf Corfu . . . 3

Erſtes Buch: Die Stadt und ihre nächſte Umgebung.

1. Capitel: La Fortezza vecchia 17
2. Capitel: La Fortezza nuova 32
3. Capitel: Die Stadt und ihre Bewohner 43
4. Capitel: Vogelſchau auf die Stadt des Alkinoos . . . 54
5. Capitel: Der Hafen des Alkinoos 57
6. Capitel: Ruinen Korkyra's und ſeines Friedhofes. . . 82
7. Capitel: Die Akropole Korkyra's 95
8. Capitel: Die Gärten des Alkinoos 111
9. Capitel: „Das treffliche Schiff der phäakiſchen Männer". 134
10. Capitel: Die Landung des Odyſſeus 149
11. Capitel: Die Friedhöfe des Kloſters Platiterra . . . 158

Zweites Buch: Der weitere Bereich der Inſel.

1. Capitel: Villa Braila bei Gaſturi 171
2. Capitel: Fahrt nach Pelekа in den Weſten der Inſel. . 179
3. Capitel: Weſtküſte bei Palaeo Castrizza 184
4. Capitel: Beſteigung des Monte San Salvatore . . . 203
5. Capitel: Der Süden der Inſel 214
6. Capitel: Ein Wetterbericht 231
7. Capitel: Die Orangenwälder von Benizze 234
8. Capitel: Der Santa Decca 238
9. Capitel: Ueber den Pantaleone nach dem Norden der Inſel 242
10. Capitel: Die Bucht von Govino und das Arſenal der Venetianer 257
11. Capitel: Auf dem Strande und in Olivenwäldern . . 260
12. Capitel: Ruinen und Tragödie von Ipſo 265

Odysseeische Landschaften

von

Alexander Freiherr von Warsberg.

Zweiter Band.

Die Colonialländer der Korkyräer.

Wien
Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn
1878.

Drittes Buch.

Die Colonialländer der Korkyräer.

Land of Albania! where Iskander rose,
Theme of the young, and beacon of the wise,
And he his namesake, whose oft-baffled foes
Shrunk from his deeds of chivalrous emprize:
Land of Albania! let me bend mine eyes
On thee, thou rugged nurse of savage men!
The cross descends, thy minarets arise,
And the pale crescent sparkles in the glen,
Through many a cypress grove within each city's ken.
Byron, Childe Harold, canto II. 38.

1. Capitel.

Allgemein Geographiſches und Geſchichtliches.

Provehimur Pelago vicina Ceraunia juxta.
Virgili Aeneidos.

Man kann nicht auf Corfu leben ohne die Küſte des Feſtlandes gegenüber zu beachten. Sie ſteht überallhin immer zu markig im Bilde, iſt zu nahe dem Auge und den anderen Sinnen zu greifbar. Auch griffen die Inſulaner jedesmal dort hinüber, wenn ihrer auf dem engen begrenzten Eilande zu viele wurden. So ſchickten die Phäaken des Homer, welche ich Phönikier unſerer Geſchichtskunde glaube, Coloniſten nach der Gegend des heutigen Butrinto und gründeten dort hinter dem See im Norden zwiſchen den zwei einmündenden Gebirgsflüſſen: Phoenike, das im verrätheriſchen Namen eines Dorfes nahe den alten Ruinen heute noch wenigſtens lautanklingend fortlebt. Und ſo ſpäter als Scheria geſchichtliches Land geworden coloniſirten die Korkyräer wieder Epidamnus, Apollonia und Anaktorion, um den nördlichſten wie den ſüdlichſten Geſichtspunkt ihres Gegenübers ſich zu verbinden. Auch ging wohl neben dieſer hiſtoriſch bemerkten großartigeren Coloniſirung eine andere ſtillſchweigende alltäglich hinüber. Davon geben Inſchrifttafeln des alten Gräberfeldes auf Korkyra Zeugniß

und die römiſchen Schriftſteller. Dieſe zeigen uns, daß die Römer in dem freundlicheren und von durchreiſenden Touriſten belebten Korkyra ſaßen und von dort aus Güter in dem weide- und heerdereichen Epirus erwarben und bewirthſchafteten. Auch die Venetianer hielten von Corfu aus Butrinto, Parga und Durazzo, und die Normanen hatten es vor ihnen gerade ſchon ſo verſucht. Man hat alſo alles Recht dieſe bergigen Küſtenlandſchaften Corfu gegenüber, Colonialländer der Korkyräer zu nennen und mit in die Beſchreibung und Geſchichte Corfu's einzubeziehen. Deshalb machte ich auch dorthin einige Ausflüge.

Es iſt durchaus mächtiges Bergland, ich möchte beinahe ſagen allmächtiges, denn ſo ganz ohne Ebenen habe ich es kaum je geſehen, das man drüben findet. Welle ſteigt um Welle die Erde dort immer höher auf, ein verkörperter Seeſturm der allergewaltigſten Art. Sie ſtellt ſich recht eigentlich als „feſtes Land" dar, wie im geſuchten Gegenſatze zu den Inſeln. Und ſo hat es wohl dieſer bloße Augenſchein herbeigeführt, daß die Bewohner dieſer weſtlichen Eilande ſie auch mit dieſem ganz allgemeinen Charakternamen benannten. Von ihnen rührt zuerſt die geographiſche Bezeichnung Epeiros her. Denn die Inſeln ſcheinen die früher gebildeten geweſen zu ſein, welche taufen und Geſchichte ſchreiben oder wenigſtens tradiren konnten.

Urſprünglich galt dieſer Name Epirus vom Scordus, dem heutigen Schar-Dagh über das ſpätere Akarnanien und Aetolien ausgebreitet bis zum korinthiſchen Meerbuſen, weil nirgends eine Unterbrechung dieſer bergigen Geſtaltung auffällig iſt. Später engte der Gebrauch dieſen Namen im Süden auf die Grenze des Ambrakiſchen Golfes ein und Plinius ſchildert Epirus als im Norden auf die Grenze bei Oricum, dem heutigen Eriko, am Meerbuſen von Avlona beſchränkt. Dieſes Epeiros gehört nach den meiſten antiken Schriftſtellern

nicht zu Hellas. Es war Barbarenland, obgleich es in ſeiner Mitte zu Dodona die Geburtsſtätte des griechiſchen Namens und damit der griechiſchen Geſchichte barg. Denn von dieſen Hochgebirgen ſtiegen wie früher wohl ſchon manche Vorgänger und ſpäter andere Nachfolger, darunter die Albaneſen beinahe noch in unſeren zeitgenöſſiſchen Tagen, auch jene Graicoi herab, welche ſich über die inzwiſchen ſeßhaft gewordenen Hellenen ſetzten und den allgemeinen Volkes- und Landesnamen von dem älteren Hellas in den jüngeren des Griechenlandes umwandelten, welcher bis heute der geographiſch giltige geblieben iſt. Dieſes wiederholte Herabkommen der griechiſchen Bergvölker aus Epirus auf die fruchtbaren einladenden Thalungen des Peloponneſes und Attika's hat Aehnlichkeit mit der immerwährenden Sehnſucht der Deutſchen nach Italien. So wie dieſe Pelasger, Hellenen, Griechen und Albaneſen auf der ſüdlichſten Halbinſel Europa's über einander geſchichtet liegen, gräbt man im Neapolitaniſchen und Sicilianiſchen, in der Lombardei und im venetianiſchen Gebirgslande die Spuren der Cimbern und Teutonen, der Gothen und Longobarden, der Vandalen und Normannen aus. Es geht ein allgemeiner Trieb des Menſchen durch die Welt, jenſeits des Berges zu ſtehen, zu wiſſen, wie es dort ausſehe. Und es gleicht dieſer Trieb wieder nur dem Naturgeſetze der Gewäſſer, die ſich auch in jenen Alpen ſammeln, ſtauen, mehren, um ſich dann mit ſtürmiſcher und verwüſtender, aber im Grunde und für die Zukunft doch wohlthätiger Gewalt auf die Ebenen zu ergießen; Erguß, der endlich auch die fallmerayeriſche Theorie der ſlaviſchen Nach- und Einwanderung, der Umwandlung dieſer Graicoi und ihres Griechenlandes auf uns herabſpülte; eine Theorie, welche mir nichts anderes zu behaupten und zu erzählen ſcheint, als was dieſe epirotiſchen Berge unſeren Alpen gleich den niedrigen vorgelegten Gegenden immer waren und immer ſein werden, ein Auffriſchungs-

mittel der Boden- und Volkskraft, wenn allzuviel Sonnengluth und Wolluſt den Einen wie die Andern ausgedörrt und aufgezehrt haben, ohne daß aber deshalb jene Niederländer in ihrem Weſen weſentlich verändert worden wären oder verändert werden müßten, indem der Boden ſich die Menſchen ganz wie die Pflanzen aſſimilirt.

Man behauptete und behauptet die allerälteſten Epiroten, Pelasger. Phaeton ſoll gleich nach der Fluth ihr erſter König geweſen ſein und Deukalion und Pyrrha im ſpäteren Gebiete der Moloſſer ſogar den Tempel von Dodona gebaut haben. So netzt die Sage um Alles ihr Spinnengewebe. Keine Kirche und keinen Tempel läßt ſie unverſchleiert, nicht bloß das urältere Bild zu Sais. Später bringt ſie den Neoptolemos, den Sohn des Achilleus, mit einer großen Armee hierher, daß er eine Dynaſtie der Pyrrhiden gründe, welche ſie alſo benannt, weil dieſer Eroberer in ſeiner Jugend angeblich Pyrrhos geheißen habe. So wurde dieſes ein Legitimitätsname für die Regenten dieſer Länder. Näher der geſchichtlichen Zeit nannten ſich die Epiroten ſelbſt die Alten, das ſind jene Γραικοὶ oder Σικελοί, welche ſich über die Berge in die Ebene ergoſſen und dort ihren Stamm und ihr Blut ließen. Wo ihre nachweisbare Geſchichte aber beginnt, zeigen ſie ſich in vierzehn Stämme zerſpalten, wie denn immer in der Jugend der Staaten die Theilzerſplitterung ihrer Völkerſchaften eine ſehr weitgehende und in's Kleinliche iſt. Dörfer und Märkte haben dann noch die Regentſchaft und geben die Namen, wo ſpäter große Hauptſtädte mit weiten Geſichtskreiſen gelten und führend an der Spitze ſtehen. Unter dieſen vierzehn kleinen Stämmen waren die Chaonen, die Molotter oder Moloſſer und die Theſproten die ſtärkſten und herrſchten bald abwechſelnd über die Anderen; zuerſt die Chaonen, dann die Molotter und dieſe ſo geſchickt, daß die Römer bei ihrer Eroberung von Epirus ſiebenzig Städte blühend fanden.

Die Grenzen der Landſchaften dieſer drei Völker ſind nicht mehr genau auf die Karten einzuzeichnen. Jüngere Stämme haben ſie verwiſcht. Vielleicht ſind ſie auch niemals ſehr präciſe feſtgeſtanden. Es war ein fortwährendes Sichduelliren. Die Molotter lebten urſprünglich nicht am Meere. Sie ſaßen tief im Oſten und Norden über Dodona, eingeſchloſſen im Maſſengebirge des Tomaros und wohl eben darum in ihrer ſpäteren Bethätigung das kräftigſte und jugendfriſcheſte dieſer Völker. Im Weſten hauſten die Chaonen, im Süden bis zum ambrakiſchen Golfe die Theſproter.

Das iſt gerade das Land, das man hinauf und hinunter von jedem Ausſichtspunkte Corfu's im Auge hat. Die innere Grenzſcheide, welche das eigentliche Epirus von Theſſalien trennt, iſt im Norden das Knotengebirge des Lakmos, heute Zugos genannt; von dieſem nach Süden auslaufend die Kette des Pindos, beide bis zu 2340 Meter hoch.

Hoch werden dann im Norden wieder die Ufergebirge, die Keraunien, dieſe unwirthliche hafenloſe ſenkrechtſteile eiſerne Felſenküſte, die mit ihrem lang vorlaufenden Vorgebirge Akrokeraunia die Bucht von Avlona bilden. Dieſes ganze donnergetroffene Gebirge, einer der ſtärkſten Panzer, der irgend einem Theile der Welt vorgelegt iſt, gehörte im Alterthume in die Landſchaft Chaonia. Heute heißt dieſer Diſtrict von einem albaneſiſchen Dorfe Chimara, das den Namen und die Lage von dem antiken Caſtelle Chimaera entlehnte. Die weitere ſüdliche Küſte, das iſt die von Theſprotien, iſt gaſtlicher geſtaltet. Auch Strabo muß ſie ſo angeſehen haben. Er nennt ſie ein „geſegnetes Land". Gleich nach dem Cap von Poſeidion, das heute Scala genannt wird und das von allem Feſtlande mit ſeiner am weiteſten hinauslaufenden Spitze Corfu am nächſten kömmt, buchtet ſich ein tiefer Buſen ein, der Pelodes Limen, der ſumpfige Hafen, mit breitem Eingange in das innere Land, welchen Butrinto

schloß, ein Castell wohl bis in die allerältesten Zeiten zurück. Und so folgt weiter hinab Golf nun an Golf bis zum größten, dem Meerbusen von Arta, der schon ein eigenes kleines Meer für sich darstellt.

Diese Landschaft, das Ufer vom Capo Scala bei Butrinto bis zum Thyamis, heute dem Flusse Kalama, hieß auch noch insbesondere Kestrine und sie wechselte in den Duellen der Epiroten am meisten die Besitzer. Sie war die gesuchteste wegen ihrer Fruchtbarkeit, aber noch mehr wegen ihrer vielen Häfen und der Zugänglichkeit zur See wie zum Inlande. Auch den kaiserlichen Römern wurde sie wohl wieder aus denselben Ursachen ihre Lieblingsgegend, um im großen Grundbesitze ihr Vermögen zu immobiliſiren. So besaß hier am Flusse Thyamis, der sich in die Bucht von Gomenizza ergießt, gerade den corfiotischen Orangenwäldern von Benizze gegenüber, Atticus, der Freund Cicero's, jene Landgüter, welche der Reisegefährte des Cicero, sein Neffe von Korkyra aus besuchte und mit deren Früchte Cicero auf Sybota „köstlich bewirthet wurde". Heute ist dieses Alles in barbarische Urwildniß zurückversunken, so wie sie ungefähr zu Zeiten der ersten mythischen Orakel von Dodona gewesen sein mag, als noch keiner dieser Bewohner hier nach Homer's Bericht sich je die Füße wusch, und man jagt nur wilde Schweine und Pelikane in den Sümpfen und Wäldern und pflückt keine Gartenfrüchte mehr:

Zeus, dodonischer König, pelasgischer, ferne gebietend,
Herrscher im frostigen Hain Dodona's, wo Dir die Seller
Dienst gelobt, ungewaschen die Füß', auf Erde gelagert.

Diese Worte der Ilias sind das erste Gemälde von Epirus. Sie malen es wild und frostig. Und sie sind auch die erste Urkunde seiner Geschichte, wie diese ungewaschenen Zeuspriester wohl die ersten uns bekannt gewordenen Asceten

ſind. Wir haben alſo durch den Geſchichtsſchreiber Homeros die Sage der nachſündfluthlichen Pelasger beſtätigt erhalten und daß dieſe Dodona und ſeinen Orakelcult eingerichtet haben, ebenſo, daß ihnen, um ſich darüber zu lagern, aber lange vor den Graicoi, die Seller, daß ſind die Hellenen, hierher folgten. Denn daß er dieſe noch ganz ſo wie als ihm zeitgenöſſiſche Prieſter nennt des Zeus, der lange vor ihm geweſen, und dieſen den Pelasgiſchen, bezeugt die Seller und Hellenen als die Jüngeren, die Pelasger aber als die ganz unberechenbar Uralten. Man ſieht aber, immer galten trotz allem ſpäteren vornehmen Barbarenglauben dieſe Einwohner des bergigen Epirus, ob ſie nun Pelasgoi, Hellenoi oder Graicoi heißen als geheimnißvoll alt und beinahe prieſterlich ehrwürdig; immer als älter denn die Völker der Niederlande. Das kann nur aus dem inſtinktiven Gefühle und Bewußtſein, vielleicht aber doch auch aus einer leiſen Erinnerung erfloſſen ſein, daß ſie dort ihre Stammältern und das Vaterhaus hatten und daß dort ihnen ſich fortwährend die Waſſer und das Blut zu einer neuen und kräftigen Quelle ihrer künftigen Auffriſchung und Wiedergeburt ſammeln.

Die nächſten geſchichtlichen Kunden nach Homeros geben Herodot und Thukidides. Thukidides ſchildert auch das Land im 46. Capitel ſeines erſten Buches, wo er die Lage des Vorgebirges Chimerium darzuſtellen ſucht, unter dem ſich die Korinther zur gewaltigen Seeſchlacht bei Sybota gegen die Korkyräer rüſteten. Er ſagt, daß der Thyamis, alſo der heutige Kalama, welcher durch den Golf von Gomenizza in das Meer fließt, die Landſchaft Keſtrine, welche von den Keraunien bis hierher reiche, von jener der Theſproter ſcheide. Er hat alſo ihre Grenzen ſehr genau beſtimmt. Ebenſo gibt er an anderen Stellen, und wie er ſpäter auch Xenophon in der Geſchichte der Fortſetzung desſelben Krieges, rauhe und uneinladende Bilder der Locale und Einwohner der Küſte ſüdlich von

Kestrine zum Meerbusen von Arta hinab. Das Land und das Volk waren immer noch barbarisch, obgleich er nun mehrere der epirotischen Stämme als Bundesgenossen der gebildeten Griechen in den peloponnesischen Kriegen nennen muß und einzelne von ihnen sogar als Republikaner unter einem jährlich erwählbaren Präsidenten auftreten, was doch, besonders für antik-griechische Anschauung, schon einen höheren Grad politischer Cultur darthut. Die Geschichte nach den peloponnesischen Kriegen liefert aber Beweise, daß damals Epirus selbst der hellenischen Sitte näher getreten und verwandter geworden ist. Olympias, eine Fürstentochter dieser Berge, wurde die Mutter Alexander des Großen und Alexander von Epirus fiel in Italien als er die Freiheit der dortigen griechischen Colonien vertheidigte. Auch die Inschriften, die man auf dem antiken Stadtfelde von Korkyra gefunden, zeugen für dasselbe: eine enge und offene Verbindung und Mischung der eigentlich griechischen und epirotischen Völkerschaften, die nichts Auffälliges und Befremdendes mehr hatte, die alltäglich und gewöhnlich geworden war, endlich und für einen Augenblick wenigstens in der langen, blutigen und barbarischen Lebensgeschichte dieser Bergländer.

Es waren hauptsächlich die Feldherren und Erben Alexander des Großen, Kassander und Demetrios, welche diese Verschmelzung der Sprachen und Sitten herbeiführten, indem sie nach und nach die eingeborenen illyrischen Fürsten vertrieben und das Land vom strymonischen Golfe bis zum adriatischen unter einem Befehle einten. Auch als dann wieder aus einheimischem Stamme Pyrrhos zur Herrschaft gelangte, versuchte er doch nicht diese importirte Cultur in barbarische Formen zurück zu drängen. Pyrrhos ist die größte nationale Erinnerung, welche Epirus hat. Scipio erklärte ihn in dem schönen Gespräche, welches Appian von ihm mit Hannibal erzählt, für den besten Feldherrn, der gleich im Range nach

Alexander dem Großen komme. „Es setzte nämlich — so fährt Appian fort — Scipio Feldherrngröße in kühnen Muth und es ist unmöglich kühnere Männer zu finden als diese beiden Könige.“ Und gerade diese so hoch gestellte Gabe der Kühnheit finde ich in diesen Bergen nicht ausgestorben. Das Geschlecht, der Stoff ist noch vorhanden. Es fehlt nur der Anlaß, die Gelegenheit und jede Stunde kann ein anderer Pyrrhos erstehen. Vielleicht ist es uns vorbehalten in irgend einer Wendung der orientalischen Frage diese innere Wiedergeburt von Epirus aus sich heraus zu sehen. Für den Weltfrieden und das Heil der Menschheit wäre sie die unschädlichste, ja eine wohlthätige Lösung.

König Pyrrhos war ein Molotter. Bisher waren die Chaonen in der Regel die stärkeren geblieben und hatten die meiste Zeit die beiden anderen Stämme beherrscht. Er verschaffte dem seinigen die Oberherrschaft und einte alle in einem mächtigen und vielsagenden Königreiche Epirus. Rom, die Stadt, machte er zittern mit dieser Macht, wie sie nur vor den Galliern gezittert hatte und später vor Hannibal bebte. Und bis nach Sicilien griff er mit seinem Schwerte hinüber. Von dieser siegreichen Zeit an nannte man die geeinten Bewohner dieser Küsten Corfu gegenüber unterschiedslos Ἀπειρῶται, Epiroten. Die Landschaft nennen die Münzen, sowohl die autonomen als die der römischen Kaiser, ΑΠΑΙΡΩΤΑΝ. Es hat jedes Volk einmal und jedes Ländchen, wie klein und bescheiden versteckt es auch sei, seinen Augenblick des Glückes mit großer weltgeschichtlicher Bedeutung gehabt. Vergessen vom obersten Schöpfer braucht sich also keines zu glauben.

Im Jahre 272 vor Christi fiel Pyrrhos in einem seiner Abenteurerzüge vor Argos. Er war ruheloser noch als Alexander der Große und der erste Napoleon und wie beide, denen sein Charakter überhaupt glich, galt auch ihm in seinem Vergnügen der Kampf selbst weit mehr als der Erfolg.

Ja er zerstörte wohl das Gewonnene nur, um wieder darnach streben zu können. So arten bei genialen Menschen Eigenschaften, und hier war es eine der edelsten, die uns überreich gegeben sind, zugleich zum Werkzeuge ihres Ruhmes und ihrer Zuchtruthe aus, bilden ihre Größe und führen sie darauf durch dasselbe Uebermaß zum Selbstmorde, so daß der oberflächliche Zuschauer diese Charakterzüge nur als Schatten erkennen und nachträglich verurtheilen will, während der tiefer blickende Psychologe und der Geschichtsforscher, welcher die Dinge der Menschheit von einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, sich die Ansicht bildet, daß das Meiste des Außerordentlichen und Ungewöhnlichen in der Welt gerade durch diese getadelten Eigenthümlichkeiten geleistet wird. Denn unsere sogenannten Fehler sind meistens unsere stärksten und eben darum auch unsere besten Eigenschaften, nur daß sie den anderen unbequem werden; und in der Erziehung sollte man sie, statt sie gewaltsam abzuschleifen, nur in eine zweckmäßige Richtung stellen, um sie auch zu unseren edelsten Tugenden und zu einem heilsamen Werkzeuge der gesammten Menschheit zu machen.

Nachdem die Familie des Pyrrhos schon mit dem vierten Nachfolger erlosch, zerfiel auch sein Reich bald wieder in einen losen Bundesstaat von kleinen Republiken. Dieses duldeten die Römer dann noch fünfzig Jahre. Aber von 167 vor Christi an mußte es ihren Schicksalen folgen. Paulus Aemilius, der schon Macedonien und seinen König Perseus besiegt hatte, erschien und eroberte nun auch Epirus. Er hat siebenzig Städte dort zerstört und 150.000 wohlhabende Menschen in die Sclaverei entführt. Das Glück der römischen Universalmonarchie ist der Welt mit nicht geringen Opfern an individuellem Wohle erkauft worden.

Nun wurde Epirus ein bedeutungsvoller Durchgangspunkt für die römischen Kriegs- und Handelszüge. Landete

doch Julius Cäſar an den Keraunien, Julius Cäſar mit ſeinem Glücke in einem kleinen Schiffe nach einer ſtürmiſchen Herbſtnacht am 5. November des Jahres 47 vor Chriſti, um quer über dieſe Berge nach Pharſalos zu gehen und in einer der entſcheidendſten Schlachten der Geſchichte, wo das Glück ſichtbarer denn irgend jemals mitgeſtritten, der Welt für lange kommende Zeiten, die heute noch nicht zu Ende ſind, ſeinen Namen als Titel und Regierungsform aufzuſtempeln. Und auch Auguſtus, um dieſes Oheims Ermordung zu rächen, ging ganz denſelben Weg nach Philippi, den lange vor dieſen beiden Kaiſern aus Kleinaſien Manlius gekommen war, da er die Truppen des Scipio, welche den großen Antiochos beſiegt hatten, nach Epirus und von dort über das Meer nach Brundiſium zurückführte. Nicht nur Durazzo und Avlona, auch das entlegenere transmarine Brindiſi noch danken dieſen illyriſchen Straßenzügen und der Bedeutung, welche ſie für die römiſche Weltherrſchaft hatten, die ausgezeichnetſten Blätter ihrer Geſchichte und ein Jahrtauſend des Gedeihens und der Blüthe. Denn Epirus, wie es in ſeiner äußerlichen außerordentlich bergigen Geſtaltung der Schweiz ähnlich iſt, ſpielt mit ſeiner Via Egnatia dieſelbe Rolle in der römiſchen Handels- und Kriegsgeſchichte, welche die Alpenwege in unſerem Mittelalter ausfüllten. Und Livius, Appian, Polybios und Plutarch ſind ſogar noch fleißigere Biographen dieſer Epiſoden, als wir ſie für die Erlebniſſe unſerer Alpenländer haben. In dieſer römiſchen Kaiſerzeit ſind ſie und Strabo die Chroniſten von Epirus geworden. Der letztere ſchildert es in ſeiner Geographie wieder urwildneriſch leer und öde. Zu den Verwüſtungen des Paulus Aemilius waren die anderen des mithridatiſchen Krieges gekommen. Es hatten ſich die benachbarten Thraker von dieſem großen pontiſchen Könige bereden laſſen, all' dieſe Länder bis nach Dodona mit Feuer und Schwert zu durchziehen. Sie plünderten dort ſogar das Heiligthum des Jupitertempels.

Die Kaiſer nannten dann, als ihr Reich ſo groß geworden war, daß das Gedächtniß nur mehr für große Worte und weite Begriffe ausreichte, officiell all' dieſes Bergland vom Golfe bei Salonik bis zu dem von Durazzo: Macedonien und formten es in eine Provinz zuſammen.

Alſo fand es auch Conſtantin. Da er das römiſche Weltreich in vier Präfecturen theilte, wurde dieſes Macedonien in die von Illyricum wie naturgemäß eingeſtellt. Der Name Epirus ſenkte ſich auf das Land weiter ſüdwärts. Bei der Theilung, nach des großen Theodoſius Tode, des ganzen Reiches unter ſeine Söhne kam Alt- und Neu-Epiros als Beſtandtheil der Diöceſe Macedonien zum oſtrömiſchen Kaiſerreiche. Und dieſe Unterordnung iſt ihm trotz allem Wechſel der Herrſcher und Dynaſtien bis heute eigenthümlich geblieben. Denn wenn auch Weſtrom ſtürzte und zerbröckelte, der Begriff und das Weſen des oſtrömiſchen Kaiſerreiches hat ſich nie ganz aus der Weltgeſchichte verloren. Die Grenzen des türkiſchen Reiches ſind beinahe buchſtäblich wieder dieſelben und auch den Begriff und das Bewußtſein des damit verbundenen Anſehens haben die osmaniſchen Fürſten gleich nach der Eroberung Conſtantinopels dort aufgegriffen und lange mit dieſer Tradition ihre Rechtsanſprüche auf die Ausdehnung in die urſprünglichen Reichsgrenzen geltend gemacht. Vielleicht ſteht uns als Folge dieſer alten Ueberlieferung in der orientaliſchen Frage durch Gottes Fügung auch noch dieſe neue Wendung bevor, daß das deutſche Kaiſerthum als römiſcher Erbe ſeine andere Hälfte, den türkiſchen Orient beanſprucht. So gut als der Rechtstitel für die Eroberung Schleſiens iſt auch dieſer.

Die Byzantiner beließen zuerſt in Epirus die antiken Namen. Aber die politiſche Verwaltung wurde auch dort neu eingetheilt. Im Synecdemos, das iſt im Reiſehandbuch des Hierokles, welches wahrſcheinlich zur Zeit Juſtinians des Erſten geſchrieben worden iſt, alſo 600 Jahre nach Chriſtus, gehört

Epirus mit fünf Städten und der Inſel Korkyra in die zwölfte Eparchie des Reiches, und Neuepirus, das weiter nach Norden hinauf griff bis Durazzo, zur dreizehnten Eparchie. In jener Zeit waltete noch lebhafte Sorge der Kaiſer für dieſe Lande. Juſtinian ließ in Altepirus zwölf neue Caſtelle bauen und fünfundzwanzig ältere ausbeſſern, in Neuepirus ſogar zweiunddreißig ganz neue errichten und ſechsundzwanzig ältere herſtellen. Procopius de aedificis gibt uns gewiſſenhaft die ganze Namensliſte. Verpflanzten wir ſie auf die Karte, ſo erſcheint uns dieſe ganze Küſte feſt verſchanzt. Polybios, ein Zeitgenoſſe der Römer da ſie Karthago eroberten und ſich Griechenland aneigneten, ſchilderte dieſes nach dem Augenſcheine gerade ſo. Und immer gewiß, bis in homeriſche Zeiten zurück, war das hier nicht anders, und die Byzantiner hielten ſich nur an die Spuren der Römer, wie dieſe dem Beiſpiele der Griechen gefolgt waren. Auch das Mittelalter hielt es ſo auf dieſen Ufern. Erſt die Neuzeit hat dieſe Vorſicht aus dem Auge verloren und Dyrrachium, Apollonia, Onchesmos, Buthroton, Sayada, Sybota, Chimerion, Nikopolis und Arta ſind nur mehr poetiſche Ruinen, völlig abgeſtorben jedem Leben und jedem praktiſchen Zwecke. Der Dichter und der Maler allein haben dort noch etwas zu ſuchen, und finden manchen Lorbeerzweig und alten Epheu. Aber nicht ohne Grund iſt hier einmal Wachpoſten an Wachpoſten geſtanden, ſo enge und nahe, daß man beinahe von einem zum andern hinüberrufen, jedenfalls ſehen konnte. Alle Stämme der Völkerwanderung haben dieſe Landſchaften durchzogen. Und ſelbſt zur Zeit des Kaiſers Juſtinian, da er die Vandalen unterworfen hatte und ſein Feldherr Beliſar den Gothen eben das letzte Refugium, Ravenna, abnahm, ergoſſen ſich hierher über Macedonien von Thracien aus die Longobarden, dann die Bulgaren und etwas ſpäter noch, das erſte Mal, auch die Slaven. Und nur zehn Jahre darauf, nachdem das gothiſche

Ravenna byzantiniſch geworden war, konnte der neue Gothenkönig Totila auch ſeine Barbaren nach Epirus überführen. 675 nach Chriſti, als die Conſtantinopler durch eine Belagerung der Araber gefeſſelt waren, ſchwärmten hier wieder Slavenhorden auf Kähnen die Küſte entlang und raubten, was nicht befeſtigt war. Das waren dieſelben, denen die Corfioten ihren geliebten, ſpäter heiligen Biſchof Arſenios abfangen mußten. Damals ſchon gründeten ſich die erſten Slavenniederlaſſungen in dieſem Lande.

In den zwei Büchern des Conſtantin Porphyrogenetos aus dem zehnten Jahrhundert erſcheint das eigentliche Epirus als achtes Thema mit der Hauptſtadt Nikopolis am ambrakiſchen Golfe und das nördliche Grenzland mit dem präſidirenden Dyrrachium als neuntes Thema.

Ende des zehnten Jahrhunderts wurde Epirus von den Bulgaren erobert und der Kernpunkt des neuen Bulgarenreiches. Achrida, im Innern der Berge, an der egnatiſchen Heerſtraße gelegen, war der Herrſcherſitz des gewaltigen Königs Samuel, Durazzo ſein Kriegshafen. Dieſes Reich reichte endlich ſogar von der Donau bis zum ägeiſchen Meere und der Propontis, wo nur die allergrößten Seeſtädte wie Theſſalonik und Conſtantinopel ihm nicht erlagen, und von dem Pontus Euxinus bis zu der Adria. Die byzantiniſchen Kaiſer mußten all' ihre Macht zuſammenraffen, damit es Baſilios der Zweite 1019 definitiv niederwerfen und vertilgen konnte. Durazzo wurde nur durch Verrath ſein Eigenthum wieder. „Damit Niemand fürder ſich unterſtehe durch ſelbige Gegend, alſo die Via Egnatia zu ziehen, haben die byzantiniſchen Herrſcher darauf vier Tagreiſen landeinwärts von Durazzo eine menſchenleere Wüſte hergerichtet." So erzählt Cedrenos. Aber es blieben doch eine Menge Bulgaren in dieſen Bergen Corfu gegenüber am Leben und gaben neue ſlaviſche Ortsnamen den Gegenden.

1081 klopfte an dieſer Schwelle des Oſtreiches der Weſten zum erſten Male mit der Meldung jener großen Bewegung an, einer anderen Regung der orientaliſchen Frage, welche unſere Geſchichtſchreibung die Kreuzzüge nennt. Es war als Robert Guiscard und ſein Sohn Bohemund mit ihren Normannen im Mai des Jahres 1081 aus Apulien nach Durazzo überſetzten, dieſes nach langer Gegenwehr und harten Schlachten am 14. Februar 1083 nahmen und nun Epirus bis Arta eroberten und brandſchatzten. Bohemund hatte dieſen Einfall mit der Eroberung von Buthroton und Corfu eingeleitet. Dieſe Kämpfe, mit dem byzantiniſchen Kaiſer Alexios Komnenos ſetzten ſich ununterbrochen auf dieſen Waſſern und in dieſen Landen bis in's Jahr 1085 fort. Robert's Pläne waren großartig nach dem ganzen Orient geſtanden. Er ſtarb mitten in ihrer Ausführung am 17. Juli 1085 auf Kephallonien. So gewaltig er das Mittelalter unſerer Geſchichte beeinflußt hat, heute wiſſen nur noch Wenige von ihm und ſeinen Kriegen. Nur ſein Name, aber kein Bild und keine Vorſtellung mehr, iſt den Schiffern jener Gegenden in dem Hafen und dem Canale von Biscardo übrig geblieben. Und auch der fängt wieder an ſich abzuſchleifen in den homeriſchen des Canales von Ithaka. Manche Helden der Menſchheit müſſen ſich begnügen Blitze zu ſein. Sie leuchten blendend, aber ſie erlöſchen auch gleich. Das große Licht des Augenblickes vergilt ihnen für lange nachfolgende Dunkelheit. Auch die Kunſt und die Literatur haben ähnliche nur momentane Erfolge. Ich möchte behaupten ſie blenden das Urtheil ſo, daß es die Sehkraft in die Ferne einbüßt.

Mit Robert Guiscard endigte dieſe erſte normänniſche Beſetzung von Epirus. Bohemund, der nun Fürſt von Tarent wurde, und ſein jüngerer Stiefbruder Roger vergaßen ſie zunächſt in Erbſtreitigkeiten auf italieniſchem Boden. Es blieb von dieſer ganzen italieniſchen Epiſode den byzantiniſchen

Kaisern nur der Nachtheil, daß Venedig ihre Schätze und ihren Luxus hatte kennen lernen und mit Dankansprüchen Fuß gefaßt hatte in der orientalischen Politik. Ganz wie es die Engländer seitdem gemacht, ließen sich die Venetianer diese Kriegshilfe, die sie gegen die Normannen von Apulien geleistet, durch Handelsvortheile belohnen. Im Mai 1082 schon erhielten sie darüber eine goldene Bulle ausgestellt. Sie gab ihnen völlige Zoll- und Handelsfreiheit, ein eigenes Quartier am goldenen Horne Constantinopel gegenüber, öffnete ihren Schiffen alle Häfen hier an der epirotischen Küste, insbesondere Dyrrachion, Avlona, Korkyra und Nikopolis. Diesen Vortheil eines bevorzugten Handels in die Grenzen des Orientes, der für so lange Zeit die quellenreiche Basis des Wohlstandes und der Macht der Venetianer wurde, dankten sie indirect dem Robert Guiscard und diesen Stürmen der Normannen auf das feige oströmische Reich. Das ist das Geheimnißvolle in der Weltordnung, daß wir oft von unseren Feinden mehr als von unseren besten Freunden zu unserem Glücke bedient werden, weil der Mensch nur frei in engen Grenzen ist und seine That und sein Wille wohl den Augenblick, nicht aber die Jahrhunderte, kaum den Tag beherrschen können. So hat Napoleon der Erste auch den Engländern manchen Handelsvortheil erwerben helfen.

Der Appetit der Venetianer, nachdem sie nur erst einmal die Reichthümer des Orients gekostet hatten, wurde immer größer und Alles mußte dann diesen Absichten dienen. Sie kannten in der orientalischen Politik keine andere Magnetnadel mehr als die ihres Handelsvortheiles. Auch die Kreuzzüge ordneten sie sich in diesem Sinne unter. Deren religiöse Seite hat sie ganz unberührt gelassen. So wurden sie, wenn auch nicht dem Namen nach, doch in der Wirklichkeit schließlich die Herren von Constantinopel. Das Mittelmeer aber, nachdem sie Amalfi völlig und Genua auch für lange Epochen erdrückt

hatten, beherrschten sie eigentlich auch namentlich. Und wir, die wir einen weiteren Ueberblick als die Zeitgenossen des Robert Guiscard haben, können sagen, daß diese Herrschaft der Venetianer ihren Anfang genommen hat in den Seeschlachten der Jahre 1081, 1082, 1084 und 1085 vor Durazzo und Avlona, zwischen Corfu und Buthroton. Das Korn eines großen Baumes, der weiten Schatten gibt und in die Jahrhunderte reicht, ist meistens ganz zufällig und an abgelegener Stelle gelegt worden. Niemand weiß und erinnert sich wie und wann es geschehen. So werden auch große Geister, welche später die Welt umgestalten, in kleinen Dorfschaften geboren, und dann findet man den Geburtsort und das Datum ihrer Geburtsstunde nicht mehr.

Erst als Kreuzritter betrat Bohemund diese illyrischen Ufer wieder. Denn in der bewegungsvollen Zeit der Kreuzzüge, als die Welt beinahe so reiselustig war wie heute in dem Jahrhundert der Eisenbahnen und Dampfschiffe, haben eben diese Alpenwege quer durch Epirus nach Thessalonik und die Seestraße von Corfu sich als die bequemsten Verkehrsmittel nach dem Oriente bewiesen. Hier passirten die ersten Fürsten und ihre Schaaren, welche Alexios der Erste nach dem Orient gelockt hatte, um ihm zur Hilfe die Muselmänner zurück zu werfen. Man kann heute von diesem verschlagenen Diplomatenkniffe des Byzantiners wohl sagen, wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Denn das byzantinische Reich ging daran mehr zu Grunde als Normannen, Franken und Deutsche sich aufrieben in diesen resultatlosen Kämpfen gegen die Seldschucken und Araber.

Quer durch Epirus gingen sie, nachdem sie bei Durazzo gelandet, immer noch auf der römischen Via Egnatia, darunter einer der ersten Bohemund von Tarent, der eben erst mit seinem Vater Robert Guiscardo denselben Alexios so erbittert bekämpft hatte. Ueberhaupt es war eine sonderbare

Welt: Freundſchaft und Feindſchaft gab es nur um eigennütziger Zwecke willen in dieſer ſo romantiſchen Ritterzeit. Des Gefühles und der Liebe wegen that ſich das wenigſte. Fiel der Zweck weg oder wandelte er ſich, ſo gingen auch ebenſo leicht die Neigungen ihm nach. Die Menſchen ſind kaum jemals früher oder ſpäter gleich realiſtiſch und egoiſtiſch geweſen.

Derſelbe Bohemund von Tarent wurde nun in Conſtantinopel der Gaſt des Kaiſers, ließ ſich zu ſeinem Lehensritter ſchlagen, einen Palaſt dort ſchenken, ſo daß ſein Fürſtenthum Antiochia, das er nach den Siegen des Kreuzheeres ſtiftete, unter die Oberhoheit der byzantiniſchen Krone kam. Um dieſes Verhältniß wieder abzuſchütteln, als es ihm nutzlos ſchien, landete Bohemund ein drittes Mal am 9. October 1107 ein Heer an dieſen epirotiſchen Küſten zu Avlona und ſtritt ſich in der Umgebung von Durazzo ein ganzes Jahr mit dem Kaiſer. Sie verglichen ſich ſchließlich und Bohemund blieb für ſein ſyriſches Fürſtenthum Antiochia Lehensritter des Kaiſers. Kurze Zeit darauf ſtarb er in Italien, eine der willenskräftigſten, ſtürmiſcheſten Figuren dieſer ſtarken, ſturmvollen Zeit. Auch äußerlich muß er gewaltig ſchon im Eindrucke geweſen ſein, wenn man dieſen nach dem homeriſchen Beiſpiele, das die Greiſe von der ſonſt unbeſchriebenen Schönheit der Helena tief ergriffen ſein läßt, als ein untrügliches Zeugniß und Spiegelbild der körperlichen Schönheit nimmt. Denn die Tochter des Kaiſers Alexios, die Schriftſtellerin Anna Komnena, zitterte in Conſtantinopel, da ſie den Bohemund nur ſah. Es thut wohl unſerem occidentaliſchen Gemüthe an ſolche Helden nur zurückdenken zu können, die dann auch von der Dichtkunſt und Muſik ſo überſtrömend bekränzt worden ſind, weil wir ſonſt nur Demüthigungen für uns in dem Studium der Geſchichte und Cultur des Orientes finden.

In den nächſten Kämpfen der Byzantiner und Normannen des Kaiſers Manuel Komnenos mit Roger dem

Zweiten von Sicilien blieb dieses Festland Corfu gegenüber unberührt.

Nicht so bei dem dritten Normannensturme auf das Reich der Komnenen unter Wilhelm dem Dritten von Sicilien gegen den Usurpator und Mörder Andronikos im Frühlinge 1185. Tancred, Wilhelm's Neffe, nahm Durazzo, und die Normannen zogen zum zweiten Male mit Heeresgewalt quer durch diese Länder nach Salonik, das sie eroberten. Und selbst Constantinopel zitterte schon vor dem zweiten Tancred. Aber wie die früheren Male, sie kamen auch dieses Mal nur als ein glänzendes, züchtigendes Meteor, ohne Bestand und Dauer ihres Feuergehaltes. Alles auf dieser Erde, was übergewaltig mit einem doch eigentlich nur kleinen Capitale von Kraft gleich Anfangs auftritt, ist meistens nur kurzlebig und ohne Zukunft. Das sind eben die Bäume, bei deren erstem Aufschusse schon das Sprichwort tröstend zuruft: Es sorge Gott, daß keiner in den Himmel wachse. In der Geschichte stehen sie dann wie Blitze des Zeus, die herabfahren große Strafen zu üben, lange Geduldproben der göttlichen Nachsicht abzuschließen, der ganzen Menschheit mit einem Schlage ein neues Gesicht zu geben, kurz recht eigentlich und ersichtlich wie Werkzeuge einer leitenden Vorsehung.

Nur Durazzo und die Inseln des jonischen Meeres, darunter Corfu, blieben den Normannen von dieser letzten gewaltigen Anstrengung. Ihr Großadmiral Margaritone herrschte zuletzt dort und führt sogar in Urkunden den Titel Margarito rege Epirotharum. Die Hohenstaufen erbten von ihnen die Kriegsluft und die Rechtsansprüche gegen die Komnenen und Angeli. Und unser Kaiser Heinrich der Sechste machte sie auch geltend und erlangte für die Rechtstitel auf diese Bergländer einen Tribut von sechzehn Centner Gold. Eine eigene Alemannensteuer sollte sie den griechischen Fürsten herbeischaffen. Durch diese Erbschaft ist endlich auch Manfred's poetischer

Name in dieſe Länder eingeführt worden. So haftet Alles, was in unſeren Erinnerungen lebt und uns groß und verehrungswürdig iſt, mit irgend einem Partikelchen ſeiner Exiſtenz auch an dieſen wüſten hohen Gebirgen Albaniens, welche heute den vielen Touriſten, die auf dem Canale von Corfu an ihnen vorüber dampfen nach Aegypten und nach Conſtantinopel, ſo fremd und gleichgiltig und unbekannt erſcheinen. Sie ſind nur wie Blätter eines uralten handſchriftlichen Buches, in welchem die Tinte erſt wieder leſerlich wird durch Anwendung mannigfaltiger Hilfsmittel. Denn auch die Erdrinde hat ihre Palimpſeſten, wo eine Schrift über der anderen liegt und es Mühe koſtet die ſpätere von der früheren zu ſcheiden und die unſerem jeweiligen Wiſſen und Gefühle eben am zuträglichſte erkennbar zu machen.

Die Byzantiner waren nicht die Leute, um neues Leben in dieſe fortwährend kriegeriſch durchſtürmten Berge einzupflanzen. Als das Land immer leerer geworden war, drangen die Illyrier von Norden herab zahlreicher ein, die ſich ſpäter unter dem Namen der Albani ſammelten und umtauften. Es blieb unverändert ſo in dieſen Bergen, daß nur ein kleiner Stamm ſchließlich dem Ganzen den Namen und die Herrſchaft aufdrückte.

Als die Franken Conſtantinopel eroberten und das oſtrömiſche Kaiſerreich unter ſich theilten, ungefähr wie Napoleon der Erſte ſpäter die Reiche in Fetzen zerriß und ſeine bettelarme Verwandtſchaft damit bekleidete, wurde dieſes wüſte gewordene Epirus den Venetianern zugewieſen. Aber ihre Herrſchaft war lange nur namentlich, denn ein Abkömmling der kaiſerlichen Familie der Angeli warf ſich dort zum Deſpoten auf, Michael der Erſte, Angelos Komnenos, ein Baſtardſohn des Joannes Angelos, der ſchon Statthalter von Epirus geweſen, aber damals noch für die regierende Familie ſeiner Verwandten. Von nun an treten dieſe Länder unter dem

Namen des Despotates und ihr Herr als Despotes in die Geschichte ein. Nikopolis, das wohl den Angriffen von der See für einen schiffslosen Herrn zu zugänglich erschien, wurde, wie damals übrigens die meisten Küstenstädte, als Residenz aufgegeben und Arta, welches mehr in der Sicherheit des leicht zu sperrenden Golfes lag, dazu erhoben. Eine lange Reihe von Kriegen mit den griechischen Titulatur-Kaisern von Nikaea und Byzanz folgte. Die Genuesen mischten sich als Freunde der Byzantiner in diese Kämpfe. Aber die Angeli der Komnenenfamilie behaupteten sich unerschütterlich in dem festen Bergbesitze. Seitdem Paulus Aemilius die siebenzig Städte der Epiroten zerstört hatte, hatten diese Länder keine so blühenden Zustände gesehen, wie sie ihnen nun unter dieser seperatistischen Herrschaft der Angeli wurde. Die Despoten schlugen eigene Münzen, wie uns eine Monographie des Numismaten Paulos Lambros darthut. Arta besonders, aber auch Janina wurden bevölkerte Hauptstädte. Auch Aetolien und Akarnanien und selbst die Inseln Corfu, Kephallonia und Ithaka waren zeitweilig der Despotie von Epirus einverleibt. Nur Dyrrachion ging im Jahre 1205 an die Venetianer verloren.

Ueber zweihundert Jahre bestand dieses Fürstenthum. 1204 hatte es Michael der Erste, Angelos Komnenos gegründet. Am 20. Juni 1210 unterwarf er sich der Lehenshoheit der Venetianer, um sich unter diesem Schilde sicherer ausbreiten zu können. 1214 wurde er zu Berat von seinem Diener ermordet. Ihm folgte sein Bruder Theodoros, eine gewaltige Figur, sowohl in seiner inneren Verwaltung des Landes, wie in seinen Eroberungen nach Außen. Nur die italienische Städte- und Adelsgeschichte hat solche durchaus eigennützige und in ihren Gewaltthaten gänzlich rücksichtslose Erscheinungen. Selbst in seinem heroischen und kolossalen Aeußeren glich er diesen florentinischen, römischen, pisanischen, mailändischen und veronesischen Gestalten. Er war mehr

Bulgare als Byzantiner in seinem ganzen Wesen. Rasch dehnte er sich nach allen Richtungen aus. Dyrrachion nahm er zurück, befestigte es mit Thürmen und machte es zur zweiten Hauptstadt des Reiches. Ueber Thessalien breitete er sich aus, bis Adrianopel und Philippopel und in die Grenzen des Bulgarenlandes hinein. Thessalonik fiel vor ihm, worauf er sich vom bulgarischen Metropoliten von Achrida zum Kaiser krönen ließ. Von 1222 bis 1230 gebot er so auch in Salonik. 1229 schloß er mit unserem Kaiser Friedrich dem Ersten ein Bündniß. Aber im April 1230 in einem treulos begonnenen Kriege gegen die Bulgaren fiel er in der Schlacht bei Klokotinitza am Hebros, der heutigen Maritza, in die Hände des Bulgarenkönigs Johann Asan. Dieser ließ ihn nach neuen Ränken, welche er aus der Gefangenschaft versuchte, blenden. Aber er tauchte trotzdem später wieder mehrere Male in der Geschichte des Kaiserthums Thessalonik auf. Er verheiratete nämlich seine wunderschöne Tochter Irene dem Bulgarenkönige und veranlaßte durch sie diesen, daß er gegen Thessalonik zog und dort die eigene Tochter des Bulgarenkönigs, die Kaiserin von Thessalonik, Gemahlin des Manuel, Bruders des Theodoros, entthronte. Denn dieser jüngere Bruder, Schwiegersohn des Königs Asan, war dem Theodoros nach seiner Blendung und eben um dieser bulgarischen Verwandtschaft willen zunächst unbestritten im Despotate und im Kaiserthume von Thessalonik gefolgt, 1230 bis 1240.

Aber das Despotat löste sich von diesem Reiche schon 1237 los. Der Neffe des Manuel, Constantinos Angelos, der Bastardsohn des Stifters dieser Despotendynastie, war mündig geworden und nahm als Michael der Zweite jenes Erbe seines Vaters in Anspruch. Von 1237 bis 1271 herrschte er darüber. Bis 1318 bestand das Despotat Epirus unter einer Linie der Angeli neben ihrem Kaiserthume Thessalonik. Michael der Zweite verflocht seine Schicksale mannigfaltig

mit der gleichzeitigen Frankenherrschaft im Peloponnes und mit den Erben der Normannen von Neapel. Er suchte durch diese Verbindungen in den Kämpfen gegen die Kaiser von Nikaea sich zu verstärken. Deshalb gab er dem Manfred seine wunderschöne, siebenzehnjährige Tochter Helena zur Gemahlin. Am 2. Juni 1259 landete sie zu Trani und vermählte sich dort bei prachtvollen Festen dem letzten Hohenstaufen, nicht ahnend das traurige Schicksal, welches sie schon nach siebenjähriger glücklicher Ehe zur Witwe machen und in den Kerker werfen sollte. Es war schwer damals, noch schwieriger als heute, auf einem Throne glücklich zu sein. Dyrrachion, Avlona, Berat und die Gegend von Spinarza, die alten Normannenfesten in diesen Landen, waren die Mitgift. Manfred hielt sie übrigens bereits seit 1257 auch factisch schon in seiner Gewalt. Er legte in alle starke Besatzungen. Die Verwaltung führte sein Großadmiral Philippo Chinardo, ein Kypriote, aber von fränkischem Geblüte, der schon ein besonderer Günstling Friedrich des Zweiten gewesen. Manfred unterstützte nun wirklich auch den Schwiegervater in seinen wechselvollen Kämpfen mit den Griechen von Nikaea. Michael der Zweite wollte lieber Epirus, das seine Vorfahren den Franken entrissen, jetzt mit diesen theilen als es an die Thronräuber von Nikaea abtreten. Dort wieder war man nach dem Besitze auch dieses Theiles des byzantinischen Kaiserreiches nicht weniger lüstern, als die alte Hauptstadt Constantinopel den Franken abzugewinnen. So wurde es in langem wechselvollem, sehr ernstem und erbittertem Ringen ein immerwährendes Auf- und Nieder von Erfolgen und verlorenen Schlachten in und um diese Herrschaft von Epirus zur Zeit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Ihr etwas trockener, aber genauer und zuverlässiger Geschichtsschreiber ist unter den Byzantinern Pachymeres geworden. Bald standen die Truppen des Palaeologen auf diesen jonischen Ufern von Epirus, hatten Arta erobert

und bedrohten Janina, und ebenſo raſch herrſchte einige Zeit darauf Michael der Zweite wieder vom adriatiſchen Meere bis über Theſſalien hinaus. Er weigerte ſich zuerſt den Michael Palaeologos, weil dieſer im September des Jahres 1259 nur durch die Beſeitigung ſeines Mündels, des jungen Laskaris, zum Throne gelangt war, als Kaiſer anzuerkennen, auch dann noch nicht als Palaeologos im Jahre 1261 Conſtantinopel den Franken wieder abnahm. Aber 1265 mußte er den endlichen Frieden doch mit der Huldigung vor dem Stifter der neuen byzantiniſchen Kaiſerdynaſtie beſiegeln und ſeinen älteſten Sohn Nikephoros mit der Nichte des Kaiſers vermählen. Endlich wurden damit dem Lande Epirus einige Friedensjahre bis 1271 erwirkt.

1271 ſtarb der Deſpot Michael der Zweite. Sein legitimer Sohn Nikephoros der Erſte folgte ihm in Epiros und auf den benachbarten Inſeln. Theſſalien fiel dem Baſtarde Joannes dem Erſten zu. Das Haus der Angeli theilte ſich nun in zwei Linien. In den Städten, welche dem Manfred abgetreten worden waren, hatte ſich inzwiſchen nach ſeinem Untergange deſſen Statthalter, der Großadmiral Philippo Chinardo, behauptet. Dann trat Carl von Anjou auch dieſes hohenſtaufiſche Erbe an. Nur Durazzo hatte Michael der Zweite beſetzt und behauptete es auch, mit venetianiſchem Beiſtande, 1270 gegen eine Expedition des Carl von Anjou. Da hatte ſich Carl an die Albaneſen gewendet, bei denen katholiſche Gefühle mitſprachen. Es iſt kaum zu ſagen wie viel diplomatiſche Kunſt auch in dieſen ſo roh beleumundeten und ſcheinbar ganz den Waffen unterthänigen Zeiten mitwirkte, viel mehr als dieſes heute der Fall iſt und noch verſchlagenere. Das „Königreich Albanien" huldigte Carl dem Erſten und Durazzo ergab ſich 1272. Die ganze Küſte unterwarf ſich dem Anjou. In allen ihren Burgen ſaßen ſeine Hauptleute. 1276 mußte ihm ſogar Nikephoros mit dem Reſte

ſeines Deſpotates huldigen. Dieſes Epirus der Anjou erſcheint nun in ihren Urkunden als Albanien.

Aber die Palaeologen von Conſtantinopel hatten ihre Anſprüche auf die Deſpotie erneuert. Endloſe Kämpfe folgten wieder, in denen ſich auch der Kernpunkt der orientaliſchen Frage, der ewige Wettſtreit zwiſchen dem Oſten und Weſten um die überwiegende Herrſchaft, äußerte. Man hat dieſe Kriege viel zu local gefaßt. Auch ſie ſind erregt und bewegt von jenem activſten Principe der Weltgeſchichte. Anfangs April 1281 bei Berat wurden die Ritter und Reiter des Anjou nicht nur geſchlagen, ſondern die ganze Armee beinahe völlig aufgerieben. Der ſchwache Nikephoros warf ſich ganz in die Arme der ſiegreichen Palaeologen. 1294 waren die Beſitzungen der Anjous in Epirus auf Buthroton und weniges Land Corfu gegenüber zuſammengeſchrumpft. Das trat Carl der Zweite 1294 ſeinem Sohne Philipp von Tarent ab ſammt ſeinen Rechtsanſprüchen. Die damalige Zeit achtete ſolche, gerade weil ſie viel Diplomatik trieb, noch als etwas Weſentliches, und manchmal war man damit in der Offenſive ſtärker als mit dem wirklichen Beſitze ſelbſt.

Der Deſpot von Epirus ſchlug ſich nun 1295 wieder zu den Angiovinen. Dieſes Bündniß ihres Verwandten mit den Franken von Neapel nahmen die Angeli von Theſſalien als Anklagepunkt zu einem Kriege gegen den Nikephoros auf. Und die Statthalter des Philipp von Tarent waren zu ſchwach bewaffnet, um ſie zurück zu werfen. Die theſſaliſchen Angeli eroberten das Deſpotat von Epirus bis Lepanto. Nun verbündete ſich Nikephoros neuerdings mit den Palaeologen von Byzanz gegen dieſe Angeli von Theſſalien und gewann mit dieſer Hilfe einen Theil ſeines Landes wieder zurück. Gleich darauf folgte aber ein Bündniß der zwei Angeli-Familien gegen die Palaeologen, an dem auch die Neapolitaner ſich betheiligten. Inzwiſchen, 1296, miſchten ſich auch die

Serben ein, nahmen Durazzo, und verwüsteten griechische Piraten die Küste. Eine Menge Gefangener wurde weggeschleppt und nur gegen großes Lösegeld freigelassen. Welche romantische Zeit und welche Stofffülle für Romane. Ein Kaleidoscop ist in dem Wechsel seiner Bilder nicht beweglicher.

1296 starb Nikephoros der Erste. Ihm folgte sein Sohn, der noch unmündige Thomas Angelos, 1296 bis 1318, der letzte Herrscher über Epirus aus der Familie der Angeli. Er war damals erst fünf Jahre alt. Seine Mutter Anna Despina Komnena Dukissa regierte für ihn. Ein Verzeichniß der griechischen Fürsten, das 1313 in Venedig verfaßt worden ist, nennt ihn „Thomas von Gottes Gnaden Großdespot von Romania, Fürst von Wlachia, Herr von Archangelos, Herzog von Vagenetia, Graf von Acheloos und Lepanto und Herr des Königsschlosses von Janina.“ Man sieht, es gab auch damals schon etwas unserem gothaischen Fürstenkalender Aehnliches.

Soweit es nicht die serbische Eroberung besetzt hielt, machten sich die Angiovinen wieder in Epirus zu den stärkeren Herren. Philipp von Tarent hatte die Prinzessin Thamar, die Schwester des jungen Despoten Thomas geheiratet und ließ durch seine Vicare das Land verwalten. Zuerst stand als solcher hier Ponzard de Tournay; nach 1296 Simon de Marcy; seit dem 25. Juli 1298 Wilhelm Grosseteste und weil dieser wenige Monate darnach starb, Rorgo (Aimerich) de Pussy provisorisch als Generalcommissair. Am 28. Juli 1299 folgte Gottfried de Porto und ihm, als er starb, am 29. März 1301 Rainer de Montefuscolo. Sie sollten alle die lateinischen und griechischen Ritter in ihren Lehen erhalten, in Frieden mit der Despina leben und die Wunden, welche der Krieg mit den Thessaliern geschlagen, heilen.

Die Angeli von Epirus befehdeten inzwischen wieder die von Thessalien. Dieses Aufreiben der beiden verwandten

Familien diente den Anjous und wurde von ihnen auch gehetzt. Das merkte schließlich die Despina. Sie fachte nun ihrerseits ihrem Schwiegersohne Philipp von Tarent einen Aufstand an, als seine Macht immer bedeutender geworden war. Pachymeres behauptet auch noch den anderen Grund, daß Philipp entgegen den Stipulationen des Ehevertrages die griechische Kirche dieser Lande in ihren Rechten zu verkürzen suchte. Er hatte sich inzwischen mit den Albanesen wieder verständigt und mit ihrer Hilfe im Sommer 1305 Dyrrachion den Serben wieder abgenommen und konnte sich nun „König von Albanien" nennen. Er gab den edelsten Albanesenfamilien Grafen- und Marschallstitel und große Freiheiten und Vorrechte.

1314 zogen die palaeologischen Kaiser gegen diese feste Macht der Anjous wieder zu Felde. Der Despot Thomas Angelos huldigte dem Andronikos dem Zweiten und ward mit dem ganzen Despotate, wie es Nikephoros einmal besessen hatte, belehnt. Aber dieser Krieg hatte für die Herrschaftsverhältnisse in Epirus wenig bleibenden Erfolg.

1318 fiel der Despot Thomas durch die Hand seines Neffen, des Grafen Nicolo von Zante und Kephallonia, der den Titel eines Despoten von Romania annahm und die Witwe des Ermordeten, Anna Palaeologina, zwang, ihn zu heiraten. Er regierte von 1318 bis 1323. Ihn tödtete sein jüngerer Bruder Johann von Kephallonien, der sich nun Despot von Epirus nannte und den Beinamen Angelos Komnenos gab. Er hatte eine Palaeologina zur Frau. Wie schon sein Bruder nahm auch er griechische Religion und griechische Sitte an. Er ging sehr gewaltsam vor. Die Hilfe des byzantinischen Kaisers hatte ihm zur Macht verholfen. Deshalb weigerte er auch zuerst dem Philipp von Tarent die Huldigung. Aber 1332, gezwungen durch den siegreichen Einfall des Walter von Brienne, mußte er sie doch leisten. Seine

Herrschaft währte von 1323 bis 1335. Die Byzantiner nannten ihn den Despoten von Akarnania. Sein Weib, Anna Palaeologina, vergiftete den Brudermörder. So erbte sich in dieser Familie die Blutschuld ununterbrochen fort. Sie war ränkevoll wie die Despina gleichen Namens, die ihr vorangegangen. Was sind alle Schandthaten und Familienmorde der Medici und Borgia gegen das, was hier in Epirus und im Kaiserhause zu Constantinopel beinahe tägliche Sitte geworden war, so daß es gewiß keine unbegründete Behauptung ist, auch diese Mode der Renaissance gleich den anderen der Künste und Wissenschaften aus Griechenland, besser gesagt aus den Byzantiner Landen nach Italien importirt zu glauben. Constantinopel erbte den Leichtsinn des Mordens von Rom her und gab ungemindert dieser ersten Heimat des Kaiserthumes nun, da dieses flüchtig vor den Türken ward, die grausame Erbschaft wieder zurück.

Die Despina Anna Palaeologina regierte zuerst für ihren minderjährigen Sohn Nikephoros den Zweiten, der von 1335 bis 1358 Despot von Epirus genannt wurde. Bald aber zwang sie der byzantinische Kaiser Andronikos der Dritte zur Abdankung und daß sie ihm die Vormundschaft über ihren vierzehnjährigen Sohn auslieferte. Zugleich wurde der kindische Fürst mit einer Tochter des kaiserlichen Oberstthofmeisters Johannes Kantakuzenos, des späteren Kaisers, verlobt. Denn Andronikos hatte mit Hilfe der Türken das ganze Hinterland, auch die Burgen von Janina und Arta erobert. Die Länder der Angeli waren endlich, kurz vor dem Sturze Constantinopel's, mit dem Reiche wieder vereint und das oströmische Kaiserscepter gebot für einen Augenblick wieder vom Pontus Euxinus bis zum jonischen Meere. Nur was den Anjous gehörte, Durazzo und ein kleiner Theil der Küste Corfu gegenüber, das nördliche Albanien, blieb immer ein feindlicher Dorn im griechischen Fleische.

Die Deſpina wurde nach Theſſalien geführt und ihr dort ein Jahresgehalt und Grundbeſitz zum Unterhalte angewieſen. Der junge Nikephoros flüchtete zuerſt 1338 zu den Anjous, denn die Fremden erſchienen ihm weniger gefährlich als dieſe allzu eifrige verwandtſchaftliche Vormundſchaft. Kantakuzenos in ſeiner byzantiniſchen Kaiſergeſchichte ſtellt dieſes ſo dar, als ſei Nikephoros von den Epiroten, die ſich nicht der Herrſchaft des Kaiſers fügen wollten, alſo Legitimiſten, durch ſeinen Hofmeiſter Richard nach Tarent entführt worden. Von dort ſei er mit bedeutenden Hilfskräften in ſein Stammland zurückgekehrt und habe auch Akarnanien und Epirus, das um den Golf von Arta liegt und bis nach Janina hinauf, ſich wieder unterthänig gemacht. Nun zog der Kaiſer Andronikos mit allen „Armeen des Orientes und Occidentes“ ſelbſt hierher. Mehr noch als ſeinen Waffen ergab ſich eine Feſtung um die andere ſeinem Gelde. Bald blieb dem jungen Nikephoros nichts übrig als ſich den grauſamen Thatſachen zu fügen. Sein eheliches Verhältniß zur Tochter des allmächtigen Großdomeſtikos Johannes Kantakuzenos kam ihm dabei zu Hilfe. Er wurde in Gnade aufgenommen und folgte dem ſiegreichen Kaiſer Andronikos nach Theſſalonik. Als dann ſein Schwiegervater ſelbſt den Kaiſerthron in Conſtantinopel uſurpirte, nahm der entthronte Deſpot von Epirus von ihm die Statthalterſchaft über die thrakiſchen Städte des Helleſpontes an mit der Reſidenz zu Enos, das damals noch nicht wie heute einen verſandeten Hafen hatte und wo der ganze Handel von Thracien auf der Maritza, dem alten Hebros, aus- und einfloß. Sein Land aber, Epiros, war 1339 unter den kaiſerlich byzantiniſchen Statthalter Johannes Angelos geſtellt worden.

Nur kurz indeß währte dieſer Triumph. Der größte Theil dieſer kaiſerlichen Eroberung bis Janina ging ſchon 1340 an den Serbenfürſten Stefan Duſan verloren. Auch die ſerbiſche Herrſchaft dauerte nur kurze Zeit. Mit dem Tode

des Dusan, der wie ein Blitz gekommen war und rasch wie ein Blitz erloſch, brach ſie zuſammen. Das ermuthigte 1356 den Nikephoros den Zweiten, noch einmal einen Verſuch zu machen die Deſpotie wieder zurück zu erobern. Aber ſchon 1358 erlag er den eingeborenen Albaneſen. Es war das definitive Ende des griechiſchen Deſpotates in Epiros.

Inzwiſchen hatte der älteſte Sohn Philipp's von Tarent und der Thamar Angela, die ſich in Italien Katharina nannte, in Durazzo von 1313 bis 1315 für ſeinen Vater als Vicar gewaltet. Nach ihm trat die epirotiſche Herrſchaft der Anjous ſein jüngerer Bruder Carl von Tarent an, mit dem Titel eines Deſpoten der Romania von 1316 bis 1331. Seine Witwe Katharina von Valois gab die Länder und die Rechte im Tauſchwege an Johann Anjou von Gravina, einen Bruder des früheren Fürſten von Achaia, Philipp von Anjou. Johann nannte ſich nun Herr des Königreiches Albanien und Herzog von Durazzo. Er regierte nur von 1333 bis 1335. Da er gerade einen Heereszug nach Epirus rüſtete, um Durazzo gegen die Byzantiner zu unterſtützen, ſtarb er am 5. April 1335. Ihm folgte ſein älteſter Sohn Carl 1335 bis 1348 in Durazzo, Albanien und San Angelo. Seine Mutter, Agnes von Perigord, führte die Vormundſchaft. Die Serben unter Stefan Duſan bedrängten auch ſeine Herrſchaft. Doch hielten immer noch viele Albaneſen treu genug zu den Anjous, um ihnen hier ihr Erbe zu ſichern, als der unglückliche Carl am 24. Januar 1348 von Ludwig dem Ungarn in Neapel enthauptet wurde. Wörtlich gleichlautend nämlich, wie die Herrſchaft der Anjous in Italien begonnen hatte, wurde der Tod des armen Manfred an dem Geſchlechte gerächt. Und es bewährte ſich alſo auch an ihm, daß Jeder einmal mit ſeinem eigenen Maße, das er ſelbſt gegeben hat, gemeſſen wird, und daß Blut erntet, wer Blut geſäet. Denn auch die göttliche Vorſehung ſcheint nicht ganz ohne die Gewohnheit der Blut-

rache zu ſein. Es wäre auch ſonſt kaum erklärlich, wie ſich dieſelbe in ſo viele Gemüther einpflanzte.

Die älteſte Tochter des Hingerichteten, Johanna, folgte ihm in dem Herzogthume Durazzo von 1348 bis 1393. Sie ließ durch Capitäne das Land und die Schlöſſer verwalten. Dieſe aber wußten den Frieden mit den Albaneſen nicht zu erhalten und im Frühlinge des Jahres 1368 ging ſelbſt Durazzo nach wiederholtem Angriffe an den Carl Thopia, den Anführer dieſer Horden verloren, der ſich nun König von Albanien nennen ließ. Dreißig Jahre herrſchte er darüber und zwanzig in Durazzo, ein eben ſo mächtiger Fürſt als gewandter Diplomat. Sein Vater hatte eine Tochter des Königs Robert von Neapel entführt und heimlich geheiratet. Der Schwiegervater hatte beide unter Vorſpiegelung der Verſöhnung nach Neapel gelockt und ließ ſie dort hinrichten. Carl Thopia rühmte ſich alſo mit Recht von der Mutter her ſeiner Abſtammung von Hugo Capet und führte die drei Lilien von Frankreich in ſeinem albaneſiſchen Stammwappen. Sein Angriff auf das albaneſiſche Erbe der Anjous mag in der That, wie es die Chronik vermuthet, auch ein Act der Rache geweſen ſein. Von 1358 bis 1388 regierte er über dieſe Eroberungen.

Um ſich gegen die immer ſtärker andringenden Türken behaupten zu können, mußte Georg, der Sohn und Erbe dieſes Carl Thopia, im März 1392 die Venetianer als Herren in die Feſtung Durazzo einlaſſen, und im October, da er ſtarb, ging all' ſein Land an ſie über. Venedig dehnte nun ſeine Herrſchaft über den größten Theil des nördlichen Albanien aus, ſo daß hier wieder die italieniſche Zunge herrſchte. Buthroton, das nie albaneſiſch geworden und immer mit Corfu verknüpft geblieben war, war ſchon 1386 mit Corfu venetianiſch geworden. Parga folgte 1401 und der Thurm von Sajada mit den Salinen 1414.

Im eigentlichen Epiros, das heißt in Janina, hatte ſich mit Zuzüglern von den joniſchen Inſeln herüber ebenfalls

wieder die Herrſchaft der italieniſchen Franken aufgerichtet. Eſau de Buondelmonti, der Florentiner, regierte dort bis 1403. Als dieſer kinderlos ſtarb, vererbte er die Deſpotie an Carlo den Erſten Tocco von Leukadien. Dieſer mußte ſich aber den Beſitz erſt in fünfzehnjährigen Kämpfen von den ringsum darauffallenden Albaneſen erkämpfen. Dann herrſchte er wirklich eilf Jahre lang in Arta als Deſpot von Romania und Janina durch ganz Südalbanien und über Aetolien und Akarnania von 1418 bis 1429. Ihm folgte ſein Neffe Carlo der Zweite von 1429 bis 1448. Gegen ihn riefen die Baſtarde des verſtorbenen Deſpoten die Türken in das Land. Am 9. October 1430 ſchon mußte Carl der Zweite Janina den Muſelmännern ausliefern. Das wiedererſtandene Deſpotat ſchrumpfte ſchon wieder auf Arta zuſammen. Und unmittelbar nach dem Tode des Deſpoten fielen die Türken auch über dieſen Reſt und nahmen es den unwürdigen Erben ab. Am 24. März 1449 fiel Arta in ihre Hände und damit verſchwand die letzte Spur eines ſelbſtändigen Epirus aus der Welt. Nur Parga und Buthroton verblieben noch bei Venedig.

Damals ſchon wie heute lebten unter dem türkiſchen Scepter die Chriſten im ewigen Zwiſte, geneigt, ſich eher mit ihrem Glaubensfeinde als mit dem Bruder zu vertragen, welchen ſie nie anders denn als Nebenbuhler erkennen wollen. Das allein ließ die türkiſche Herrſchaft ſo mächtig werden und iſt der Zauber, welcher ſie ſo lange erhält. Um ſie gründlich, das heißt von Innen heraus zu ſtürzen, müßten die frondirenden Nachbarn zuerſt die Einheit der türkiſchen Chriſten gegen die türkiſchen Muſelmannen herbeiführen können. Einſtweilen noch will keiner der chriſtlichen Stämme die türkiſche Oberherrſchaft durch die ſeines chriſtlichen Bruders erſetzt dulden, wie ſie damals in Epiros und ſo durch das ganze byzantiniſche Reich, in Rumelien und Anatolien die Türken in's Land gerufen hatten, um ſie von einem anderen ihnen

eben unbequemen Christen zu befreien. Die Völker alle, wie die Menschen auch im Einzelnen, gelangen zuletzt nach einem längeren Stadium großer Zügellosigkeit in einen Zustand, da ihnen die Freiheit das Unerträglichste wird.

In Epirus folgten nun die romantischen Freiheitskämpfe des berühmten Georg Castriota, Fürst von Albanien von 1443 bis 1467, Skander beg genannt, heute noch der Gegenstand vieler Volkslieder und Sagen. Wer diese Gestalt eines anderen macedonisch-illyrischen Helden etwas näher betrachtet mit dem reichen Materiale, welches die Geschichte über ihn geliefert hat, der wird auch manches von den gegenwärtigen Ereignissen jener Länder begreifen. So wie er und seine Verhältnisse ist dort noch immer Alles. Und die Umstände und die Menschen sind so, daß jeden Augenblick ein anderer Skander beg in jenen Bergen aufstehen kann, sobald nur der göttliche Funke in irgend einer Seele entzündet wird.

Georg Castriota war der vierte, der jüngste Sohn eines kleinen Stammfürsten, Johannes Castriota, in Epirus, der zwischen der adriatischen See und den Bergen seine Grafschaft hatte. Der Vater unterlag dem Sultane und die vier Knaben wanderten als Geißeln nach Constantinopel. Dort wurden sie in Muselmänner umgewandelt. Die drei älteren starben. Georg, welcher auffällig schön und auch geistig befähigt sich zeigte, spielte am Hofe und im Heere des Sultans Murad des Zweiten eine große Rolle. Dort im persönlichen Dienste des Herrschers und beinahe noch ein Knabe, erwarb er sich schon den ehren- und erinnerungsvollen Beinamen Iskender Bey, der große Alexander, unter welchem er später besungen ward. Sein väterliches Fürstenthum wurde ihm zum Danke für seine Tapferkeit zwar nicht als freies Erbe, aber doch als beinahe unabhängige Provinz übergeben Er war damals erst achtzehn Jahre alt, also eine durch Jugend, Schönheit, Ansehen und Macht begeisternde Heldengestalt. Kaum fühlte er sich so weit,

ſo kam auch der alte Geiſt wieder über ihn, der nun einmal untilgbar über dieſen wilden Gebirgen zu walten ſcheint. Wie ſoll auch der Menſch bezähmbar ſein, wo es die Natur ſo gar nicht iſt. In den civiliſirteſten Zeiten des Alterthumes, als das ganze Mittelmeer ein Landſee der blühendſten Städtecultur geworden war und durch Epirus die wichtigſten Handels- und Poſtſtraßen führten, blieben doch dieſe Thäler und ihre Bevölkerungen barbariſch, aber auch urkräftig und zu rieſigen Thaten befähigt. Sie müſſen nur aufgeweckt werden, wenn ſie manchmal einſchlafen. Georg Caſtriota ſchwor ſeinen neuen Glauben ab und die militäriſche Treue, welche er dem Sultan gelobt; wurde ein Lehensmann des Papſtes und führte bald alles, was muthig und abenteuerlich war in Epirus gegen ſeine früheren Waffengefährten. Mehr als einzelne Burgen und die Berge hat er nie gegen die Türken behaupten können. Aber ihre ſtärkſten Heere und zuletzt der Eroberer von Conſtantinopel ſelbſt, Mohamed der Zweite, vermochten ihn auch nicht zu bemeiſtern. Dreißig Jahre erhielt er ſich frei und unabhängig im Felde. Die meiſten dieſer Kämpfe zogen ſich um Durazzo herum, weil die See ihm immer Zufuhr an Geld und Waffen brachte. Alle ſeine Kriegsthaten waren blendend durch ihre Raſchheit, ihren Muth und die Verwegenheit. Der Sultan Mohamed ſelbſt war vielleicht der begeiſtertſte Bewunderer ſeines Heldenmuthes und wohl hat es Iskender Bey verdient von Lord Byron ein zweites Mal in die Unſterblichkeit erhoben zu werden.

Solche Leute bringen dieſe Berge Corfu gegenüber hervor. Aber nach Georg Caſtriota's Tode, und er ſtarb friedlich zu Aleſſio auf venetianiſchem Gebiete, verſchwand der letzte Widerſtand der Albaneſen gegen die Türken. Viele wohlhabende Familien Albaniens wanderten damals nach Neapel und Sicilien aus und fanden dort gaſtliche Aufnahme. Ihre Spuren haben ſich in der dortigen Bevölkerung bis heute er-

halten. Was zurück blieb wird immer am beſten durch die Worte des byzantiniſchen Geſchichtsſchreibers Kantakuzenos charakteriſirt: Αλβανοι αυτονομοι νομαδες, die Albaneſen ſind immer unabhängige Hirten. Seitdem iſt dieſes Bergland Corfu gegenüber türkiſch geblieben, das heißt Eigenthum des Sultans von Conſtantinopel und zum größten Theile auch muſelmänniſch in ſeinem Glauben geworden. Die Wellen der franzöſiſchen Revolutionskriege brandeten nur unmerklich daran und die Schaaren Napoleons, wie die ſeiner Gegner, der Engländer und Ruſſen, haben nie mehr als die Küſte geſtreift.

Wohl kein anderer Fleck der Erde hat mehr und verſchiedenartigere Herren geſehen. Pelasger, Phönikier, Hellenen, Griechen, Chaonen, Theſproter, Molloſer, Macedonier, Römer, Byzantiner, Bulgaren, Walachen, Normannen, Neapolitaner, die deutſchen Hohenſtaufen und die franzöſiſchen Anjous, Serben, Albaneſen, die Venetianer und Genueſen und endlich die Türken, ſie Alle ſind in Epirus einmal eingekehrt und haben hier die Herrſchaft behauptet. Am beweglichſten wurde die Deſpotie, nachdem einmal der altrömiſche Kaiſerſcepter, den Byzanz ererbt hatte, hier Anſehen und Geltung verlor. Nichts auf dieſem Boden wollte dann mehr Wurzel faſſen, um bleibend zu gedeihen. Es war, als hätten die vielen Völkerfluthen, die über Epiros ausgegoſſen worden waren, alle nährende Erde daraus weggeſpült. Denn ſolche Ueberſchwemmungen der wilden Menſchennatur können verheerender noch wirken als die bibliſche Sündfluth. Der ganze Charakter des Landes wurde dadurch graufteinig, ſo wie die Berge der Keraunien herüber nach Corfu erſcheinen, wie ich denn überhaupt als Regel glaube, daß ſich der politiſche und ethiſche Zuſtand eines Landes in ſeinem landſchaftlichen Aeußern ausprage, nicht anders als man aus dem Geſichte eines Menſchen die Sünden oder den Frieden ſeiner Seele ableſen

kann. Mit Oedipos auf Kolonos alſo zu reden und zu philoſophiren:

„die Kraft des Erdreichs welkt, es welkt des Leibes Kraft!“

Mehr als an jedem anderen Leiden aber gehen die Länder und Völker an politiſcher Unbeſtändigkeit, an dem Aufgeben eines urſprünglichen Principes zu Grunde. Epiros hat heute noch nicht dieſe Zuſtände überſtanden, welche ſich Spanien und Frankreich eben bereiten. Aber das Mene tekel der Geſchichte wird von den Völkern ebenſo wenig beachtet als die Erfahrungen der Eltern von den Kindern und es ſcheint, daß Gott zu ſeiner Weltordnung dieſen ewigen Unverſtand nicht weniger als den Verſtand der Menſchen brauche, indem er jedesmal, wenn ihm Jemand zu himmelsſtürmiſch groß werden will, nur jenen walten läßt. Er braucht dann gar nichts dazu zu thun. Der Gigant bringt ſich immer ſelbſt um, ſtatt das Unglück am meiſten zu fürchten, wenn es am fernſten erſcheint.

2. Capitel.

Die Burg und der See von Buthroton.

An Bord der Yacht Caſtrell, Sonntag, den 20. November.

Aber ich eilte zum Schiff und ermahnete meine Gefährten
Einzuſteigen und ſchnell am Ufer die Seile zu löſen.
Eilig brachten wir jetzt die Geräthe des Schiffes in Ordnung,
Saßen dann ſtill und ließen von Wind und Steuer uns lenken.

So begann geſtern unſere „glückliche Fahrt“. Auch das homeriſche Stillſitzen iſt immer noch unwillkürlich der Anfang jeder ſolchen Seereiſe hier auf dem Segelboote. Es iſt als ob ſich zuerſt Andacht in die Seele legte. Sie iſt wort- und tonlos und meiſtens fehlen ihr ſelbſt die Gedanken, aber das Gefühl ſchwelgt darin. Wir hatten zunächſt kein anderes Ziel

als uns im unbeſtimmten Herumfahren der See zu freuen. Wind und Segel ſollten ihr Spiel mit uns haben und nahmen es in der zierlichſten und gefälligſten Weiſe. Der Abend kam und eine milde Nacht und eine Fülle der Sterne am reinſten Himmel. Ein Kindergemüth, das ſchläft, kann nicht wolkenloſer ſein. Aber kein Mond erſchien. Ich hatte die größte Mühe unſere griechiſchen Schiffsleute dazu zu bringen, am Maſte die Signallaterne anzuzünden. So unvorſichtig um eines kleinen Gewinnes willen ſind ſie in dieſen ſo befahrenen Meeren.

Auch da ich heute auf das Verdeck ſtieg, fand ich noch völlige Dunkelheit. Aber ich wollte keine Minute, ja keine Ahnung des kommenden Tages verlieren. Die Segel hatten ſich ſchlaff um die Maſten gehängt. Sie klappten nicht einmal, denn kein Windhauch ging. Erſt nach einer Stunde hoben ſie ſich leiſe und rundeten ſich und nun begann auch das Grauen des Tages. Sein Athemzug ging dem Lichte voran. Das erſte Erwachen in dieſen Landen wird dann gleich ein blendendes Leuchten, noch ehe die Sonne ſelbſt erſchienen. In einen wolkenloſen Himmel ſtieg ſie hinauf, hinter den albaneſiſchen Bergen, aus den Schluchten Dodona's hervorkommend; ein Feuerball, durch keine Dünſte, keinen Nebel in ſeinem Umriſſe, ſeinem Glanze beeinträchtigt. Nicht grell, in die milden zuſammenfließenden und übereinſtimmenden Farben des Perlmutters kleidete ſie See und Land, daß der neue Tag wirklich wie eine Perle in der aufgeſchloſſenen Muſchel lag. Es war als höre man Muſik, Sphärenmuſik. Keines Menſchen Geburt iſt feierlicher als ſolch' eine der Zeit auf dem joniſchen, griechiſchen Meere. Auch die Sonnenaufgänge der Gletſcherwelt verblaſſen daneben.

Corfu war roſig angehaucht, auf der See wogten und miſchten ſich Blau und Silber und wo ſie ſich trafen jenes weiche Roth, das ich nur im Süden geſehen, das dem Be-

griffe unſeres Violetts nahe liegt, aber roſiger iſt. Die See ſchlummerte noch ruhig und glatt in jenem halben und doch ſo erquicklichen, beinahe wollüſtigen Morgenſchlafe, welchen auch der Menſch hat, und glänzte mit einem beweglichen weichen Flimmerſcheine als ſei ſie ein Atlasſtoff. Dante im Purgatorio, als er eben aus der Hölle dort angelangt und zum erſten Male wieder das Werden des Tages ſieht, nennt dieſes mit klangvoll maleriſchen Worten il tremolar della marina:

L'alba vinceva l'ôra mattutina
Che fuggia innanzi, si che di lontano
Conobbi il tremolar della marina.

Auch ein albaneſiſches Märchen aus Hahn's Sammlung fiel mir ein, in welchem das ſtiefmütterlich behandelte Kind der guten Fee das Meer mit ſeinen Wellen als Muſter für eines der drei Kleider gibt, die ſeine höchſten Wünſche begehren. Wenn man ſolche See im Frühlichte eines griechiſchen Morgens geſehen hat, dann findet man dieſe Sprache und ihre bilderhältigen kleidſamen Vergleiche das naheliegendſte, ja wie das Ei des Columbus als von ſelbſt gegeben.

Die Ferne hinab, das Thor zwiſchen Levkimno, das zu Corfu gehört, und dem Cap von Parga, das klotzig vom türkiſchen Feſtlande in die See hinaustritt, lag frei und klar. Man unterſchied deutlich hinter dem weißen Vorgebirge das höhere, felſig gethürmte Paxos und ſogar Santa Maura wurde in weiteſter Entfernung als ein Schatten ſichtbar. Wie Thürſtöcke ſo ſtehen die beiden Landzungen, Cap Levkimno auf Corfu und das Gebirge von Parga ſich gegenüber. Es ſind die Grenzſäulen, welche den Eingang in die bergende Straße von Corfu, die beinahe ein Hohlweg iſt, und nach der anderen Richtung den Ausgang in das weite wogende und unſicherer durchſtürmte joniſche Meer markiren.

Nur ein leiſer Wind trieb uns, welcher auch nicht ganz Scirocco war, ſo daß wir mit Kreuz- und Querzügen dem

epirotiſchen Ufer näher zu kommen ſuchen mußten. Ich war dieſer äoliſchen Zögerung nicht unzufrieden. Wer nur die Gewohnheiten der rohen und lärmenden Erſchütterungen eines Dampfers kennt, der muß die lautloſe, flügelartige Bewegung eines Segelſchiffes, das ſich wohl hebt und ſenkt, aber immer in derſelben Lage, wie Mozartiſche Muſik nach dem ohrenbeleidigenden Geräuſche moderner Zukunfts-Compoſitionen empfinden. Mit einer Verszeile meines Freundes Prokeſch ſagte ich mir, die Wanderung ſelbſt bringt mir Gewinn!

Die Luft war ebenſo milde und weich als ſie ſchön war, oder eigentlich, ſie war ſchön, weil ſie milde und weich, ſelbſt durch den Hauch, der ſonſt immer dem Sonnenaufgange vom Lande her vorausgeht, nicht gekühlt ward. Nicht für einen Augenblick wurden uns Mäntel nothwendig.

Unſer Curs ſtand auf Cap Stilo, das ſich ausſpringend vom Feſtlande in ſeiner Richtung mit dem Cap der Akropole von Corfu begegnet. Verlängert in ſüdlicher und nördlicher Erſtreckung müßten die beiden ſenkrecht aufeinander treffen und durch eine Barre den Canal von Corfu ſperren. Es iſt auch zwiſchen ihnen eine der engſten Stellen dieſer Waſſerſtraße. Cap Stilo iſt ein nackter, felſiger, nicht ſehr hoher Klotz. Sturm und Wellen haben ihn ausgewaſchen, daß nur mehr Knochengerippe der Erde übrig iſt. Nahe rechts von ihm gegen Oſten ſenkt ſich der Hafen Vathi und daneben der größere, die Bai von Ftelia in das Land. Beide ſchmal in ihrem Eingange, aber tief eingeſchnitten und für denjenigen, der die Engpäſſe ihrer Pforten zu paſſiren wußte, geſchützt in ihrem Ankergrunde. Auf der anderen Seite links biegt das Cap jäh nach Norden um. Dorthin lag unſer Weg, nachdem wir die Höhe des Vorgebirges einmal gewonnen hatten.

Wir hielten uns nahe der Küſte. Grauer, weiß ſich brechender Kalkſtein, horizontal geſchichtet, bildet ſie. Arbutus, Lorbeer, Stinobüſche, Haſelnuß und Feigenſtauden niſten darauf.

Zerbröckelt und herabgestürzt liegt ein Archipel schwarzer Klippen vor dem Ufer. Es zieht sich so eine einförmige Mauer eine lange Strecke nach Norden hin, bis es wieder tief in den Osten zurückfällt und die ansehnliche Bucht von Butrinto, den Pelodes Limen, das ist den Schlammhafen des Strabo und Ptolomäus bildet. Die Bucht greift weit hinter dieses Vorgebirge in das Land hinein und in neue Thäler, welche für Corfu verschlossen sind, sieht man. Dann aber auch durch die Thalung hinter dem Vorgebirge Stilo erkennt man Ortschaften, welche für Corfu viel südlicher liegen als Butrinto. So, hoch auf dem Berge, Conispolis.

Einmal war all' dieses Land, über das man jetzt wegsieht, mit Wasser gefüllt. Damals mag das Meer hart unter den steilen Bergen gelegen sein, die jetzt tief im Lande aufragen. So groß die Bucht, so wenig Ankergrund bietet sie und nur ganz auf ihrer Schwelle, eigentlich schon im Canale von Corfu. Alles Uebrige ist seichtes Wasser, dem immer mehr Schlamm zugetragen wird von den Abflüssen des See's und von den Abstürzen des Gebirges, auf welchem kein Busch und Wald mehr Staub und Gerölle aufhalten. Beinahe nicht zu unterscheiden schließt sich an das Schlammwasser der Bucht niedriges, feuchtes Land an. Wie eine Pyramide steigt aus diesem flachen Felde ein einziger Kegelberg auf. Er steht ganz einsam, ohne Kettung an das Gebirge zur Rechten und Linken und hinter ihm. Eine kleine Ortschaft, Murcia, ist an ihn gelehnt. Die größere, Conispolis, breitet sich höher auf einer Mittelstufe des Gebirges und weit über den Hang und in die Mulden hinein zerstreut, so daß ansehnliche Pflanzungen zwischen den einzelnen Häusern liegen. Es ist dieses die Art wie in Albanien sich alle Dörfer anbauen, im Gegensatze zu denen Corfu's, welche gedrängt und enge auf Felsenvorsprünge gestellt sind, daß ihre Häusermasse wirkt und leuchtet weithin. Die albanesischen findet man aus der Entfernung kaum mit dem Glase.

Im Norden ſperrt Capo Scala, das alte Vorgebirge Poſeidion, die Bucht von Butrinto, den Pelodes Limen. Wie ein Riegel ſchiebt es ſich vom Feſtlande gegen Corfu hinüber und engt dort den Canal am ſchmalſten. Die Ausſicht in's Freie, in's nördliche adriatiſche Meer iſt abgeſchloſſen, und die Berge der Inſel und des Continentes erſcheinen nicht mehr durch das Waſſer, nur durch Schatten und Farbentöne getrennt und geſchieden. Zu den Felſenhängen des Capo Scala hat ſich der Ausfluß des Butrintoſee's hingedrängt. Wir mußten in eine Ruderbarke überſteigen, um in dieſen Fluß einzufahren. Er iſt ziemlich breit und tief, von lehmig gelber Färbung. Eine Unmaſſe von Fiſchen ſprang aus dem Waſſer auf. Die Keckheit derſelben läßt vermuthen, daß ſie eine wenig beſtrittene Exiſtenz hier feiern. Schon im Jahre 1320 gaben die Fiſchereien von Buthroton eine Rente von 1500 Liren.

Die Ufer ſind flach und ſchlammig. Schilf in undurchdringlicher Dichtigkeit, Urwälder im Kleinen, deckt ſie. Niedrige Tamariskenbüſche, Tamarix gallica, ragen an einzelnen Stellen daraus auf. Schaaren von Stechfliegen niſten darin, fliegen auf und ſtürzen ſich auf uns. Man kann ſich ihrer nicht erwehren. Es iſt ein trauriges Bild, die Fahrt auf dieſem Fluſſe von Butrinto. Seine Eindrücke mahnen mich an die Schilderungen, die ich von amerikaniſchen urwälderiſchen Flüſſen geleſen. Weit und breit kein menſchliches Weſen, nur Adler, Geier, Pelikane, die auffliegen, der träge Strom, das langſame Rudern unſers einzigen Fährmannes, ſtechende Sonne und ſtechende Fliegen, ſeichte Ufer und eine unveränderliche Einförmigkeit, die länger als eine Stunde dauerte. Nichts zu ſehen als immer dasſelbe, aber durch Hitze und Sonne und den Stachel der Mücken auch keine Ruhe.

Gleich beim Eingange in dieſes Paradies der Hölle, auf dem linken Flußufer ſteht die Ruine eines venetianiſchen Fort's, hohe Ringmauern um einen aufrechten Thurm, aber

kein Menſch darin zu finden. Es begreift ſich, daß man, ſobald die unbedingteſte Nothwendigkeit nicht mehr zwang, den Gedanken aufgab, ſolche Scheußlichkeit, wie den Weg durch dieſen Strom zu vertheidigen.

Auch das eigentliche Schloß von Butrinto iſt heute eine Ruine. Ueberlebten und vergeſſenen Menſchen wird doch bald die Wohlthat des Sterbens und Verſchwindens. Ihren Werken geht es nicht ſo gut. Dieſes andere unſterbliche ſteht gleichfalls auf dem linken Stromufer, gerade dort, wo der See in denſelben mündet. Das Caſtell, die Akropole der Alten, das Buthroton der Römer und Byzantiner, hielt ſich auf dem rechten Ufer, während man alle die ſpäteren kräftigen Neubauten der Venetianer, welche dieſen Ein- und Ausgang Italiens ſo uneinnehmbar den Türken machten, das eigentliche Butrinto oder Butzindro, wie der Volksmund ſprach, auf dem linken Stromufer, alſo rechts vom Einſchiffenden ſuchen muß. Blos durch Sonderung dieſer zwei Namen kann man ſich dieſes leicht vergegenwärtigen. Allerdings beſtand auch Buthroton zur Venetianerzeit noch fort und machte dadurch die Feſtung ſo ſtark. Aber die fränkiſchen Ritter von Neapel und deren Vorgänger, die Griechen, hatten nur dieſe Bergfeſte und nicht das venetianiſche Butrinto, das unten auf dem Flachlande ſteht, zur Vertheidigung. Es bildet ein Dreieck, durch drei ſchwere runde Thürme flankirt, ſchilfgefüllte Waſſergräben um das Ganze. Sein äußeres Anſehen wie auch das der Feſte unten an der Mündung des Fluſſes erinnert am meiſten an die Skaligerburgen auf der Halbinſel Sirmio des Gardaſee's bei Verona. In einem der Thürme fand ich einen Feigenbaum gefangen. Dieſer Baum zeigt überall im Süden Neigung ſich ſo kühl einkerkern zu laſſen. Das Innere des Schloßhofes füllen Viehſtälle und Miſthaufen der albaneſiſchen Rinderhirten, denn Buthroton iſt unveränderlich der Etymologie ſeines Namens — βοῦς und θρώσκω — getreu ein vor-

züglicher Weideplatz für alles schwerwandelnde Rindvieh geblieben.

Der Umgang auf der Festungsmauer, der immer noch möglich ist, gibt ein verständliches Bild der Gegend und läßt behaupten, daß hier niemals eine größere Stadt gestanden haben, daß auch das Buthroton der Römer nur ein Castell zu Vertheidigungszwecken gewesen sein könne. Wer sollte sich auch je, und diese Landschaft trug immer denselben Charakter, hierher in diese trostlos steilen Berge, an einen See, dessen Ufer nur Schlamm und Ungeziefer nähren, gesetzt haben? Auch fehlt der Raum, um eine Stadt darauf zu bauen.

Jenseits des Flusses, auf dessen rechtem Ufer, steht ein anderer hoher viereckiger Thurm, der mit zu diesem venetianischen Werke gehört. Und dann hebt sich der Felsen, der Buthroton trug. Jener Berg ist ganz mit Mauerlinien überzogen, und unten um ihn ist eine hohe Wand gestellt, welche wohl stets das Einzige barg, was hier Stadt genannt wurde. Dieser Kreis ist mit Ruinen gefüllt. Ueber alle, auch über diese Wallmauer hebt sich ein langes viereckiges Gebäude, das in seinen Formen und durch seine Fensterstellung mich an den Rest des byzantinischen Kaiserpalastes im Stadtviertel Aiwan Serai zu Constantinopel erinnert. Und so dürfen wir annehmen, daß wir hier noch ein Ueberbleibsel der Justinianischen Bauten aufrecht vor Augen haben, welche er diese ganze Küste hinauf und hinab zum Schirme gegen Seeräuber anlegen ließ. Nur das Dach ist dem Gebäude eingestürzt. Unzugänglich halten es Epheugewinde, Lianen. stachelige Büsche gefangen. Das ganze Stadtgebiet von Buthroton ist mit einer Vegetation gefüllt, die anders als durch völlige Vertilgung nicht zu überwinden ist. Kein Menschentritt kann seit Decennien dort eingegangen sein und in dem Schlosse mögen Schätze und verzauberte Existenzen schlafen, ohne daß wir mehr davon wissen als von dem Palaste des Dornrösleins. Ich dachte an

Gustav Doré. Manches seiner Bilder scheint wie lebendig geworden hier.

Ich ließ mich über den Fluß rudern und mußte dann noch durch Schilf, Moor und Wasser waten, um diesem Nymphäum zuzukommen. Aus den Ruinen herabgestürzt, liegen ungeheuere Mauerblöcke unten am Fuße des Berges ausgestreut. Der Ziegel, Kalk und Stein halten zusammen, als sei es ein von der Natur gegossener Felsen. Um einen dieser Blöcke haben sich die mächtigsten Feigenbäume gesellt, die ich jemals und irgendwo bemerkte. Es sind ihrer fünf enge beisammen, der eine wie gekrümmt unter der Ruine, die auf ihm lehnt. Wahre Drachenleiber mit ihren graulich glatten Rinden. Und so gesehen, kann man es nur die wörtliche Nachbildung eines natürlichen Eindruckes nennen, daß der albanesische Volksglaube diese Stämme mit Nereïden belebt. Sie sind wirklich wie Wohnungen, die sich absonderliche Gespenster auf den Leib gepaßt haben. Ich blieb überrascht und lange davor stehen. Ueberhaupt ist das Wachsthum dieser Gegend, wie überall wo Schutt und Moder düngen, ein sehr üppiges. Narcissen und Hyacinthen, der Akanthus und die Meerzwiebel decken beinahe wie anderswo Graswuchs den Boden. Von der letzteren sah ich Familien, jede Zwiebel groß wie ein Kinderkopf. Das Gemäuer ist wie gewöhnlich im Süden von Lorbeer überwuchert. Denn selbst die Ruinen sind unter dieser Sonne glücklicher daran. Nicht auch die Todten?! Ihre Gräber jedenfalls. Die Disteln, weit über Manneshöhe hoch, standen schon verdorrt, graue Skelette, wie sie Homer in dem Gleichnisse Vers 328 des fünften Gesanges der Odyssee verwendet. Hosen und Rock blieben mir fortwährend in dem stachlichen Unkraute hängen, daß sich wohl ein furchtsames Gemüth von den Geistern dieser Trümmer erfaßt glauben konnte. Denn ohne Gespenster können diese Mauern nicht sein, die so viel erlebt haben und so viel Blut fließen sahen. Die Gewaltthaten der Menschheit

lassen sich nirgends spurlos auswischen. Sie graben sich in die Seelen der Landschaften hinein und es bleibt diesen darum, darin und darüber waltend, eine bange Ahnung und die Furcht übrig, welche die Geister werden, die immer noch umgehen. Schlangen, die mein Tritt weckte, raschelten zwischen dem Schutte, daß ich am helllichten Tage gleichsam wie vor Gespenstererscheinungen zurückfuhr, und damit es der erschrecklichen Ueberraschungen kein Ende habe, lief mir ein Hase aus einem nahen Busche so in den Weg, daß ich ihn mit einem Stocke hätte erschlagen können. Unter dem Schlosse, wo der Berg sich mit steilen Felswänden in eine Bucht des See's senkt, gackerten Tausende von schwarzen Enten. Es war die größte Fülle Geflügels, die ich je auf einem Orte gesehen.

Diese Bucht des Sees ist auch von Schilf umschlossen. Ihr Wasser ist gelbschmutzig, wie das des Flusses, durch den ich gekommen. Vom See sieht man nur wenig. Das andere Vorgebirge dieser runden Einbuchtung sperrt die Aussicht. Weit blickt man vom Schloßberge in die Thäler von Albanien und frei hat man die Aussicht auf die freundlicheren Landschaften von Corfu, auf dessen Golf und dessen Hügel. Das waren aber eben die Punkte und die Wege, welche das Schloß zu beherrschen die Bestimmung hatte. Es war also militärisch ganz richtig und geschickt gestellt.

Von allen Völkern und Zeiten will man in dem Gemäuer Spuren gefunden haben, kiklopische, griechische, römische und byzantinische. Die natürlichen Verhältnisse des Ortes machen es wahrscheinlich, daß hier immer, zugleich schon mit der ersten Besiedlung Scheria's auch eine Colonie gesessen, denn es wäre eine seltene Ausnahme von der Regel gewesen, wenn nicht auch hier die Handel treibenden Phönikier die Vortheile der Lage für ihre Zwecke erkannt und davon nicht Besitz ergriffen hätten.

Die erſte ſchriftliche Kunde nennt uns Buthroton eine chaoniſche Stadt. Virgil ſingt und beſchreibt:

Schnell verſinken vor uns der Phäakier luſtige Hügel,
Und wir gleiten vorbei an Epirus Geſtaden und laufen
In den chaoniſchen Port, und betreten das hohe Buthrotum.
Hier erfüllt ein Gerücht' unglaublicher Ding' uns die Ohren.
Helenus, Priamus Sohn, ſei Herrſcher in grajiſchen Städten,
Scepter beſitzend und Weib des äakidiſchen Pyrrhus,
Und Andromache ſei dem heimiſchen Gatten vermählet.
Hoch erſtaunt' ich, mir brannte das Herz von gewaltiger Sehnſucht,
Anzureden den Mann und ſo großes Geſchick zu erkunden.
Alſo wandl' ich vom Hafen, die Flott' und das Ufer verlaſſend:
Als ſo eben ein feſtliches Mahl und Trauergeſchenke
Außer der Stadt in dem Hain, an des Afterſimois Wellen,
Opfernd Andromache weihte der Aſch' und die Manen herbeirief
Zum hektoriſchen Grab'; ſie hatt' es aus grünenden Raſen
Ihm, nebſt zween Altären, geweiht, dort weinen zu können.

Helenus, ſo berichtet Andromache dann dem erſtaunten Aeneas, ſei mit ihr aus dem trojiſchen Raube zuerſt in der Dienſtbarkeit des Neptolemus hierher geſchleppt worden,

Nach Neptolemus Tod fiel einiger Theil des Gebietes
Endlich dem Helenus zu, der die Felder chaoniſche nannte,
Und Chaonia allen Bezirk, nach dem trojiſchen Chaon,
Auch hier Pergamus baut' und ein iliſches Schloß auf den Anhöh'n.

So daß Aeneas dann weiter erzählen kann:

Vorwärts geh' und erkenn' ich die kleinere Troja, der großen
Pergamus nachgebildet, das ſeicht fortrinnende Bächlein,
Xanthus genannt, und umarme die Schwellen des ſkäiſchen Thores.

Ganz ohne Veranlaſſung eines localen Mythus kann Virgil kaum dieſes Zwiſchenſpiel in den dritten Geſang ſeiner Aenäide eingeflochten haben. Denn nähme man auch die bloße Erfindung der Scene als leicht möglich an, ſo wird es doch ſchwer fallen zu behaupten, daß er ſie ohne beſonderen Grund gerade nach dem wenig bekannten Buthroton

verlegte. Und der Localmythus wieder muß ſeinen Keim in irgend welchem dieſer Sage wirklich ähnlichen Factum, vielleicht einer Auswanderung aus Kleinaſien und Anſiedlung auf dieſem Küſtenſaume von Epirus gehabt haben. Denn die Aehnlichkeit der Gegend mit denen des Ida kann weder den Volksmund, noch Virgil zu dieſem Glauben beſtochen haben. Sie iſt abſolut nicht vorhanden. Den Späteren wurde dieſe Landſchaft durch die virgiliſche Weihe erſt intereſſant, wie wir Brüſſel und Ferrara andächtig beſuchen, weil ſie Göthe mit ſeinem Taſſo und Egmont adelte. Auch Ovid hat dann noch dichteriſche Kränze um Buthroton geſchlungen und Julius Cäſar berichtet in ſeinen Denkwürdigkeiten des Bürgerkrieges, daß er nach ſeiner Landung bei den Keraunien von Oricum hierher gezogen und „gerade bei Buthroton, Korkyra gegenüber, von den Wünſchen unterrichtet worden ſei", welche zwei pompejaniſche Legaten nach einer Verſtändigung mit ihm zu erkennen gegeben hatten, was ihn ſofort wieder zurückgehen machte. So daß Cäſar auf dieſem Küſtenwege nicht weiter nach Epirus eingedrungen iſt. Wenn es aber richtig iſt, wie Göthe ſeine Leonore Sanvitale im Taſſo ſagen läßt, daß der Menſch, deſſen Betreten eine Stätte einweihe, vor Allem ein guter ſein müſſe, dann iſt dieſer Gegend der höchſte Ruhm doch nur durch den Titus Pomponius Atticus geworden, der allein, wenigſtens ſo wie Cornelios Nepos ihn ſchildert, in jenem entſittlichten Rom, das ſich zum Kaiſerthum vorbereitete, „ſich nicht in die bürgerlichen Stürme hineinwarf, überzeugt, daß wer ſich dieſen preisgebe, ebenſo wenig über ſich gebieten könne, als wer von Meeresſtürmen umhergetrieben werde. Der um Ehrenſtellen, ungeachtet ſie ihm theils vermöge ſeiner Verbindungen, theils vermöge ſeines Standes offen ſtanden, ſich nicht bewarb, weil ſie nicht mehr der Sitte der Vorfahren gemäß geſucht, mit Achtung der Geſetze — bei der verſchwenderiſchen Beſtechung in der Bewerbung — nicht mehr erlangt,

und — bei der Verdorbenheit der Sitten des Volkes — zum Wohle des Staates nicht mehr ohne Gefahr verwaltet werden konnten. Der nie sich bei Versteigerung von Staatseigenthum einfand und dem es hierbei nicht blos um die Behauptung seiner Würde, sondern auch seiner Ruhe zu thun war, da er auch schon dem Verdachte von Vergehungen auswich. So daß darum Jedermann um so mehr Werth auf seine Achtung legte, indem man sah, daß sie bei ihm Huldigung seines sittlichen Gefühles, nicht der Furcht oder eigennütziger Zwecke war und er durch die That die Wahrheit jenes Ausspruches bewies: Jeder bilde sich durch seinen sittlichen Charakter sein Glück". Dem diesem Atticus, dessen Porträt uns sein Freund Nepos in so schmeichelhaften Zügen vermacht hat, daß wir ihn als den vollendetsten aller griechischen und römischen Philosophen, ja als den Philosophen par excellence, wenn es je einen gab, bewundern und als die neutralste Menschennatur anstaunen müssen, gehörte hier ziemlich das ganze Land in dem letzten Jahrhunderte vor Christi und von hier aus sind mehrere seiner Briefe an den Freund Marcus Tullius Cicero datirt, der ihm wieder einmal schrieb „daß sich sein Antium (die Villenstadt auf dem lateinischen Ufer Italiens) zu Rom verhalte, wie dort Dein Buthrotum zu Korkyra. Nirgends ist es ruhiger, kühler, anmuthiger:

Leicht verleidet wohl Einem die eigene heimische Wohnung",

— womit er Rom im Gegensatze zu Antium und Buthrotum meint; und dann in einem anderen Briefe sein und des Atticus Haus des näheren noch dahin malt, daß er es „ein befestigtes Schloß" nennt, „wie Dein Gut ist."

In dem Itinerarium Antonini wird Buthroton als Station der Küstenstraße verzeichnet, welche von Rom über Brundisium und Avlona die Akrokeraunien herab, an Phönike vorbei nach Aktia Nikopolis, Achelon, Delphi, Megara, Eleusina, Athenis, Thebis, Chalkide, Lariſſa, Theſſalonika, Byzanz und

weiter nach Asien führte. Also nicht blos des Seeverkehres wegen stand hier eine bewaffnete Station. Die Festung hatte auch einen Landweg zu schließen und offen zu halten, der damals eine Weltstraße war, so gut als eine der heutigen großen Eisenbahnlinien.

Unter der oströmischen Herrschaft im Jahre 523 wurde Buthroton Sitz eines Bischofs. Eine Ehre, die ihm aber schon 1229 erloschen zu sein scheint. Bohemund, der abenteuerliche Sohn des Normannenkönigs Roberto Guiscardo, landete mit fünfzehn Galeeren hier im Mai 1081. Er kam als Vorläufer seines gewaltthätigen Vaters, der auf diesem Wege den ersten Versuch einer Eroberung des oströmischen Kaiserreiches begann. Im October des Jahres 1084 kehrten beide, Vater und Sohn, mit demselben Gedanken und mit einer neuen Flotte von 120 Kriegsschiffen wieder. Sie führten diese Verstärkungen den Truppen zu, welche sie das erste Mal zurückließen. Bohemund hatte schon vor der Ankunft des königlichen Vaters auch das Schloß von Buthroton eingenommen. Der König lagerte nun sein ganzes Heer unter dessen Mauern und leitete von diesem festen Punkte aus seine Angriffe auf Corfu, das bereits 1081 von Bohemund erobert, sich kurz vorher dem Dogen Domenico Silvio ergeben hatte. Zehntausend Mann verlor er in den Sümpfen am Fieber. Selbst Bohemund mußte nach Salerno zurück, um sich in besserer Luft herzustellen. Aber Guiscard hielt trotz alledem aus. Schlacht folgte auf Schlacht. Zweimal unterlag seine Flotte den Venetianern. Endlich half ihm Verrath den eben nichts erwartenden Sohn des Dogen zu überraschen und die venetianische Flotte zu zerstreuen. Die Griechen waren gleich Anfangs geflohen. Die Venetianer hielten aus, aber sieben ihrer neuen großen Schiffe wurden versenkt, zwei genommen und zweitausend achthundert Gefangene niedergemetzelt. Die kaiserliche Geschichtsschreiberin Anna Komnena behauptet, daß

dreizehntausend Parteigänger ihres Vaters Alexios in dieser Seeschlacht umgekommen seien. Dieses Alles gerade auf den Wassern, auf welchen ich heute Nacht so friedlich und stille geschlummert bei matt anschlagenden Segeln und unschuldig plätschernden Wellen. Aber stille Wasser sind tief und diese, mit der Wirkung jener Ereignisse in die Ferne, bergen den Keim der ganzen späteren Seealleinherrschaft der Venetianer.

Venedig nämlich hielt aus. Es spielte nicht um das Glück der Byzantiner, es spielte überlegt und selbstbewußt um seine eigene Zukunft. Der Doge, zur Strafe für die verlorene Seeschlacht, wurde abgesetzt und durch Vitale Faledro ersetzt. Der Kaiser Alexios, um sich die Venetianer im Bündnisse zu erhalten, ernannte den Dogen von Venedig zum Herzoge von Dalmatien und Croatien, denn so hoch stand damals noch das Ansehen des oströmischen Kaiserthumes, immer als Erbe des weltblendenden Rom's, daß der Bannerträger des heiligen Markus solche Belehnung nicht unter seiner Würde finden konnte.

Der Winter verging im Lager von Buthroton und als im Frühlinge des Jahres 1085 Faledro mit einer neuen Flotte erschien, verlor auch er hier eine Schlacht, so daß vielleicht nur der plötzliche Tod des Helden Robert Guiscardo, schon im Juli dieses Jahres auf Kephallonia, Byzanz von dieser zweiten Drohung der Unterwerfung unter das Normannenjoch befreite. Aber man erkennt hier auf Buthroton, von welcher Kraft und von welchem Ernste die Normannen erfüllt waren und wie nahe in dem Glauben der Zeitgenossen sie ihrem Ziele gekommen sein müssen, daß solches Ringen und solche Vereinigung des ganzen Kaiserthums Byzanz und Venedig gegen sie erforderlich war. Diese Episode der Normannen ist mir immer eine der ritterlichsten und poetischesten der ganzen Weltgeschichte gewesen, gewissermaßen die Uhlandische Ballade in derselben. Selbst neben Virgil gedenke ich

ihrer hier gerne. Um sie sich auf Buthroton zu vergegenwärtigen, muß man sich diese Ruinen aufbauen wie ungefähr die festen Castelle von Neapel uns noch erscheinen und sie dann beleben mit den glänzenden Gestalten, wie sie im ersten Acte des Robert der Teufel die Bühne füllen. Das Aeußerliche des Lagers aber schlägt man sich am besten mit den Farben und Formen auf, welche Walter Scott zu ähnlichen Bildern in seinem Richard Löwenherz und Quentin Durward so glücklich gefunden hat.

Der arabische Geograph Edrisi, der für den späteren Erben des Robert und Bohemund, für Roger den Zweiten von Sicilien schrieb, nennt dann 1153 Buthroton einen volkreichen Handelsplatz. Aber die geographischen Begriffe der Leute waren damals in bescheidene Grenzen gewöhnt worden. Schildert derselbe Edrisi doch auch zugleich die Stadt Corfu auf dem Felsen, wo heute nur die Festung Platz hat, als groß und blühend. Diese ewigen und ganz barbarisch geführten Kriege, welche die Zerstörung des Eroberten nicht blos als ein Recht, aber förmlich wie eine Pflicht übten, ließen nichts mehr in's Große und Breite sich entwickeln. Denn schon 1191 nennt der Engländer Bromton, auf seiner Heimreise aus dem heiligen Lande, Buthroton öde, so wie es uns heute erscheint und der Natur seiner localen Elemente nach immer gewesen sein muß. Er legt ihm zwar einen guten, tiefen und weiten Hafen bei, aber die damaligen Schiffe waren anspruchsloser als unsere zwei- und dreitausendtönnigen Dampfer. Kantakuzenos nennt es Bothrentos.

Die nächsten, welche etwas für die Burg von Buthroton thaten, scheinen die Despoten der Familie Angelos gewesen zu sein. Der Geschichtsschreiber Marmora will im siebzehnten Jahrhundert noch in einem der Thürme die Inschrift des einen der Michaele gefunden haben. In den endlosen Kämpfen dieser Despoten wechselte auch Buthroton viel die Besitzer

bis die Anjous kamen. Ihre Statthalter hielten dann oft die Burg noch als das ganze Land und die Hauptstadt Durazzo den Neapolitanern verloren gegangen waren. Solche Uferplätze ermöglichten ihnen auch immer wieder Landungen und Wiedereroberung des Verlorenen. Diese Pflicht hat Buthroton redlich und oft genug erfüllt und darf sich wie ein verdienter alter Soldat rühmen, in Ehren grau geworden zu sein.

Die Zölle, die durch das Schloß erhoben wurden, waren in dieser Zeit oft an Barone der Insel Corfu verliehen. Ende des Jahres 1366 bot der Titularkaiser von Constantinopel Philipp der Zweite von Anjou und Tarent zugleich mit Corfu auch Buthroton der Republik Venedig als Pfand an, weil er nicht die Mittel mehr sah, bleibend den Anjous dieses nun auch von den Türken bestrittene Eigenthum zu bewahren. Aber erst im Juli 1386, als Corfu eben venetianisch geworden war, übergab der Castellan Rizzardo de Altavilla auch diesen festen Posten dem Golfcapitaine Giovanni Miani. Altavilla war 1382 von Carl dem Dritten von Neapel zum lebenslänglichen Schloßhauptmanne ernannt worden und erklärte sich erst dann für Venedig als ihm die Nachricht gebracht wurde von dem gewaltsamen Tode seines Königs und Lehensherren in Ungarn.

Venedig befestigte sofort den Posten von Buthroton noch mehr, in seiner Angst besonders gegen die Anjous gekehrt. 1394 wurde das Hexamilion, so hieß aus der Byzantiner Zeit eines der Nebencastelle des See's von Livari, in eine Insel verwandelt und der Zugang dadurch von der Seeseite noch erschwert. Als altes Annex von Corfu wurde Butrinto dem dortigen Bailo unterstellt. Es blieb ein corfiotisches Lehen. 1403 wurde es dem Perotto de Altavilla, dem Sohnes jenes Rizzardo, verliehen. In dieser Familie erhielt es sich lange erblich. Perotto war der Schwager des gewaltigen Albanesenhäuptlings Thopia Zenevisi, der um 1435 den Türken so unbequem wurde, der würdige Vorläufer des Skander beg.

Uebrigens lebten dieſe Herren von Butrinto meiſtens drüben auf Corfu, das alſo damals auch ſchon der Lebensannehmlichkeiten mehr bot als die Fieberluft von Epirus.

1454 hatte der Bailo von Corfu an den Senat von Venedig zu melden, daß der Sohn Simon dieſes Zenevisi von ſeinem benachbarten Schloſſe Strivali mit begierigen Augen nach Butrinto ſchiele. Der Bailo erhielt Befehl, Butrinto und die Umgegend gegen dieſen ehemaligen Freund ſicherzuſtellen. Es kam zur Fehde und Venedig hatte die größte Mühe ſich die Feſtung vor den Albaneſen zu erhalten. Erſt am 26. Februar 1458 kam ein Friedensſchluß zu Stande, ganz zum Vortheile Venedigs. Simon wurde mit Geld abgefunden, ein venetianiſcher Penſionär.

An die Stelle der albaneſiſchen Beſchwerden traten nun für Butrinto die türkiſchen. 1470 ſchon griffen die Streifzüge der Türken bis unter ſeine Mauern. Sie raubten alles Vieh und verheerten die Pflanzungen der Umgebung. Am 26. April 1502 fiel auch das Schloß in ihre Hände und wurde nun der Stütz- und Ausgangspunkt für alle die furchtbaren Angriffe der Mohamedaner auf Corfu. Suleiman der Erſte, der Prächtige, hatte hier wie Robert Guiscard, der Normannenfürſt, ſein Lager und ſchickte von Butrinto am 26. Auguſt 1537 ſeinen Großvezier Ajas Paſcha nach Corfu zu der erſten ſchweren Türkenbelagerung, deren die kleine dortige Akropole drei zu beſtehen hatte und ſich trotzdem jungfräulich unüberwunden bis heute erhielt. Der gewaltige Chaireddin Barbaroſſa commandirte damals die Flotte. Die Belagerung vom Jahre 1716 hatte für Venedig den Vortheil, daß nach ihrer Abwehr im September auch Butrinto wieder venetianiſch wurde. Man hatte zweimal Gelegenheit gehabt, zu erfahren, von welcher Bedeutung für die Behauptung Corfu's dieſes Thor des Feſtlandes ſei. Durch den Paſſarowitzer Frieden vom 21. Juli 1718 erwarb es Venedig dann auch geſetzlich wieder. Auf Rath des

Grafen Schulenburg wurde nun Butrinto neu und stärker denn jemals befestigt. Venedig opferte viel Geld daran. Und wirklich, venetianisch wie Corfu, erhielt sich Butrinto bis zur Sterbestunde der Republik im Jahre 1797. Der Friede von Campo Formio machte es französisch. Eine französische Compagnie vertheidigte es dann sehr tapfer gegen die Türken. Aber nach der verlorenen Schlacht tiefer unten in Epirus auf der Landzunge von Nikopolis konnte es nicht länger behauptet werden. Fünf Tage darnach, am 26. October 1798, wurde es auf Befehl des Generals Chabot, des damaligen französischen Commandanten von Corfu, an den blutigen Ali Pascha von Janina ausgeliefert. Er besetzte es. Seitdem, wie überall wo der Türke herrscht, wurde nichts mehr erhalten. Man sieht nur noch diese Ruinen, und wenn nicht die Geister der Normannen und Venetianer sich pflichtgetreuer zu nächtlicher Runde ablösen, sind sie auch völlig leer geworden.

Um den Blick auf den ganzen See zu haben, der mit seiner südlichsten Bucht an die Nordseite des Schloßberges anspült, ging ich nach dieser langen Wanderung durch die virgilische Pergamus tiefer in das Land und auf einen Hügel, der weithin sichtbar auch eine weite Aussicht gewährt. Eine Wallfahrtskirche des heiligen Elias macht seinen Gipfel noch auffälliger. Man dringt durch üppigsten Buschwald und oben um das Gotteshaus stehen mächtige Steineichen. Es ist ein eigentlicher Rundblick wie von einem Thurme herab, der sich unter ihrem Schatten erschließet. Im Osten liegen Thalwellen von Albanien und höhere Gebirgsmassen dahinter, im Norden der See, im Süden und Westen Corfu und das Meer. Der See erscheint für diese Entfernung blau und — was er nicht ist — breiter als lang, denn er wird in die Länge mit acht Kilometer, in die Breite mit nur vier gemessen. Ganz an seinem Nordende beginnt er mit Sümpfen, die noch größer als der See selbst sind. Die beiden Bergflüsse Bystritza und

Pavla strömen dort ein, bilden ihn und diese giftigen Ablagerungen. Im Osten und Westen sind die Ufer des See's darin abfallende Berge. Ohne jedes Vorland stehen sie unmittelbar mit ihren Füßen in seinem Wasser. Ihre Hänge sind kahl und nur weniges Gestrüppe hält darauf. Ihre Farbe ist die graulich weiße des Kalkes, den man Karstformation nennt. Diese Ufergebirge Albaniens vertragen nicht die Besichtigung in der Nähe. Sie wollen aus großer Entfernung und in allgemeinen Massenumrissen gesehen sein, wo die Farben auf ihnen spielen und der Linienzug des Großen, des Ganzen, das imponirend Colossale wirkt.

Nicht ein Hauch regte sich auf dem See und auch die Ufer sind völlig ausgestorben. Keine Menschenpflanzung, kein Ort, kein Hof darauf. Es ist ein düsteres, ein melancholisches Bild, dieser Blick auf den See von Butrinto und scharf contrastirend zu dem lieblichen Eindrucke, welchen man hat, wenn man nur den Kopf wendet und Corfu wiedersieht mit seinen grünbekleideten Hügeln, mit den Bergen auf denen die Cypresse bis zu den höchsten Gipfeln hinaufsteigt, mit dem Meere davor, ganz goldleuchtend und auch wie ein sicherer und Frieden gebender Landsee ringsum eingeschlossen, von weißen Segeln schwanengleich und langsam durchzogen. Der Charakter und die Verschiedenheiten zweier Länder können nicht vollständiger zum Verständnisse gebracht werden, als durch diese so hart neben einander gestellten Landschaften, und es wäre wohl eine interessante und dankenswerthe Aufgabe, gerade von diesem Ausichtspunkte aus von beiden mit dem geschichtlichen Hintergrunde als Unterlage Bilder zu malen, das eine verklärt von der Sonne Homers, das andere düster und ernst in dem Klagegesange des Virgil und in der Romantik der Zeit der Kreuzzüge.

So verschiedenartig auch wie ihre Berge stehen die Bewohner der zwei nahe benachbarten Länder neben einander. Statt der schwarzhaarigen, weiß geschleierten Bäuerinnen von

Gasturi, die mit perlenleuchtenden Zähnen und luſtigen Augen mir Grüße und Scherzworte in den Wagen nachriefen, nahm ich dann mein Mahl in der Mitte von einigen grimmigen, wilden, trotzigen, ganz barbariſch ſtark und ungebändigt ausſehenden Geſellen, welche den Gürtel voll von Dolchen und Schußwaffen hielten. Sie hatten mir Fiſche aus dem See gefangen, in Oel gebraten, boten mir dann Feigen noch dazu, ſchwarzen Kaffee ohne Zucker und rothen Wein, der ſtark ricinirt war. Ihr Weſen war freundlicher und humaner als ihr Ausſehen. Der zuthunlichſte war ein ſchöner, aufrechter Burſche in „langzottigem" Rocke, immer noch derſelbe Stoff, welchen Homer im dreizehnten Geſange der Odyſſee Vers 73 ſo nennt, mit einem unſchuldig unbefangenen Geſichte, in das noch keine Leidenſchaft eingegraben war, und die Haare gerade über der Stirne abgeſchnitten und zu beiden Seiten tief herabhängend, daß er wie Rafael's Selbſtportrait erſchien. Das ſind die Albaneſen oder Tjames, wie ſie ſich ſelbſt nennen, und waren einmal die Σελλοί, wie ſie Homeros nannte.

Schon um drei Uhr trat ich den Rückweg an. Völlige Windſtille empfing uns auf der See. Wir lavirten von rechts nach links. Die Sonne ſank, tiefblau legten ſich Schatten in die Falten der albaneſiſchen Gebirge und das kahle Geſtein ihrer Stirnſeiten war roſig überglüht. Corfu muß im Morgenlichte, Albanien will von Corfu aus Abends geſehen ſein. Pechſchwarze Schatten warf der San Salvatore aus dem geſunkenen Sonnenſcheine in die See. Alle Höhen ſanken, daß Corfu nur mehr wie ein leicht aufgeblähtes Land auf der See lag. Es blieb etwas vom geheimnißvollen Schöpfungslichte in der Beleuchtung, ſo wie es war, noch ehe da Gott die Sonne, den Mond und die Sterne erſchaffen hatte. Ab und zu ſprang ein Fiſch auf, der Wind plätſcherte in den Segeln als ob es Waſſer wäre, aber ſie regten, ſie trieben uns nicht. Die Sterne kamen und wir lagen beharrlich auf

derſelben Stelle: auch dieſe Ruhe und die Einſamkeit ganz urvorweltlich. Und es war wieder eine ſolche Windſtille und auch dieſelbe Geſpenſterſtunde, die auf dem gleichen Flecke zur Zeit des Cäſar Tiberius endlich dem ägyptiſchen Schiffsherrn Thamus den Ruf abnöthigte, daß der große Gott Pan geſtorben ſei, der ihm unten bei der Inſel Paxos auf ſeiner Ueberfahrt nach Italien von einer Geiſterſtimme auf die Seele gebunden worden war. Ein ungeheueres Wehgeſchrei vieler Stimmen ſoll ihm nach der Erzählung des Plutarch geantwortet haben. Die Nereïden meiner fünf großen Feigenbäume in den Sümpfen unter dem virgiliſchen Ilion mögen mit dabei geweſen ſein. Thamus ſtand auf dem Bugſpriete des Schiffes, da er den Seufzer ausſtieß und eine Menge Menſchen, die zugegen war, bezeugte das Wunder, das durch ſie in Rom kund ward, ſo daß ſelbſt der Kaiſer Tiberius den Schiffsherrn vor ſich citirte, um alles genau und verläßlich wieder erzählt zu hören. Dieſe Gegend ſcheint im römiſchen Alterthume beſonders als den Pangottheiten eigenthümlich gegolten zu haben. Sulla ſoll hier noch einen leibhaftigen Pansjüngling ſchlafend überraſcht haben. Das mag mit dem älteſten Orakelglauben zuſammenhängen, der, ein reiner Naturdienſt, ein Pantheismus, bei Dodona zuerſt hauſte. Dieſes ſollte alſo die Wallfahrtsſtätte eines großen Theiles unſerer Philoſophen werden. Wer übrigens in dieſen heißen Bergſchluchten und auf den wie zu Blei gewordenen Meeren, die ſich zu ihren Füßen breiten, ſolche ſchwüle Luftſtimmungen mitgemacht hat, für den verliert das Wunder ſolcher Erzählungen das Unglaubliche. Er weiß, daß es mehr Empfindungen der Seele als wirkliche, augenſcheinliche Eindrücke ſind. Auge und Ohr glauben nur zuletzt auch zu ſehen und zu hören, womit ſich die Seele und das Ahnungsvermögen zum Ueberfließen vollgeſogen haben. Der Glaube wie die Wunder liegen dann zugleich in der Luft, und unſeren Bauern in der großen

Einſamkeit ihrer Gebirgshöhen werden ganz ähnliche Wunder zu erzählen gegeben. Der große Gott Pan zählte unter den ſterblichen Dämonen und ſeine Mitdämonen bejammerten ſein Ende. Das erwachende Chriſtenthum und der überallhin eingeführte ägyptiſche Geheimdienſt der Iſis und des Serapis hatten den Dämonenglauben nur um ſo lebendiger gemacht. Abſterbende Religionen verlieren ſich immer in ſolche Schleichwege des Glaubens.

Mir bleibt die ganze Nacht, um auf dieſer geheimnißvoll geweihten Stätte über dieſes Wunder des Pan weiter nachzudenken, denn wir können erſt morgen Früh nach Corfu zurückkehren. Dann ſoll der unzweifelhafte vento di terra dieſe Aufgabe vollführen. So kann uns die Windſtille, was der Schiffer in dieſen Meeren bonazza nennt, im Fortgange des Lebens nicht weniger hinderlich werden als Stürme und Ungewitter. Es bedarf meiſtens das menſchliche Leben der Ruder und der Nachhilfe. Nur ſelten ſind die Tage des Glückes, da Alles durch günſtigen Wind beſorgt wird. Das iſt dann „Meeresſtille und glückliche Fahrt“ wie ſie Mendelſohn ſo melodiſch in Muſik geſetzt hat.

3. Capitel.

Das Schlachtfeld von Aktium und die Ruinen von Nikopolis.

An Bord des Lloyddampfers Verbano,
Samſtag, 10. December Abends.

Seit meinem glücklichen Ausfluge nach Butrinto drängte mich der Gedanke denſelben näheren Einblick, wie ich ihn damals nach Chaonien gethan, auch in das Land der Theſproten zu nehmen. Ich wählte aber zu dieſer neuen Landung auf dem jenſeitigen Ufer den ſüdlichſten Punkt von Epirus, das heutige Preveſa und ſeine Landzunge, indem ich auf dieſem

Wege auch noch einem anderen älteren Wunsche genügen kann, Nikopolis, die Siegesstadt des Cäsar Octavianus Augustus und das Schlachtfeld von Aktium zu sehen, wo des Antonius Ruhm und der Kleopatra Liebesglück den ersten unheilbaren Schiffbruch erlitten.

Abends um acht Uhr schiffte ich mich ein. Acht Tage lang hatten See und Sturm gegen Corfu gewüthet und die Insel mit Regenschauern übergossen. Man muß es im Süden während des Winters halten wie zur Sommerszeit in der Schweiz, dann aufbrechen zu Ausflügen, wenn das Wetter eine Weile getobt und noch nicht ganz beruhigt ist, indem daraus die sicherste Hoffnung auf eine längere Reihe ununterbrochen schöner Tage entsprießt. Denn alles geht vorüber, wie der Muselmann sagt, und stets waltet ein gesunder Ausgleich, so daß auch die übeln Launen des Winters im Süden nicht dauerhafter sind als die unseres eigenen Gemüthes. Wirklich fand ich den Himmel schon ziemlich geklärt, den Mond entschleiert und die See ruhig.

Um zehn Uhr fuhren wir fort. Aber noch in dem Canal von Corfu holte uns der Regen wieder ein. Die Hügelwellen der Insel lagen dunkel und wenig kenntlich. Gerade in der Beleuchtung der Nacht ist das Aufsteigen der Insel gegen Norden am auffälligsten und ebenso, daß sie sich gegen Süden wie mit Wogenschlag verflacht. Das Gebirge des Festlandes zu unserer Linken im Osten war deutlicher sichtbar, indem wir uns ihm näher hielten, aber auch reichlicheres Mondlicht seine Massen taufte. Indeß, auch dies währte nicht lange. Corfu zuerst ward von neuem Gewölke, das aus dem Süden und Westen zugetrieben wurde, völlig bedeckt, und diese Schichte spannte sich über die zwischenliegende See und stützte sich auf die Berge von Albanien. Als sei das Meer wie bei einer neuen Sündfluth auch oben und suche mit dem unteren

eins zu werden und den ganzen Weltraum auszufüllen, ſolche Ströme entleerten ſich nun nochmals auf uns.

Wir ſah'n nicht wohin wir uns wandten.
Dickes Dunkel umdrängte das Schiff, es leuchtet am Himmel
Weder Mond noch Stern, in ſchwarze Wolken gehüllet.
Niemand erblickte daher mit ſeinen Augen die Inſel;
Selbſt die langen Wogen, die hin an's Ufer ſich wälzten,
Sahen wir nicht.

Und ſobald wir außer dem bergenden Canale waren, wurde dieſes poetiſche Ungemach noch ſchlimmer, ich ſagte mir, odyſſeeiſcher. Der Wellenſturz der offenen joniſchen See faßte das Schiff in der rechten Flanke und rollte das nur kleine Boot unaufhörlich. Trotzdem brach mein Glaube nicht und ich vertraue dem morgigen Tage, denn ich fühle, daß auch ganz odyſſeeiſch „ein Gott unſer Geleiter iſt durch die finſtere Nacht", der Gott meiner Wünſche und der Gott meiner Ideale, der mir den Gedanken zu dieſer Reiſe in den Sinn legte. Man hat mir die Cabine des Capitains hergerichtet und es bleibt mir nur, mich in dieſem bequemen Quartiere zu Bette zu legen und dieſen Gott walten zu laſſen, in kleinen wie in großen Dingen manchmal der praktiſcheſte Ausweg.

An Bord des Verbano, Sonntag, 11. December.

Auch das umnebelte Haupt des Leukategebirges enthüllt ſich,
Und der Tempel Apolls, den die Schiffer fürchten. Ermüdet
Steuern wir hin und erreichen das kleine Städtchen. Der Anker
Fällt von den Schnäbeln, den Strand umlehnen die Hinterverdecke.
Alſo da unverhofft wir endlich zu Lande gekommen,
Reinigen wir uns dem Zeus, dem Gelübd' Altäre beflammend,
Und beehren den aktiſchen Strand durch iliſche Spiele.

Die Nacht ſoll ſchwer verdaulich für unſer kleines Schiff geweſen ſein. Ich verſchlief den Sturm. Da ich Morgens um ſechs Uhr auf das Verdeck ſteige, finde ich uns, wie es Virgil oben beſingt, in Sicht von Leukadien. Noch war keine Sonne. Gleichförmig und gleichfärbig, ein Ruinenreſt der

wilden Nacht, lastete eine dicke braune Wolkenschichte vom Himmel herab. Kein Luftzug ging und bewegte sie. Nur um den Rand dieses niederen Gewölbes glitt ein etwas helleres Licht. Es war ganz als sei man während der Nacht aus dem Saalbau des Erdglobus in eines seiner Mezzanin-Gemächer versetzt worden. Nur die nächsten Bergkuppen Akarnaniens zur Linken und einiges von dem höchsten Gebirge der Insel vor uns war sichtbar. Wo nicht weißer Schnee lag, gab alles nur schmutzige graue Farbe zu sehen. Auch die See trug dieses befleckte Gewand. Aber die Luft war badwarm, und das ließ den Süden nicht vergessen und die Landschaft selbst in diesem ungünstigen Lichte nicht verächtlich finden.

Als das Schiff gegen acht Uhr den Lauf nach Osten nahm, wurde ganz plötzlich auch die Farbe der Natur eine warme. Herrlich erschien das eben sonnengetroffene Festland vor uns. Man sieht die Landzunge von Preveſa im Norden, erkenntlich an ihrer grauen Festungsruine; hinter ihr langgestreckt den Hügel von Nikopolis und noch weiter zurück und bis zu diesem herab schneeweiß gedeckt zwei hohe Gipfel, der eine davon so kuppelrund gewölbt wie der Santa Decca auf Corfu. Dies sind blutgetränkte Berge von Suli. Ihr Schnee hielt die Sonne wie réverbères. Ebenso im Osten das Gebirge, mehr im Hintergrunde des Golfes von Arta. Dort sind es Ausläufer des fabelreichen Pindos, des Lieblingsgebirges des Apollo, welche noch höher, gewaltiger, mehr mit Schnee bedeckt sind, wie ich nur das Fletschhorn, den Monte Leone diesen Sommer vom Simplon aus gesehen. Und so auch diesen ähnlich erscheinen zur Rechten im Süden die Berge Akarnaniens, wo schon griechisches Festland, nicht mehr türkisches steht. Sie sind colossal, in Massen zusammengehäuft, lauter Klötze, welche sich kaum mit schwachen Spitzen heben. Nicht eine Individualität sondert sich dort aus. Wie ein gewaltiger Block, als Ganzes, steigt Akarnanien unmittelbar aus dem

Meere auf. Kaum irgend eine andere Landſchaft gibt den Eindruck eines ſtrengeren Gebirges. Und ebenſo ſtellt ſich Leukadien dar, das alſo auch äußerlich ſich ſofort als Fleiſch von dieſem Fleiſche verräth. Es war einmal nur die Halbinſel dieſes feſten Körpers, aber allerdings eine Landzunge wie ſie gleich mächtig und ſelbſtändig kein anderer Continent ausſtreckt.

Wolkengürtel lagen um die Mitte dieſer Gebirge von Akarnanien. Gerade dort wo die Hänge grün werden, hatten ſich die Schleier thauig angeheftet. Tiefblau, beinahe ſchwarz, waren die Bergwände, wo ſie uns näher auf der See aufſtehen, von den Schatten des Gewölkes, das über uns ſich hielt.

Morn dawns; and with it stern Albania's hills,
Dark Suli's rocks, and Pindus' inland peak,
Robed half in mist, bedewed with snowy rills,
Arrayed in many a dun and purple streak,
Arise; and, as the clouds along them break,
Disclose the dwelling of the mountaineer:
Here roams the wolf, the eagle whets his beak,
Birds, beasts of prey, and wilder men appear,
And gathering storms around convulse the closing year*).

So ſah ich den Rahmen des Schlachtfeldes von Aktium in demſelben Lichte und auch in derſelben Jahreszeit wie der wallfahrende Childe Harold. Das Feld ſelbſt, auf das ich

*) Der Morgen tagt, Albaniens Felſenzinnen,
Das Horn des Pindus, Suli's Klippenbau,
In Dunſt gehüllt, bethaut von Gletſcherrinnen,
Geſtreift mit Purpur und mit dunklem Blau,
Tauchen empor. Nun birſt der Wolken Grau,
Die Dörfer des Gebirgs erſcheinen klar;
Hier ſtreift der Wolf, der Adler wetzt die Klau,
Hier hauſen Männer, wild wie Wolf und Aar,
Und Sturmgewölk umzuckt das bald entſchwund'ne Jahr.
Ueberſetzung von Gildemeiſter.

nun einfuhr, war rollende schmutzig braune See, denn wieder badeten uns Regenschauer, die mit Wolken dicht und schwarz, als gelte es den Weltuntergang, aus dem Westen und Norden kamen. Das Schiff rollte furchtbar, diesmal von links nach rechts, um so ärger als das Wasser, in dem wir fuhren, nahe dem Strande nur seicht ist.

Die Küste, die wir nun zu unserer Rechten hatten, sieht man kaum, so niedrig ist die Landzunge, womit Akarnanien, diese bergige Burg neugriechischer Tapferkeit, mit ihrem letzten Erdstücke nach dem türkischen Epirus hinübergreift. Büsche, hohes Schilf kleiden diese Halbinsel ärmlichst, so daß man über sie weg vom Verdecke des Schiffes schon den Spiegel des dahinter liegenden ambrakischen Golfes sieht. Sie kann nie viel reichlicher bewachsen gewesen sein. Und doch trug sie das berühmte Heiligthum des aktischen Apoll, einen künstlichen Hügel dabei mit heiligem Hain und Tempel der *Ἀφροδίτη Αἰνειάς* und der *θεοὶ μεγάλοι*, der großen Götter. Das waren die Samothrakischen Schifffahrtsgötter. Der Apollo-Tempel stand ziemlich an derselben Stelle, welche heute ein türkisches Fort entweiht. Denn die Landspitze von Aktium wurde von Griechenland abgeschnitten und mohammedanisches Land, weil die Veste von Preveſa ohne dieses nahe Gegenüber des Eingangs zum Golfe von Arta nicht zu halten sein soll.

Ein türkischer Soldat ging auf den grauen Mauern von Aktium, das Gewehr schulternd, auf und ab, die Wache haltend, da wir vorbeidampften. Welcher beinahe unfaßbare Wechsel der Menschen, der Geschichte und des Glaubens auf dieser kleinen Erdenstelle und in verhältnißmäßig kurzer Zeit! Wie rasch in der That leben wir, auch in den längsten unserer historischen Epochen, im Vergleiche zu den geologischen Bildungen der Erde! Jeder Stein muß uns und die Geschichte

der ganzen Menschheit wie eine Eintagsfliege betrachten. Ein Muselmann hier, wo man „zum Gotte der menschenerleuchtenden Sonne“ viele Jahrhunderte gebetet und geopfert hatte, und wir Christen mit der Schraube eines Dampfschiffes die Wasser aufwühlend, welche die Flotten des römischen Antonius und der ägyptischen Kleopatra getragen! Damals bliesen die langen Trompeten der Göttin Isis den Schlachtruf des Imperators, jetzt hörten wir vom dürftigen Minaret des Forts herab den Muezzin die gläubigen Osmanlis zum Gebete rufen. Und auf unserem Schiffe breiteten sogleich mehrere ihre Teppiche aus und folgten dieser Mahnung. Wer so wie ich diese erinnerungsvollen und gedankenschweren Länder des Ostens unabläßig und mit Vorliebe durchstreift und ihre reiche Geschichte auf den Stätten selbst liest und beschaut, dem erscheinen zuletzt alle die gerühmten und aufgeblähten Producte unserer Civilisation verschwindend klein, wirklich beinahe wie das Arbeiten der Eintagsfliegen, also wohl in ihrer wahren, natürlichen Bedeutung. Man wird Orientale, wenn man lange im Orient reist. Und dies scheint mir für den tiefen seelischen Gehalt dieser Länder zu zeugen, denn das Hohle und Leere besticht uns gewiß nicht bleibend. Ich aber bin schon so weit gekommen, daß ich die Rückkehr nach Europa jedesmal verwünsche.

Die vom Süden nach dem Norden hinaufgreifende Halbinsel von Aktium wird heute einfach la Punta genannt. Neben ihr, gegen Osten, an der ersten Bucht, die sich nach dem Golfe von Ambrakia zu öffnet, stand Anaktorion, die Colonie, welche die Korkyräer gegründet. Das Vorgebirge von Preveſa, welches von Epirus aus diesem akarnanischen Ufer entgegenkommt, ist dem Pantokrator geweiht. Ein neuer frommer Glaube hat also dem Apollo im Grunde des Wesens seine alte Stellung hier erhalten. Denn der Sonnengott war ja ein Allherrscher und Erzeuger.

Zwiſchen den beiden alſo von Alt und Jung immerwährend geheiligten Vorgebirgen tritt man in den Golf von Arta ein. Dieſer Weg, nur einen Kilometer breit, iſt eine förmliche Enge, ſo gut als der des thrakiſchen Bosporus oder der Dardanellen. So weit, ſo ſicher das Waſſer, das dahinter in dem Keſſel der Berge von Akarnanien, des Pindos und der Höhen von Suli liegt, ſo ſchwierig iſt der Eintritt in dieſen Hafen und ſo muß es immer geweſen ſein, wenigſtens in unſerer hiſtoriſchen Zeit. Denn der Meeresboden, welcher nur in einer geringen Breite die ſeichte Tiefe von vier Meter hat, iſt unveränderlicher Fels. Die Fluth rechts und links von dieſem ſchmalen Fahrweg unter dem ſüdlichen Ufer von Aktium und dem nördlichen von Epirus hat ſogar nur die Tiefe von zwei Meter. Das iſt die hohle Gaſſe, durch welche Antonius und Kleopatra kommen mußten und wo ihnen der trockene und kalte Auguſtus auflauerte.

Rom, das kaiſerliche, das große weltgebietende Rom, wie wir es unter dieſem Namen verſtehen, war erſt wenige Decennien vorher geboren worden. Kaum jemals hat die Welt, auch nicht zu Alexanders Zeiten, zu gleicher Zeit eine ſolche Fülle großer Männer geſehen wie ſie jener Geburtsſtunde eines neuen Weltreiches zu Hilfe kam. Die kleinſten hatten noch immer etwas Großes und die Nebenbuhlerſchaften und Eiferſüchteleien dieſer Männer wurden darum immer Kriege, welche die ganze Welt in Bewegung ſetzten. Ohne daß ſie es klar wollten oder auch nur wußten, gingen ſie dabei mit ihren Thaten bald wieder in denſelben Geleiſen, welche durch ein offenbar über dem Willen der Menſchen ſtehendes Geſetz die Weltgeſchichte, ſoweit wir wenigſtens ſie überſehen können, unabläſſig befährt. Die magnetiſchen Wärmelinien laufen nicht geſetzmäßiger über den Globus als ſich ſtets wieder die Dinge der Menſchheit im Großen und Ganzen auf dieſe ſelbe Bahn der Entwicklung zuſammendrängen: das iſt in den Kampf

zwiſchen dem Oriente und dem Occidente. Denn ſelbſt als endlich einmal ein Reich und ein Kaiſer die ganze Welt in ſich begriff, fand dieſer Zwieſpalt ſofort die Form wieder ſich auszuſprechen. Die inneren Kämpfe, die Bürgerkriege und die Revolutionen verkleideten ſich nun in die Geſtalt der orientaliſchen Frage. Zuerſt ſtand ſo Pompejus mit dem ganzen Oſten gegen Cäſar und die weſtrömiſche Weltmacht, und dann Antonius und Kleopatra gegen Auguſtus und Rom.

„We could not stall together
In the whole world*)“,

umſchreibt der Auguſtus des Shakeſpeare dieſen fataliſtiſchen, die Weltgeſchichte bewegenden Trieb. Alexander und Darius, Xerxes und Themiſtokles, Priamos und Agamemnon haben denſelben Krieg, nur nicht Bürger gegen Bürger, ſondern Nachbar gegen den Nachbar, geführt. Aber dann auch in der Form des Bürgerkrieges unterlag beidemal der Oſten dem Weſten, ohne daß doch dadurch mehr als durch die früheren Niederlagen die orientaliſche Frage aus der Welt geſchafft worden wäre. So kann die Schlacht von Aktium auf dieſem wäſſerigen Felde zwiſchen der Punta von Akarnanien und dem Vorgebirge von Preveſa, als eine der vielen Stationen dieſer weltbewegenden Frage gefaßt werden. Sie hat hier, wie dann ſpäter bei Lepanto und noch mehr ſüdlich in der joniſchen See, bei Navarin, dreimal einige Stunden nur, aber ſehr blutig, ſich aufgehalten.

Dio Caſſius und Plutarch ſind die beiden ausführlichſten Biographen, welche uns über dieſen Entſcheidungskampf des Antonius und des Auguſtus berichten; beide in ganz drama-

*) Denn auch Paul Heyſe's neuerliche Ueberſetzung: „Für beide war nicht Raum im Umkreis dieſer Welt“, gibt das noch nicht charakteriſtiſch genug.

tiſch malender Form, Plutarch das Vorſpiel, Dio Caſſius die Schlacht ſelbſt genauer gebend.

Verſchiedene Vorzeichen, ſo erzählen beide, hatten Unglück für Antonius prophezeit. Die Stadt Piſaura, eine Colonie, welche Antonius an dem adriatiſchen Meere gegründet hatte, wurde von der Erde verſchlungen. In Alba ward eine Statue, die man zu Ehren des Antonius errichtet hatte, mehrere Tage von einem Schweiße bedeckt, der ſich nicht abwiſchen ließ. Während er in Patras war, zerſtörte der Blitz den Tempel des Herkules. In Athen erfaßte ein Windſtoß die Statue des Bacchus und trug ſie aus den Hallen der Gigantomachie in das Theater. Antonius aber leitete ſeine Abſtammung von Herkules her und ahmte in allem dem Bacchus nach; er ließ ſich ſogar Bacchus den Jüngeren nennen. Derſelbe Sturm traf in Athen die Coloſſe des Eumenes und Attalus, welche den Namen des Antonius trugen, und ſtürzte ſie um unter einer Menge anderer, die aufrecht blieben. Aber das erſchrecklichſte Zeichen ergab ſich auf dem Admiralsſchiffe der Kleopatra, das ſie Antoniades genannt hatte: Schwalben hatten unter dem Hintertheil ihr Neſt gemacht, es kamen andere, vertrieben dieſe und tödteten ihre Jungen. So ſagt Plutarch; Dio Caſſius aber fügt noch die anderen Warnungen hinzu, daß zu Rom in dem Ceres-Tempel während des Opfers ein Affe erſchien und alles unter einander warf, was er fand; daß eine Eule zuerſt auf den Concordia-Tempel flog und dann faſt auf alle übrigen den größten Göttern geweihte Tempel; daß man ſie überall aufſcheuchte und ſie ſich endlich auf die Capelle des römiſchen Volksgenius ſetzte, wo ſie nicht gefangen werden konnte und auch nicht auffliegen wollte, was ſie doch endlich, obgleich ſpät am Abende, that; daß Jupiters Prachtwagen bei dem feierlichen Aufzuge zu circenſiſchen Spielen zerbrach; ein Luftzeichen, wie eine Fackel geſtaltet, mehrere Tage über dem griechiſchen Meere ſtand und ſich in den

Aether verlor; Stürme vielen Schaden anrichteten, ein Trophäum vom aventiniſchen Berge und die Bildſäule der Siegesgöttin von der Scene auf das Theater herabgeworfen ward und die hölzerne Brücke über die Tiber völlig zuſammenſtürzte; daß auch Feuer große Verwüſtungen anrichtete und Lava ſo gewaltig aus dem Aetna floß, daß ſie Städte und ganze Gegenden überſtrömte; — ſo daß alſo die Römer nichts als Unglück ſahen und hörten und ihnen nun auch die Begebenheit mit einem Drachen einfiel, der desgleichen für ſie vorbedeutend werden mußte. In Etrurien hatte ſich nämlich kurz vorher ein ſolches Ungethüm mit zwei Köpfen und ſo ungeheuer, daß es einen Raum von ſiebenundzwanzig Meter in der Länge einnahm, plötzlich ſehen laſſen, großen Schaden gethan und war endlich vom Blitz erſchlagen worden. Antonius' Beſiegung insbeſondere gaben, nach Dio Caſſius, Roms Knaben ganz deutlich im voraus zu erkennen; ſie theilten ſich aus eigenem Einfall in zwei Schaaren, die einen nannten ſich Antonianer, die anderen Cäſarianer. Ihr Gefecht dauerte zwei Tage und die erſteren unterlagen.

Trotzdem verlor damals Antonius den Muth noch nicht. Er ging bis Korkyra, das alſo auch ihn geſehen. Dort erhielt er die erſten genaueren Nachrichten über die Stellung des Auguſtus. Vor der Mittheilung, daß ſich einige Schiffe desſelben ſchon an die Keraunien gelegt hätten, wich er nach Griechenland zurück. Die Flotte ließ er im Golf von Arta überwintern, die Landarmee vertheilte er von Patras durch den Peloponnes und Akarnanien bis hieher nach Aktium.

Ehe Auguſtus zu dieſem gewaltigen Krieg auszog, der — ihm wohl bewußt — nur mit der endgiltigen Entſcheidung über ſein und der Welt Schickſal abſchließen konnte, hatte er zu Puzuoli bei Neapel in dem Neptuns-Tempel geopfert, deſſen Ruinen heute noch die Touriſten durchwandern. Es war als hätte ſeine Seele geahnt, daß die See ihm die Entſcheidung

bringen müſſe. Oder hatte er damals ſchon für ſo weit hinaus ſeinen Plan in der Form feſtgeſtellt, in welche er dann wirklich die Ereigniſſe nöthigte? Denn das dürfen wir Chriſtengläubige nicht annehmen, daß jenes Bittopfer, welches er dem Neptun gebracht, die Löſung ſo herbeigeführt habe. Er ſammelte darauf in den Häfen von Tarent und Brundiſium ſeine Streitkräfte. Lange hielt er ſie zögernd und furchtſam zurück, weil er deutlich die größere Macht des Antonius ſah. Man war in jenen Tagen nicht ſo eilig ſich die großen Entſcheidungen der Geſchichte zu holen. Die Geſchmacksrichtung und Gewohnheit waren auch in dieſer Beziehung ganz andere und die kurze Spanne Zeit, in welche heute von der öffentlichen Meinung die gewaltigſten Kämpfe zuſammengedrängt werden, iſt vielleicht ſogar das allerauffälligſte Weisſtück von der Ungeduld und Haſt, welche mit den Eiſenbahnen und Telegraphen unſere Lebensweiſe befallen haben. Nur einmal wagte Auguſtus ſelbſt ſich nach Korkyra herüber, mit der Abſicht die Flotte des Antonius bei Aktium zu überfallen. Ein Sturm vereitelte ihm dieſen Plan. Aber Agrippa umſchwärmte mit mehr Glück den Peloponnes und machte da und dort erfolgreiche Landungen. So kam der Frühling des Jahres 31 vor Chriſti. Nun ging Auguſtus mit der ganzen Flotte und dem Heere über das joniſche Meer. Korkyra wurde beſetzt und die Truppen der Inſel gegenüber, in Epirus ausgeſchifft. Sie rückten von den Keraunien langſam über das Gebiet des heutigen Parga hinab, die Flotte nebenher nach dem heutigen Golfe von Komaros ſegelnd. „So nahm er von der Gegend, wo jetzt Nikopolis liegt, Beſitz und ſchlug ſein Lager an einer Anhöhe auf, von der er das ganze äußere Meer bis zu den Inſeln Paxos und Antipaxos und das innere, d. h. das des ambrakiſchen Golfes und den Canal zwiſchen beiden mit den Buchten um Anaktorion herum überſehen konnte. Dieſes Lager befeſtigte er und zog eine Linie

bis zu dem äußeren Hafen Komaros, und durch dieſe Stellung konnte er Aktium zu Waſſer und zu Land beobachten und, wenn er wollte, angreifen."

Das Lager des Auguſtus ſtand alſo gerade auf der Stelle der weit von Epirus hinauslaufenden Landzunge von Preveſa, wo ſie zwiſchen dem Golfe von Arta und dem joniſchen Meere am allerſchmälſten wird, und hatte auch dort ſeine Grenze. Denn die Spitze der Landzunge, das Feld, wo heute Preveſa ſteht, überließ er dem Antonius. Dieſes hatte auch der Imperator des Oſtens wirklich beſetzt, weil er nur ſo den Ein- und Ausgang für ſeine Flotte aus dem joniſchen Meere in den ambrakiſchen Golf frei hatte. Wer Herr der Dardanellen und des Bosporus zu ſein wünſcht, muß die Ufer von Aſien und Europa gleich ſicher in Händen halten. Antonius beobachtete alſo dieſelbe Theorie nur in geographiſch umgekehrter Richtung, welche hier auch die Türken wieder beide Ufer zur Behauptung ihrer Herrſchaft, das jenſeitige akarnaniſche, die Punta von Aktium, noch zu dem nördlichen von Preveſa zuzuziehen für nothwendig halten ließ. So ſchildert es auch der Bericht des Dio Caſſius.

„Aktium ſelbſt war dem Apollo gewidmet und lag vor der Mündung der nach dem ambrakiſchen Buſen führenden Meerenge, den um Nikopolis liegenden Buchten gegenüber. Dieſe Meerenge geht lange in gleicher Breite fort und iſt ſowohl ſelbſt als alle vor ihr liegenden Häfen zum Landen, auch für ganze Flotten, ſehr bequem. Hier hatten die Antonianer ihren Standort genommen, auf beiden Seiten der Einfahrt Thürme aufgeführt und die Durchfahrt ſelbſt mit Schiffen beſetzt, um heraus und zurück ſichere Bahn zu haben. Auf der einen Landſeite neben Apollo's Tempel (alſo auf dem Ufer von Akarnanien) ſtand die Armee in einer ebenen und weiten Fläche. Als Antonius ſie ganz hier verſammelt hatte,

ging er über die Meerenge und schlug sein Lager nicht weit von dem des Augustus auf."

Diese Schilderung des Dio Cassius ist von wahrhaft militärischer Klarheit. Er muß die Gegend mit eigenen Augen gesehen haben, um so ihr gewissenhafter Topograph geworden zu sein. Nicht ein fehlerhafter Zug ist der Wirklichkeit zugelegt, und nicht ein wesentlicher fehlt im Porträt.

Also zuerst standen sich Antonius und Augustus auf derselben Halbinsel von Epirus unterhalb der Gebirge von Suli beinahe auf Sprechweite gegenüber, unmittelbar nahe, Antonius mit seinen Gezelten auf der Stelle des heutigen Preveſa, die Landspitze beherrschend, und Augustus tiefer im Lande drinnen, dort wo heute die Ruinen seiner Siegesstadt vermodern.

Während Antonius die starke, aber gefährliche Stellung behauptete — denn er hatte den Canal des ambrakischen Golfes hinter sich — schickte er auf dem Ufer dieses großen Meerbusens seine Reiterei in den Rücken des Augustus, um ihn so in die Mitte zu nehmen und zu zermalmen. Augustus, nur mit anderen Mitteln, verfolgte denselben Plan. Er ließ den Agrippa mit dessen Flotte vom Süden heraufrücken, zuerst Patras und Korinth, dann selbst Leukadien und die dort vor Anker liegenden Schiffe des Antonius erobern, dem so der Rückzug und die Zufuhren bedroht wurden. Dieser Umstand und eine Niederlage der Reiterei in ihrem Ueberfallsprojecte zwang den Antonius sein Lager auf der Landspitze von Preveſa aufzugeben. „Bei Nacht verließ er also seine Linien in der Nähe des Feindes und zog sich auf die andere Seite der Meerenge hin, wo seine Hauptarmee campirte."

„Nie war vorher eine Zurüstung zu einem Kriege so fürchterlich gewesen", sagt Dio Cassius, „als diese, wie man schon aus der Menge der Nationen, welche beiden Theilen in

dieſem Kriege halfen, ſchließen kann." Auf des Auguſtus Seite ſtanden Italien, Gallien, Spanien, Illyrikum, Sardinien, Sicilien und das weſtliche Afrika, kurz der ganze Weſten der damals bekannten und Rom unterthänigen Welt. „Antonius" — ſo ſchildert Plutarch die Macht ſeines Lieblings — „hatte nicht weniger als fünfhundert Schiffe, unter denen viele mit acht und zehn Ruderbänken waren, und alle ſo herrlich bewaffnet, als ſeien ſie nur zum Pompe eines Triumphzuges beſtimmt. Sein Landheer zählte zweimalhunderttauſend Fußgänger und zwölftauſend Reiter. Eine Menge von Königen war ihm gefolgt und ſtand unter ſeinen Befehlen, Bocchus von Afrika, Tarcondemus, König des obern Cilicien, Archelaus von Cappadocien, Philadelphus von Paphlagonien, Mithridates von Comagene, Adallas, König von Thrakien, und vor allen mit mehr Schätzen und Truppen und Schiffen und ihrer ganzen Liebe die königliche Kleopatra von Aegypten. Andere Fürſten, die ſich nicht ſelbſt einfinden konnten, hatten ihm ihre Truppen geſchickt, ſo Polemon, König von Pontus, Manchus, König der Araber, Herodes, König der Juden, Amyntas, König der Lykaonier und der Galater; der König der Meder ſogar hatte ihm bedeutende Hilfsvölker geſandt. Denn das Gebiet des Antonius reichte vom Euphrat und von Armenien bis zum joniſchen und illyriſchen Meere", das heißt bis zu den Grenzen deſſen, was wir heute noch Europa nennen, ſo daß wirklich „in dem Namen Antonius eine Hälfte der Welt lag".

Und trotz dieſer ungeheueren, die Armee des Auguſtus überwiegenden Macht war der Plan des Antonius von allem Anfange an nur Flucht. So ſtellt es der klare und einfache Bericht des Dio Caſſius dar, und auch Plutarch, der nur aus Parteilichkeit für ſeinen Helden etwas höflicher umſchreibt, widerſpricht dem nicht eigentlich. „Die Seele eines verliebten Mannes lebt", wie ſein Cato der ältere meint, „in einem

fremden Körper", oder wie Shakespeare den Antonius klagen läßt:

„sein Schwert ward geschwächt durch seine Liebe."

Wie Ahnung scheint es von diesem feigen Vorhaben des liebekranken Imperators in den Gemüthern gelegen zu haben. Eine Menge seiner Freunde verließ ihn noch vor der Schlacht: „verlassen sei, was sich selbst verläßt!"

Wenn man mit diesen Gedanken an die Flucht auf Seite des Antonius die Schlacht in das geographische Gemälde einpaßt, verliert sie alles Unbegreifliche, was erstens sonst ihr Beginnen und weiter die Niederlage hat. Denn es ist kaum zu fassen, aus welchem anderen Grunde Antonius aus seiner so vortheilhaften Stellung sich herauslocken ließ, in welcher er beinahe unangreifbar war, und nicht zu fassen, warum er, wenn einmal herausgerückt, floh, da die Schlacht noch nichts weniger als verloren war.

Um nicht gleich Anfangs alles in die Flucht zu reißen, und weil er seine und der Aegypter Schwäche voraussah, hatte er ihre Schiffe bis auf sechzig verbrennen lassen. Auf seine Galeeren, die größten und besten, von denen angefangen, welche drei Ruderbänke, bis zu solchen, die ihrer zehn hatten, vertheilte er zwanzigtausend Legionssoldaten und zweitausend Pfeilschützen. So gewaffnet wartete er fünf Tage. Die See war zu bewegt zum Kampfe. Am 2. September 31 vor Christi hatte sich der Wind gelegt und das Meer war ruhig und eben wie zu einem Festspiele geworden. Die Truppen des Antonius unter dem Canidius, die des Augustus unter dem Befehle des Taurus standen beide unbeweglich in Schlachtordnung aufgestellt auf den Ufern der Landzungen von Akarnanien und Epirus. Bis um zwölf Uhr Mittags hielt sich auch die Flotte des Antonius regungslos in der Meerenge zwischen dem Cap von Prevesa und dem von Aktium. Erst da mit einem leichten Winde schob sich der linke Flügel etwas

auf die freie See hinaus. Celius commandirte dieſen, Antonius und Publicola den rechten Flügel, während Marcus Octavius und Marcus Juſteius das Centrum hielten. Auguſtus hatte ſich den rechten Flügel ſeiner Flotte vorbehalten, den linken dem Agrippa und das Centrum dem Arruntius gegeben. Er war von dieſer endlichen Bewegung der Antonianer entzückt und ließ ſofort ſeinen rechten Flügel zurückweichen, um die Gegner noch mehr aus der ſicheren Meerenge herauszuziehen und mit ſeinen leichten und beweglichen Schiffen die Galeeren des Antonius anzufallen und zu umringen, welche durch ihre Größe und den Mangel an Rudern ſchwerfällig und nicht leicht zu bewegen waren. So wurde es eine Reihe von Einzelkämpfen und die Schlacht zog ſich immer mehr aus der Meerenge von Ambrakia auf die offene joniſche See hinaus. Die Schiffe des Auguſtus kamen von Norden herab, die des Antonius vom Oſten nach dem Weſten. Agrippa ſuchte, als die ganze Flotte des Antonius herausgerückt war, mit dem linken Flügel des Auguſtus den rechten des Antonius einzuwickeln. Dies zwang den Publicola ſich mehr nach rechts hinzuwenden. Dadurch verlor er die Fühlung mit dem Centrum des Antonius und ließ dort eine Lücke, was die ohnedies ſchon erfolgreichen Schiffe des Arruntius, der das Centrum des Auguſtus führte, noch mehr benutzten.

In dieſem doch erſt zweifelhaften Augenblick entfalteten plötzlich die ſechzig Schiffe der Kleopatra die Segel zur Flucht. Weil ſie hinter die großen Galeeren des Antonius geſtellt worden waren, mußten ſie die Linien mitten durchſchneiden und brachten dieſe noch mehr in Unordnung. Um Leukadien herum mit günſtigem Winde ſchlugen ſie ſich nach dem Peloponnes und Antonius eilte ihnen nach: „Weib, Du wußteſt nur zu wohl, daß an Dein Ruder mein Herz gebunden war und Du mich ziehen würdeſt im Schlepptau!“ Und ſo ging es nun weiter zuerſt nach dem tänariſchen Cap — Antonius,

der auf das Prachtschiff der Kleopatra übergestiegen war, immer schweigend und verdrossen auf dem Vordertheile sitzend — dann nach Aegypten und auch dort noch beide nichts als Liebe und weitere Flucht sinnend. Die ganze Welt wollten sie durchfliehen, um den Winkel zu finden, wo sie versteckt und vergessen nur ihrer Liebe leben könnten. Romeo und Julie haben sich nicht eigensüchtiger und weltverachtender geliebt. Liebe und Flucht haben dem Tage von Aktium vorgestanden und hätten die Parole im Feldlager des Antonius sein sollen.

„Das größere Eckstück dieser Welt, verloren
Durch baren Unverstand; Provinzen küßten
Wir weg und Königreiche!"

Das ewige Schicksal und Verhängniß scheint auch seine ironische Ader und humoristische Laune zu haben. Aber so leicht wie dem Cäsar Augustus hat es doch keinem anderen je die Eroberung der Welt gemacht.

Erstaunt sahen Freunde und Feinde diese unbegründete Flucht. „Nun wurde auch die andere Flotte des Antonius muthlos und überall riß Verwirrung ein. Jeder suchte sich zu retten, so gut er konnte; die einen setzten alle Segel bei, die anderen warfen Streitthürme und Geräthe über Bord, um mit desto leichteren Schiffen zu fliehen. Noch damit beschäftigt, wurden sie von den Cäsarianern angegriffen. Diese konnten den Fliehenden nicht nachsetzen, weil sie keine Segel führten und sich nur auf den Kampf bereitet hatten. Sie griffen also die zurückgebliebenen Schiffe, mehrere gegen eines vereinigt, bald in der Ferne, bald in der Nähe an. Von beiden Seiten sah man dann die mannigfaltigsten Auftritte der hitzigsten Streiter. Die einen beschädigten die unteren Theile der Schiffe rund umher, brachen die Ruder ab, rissen das Steuer heraus, erstiegen die Gallerien der Ruderbänke; jeder faßte seinen Mann, zog ihn herab, trieb ihn zurück oder kämpfte mit ihm,

denn ſie ſahen ſich nun dem Feinde an Zahl gewachſen. Die anderen ſuchten ſich mit großen Stangen zu wehren, hieben mit Aexten um ſich, warfen große Steine und andere zu dieſem Zwecke ſchon vorbereitete große Körper hinab, ſtießen den Feind, wenn er ihr Schiff erſteigen wollte, zurück oder rangen mit ihm, wenn er ſchon auf das Verdeck übergeklettert war. Dürfte man kleine Dinge mit großen vergleichen, ſo hätte man glauben können, man ſehe eine belagerte Stadt oder viele dicht neben einander liegende eingeſchloſſene Inſeln vor ſich; ſo emſig bemühten ſich die einen, als hätten ſie feſtes Land und Wall unter ihren Füßen, die Schiffe zu erſteigen und alle Mittel zu verſuchen ihren Endzweck zu erreichen; ſo emſig waren die anderen jene zurückzutreiben und alles vorzukehren, was Belagerte thun können.

„Noch ſchwankte immer das endliche Schickſal der Schlacht und Cäſar wußte keinen Rath mehr als Feuer aus dem Lager kommen zu laſſen. Vorher hatte er dieſes Hilfsmittel, um ſich die feindliche Habe zu erhalten, nicht brauchen wollen; weil er aber jetzt keine andere Möglichkeit zu ſiegen ſah, ſo mußte er zu dieſem Zwangsmittel ſchreiten. Und nun eröffnete ſich eine neue Scene der Schlacht. Die Cäſarianer ſegelten von allen Seiten zugleich an, warfen aus freier Hand brennende Wurfſpieße oder auch Töpfe, mit Kohlen und Pech gefüllt, von weitem aus Maſchinen. Antonius' Leute ſuchten ſich gegen all' dieſes zu ſchützen. Fiel etwas auf ihre Schiffe und zündete deren Holzwerk an, daß es, wie beim Luftzug auf Schiffen ſehr leicht geſchieht, zu hellen Flammen ausbrach, ſo brauchten ſie erſt das vorräthige ſüße Waſſer und waren auch zuweilen ſo glücklich den Brand zu löſchen. Doch dieſes war bald verbraucht und nun ſchöpften ſie Seewaſſer. In gehöriger Menge that es nun wohl ſeine Wirkung und dämpfte mit Gewalt das Feuer auf einmal; weil man dies nicht überall zu thun im Stande war, denn ihre Eimer waren nicht zahlreich und

groß genug, oder man ſchöpfte ſie in der Angſt nur halb voll, ſo hatte man keinen Vortheil davon und man machte das Uebel nur ärger; denn Seewaſſer in geringem Maß in eine Flamme gegoſſen, verſtärkt ſie durch ſein Salz nur deſto mehr. Da dieſes Rettungsmittel nicht ausreichte, ſuchten ſie durch dichte Kleider und ſelbſt durch todte Körper das Feuer zu dämpfen. Einige Augenblicke ward es auch unterdrückt und ſchien ganz gelöſcht zu ſein; aber weil der Wind zu heftig ging, loderte es, von jenen Löſchungsmitteln nur mehr genährt, noch heftiger auf. So lange ein Schiff nur auf einer Seite brannte, ſuchten ſie es noch immer zu retten, ſprangen ſelbſt in's Feuer hinein oder räumten was ſie konnten und warfen es in die See oder brauchten es als Waffen gegen den Feind ſelbſt, um vielleicht noch auf dieſe Art einen oder den anderen zu tödten. Andere zogen ſich auf den noch nicht brennenden Theil des Schiffes zurück, wandten alle ihre Kraft mit eiſernen Haken und langen Spießen an, um ſich an ein feindliches Schiff zu legen und wo möglich es zu erſteigen oder, wenn dies nicht gelänge, zugleich in Brand zu ſetzen.

„Um dies zu vermeiden, hielten ſich die Cäſarianer in der Ferne. Das Feuer fraß immer weiter in den Seitenwänden fort und drang bis in den Boden hinab; die armen Leute befanden ſich in den kläglichſten Umſtänden. Zum Theil erſtickten ſie vom Rauch, beſonders die Schiffsmannſchaft, noch ehe ihnen das Feuer näher kam, oder wurden mitten in der Flamme wie in einem Ofen gebraten oder ſchmolzen unter der Gluth ihrer eigenen Waffen. Andere wollten es nicht dazu kommen laſſen und warfen oft ſchon halb verbrannt die Waffen aus der Hand, wurden aber nun aus der Ferne von feindlichen Pfeilen verwundet oder ſprangen in's Meer und ertranken, wurden mit Stangen von Feinden untergetaucht oder von Seethieren zerfleiſcht. Das mildeſte Schickſal, das unter ſolchen Umſtänden ſich denken läßt, hatten noch immer die, welche

jene Leiden nicht erwarteten, sondern sich unter einander selbst oder mit eigener Hand umbrachten und so ohne lange Marter ihre Schiffe zu ihren Scheiterhaufen machten. So lange die Cäsarianer sahen, daß ihre Gegner sich noch wehren konnten, kamen sie ihnen nicht zu nahe. Wenn aber das Feuer die Schiffe ergriff und das Schiffsvolk sich selbst nicht mehr helfen, geschweige denn an Nothwehr denken konnte, so segelten sie schnell an, um vielleicht noch die Schätze zu retten und suchten nun selbst das von ihnen erregte Feuer zu löschen. Indessen kamen auch selbst viele von ihnen, durch die Flammen oder eisernen Haken ergriffen, um's Leben und gingen mit ihren Schiffen zu Grunde."

Es scheint mir eine Versündigung an der Wahrheit und an dem guten Geschmacke hier, wie es sonst in schriftstellerischen Darstellungen üblich, erst eine neue gekünstelte Umschreibung statt des vollen Wortlautes des Dio Cassius einzuschieben. Vielleicht ist seitdem nur mit gleicher Anschaulichkeit von Rafael in der Constantinsschlacht ein Kampfgemälde angefertigt worden. Auch wie dort gibt das Bild des Dio Cassius in seinen Einzelnheiten mehr das Ausleben, das Sterben des Streites. Unter diesem verzweifelten Ringen des Ehrgefühles, der entfesselten Leidenschaften und männlichen Tugenden war es vier Uhr Abends und dann in dieser späten herbstlichen Jahreszeit bald dunkel geworden. Das Bild muß nur immer entsetzlicher gewesen sein. Der thatsächliche Erfolg selbst aber war für „die Römer" schon seit der Flucht der Kleopatra gewonnen und so das Schicksal zwischen dem Cäsar Octavianus Augustus und dem Markus Antonius durch diese Seeschlacht bei Aktium am 2. September des Jahres 31 vor Christi Geburt hier auf diesen Gewässern, die ich heute befuhr, entschieden worden. Es gibt wenige Stellen der Erdrinde, die denkwürdiger sind und folgenreichere Saat für die Menschheit aufsprossen ließen, als dieses flüssige Feld von Aktium. Heute

noch ist die Epoche nicht ausgelebt, welche damals für die Weltgeschichte begonnen, und unser Zeitalter, mit fernsichtigerem und umfassenderem, mit eigentlich weltgeschichtlichem, nicht blos localem Blicke gesehen, datirt von Aktium und jener Flucht der Kleopatra.

Augustus ließ sich in späteren Jahren die Siegesschlacht von Aktium auf dem Averner-See noch einmal vorspielen, ganz in der Nähe des Neptun-Tempels, wo er vor seinem Auszuge zu dem Gotte der Wellen um übernatürlichen Beistand gebetet hatte. Und sein Hofdichter Virgil hat wirklich auf dem Schilde des Aeneas die Schlacht dargestellt, als hätten sich die göttlichen Heerschaaren ganz homerisch in diesen doch schon sehr modernen Kampf eingemischt. So haben die Götter und das Schicksal bei Aktium dem Augustus Recht und der Liebe, wie so oft, ein neues Dementi gegeben. Aber die Vorliebe der meisten Menschen, und der Männer noch mehr als der Frauen, wird immer beim Antonius sein. „Es wogen Flecken und Glanz sich in ihm auf", wie Shakespeare meint. Und daß er so leidenschaftliche Schwächen hatte, bringt ihn uns eben näher als den kalten, abgemessenen, von des Gedankens Bläße angekränkelten Augustus, „denn ihr Götter leiht uns Fehler, daß wir Menschen sei'n".

Antonius war, wie alle Männer, die durch das Uebergewicht der Phantasie und der Leidenschaften berühmt geworden sind, das Kind einer Ehe, in welcher die Mutter hoch die Fähigkeiten des Vaters überragte. Auch sein Aeußeres, nach dem schönen Bilde, das uns Plutarch gibt, muß dieses große, offene, überschäumende Wesen wiedergegeben haben: „Die Würde und der Adel seiner Person verriethen sofort einen Mann von hoher Geburt. Sein starker Bart, die breite Stirne, die Adlernase und die Männlichkeit, die über der ganzen Gestalt lag, gaben ihm viele Aehnlichkeit mit den Bildern und Statuen des Her-

kules." Man ſieht gar oft Morgens Campagnolen in die Straßen Roms einziehen, welche ganz dieſem Porträt entſprechen. Mir macht ihn ſeine Vorliebe zum Oriente noch beſonders werth. Sie war ihm angeboren und wurde ihm nicht erſt durch die Liebe zur Kleopatra eingeimpft. Im Gegentheile, dieſe Liebe befiel ihn wohl ſo leicht, weil er die Neigung zu allem Orientaliſchen in ſich trug, wie ihr Auguſtus ſo behende entſchlüpfte, indem er nur einen nordiſch kalten Sinn und Geſchmack hatte. Erſt bei dieſem vierten großen Manne, der Roms und der Welt Schickſale in ſeiner Toga trug, verſagte ihr die Liebe den Dienſt; denn Antonius hatte ſchon zwei andere weltgebietende Vorgänger gehabt. „Ich fand Dich, einen kalt gewordenen Biſſen auf Cäſars Teller; ja ein Brocken warſt Du von des Pompejus' Tiſch." Sie iſt gewiß das bezauberndſte Weib der Geſchichte; denn ſie hat das größte Weltſchickſal einzig durch die Liebe gemacht. Keine andere Eigenſchaft war in ihr rege, nicht einmal eine andere Eitelkeit, nur die Schönheit und die Liebe regierten ihr ganzes Weſen. „Ein herrliches Weib war ſie" — ſo ſchildert ſie Dio Caſſius — „den feinſten Ausdruck hatte ſie ganz in ihrer Gewalt, und wer mit ihr ſprach, glaubte mit einer Grazie zu ſprechen. Eine Luſt war es ſie nur zu ſehen und zu hören, und weil ſie ſich mächtig genug fühlte auch den kaltblütigſten, den abgelebteſten Mann an ſich zu feſſeln, hoffte ſie bei einer Unterredung immer ihren Vortheil zu finden, und da blos ihre Schönheit für ſich ſprechen zu laſſen." Sparſamer noch als die Alexander und Cäſare werden der Welt ſolche allmächtige Frauenſchönheiten zugetheilt. Es iſt wirklich als ſeien ſie, wie es antike Mythe und Dichtung gelehrt, eine Menſchwerdung der Aphrodite, eine Incorporirung der göttlichen Venus. Aber hier dieſes Meer von Leukadien ſcheint der ſchönen Göttin nicht günſtig geſinnt wie das von Cerigo und Cyprien. Zweimal litt die Liebe hier gräulichen Schiffbruch: Kleopatra in der Schlacht von Aktium und die thränenvolle

Sappho, als sie ihr Herz nur ein weniges weiter südwärts in denselben Wellen begrub.

Ich habe immer, wohl weil wir Männer die Weiber so sehr lieben, vor allen anderen Kämpfen der Geschichte mich für die Schlacht von Aktium interessirt. Nirgendwo in der Geschichte hat die Liebe gleich allmächtig und entscheidend mitgespielt. Das bürgerliche Trauerspiel „Romeo und Julie" hat die Liebe selbst gedichtet, aber hier bei Aktium hat die Liebe die Geschichte gemacht, und es ist so die heutige Reise nur der Wallfahrtstrieb einer alten Sehnsucht, welche die Bühne dieses liebevollen Ereignisses in engster Nähe zu schauen begehrte. So ist mir denn auch dieser Wunsch, weil er warm gehegt worden, getreulich meinem Glauben, daß alles wird, was man sehnsuchtsvoll will, in Erfüllung gegangen.

Uebrigens wurde das Meer von Aktium, wie schon lange vor, so auch später nach dem Siege des Augustus, durch andere kriegerische Thaten der Geschichte berühmt und denkwürdig. Zuerst war es, daß bei Beginn des peloponnesischen Krieges die Korinther hier ganz dieselbe Stellung einnahmen wie die Land- und Seekräfte des Markus Antonius und daß ihre erste Schlachtordnung die Korkyräer mit einem ähnlichen Angriffe, wie der des Cäsar Augustus es wurde, sprengten und besiegten. Dies war die Seeschlacht des Jahres 435 vor Christi, zu deren Triumphe das Trophäum auf dem Cap Leukimne errichtet worden ist, dessen weißsandige Stelle ich von Corfu aus besuchte. Anschaulich und zweifellos schildert Thukidides die Strategik dieses Kampfes und so verwandt erscheint sie dem späteren Feldzugsplane des Augustus, daß wohl der Verdacht möglich ist: er habe sich denselben nach der Darstellung des griechischen Geschichtsschreibers ausgebildet. Denn Cäsar Augustus war von Haus aus ein Gelehrter, welcher zu Apollonia auf der Universität eben seine philosophischen Studien absolvirte, als man ihn auf den Thron berief, weil sein Adoptiv-

vater davon etwas unsanft und blutig herabgestoßen worden war. Zweitausend Jahre nach dieser urältesten Schlacht von Aktium, am 28. September 1538, siegte dann der türkische Admiral Chaireddin Barbarossa ziemlich mit derselben Stellung des Antonius gegen die zögernden Spanier, denen die Flotten des Papstes und der Republik Venedig untergeordnet waren. So scheinen manche Stellen unserer Erdoberfläche wie für ewige Zeiten vom Kriegsgott gepachtet zum Exercirplatz seines Uebermuthes. Es ist als sei ihnen schon in der Weltgeburtsstunde diese Arbeit aufgetragen worden.

Um neun Uhr kamen wir vor Preveſa an. Cicero hat die Reise von Corfu hieher bei günstigem Winde in derselben Zeit gemacht. Das Vorgebirge von Preveſa ist nicht so spitz wie das von Aktium und dichter Oelwald deckt es. Man fährt eine Strecke neben seinem, auch höheren, Ufer, bis erst eine Wendung um die Ecke des Strandes das Schiff vor die Stadt Preveſa in die gleich einem Landsee geborgene Bucht stellt. Sie ist im Golfe von Arta ein zweiter, kleinerer, eingeschachtelter Golf, wie auch das Goldene Horn nur ein Bruchstück des thrakischen Bosporus ist. Und dieser kleinere Golf im Canale von Preveſa ist das Lager des Antonius. Zu der Tiefe in den Golf von Arta, wo er sich erst in seiner ganzen meerähnlichen Breite entfaltet, bleibt aus dem Busen von Preveſa noch ein zweites Thor, eine andere Enge der Ufer von Epirus und Akarnanien zu passiren. Dieses andere Cap von Preveſa heißt das der Panagia, der Allerheiligen.

Der Ort Preveſa sieht sich vom Meere niedrig an. Es sind kleine Häuser und, wie überall in der Türkei, von bunt gemaltem Holze. Als alte Freunde grüßte ich die darüber aufstehenden Minarete, die ich dieses Jahr zum ersten Male sah. In den Gassen fand ich reges Leben, bunte Menschen, auch manchen ernsten, für alle Umgebung gleichgiltigen Türken,

viel Schmutz und offene Buden. Der Himmel ſpendete dazu plötzlich eine völlig orientaliſche Sonne, eine ſolche nämlich wie wir ſie im Begriffe dieſes geographiſchen Wortes tragen, licht und goldig und Schatten von jener Schwärze und Schärfe verurſachend, daß ſie gleichſam mit dem Meſſer umriſſen erſcheinen. In nicht zehn Minuten trübte das Gewölbe über mir keine Wolke mehr. Wo nicht Golddunſt leuchtete, dort wies er jenes intenſive Blau, das ſo oft beſprochen, oft gerühmt, nie getreu geſchildert worden und nicht durch Schilderungen begreiflich zu machen iſt. Es muß geſehen werden, aber einmal geſchaut, dann genügt die Mahnung eines einzigen glücklich anklingenden Wortes, um es wieder vor die Sinne zurückzuzaubern. Denn vergeſſen läßt es ſich nicht, daß es eine unerforſchliche Tiefe und etwas wie von der Schwere und dem Glanze des Metalles hat. Es iſt merkwürdig, und doch, wie mir ſcheint, noch nicht angemerkt worden, wie raſch ſich im Süden während des Winters dieſe Wandlungen vom ſchlechten in das blendendſt ſchönſte Wetter vollziehen. Geradezu unbegreiflich erſcheint es, obgleich man darunter ſteht und Augen es zu ſehen, Gefühl es zu empfinden hat. Aber es iſt da, ehe man ſieht, woher es kam und daß das andere ſchwand. So, denke ich mir, kommt das Sterben und das Verpflanzen in die andere Welt. Auch ſie ſteigt zu uns herab, nicht wir zu ihr hinauf.

Ich mußte zunächſt die Feſtung beſehen: ein weiter Mauergürtel, der mir ohne Vertheidigungskraft zu ſein ſcheint. Im Hofraume ſtehen die aſtronomiſchen Inſtrumente, womit die von Wien aus gekommene Commiſſion am 22. December die Sonnenfinſterniß beobachten will. Die Moſchee, die ziemlich groß, iſt von einem Säulengange umgeben. Schäfte wie Capitäle erkenne ich als Werke ſpätrömiſcher Kunſt, was man byzantiniſch nennt. Ali Paſcha von Janina hat ſie von Nikopolis hieher geſchafft, der überhaupt die Ruinen der Sieges-

ſtadt als Steinbrüche zu der Feſtung und dem Neubau von Preveſa verwendete.

Ich wartete in warmem, köſtlichem Sonnenſchein — und welches rothe, kräftige Licht gab er! — vor dem Gouvernementspalaſte, einer getünchten Holzkeuſche, die aber doch höher als ein Erdgeſchoß ragt, das ſonſtige Maß der anderen hieſigen nur dörflichen Häuſer. Erſt um eilf Uhr kamen die Pferde und dazu ein Piquet militäriſcher Schutzwache ſammt dem Dragoman des Statthalters, die von dieſem zu meiner ehrenvollen Begleitung abgeordnet waren.

Man paſſirt zwiſchen reichen Gärten der Vorſtadt. Agaven und das Cannarohr, welche ſie umzäunen, ſind ganz ungewöhnlich hoch entwickelt. Der Weg führt durch das Thor und über die Brücke, welche den ſeichten, ſchmalen Graben überſpannt, der die ganze Stadt umwallt. Der ſtarke Sprung eines Fußgängers ſetzt darüber und nur die Einbildung kann in dieſer Vorkehrung ein Vertheidigungsmittel ſehen. Unmittelbar vor dem Thore, wie ſie beinahe keiner türkiſchen Stadt an ſolchem Orte fehlen, findet man die Friedhöfe. Es war ein römiſches Geſetz, welches die Gräber in dieſe Entfernung verwies, und dieſes Geſetz pflanzen die Muſelmänner durch die Sitte fort. Aber auch das alte Athen begrub ſo ſchon ſeine Todten. Hier in dieſem vorſtädtiſchen Gottesacker von Preveſa ſtehen eigenthümliche alte Grabmale, große viereckige Mauerzäune von kleinen maſſigen Säulen, welche niedrige und breitgeſpannte Rundbogen mit ſchwerem Quadergemäuer tragen. Sie haben etwas byzantiniſch-romaniſches. Für muſelmänniſch halte ich ſie jedenfalls nicht. Vielleicht ſind dies auch Reſte der deſpotiſch-normänniſchen Zeit. Ich ſah ähnliche nirgends. Beſonders maleriſch macht ſich das eine dieſer Denkmäler, welchem aus der Mitte des Sarkophages zwei Cypreſſen entſproſſen.

Aus dem Friedhofe tritt man in einen Olivenwald. Er beſchattet rechts und links die Straße. Das Auge verliert ſich

in ihm und ſieht nirgends deſſen Ende. So deckt er den ganzen Iſthmus, die lange Zunge, welche von dem nordiſchen Feſtland als Sperre vor den ambrakiſchen Golf geſchoben iſt, der Riegel, dem ſich vom Süden herauf Akte vereinigen will. Wohl eine Stunde dauert dieſer erquickliche Ritt. Die Bäume ſind nicht ſo alt und groß und ehrwürdig wie die der Wälder von Corfu, aber ſie ſind in denſelben maleriſchen verzweigten Formen entwickelt, weil man ſie auch hier wild wachſen läßt, nicht ſchändet und entſtellt durch die Scheere der Cultur und immer noch ſchöner als alles, was man in Italien von der Olive ſieht. Der Wald gab dieſes Jahr eine Einnahme von hunderttauſend Thalern, den Thaler zu zwei ein halb öſterreichiſchen Gulden gerechnet. Um neun, bis neun und einen halben Thaler verkauften ſie diesmal den Baril. Aber es ſind andere Jahre, da ſie leicht zehn, eilf, auch dreizehn und fünfzehn Thaler dafür kriegen.

Halbwegs des Pfades durch dieſen fruchtbaren Urhain links kommt man an einem ganz von Myrthen, Brombeeren und Steineichen überwilderten einſamen Grabe vorüber. Kaum iſt noch Stein daran zu erkennen, ſo hat das lebendige Grün den Sarg überwuchert. Die Stelle heißt im Volksmunde noch immer i due fratelli und dort liegen ſie begraben, zwei Brüder, junge, beinahe noch knabenhafte Burſchen, welche Ali Paſcha von Janina völlig muthwillig, weil ſie ihm nicht gefielen, morden ließ. So hat ſich die Grauſamkeit dieſes blutgierigen Menſchen durch ganz Epirus Denkmäler aufgerichtet. Verſchieden eben ſind die Mittel der Unſterblichkeit.

Der Wald verliert ſich zuletzt in ein Buſchdickicht und nun ſieht man Berge vor ſich. Man muß einen leichten Hügel durch das Geſtrüppe der Myrthen hinauf und in eine Art Pforte eintreten, welche ſchon Ruine der Stadt iſt, um den erſten Blick auf die Campagna und die Trümmer von Nikopolis zu gewinnen. Und der erſte iſt auch der ſchönſte. Etwas

beſſeres gibt ſelbſt drüben jenſeits des Feldes der oberſte Bogengang des Theaters der aktiſchen Siegesſpiele nicht. Man ſteht im Caſtelle. Deſſen Ringmauern dehnen ſich mächtig aus. Beſonders links, im Weſten, zur See hinab, haben ſie ſich beinahe völlig geſund erhalten. Dort ſind noch die Thürme aufrecht und die Treppen, die auf den Wall führen. In weiter Senkung breitet ſich dazwiſchen das wieſengrüne Feld mit den Ruinen der todten Siegesſtadt: gefallene Schlöſſer, geborſtene Paläſte, feuchte Thermen, leere Rennbahnen und hohle Theater, zerbröckelnde Aquäducte, nur gar keine Tempel mehr, alles von Immergrün umſponnen, von Myrthen, Lorbeer, Arbutus und Steineichen bevölkert und beſchattet, und von Hunderttauſenden blühender Narciſſen, Hyacinthen und Meerzwiebeln umduftet und bekränzt. Im Hintergrunde der blumigen Ebene ſelbſt erhebt ſich ein Hügel, der einzige auf dieſer Fläche, mit milder Schwellung, gleichförmig von beiden Seiten zu einer ſtumpfen Spitze, nicht hundertſechzig Meter hoch. Auf ſeinem Fuße ſteht noch völlig erhalten und überallhin auffällig ſichtbar das große Theater des Apoll. Auf ſeiner Höhe ſtand das Zelt des Cäſar Auguſtus, der von dort herab ſeine Land- und Seearmee am 2. September, 31 Jahre vor Chriſti Geburt, commandirte und die Kleopatra fliehen ſah. Nach dem Siege ſtellte er auf dieſe Stelle eine Statue des Apollo, welcher er die Schnäbel der eroberten Schiffe in die aus Quaderſteinen gefügte Baſis zuheftete, und nannte den Berg „den heiligen des Apoll", ἱερὸς λόγος τοῦ Ἀπόλλωνος. Der Hügel ſchimmert röthlich mit friſch genäßter Erde durch einen zarten Wieſenſchleier. Kein anderes Kleid deckt ihn. Weit hinter ihm ſteigen andere, höhere Berge auf, auch nackt: wo die Sonne ſie traf, in jener ſtarren ſilbergrauen Farbe, die nur Rottmann auf ſeinen Bildern ſicilianiſcher Landſchaften in den Arcaden des Münchener Hofgartens ſo naturgetreu erhaſchte; tiefblau in ihren Schluchten. Ueber ſie ſtufen und

thürmen ſich die ſchneeweißen Alpen Suli's, auch wie die vorliegenden Hügel mit jenem langen, edlen, ungebrochenen Linienzuge profilirt, welcher den Erdwellen des claſſiſchen Südens eigenthümlich iſt, als habe Gott ihn ſchon in der Schöpfungsſtunde zur Heimat der Kunſt gewählt, ſo daß die Welt nirgends ſchöner ward. Und Meere rechts und links von dieſem Lande der Nikopolis. Zur Linken im Weſten das freie, joniſche: tiefblau, beinahe ſchwarz, mit immer noch laut bis hieher grollender Brandung. Paxos und Antipaxos ſchwimmen darauf und ſelbſt von Corfu iſt noch der Schattenriß des weißen Caps ſichtbar. Im Oſten zur Rechten: der glatte, ſtille, ſilberhelle Golf von Arta, eingeſchloſſen wie ein Schweizerſee, eine Lagune davon im Vordergrunde.

Man hat das Ruinenfeld von Nikopolis der Campagna di Roma ähnlich gefunden; aber man ſollte nicht zu ſagen vergeſſen, daß ſein Hintergrund auch Züge der gewaltigeren ſicilianiſchen Landſchaften hat.

Der erſte Städtegründer, der auf dieſen Acker ſäete, war Pyrrhos, der große König von Epirus, welcher ſo lange dem damals ſchon mächtigen Rom widerſtand. Beronikis — Βερονικίς — das er, wie Plutarch erzählt, auf den epiriſchen Cherſones ſtellte, ſcheint indeß raſch hinfällig geweſen zu ſein, gleich der ebenſo kurzblüthigen Herrſchaft ſeines Erbauers. Es findet ſich ſchon kurze Zeit nach des Königs Falle nichts mehr davon hier und früher trug die Gegend nur den Ruhm der aktiſchen Nachbarſchaft. Die Stätte ſelbſt fand Octavianus Auguſtus leer, ein rechtes Feld für ein Heerlager und um Menſchen darauf zu erwürgen. Und weil es ihm damit den Sieg vermittelte, beſchloß er das Ganze in ein Denkmal zu verwandeln, welches die Gründung des römiſchen Kaiſerthums verewigen und verherrlichen ſollte. Ein Inſchriftſtein, eine Säule, eine Statue oder gar ein Tempel, Ruhmeshallen, womit ſonſt ſolche Thaten gefeiert wurden, das alles ſchien

zu wenig der Lorbeeren für die Schlacht von Aktium. Eine ganze Stadt von immer ſich erneuernden Generationen ſollte dafür zeugen und ihr Name den Sieg in alle Zeiten bewahren. Von Anaktorion, das drüben in Akarnanien unweit des Tempels des aktiſchen Apoll in urälteſter Zeit ſchon von Korinthern und Korkyräern gegründet worden war, von Ambrakia, der Hauptſtadt des unglücklichen Königs Pyrrhos, das tiefer im ambrakiſchen Golfe an der Stelle des heutigen Arta lag, vom ätoliſchen Kalydon, von Argos Amphilochikon, von Leukas und Thyreian trieb er eine Bevölkerung herbei. Jene alten Städte ſollten ſterben, damit ſeine neue auf das glänzendſte, auf das volkreichſte auflebe. Die Güter, den Grund- und Tempelbeſitz nahm er ihnen und theilte ihn Nikopolis zu. Die Spiele des aktiſchen Apollo ſelbſt mußten auswandern. Aus dem Hain, in welchem ſie ſeit uralter Zeit bei dem Tempel des Apollo auf Aktion gefeiert worden waren, nahm er ſie hinweg und verpflanzte ſie in das große Theater und das Stadium der Vorſtadt, die mit geweihten Hainen und einem Gymnaſium den Fuß des heiligen Berges ſich hinaufzog. Zu den Wettkämpfen der Gymnaſtiker, Reiter und Wagenlenker ſtiftete er noch nautiſche und muſiſche. Die Aufſicht übertrug er den Lakedämoniern und die Welt ſollte zum Gedächtniſſe ſeines Sieges nach der vierjährigen Wiederkehr dieſer Spiele von nun an nach Aktiaden und nicht mehr nach Olympiaden die Zeit rechnen, den 2. September 31 vor Chriſti als den neuen Geburtstag ihrer Lebensgeſchichte nehmen. In den Amphiktyonenbund ſchob er die Stadt ein mit fünf Vertretern, welche ſie zu den berühmten Verſammlungen abordnete, und frei erklärte er ſie und gab ihr das Münzungsrecht.

Vornehme römiſche Familien, die ſich ihm gefällig erweiſen wollten, mußten hier Häuſer, Villen erwerben, ab und zu eine Villeggiatur in Nikopolis machen. Wir wiſſen, daß die heilige Paula, die Erbtochter der Scipionen, auf einem

ſolchen Beſitze ihrer Familie ein ganzes Jahr lebte. Auch Herodes der Große von Judäa ſoll nach Joſephus Nikopolis mit Prachtbauten geſchmückt haben, dem Kaiſer zu lieb. So muß ſich die Stadt raſch durch dieſe Triebkraft eines nunmehr abſoluten monarchiſchen Willens und in großer Pracht, in ſtattlichem Anſehen, volkreich und bedeutungsvoll entwickelt haben. Auch ihre Handelslage war eine bereichernde. Zur See und zu Lande gingen ſchon ſeit alten Zeiten die bedeutendſten Wege der damaligen Verkehrsgewohnheiten hier vorbei. Dieſelbe römiſche Küſtenſtraße nach Athen, Makedonien, Byzanz und Kleinaſien, welche Buthroton ſtreifte, hatte auch in Aktia Nikopolis eine Station. Das „Itinerarium Antonini“ nennt es ausdrücklich als eines der Poſtquartiere, und wir wiſſen aus den Annalen des Tacitus, daß Germanicus auf dieſer Straße ſeine berühmte Studienreiſe nach dem Oriente fortſetzte. „Bei Nikopolis, einer Stadt in Achaja, wohin er durch das illyriſche Küſtenland gekommen war, nachdem er ſeinen in Dalmatien weilenden Bruder beſucht hatte, trat Germanicus ſein zweites Conſulat an. Auf dem adriatiſchen und dann auf dem joniſchen Meer hatte er widrige Fahrten beſtanden, daher er einige Tage mit Ausbeſſerung der Flotte zubrachte. Zugleich beſichtigte er die durch den Sieg bei Aktium berühmten Buchten, die von Auguſtus geweihten Denkmäler und des Antonius Lager, wobei das Andenken an ſeine Vorfahren in ihm auflebte. Denn er hatte Auguſtus zum Großoheim, Antonius zum Großvater, und ſo trat ein großes Bild trauriger und froher Ereigniſſe vor ſeinen Geiſt.“

Auch der heilige Paulus kam wohl auf dieſem Wege hierher und fand es der Mühe werth einen ganzen Winter in Nikopolis zu predigen. Seit 357 reſidirte dort ein eigener Biſchof. Kaiſer Julian erneuerte ihr inzwiſchen die Feſtſpiele des aktiſchen Apollo. Aber nur kurz währte doch im Ganzen die

Blüthezeit der Siegesstadt. Kaum das römische Reich hat sie überdauert.

Zur Zeit der Epigonen des Römerreiches, unter den byzantinischen Kaisern, residirte in Nikopolis einer der vier Strategen, welche Griechenland vorstanden, und um 960 nach Christi erscheint es in der Reichsgeographie des Konstantin Porphyrogenetos als Hauptstadt des fünften Thema's mit dem Sitze eines Dux, der unter den anderen Herzogen des ganzen Reiches den zwanzigsten Rang einnahm. Diese Strategen und Herzoge waren in erster Reihe Soldaten, Militärgouverneure, beauftragt das Reich gegen die überall andringenden Barbaren zu vertheidigen. Ihre Pflicht der Civilverwaltung stand jener Aufgabe nach. Am besten vergegenwärtigt man sich diese und ebenso schon die ältere römische Provincial-Verwaltung, wenn man die heutige türkische Pascha-Wirthschaft deutlich in's Auge faßt. Bis auf die Kleinigkeiten, die Art und Weise der Geschäftserledigung, die Hilfsbeamten, die ungesetzliche Willkür im Einzelnen, wie das regierende Princip einer duldsamen Gleichgiltigkeit im großen Ganzen, dürfte alles ähnlich befunden werden. Ueberhaupt, ich kann es nicht genug wiederholen, wer Unverständlichkeiten in der Geschichte des classischen Alterthums findet, der bürgere sich im Oriente ein und reconstruire sich nach den dortigen noch lebendigen Mustern die unbegreifliche Vergangenheit. Wie ganz anders faßlich werden sich einmal die Geschichtsbücher lesen, wenn sie nicht mehr theatralisch mit eingebildet nackten oder steifleinen betogaten Helden, sondern mit menschenmöglichen Gestalten von Fleisch und Blut und in Trachten, die mehr oder weniger den noch heute üblichen des Orients ähnlich sind, erläutert werden. Selbst die Iliade und Odyssee nehme ich nicht aus von diesem Wunsche und verzeihe eher ein Zuviel in der Richtung des noch heute Bestehenden, als solche lächerliche Irrthümer, wie sie Genelli's ganz nacktes Illustrationsbuch in die Köpfe einpflanzt. Dergleichen

hat die Auffaſſung der antiken Welt mehr gefälſcht als die Racine'ſchen und Corneille'ſchen Tragödien.

475, unter dem Kaiſer Zeno, belagerte der Vandale Genſerich Nikopolis. Seit 466, nachdem ſie Rom und Sicilien geplündert, ſchwärmten dieſe deutſchen Horden auf dem joniſchen Meere, überfielen die Inſeln und die Weſtküſte Griechenlands. Alles ſtand ihnen offen. „Ueberlaſſe dem Winde und den Wogen uns zu ſteuern", pflegte Genſerich ſeinem Piloten zu antworten, wenn er ihn frug, wohin er die Piratenflotte führen ſolle. „Sie werden uns an die Küſte treiben, welche ſich der göttlichen Strafe am ſchuldigſten gemacht hat." Alſo handelte und glaubte er ſich ganz als Gottesgeißel. Nur daß die ſchuldigſte Küſte ſich dann immer als diejenige erwies, welche eben die reichſte war. Auch Nikopolis wäre damals dieſem intereſſirten Gottesgerichte erlegen, hätte nicht der kaiſerliche Geſandte Severus gerade hier im Lager vor der bedrohten Stadt endlich einen Friedensſchluß zu Stande gebracht. Zwei Jahre darauf ſtarb Genſerich und befreite alſo dieſe Ufer von ſeiner Geißel. Aber ſchon 553 wiederholte der Gothenkönig Totilas dieſe Gefahr für Nikopolis. Mit dreihundert Schiffen erſchien er in dieſen Meeren und neben Corfu brandſchatzte er am härteſten Nikopolis. Und 929 erobern die Bulgaren die Stadt und ſiedeln ſich dort an. Aber das ſlaviſche Element konnte nicht lange der griechiſchen Cultur widerſtehen und ging in kurzer Zeit in ihr verloren. Ebenſo war Alarich mit ſeinen Hunnen ſpurlos vorübergegangen. Denn damit dieſer Acker denkwürdig ſei wie nur irgend einer, zogen auch Alarich und Totilas und Genſerich darüber, die ganze Weltgeſchichte der Völkerwanderung.

Juſtinian, der, wie Prokop in den Aedificiis IV, 1 erzählt, den Einwohnern mit Staatsmitteln zum Wiederaufbaue der Stadt zur Hilfe kam, konnte ihr doch keine Zukunft geben. Ihr Urtheil ſcheint von allem Anfange an in den Faden des römiſchen Kaiſerthums geſponnen worden zu ſein. Wie ſie

deſſen Gründung glorificiren ſollte, ſo folgte ſie Schritt für Schritt deſſen Schickſalen und als Rom keine Siege mehr erfocht, ſtarb auch die Siegesſtadt ab. So lange das Reich anſcheinend wenigſtens noch fortbeſtand unter den Nachfolgern Juſtinians, blieb ihrem zehrenden Leichname der Name einer Hauptſtadt für das Thema des ſüdlichen Epirus. Mit dem letzten Zerfall des imperium mundi fiel ſie 1204 der Deſpotie des Michael Angelos Komnenos und ſpäter den Franken zu, und als dieſe Diebe des römiſchen Anſehens, die ſich in den Kaiſermantel getheilt hatten wie die Soldknechte unter dem Kreuze in die Gewänder des Erlöſers, zu ſchwach wurden auch nur gegen Seeräuber ihre Küſten zu vertheidigen, überſiedelten die bedrohten Bewohner von dem ſieggekrönten Cherſones zurück an die Stätten ihrer Ahnen, nach Arta, das an der Stelle des alten Ambrakia ſteht, und nach Vonitza, das nahe bei Anaktorion, der ehemaligen corfiotiſchen Colonie, gebaut wurde, weil im Innern der Bucht mehr Sicherheit und leichtere Vertheidigung möglich war. Der Biſchofsſitz wurde nach Janina übertragen. Was ſonſt in humaneren Zeiten ein Titel für die Anlegung einer Stadt geweſen war, ihre leichte Erreichbarkeit von der See, wurde jetzt als eine Ungunſt der Oertlichkeit geflohen. So grell wechſeln Zeit und Sitte und ſo wurde Nikopolis, was es heute iſt.

Einen Theil ſeiner Bedeutung nahm dann nach langer wüſter Unterbrechung das erſt von den Türken errichtete Preveſa wieder auf. Am 29. September 1684 beſetzte dieſes und zugleich mit ihm die ganze Campagna von Nikopolis der überall ſiegreiche Francesco Moroſini, der Peloponneſier, für die Republik Venedig. Ein General Straſoldo hatte dieſe Expedition nach dem Feſtlande geführt, von Leukadien aus, das Moriſini wenige Tage früher, am 6. Auguſt, erſt erobert hatte. Der Carlowitzer Friedensſchluß vom 26. Januar 1699 beſtätigte das Recht dieſer Eroberungen. Erſt im gewaltigen

Feldzuge des Jahres 1716, welcher Venedig aus beinahe allen griechischen Landen warf, ging Preveſa für einige Zeit an die Türken verloren, das aber Schulenburg am 22. October 1717 nach der glücklichen Vertheidigung von Corfu der Republik noch einmal zurück eroberte, ſo daß im Frieden von Paſſarowitz auch dieſes Landſtück den Venetianern behauptet werden konnte. Ein Provveditor der Republik verwaltete dann die Landſchaft. An ihre Stelle ſetzten ſich die Franzoſen für kurze Zeit, bis ſie am 23. October 1798 in einer Schlacht auf dem Ruinenfelde von Nikopolis ſelbſt die Herrſchaft an Ali Paſcha von Janina verloren. So rächte ſich ſchließlich auf derſelben Stelle der Orient für die Niederlage des Antonius und der Kleopatra an den Erben des Auguſtus. Denn geheimnißvoll und langgeſponnen ſind die Fäden der Weltgeſchichte und des ausgleichenden Geſchickes.

Ali Paſcha, der blutige Reformator dieſer Gegenden, achtete darum auch, ganz im Geiſte dieſes Schickſalſpruches, die Siegesſtadt nur noch als Steinbruch und ſchöpfte aus ihren kaiſerlichen Ruinen das Material zum ärmlichen Wiederaufbaue des dörflichen Preveſa, und der Volksmund, der ſonſt andächtig für die Erinnerungen der geſchichtlichen Vergangenheit iſt, wie Greiſe für die Mahnungen an ihre Jugendzeit, hat nicht einmal die Namen bewahrt. Nikopolis nennen ſie jetzt hier Παλαιοπρέβεζα, Altpreveſa; den heiligen Hügel des Apollo, wo das Zelt des Siegers geſtanden, Μιχαλιτσι (Michalitzi); den weſtlichen Hafen der Halbinſel — wo ſie am engſten iſt und ſich die Schiffe des Auguſtus ſammelten — der damals Komaros hieß, die Bucht von Μύτικας (Mytika) und das öſtliche Meer von Ambrakia den Buſen von Arta; die Lagune desſelben, die ſich an das Ufer von Nikopolis gegenüber dem Hafen Komaros angelegt hat, den Teich von Mazoma. So furchtbar, ſo verhängnißvoll, ſo meſſend mit dem gleich rückſichtsloſen Maße richtet Gott den Hochmuth des Siegers.

Die Trophäe des Augustus ist gefallen und erlegen wie der arme Flüchtling Antonius, dem er auch im Timonium zu Alexandria nicht die Ruhe und das Leben lassen wollte, und wie die schöne ägyptische Zauberin Kleopatra, deren Andenken sie beschämen sollte, und wie der Kaiser und das Reich selbst, das er hier gegründet. Und der Name der Stadt selbst ist nur noch eine Ruine, wie es hier der auch einmal so ruhmreiche des Antonius geworden ist. Triumphirend in alle Ewigkeit bleibt nur Gott. Die Menschenschicksale wie die Menschenwerke begegnen sich in dem gemeinsamen Grabe gleicher Demüthigung. Homeros schon in der Iliade hat nicht anders gedacht. Es ist dies also kein Altweiberglaube.

Eine lange Weile stand ich sinnend vor diesem großen Bilde irdischen Ausgleiches. Denken, Sehen und Fühlen mischten sich und ließen mich zu keiner Klarheit kommen. Es bilden sich so Gemüthszustände unfaßlich, unbegreiflich, unbegreifbar, nicht zu beschreiben und nicht zu nennen, aus hunderterlei Einzelheiten gemischt, ähnlich jener wunderbaren Mengung der weichen südlichen Pflanzengerüche, welche mich umdufteten und welche schon Dante un incognito indistinto nannte und die mir ein Naturproduct für sich scheinen. Keine Zeit dünkte mir lange genug alles das zu ergreifen, was hier vor mir lag. Erst die Neugierde, welche das große Theater, das ich durch das Glas jenseits der Campagna noch wie unversehrt zu erkennen wähnte, auch zu durchschreiten wünschte, veranlaßte mich das Zeichen zum Aufbruche meiner Cavalcade zu geben.

Wir stiegen in das Trümmerfeld hinab. Es ist quer durch dasselbe noch immer eine starke halbe Stunde nothwendig, um zu dem Zelthügel des Augustus zu gelangen, bei dem das Theater des Apollo steht. Ein kleineres fand ich näher, westlich von der Akropole. Seine Sitzreihen sind noch

zu erkennen, aber nicht zu zählen, weil Gebüsch sie überwuchert. Es waren ihrer wenigstens fünfzehn, nicht mehr als zwanzig. Dieses Theater lag innerhalb der Stadt. Es mag ein Schloßtheater, mit dem kaiserlichen Palaste in unmittelbarer Verbindung, gewesen sein.

Bei einem Bade saß ich ab, den Pferden einige Rast zu gewähren. Es sind mächtige Wölbungen, ganz wie die römischen Thermen gebaut, unter denen wir lagerten. Wassertropfen fielen von oben herab, und wo sie sich bei eingestürztem Gemäuer gesammelt haben, dort ist um den Tümpel ein feuchtes Dickicht von Feigenbüschen und breitblätterigen, dunkel schattirten Wasserpflanzen aufgequollen. Mir fielen im Ruhen Goethe's Verse ein, die er zu einer kleinen Tischbein'schen Zeichnung gesungen:

Würdige Prachtgebäude stürzen,
Mauer fällt, Gewölbe bleiben,
Daß nach tausendjähr'gem Treiben
Thor und Pfeiler sich verkürzen.
Dann beginnt das Leben wieder,
Boden mischt sich neuen Saaten;
Rank' auf Ranke senkt sich nieder;
Der Natur ist's wohlgerathen.

Es ist als hätte Tischbein diese Thermen-Ruinen von Nikopolis zur Vorlage gehabt und wäre Goethe so ihr Dichter geworden.

So warm der Tag, es war kühl in diesem ehemaligen Schwitzbade. Sie nennen es il bagno di Cleopatra, die arme flüchtige Königin hieher verpflanzend, wo der Sieger stand und ihr zum Schandmale die Siegesstadt erst später baute. Welch' einen Zauber ein Weib, blos weil sie schön und reizend war und unwiderstehlich sein wollte und drei Weltherrscher fesselte, über die Wahrheit und alle Beweisstücke der Geschichte auszuüben vermag! Das ist „Wahrheit und Dichtung" im Sinne der

Goethe'schen Ueberschrift und der Glaube des Volkes daran Poesie, die werthvoller als alle Aufklärung der Gelehrten. So bilden sich die Ortssagen und so die Volksgesänge, aus denen dann später wieder die Iliaden und Odysseen werden.

Nichts Lebendes begegnete mir auf meinem weiteren Wege durch die Ruinen als albanesische Hirten, immer noch dieselben wilden Gestalten wie die Thesproter, ihre urältesten Vorfahren auf diesem Boden. Sie tragen weiße langhaarige Lodenmäntel, den Gürtel voller Yatagane, die Füße in rothen Schnabelschuhen, um die Beine weiße grobe Filzgamaschen, dieselben „Schienen" wie sie Homer in der Odyssee, Gesang 24 Vers 228, nennt. Ihre Mienen sind, trotz dem struppigen schwarzen Kopfhaar, das sie umgibt und dem starken kecken Schnurrbart, gutmüthig und grüßten mich freundlichst. In den Händen hatten sie lange Olivenstäbe, oben rund gehenkelt, um ein flüchtiges Thier der Heerde, das nicht folgen und kommen will, mit dem Griffe am Fuße einzufangen. Es ist dies noch ganz lebendig das ursprüngliche Vorbild unseres Bischofsstabes, der auch fangen und halten soll.

Hunde auch ruhten dabei gleich reißenden Thieren von Ansehen.

Die langwolligen Schafe, die sie hüteten, weideten zwischen den Asphodelos, den Narcissen und den Hyacinthen, den Feldlilien unseres Erlösers, und den blühenden Eriken und den wilden Artischoken, welche — mächtige Stauden mit stachelig ausgezackten Blättern, wie der Schmuck unserer Architektur um Säulencapitäle und Gesimse — zu Tausenden und Abertausenden den weichen Wiesengrund wie mit Gittern überspannen. Es muß dieser saftige Boden der dortigen thesprotischen Gegend schon den alten Römern vor der Gründung ihrer Siegesstadt als eine vorzügliche Weide gegolten haben, denn die Böckchen wurden von hier als besondere Delicatesse nach Rom eingeführt.

Auch im großen Theater finde ich die wilden Artischocken einheimisch. Parterre und Logen sind mit diesen üppigen Gästen besetzt. Die Marmortäfelung indeß ist vom Zuschauerraum weggenommen. Nur in der Orchestra und auf dem oberen Gange, wo sie zu fest hafteten, um leicht gestohlen zu werden, sind noch einige weiße Quaderſteine diesem machtvollen Baue gelassen worden. Der Kern desselben ist, wie bei allen Ruinen von Nikopolis, Ziegelgemäuer, ähnlich dem der Bauten in Rom. Nur sind bei diesem Theater die Ziegel von ungewöhnlicher Größe. Blöcke groß wie kleine Häuser sind in den Gängen und im Knochengerüste der Bühne hoch herabgestürzt und haften trotzdem noch fest zusammen, wie Stein dem Sturze nicht widerstanden hätte. So fest leimte der römische Mörtel, fester und dauerhafter den Ziegel und Stein als er die Völker und Provinzen zu verbinden verstand. Nie wieder und nie früher ist mit einem Materiale, das nicht natürlicher Fels war, so kraftvoll und ausdauernd gebaut worden wie von den Römern durch gegossene Ziegel und weichen Mörtel. Ihr opus incertum, dieses ungewisse Arbeitsproduct, ist gewiß das stärkste und sicherste Werk, welches die Menschen jemals und beinahe aus dem Nichts, aus dem Thon, so wie Gott den Menschen formte, gebildet haben. Der ganze starke Charakter des Volkes und seine stählerne Regierungsart sprechen sich in dieser Kunstweise aus. Unsere Bauart ist heute eine andere. In Rom selbst baute man übrigens erst seit zweiundvierzig Jahren monumental, als diese Monumente, deren Ruinen man hier sieht, von den Römern aufgerichtet wurden.

Meine Pferde grasten in der Orchestra. Von der Stufenwand der Scene durchzieht sie quer zur Cavea ein breiter Graben, den ich mich nicht erinnere in anderen römischen Theatern gefunden zu haben. Er lag ursprünglich unterirdisch unter dem Parquete der Orchestra und mag dazu gedient haben

Waſſer abzuleiten. Denn zu Maſchinen-Kunſtſtücken ſcheint er mir nicht recht zweckmäßig. Das Gemäuer des Scenariums ſteht völlig erhalten. Zwiſchen den Couliſſen geht man ſpazieren und tritt auf als wollte man eben eine Komödie des Plautus aufführen. Nur hält man erſtaunt inne, weil das Haus ſo leer, und ſieht dann rechts und links die hohen Couliſſenwände hinauf, ſich wundernd, daß in ſolcher Einſamkeit und Vernachläſſigung ſie nicht dem Sturme und der Zeit zum Opfer gefallen ſind.

Das Wort Scene bedeutete zuerſt den Raum hinter der Bühne, welcher dem Zuſchauer verſchloſſen war; dann die Mauer dieſes Verſchluſſes, gegen welche die Decoration gelehnt wurde; ſpäter dieſe Decoration ſelbſt und ſchließlich all' das, was es uns heute noch darſtellt. So wachſen auch die Worte allmählich. Sie decken, je älter ſie werden, immer größere Begriffe.

Nirgends habe ich mir dieſe Einzelnheiten der Organik und der Geſchichte des antiken Theaters deutlicher machen können als hier in dem Schauſpielhauſe des Auguſtus. Sein Zuſchauerraum hatte ſiebenundzwanzig Sitzesreihen, welche in drei ſenkrecht getrennte Abtheilungen geſchieden waren. Die Gänge, welche dazwiſchen hinauf und darin herumführten, weiſen ſich noch alle erkennbar. Wie eine Rieſentreppe ſteigt man dieſes Logenhaus von dem Halbrunde der leeren Orcheſtra zu einer Gallerie hinauf, welche der Höhe des ganzen Baues als offener Porticus aufliegt. Ihr Rücken iſt durch eine Mauer geſchloſſen, in der ſogar noch die Niſchen erhalten ſind, welche einſtmals die Statuen beherbergten. Wie die Menſchen, fehlen aber auch dieſe ſteinernen Gäſte heute dem Theater und den Siegesſpielen des aktiſchen Apollo. Vorne hinaus bringt der Blick von dieſer oberſten Gallerie frei in den hohlen Raum des Theaters und über ſeine Bühne weg in weite landſchaftliche Ferne.

Man kann dieſes Theater nicht ſehen, nicht in ſeinen Gängen wandeln, nicht auf den Stufen ſitzen und von den oberſten herab in's freie Land, in den tiefblauen Himmel hinauf ſchauen, ohne an die Kraniche des Ibykus erinnert zu werden und das Wunder anzuſtaunen wie der deutſche Dichter, welcher nie die Wirklichkeit eines ſolchen Schauſpielhauſes ſah, dasſelbe ſo getreu der Wahrheit wiedergeben konnte. Denn hier iſt wirklich der Bau, welcher von Menſchen wimmelte und in weiter ſtets geſchweiften Bogen hinaufwächſt bis in des Himmels Blau, und des Theaters Rund, das ſtreng und ernſt nach alter Sitte, mit langſam abgemeſſenem Schritte hervortretend aus dem Hintergrunde der Chor umwandelte, und ſind die höchſten Stufen, von denen man auf einmal eine Stimme rufen hört: „Sieh' da, ſieh' da, Timotheus, die Kraniche des Ibykus!“ Und auch der Flug der Vögel fehlte nicht, die über das Theater zogen, denn ein Schwarm Adler wurde mir plötzlich gezeigt, der in langen Schlangenzügen den Schneegipfeln des Pindos ſich zuwandte.

Meere und Länder beherrſchend iſt die Ausſicht von dem oberſten Gallerieumgange, nirgends entzückender zu wandeln als auf dieſem Theaterrunde. Welches Schauſpiel, von unten hinauf die Verſe eines claſſiſchen Dichters zu hören und gleichzeitig das ſchöne Land, das blaue Meer und die weißen Gebirge zu ſchauen, und die Erinnerung an die Siegesſchlacht des Auguſtus, an die Schönheit der Kleopatra und die Flucht des Antonius im Gedächtniſſe zu tragen!

Man wird Dichter von dem bloßen Gedanken an eine ſolche Vorſtellung. Wie muß erſt die laute und ſichtbare Wirklichkeit gewirkt haben! Uebrigens ſo viele Ruinen der antiken Welt ich nun auch geſehen, keine ergreifen mich immer ſo wie die der alten Theater. Man ſchaut die Stätte der ausgelaſſenſten Feſtfreude, des übermüthigſten Leichtſinnes und einer Vergnügungsſucht, welche die ganze Welt zu Grunde richtete, wie

in ein großes Grab, in einen seitdem schon wieder aufgebrochenen und geschändeten Riesensarkophag verwandelt, und diesen tragischen Gegensatz des heutigen melancholischen Ernstes und der unvergessenen leichtlebigen Vergangenheit finde ich eindrucksvoller als alle Heiligkeit, selbst so alter Tempel wie die von Karnak und Abu Simbl.

Das Theater des Apoll sitzt mit seinem Rücken, dem Logenhause, auf dem leise aufsteigenden Zelthügel des Augustus. Unmittelbar daneben rechts von diesem Berge blickt man in den Krater des ebenfalls im Umrisse noch erhaltenen Stadiums. Die Kränze, welche dort in der Rennbahn und hier im Schauspielhause erfochten wurden, galten nicht weniger würdig als die von Olympia und Delphi. Eine Menge Grabinschriften, welche auf uns gekommen, rühmen sich derer, wie unsere Epitaphien den späteren Jahrtausenden von der „Eisernen Krone" und dem „Schwarzen Adlerorden" erzählen werden. Ein heiliger Hain umgab ehemals die Gruppe dieser Schauspielhäuser und ein Gymnasium, das dabei stand. Er gehörte mit diesen Gebäuden zur Vorstadt. Heute ist hier wie auf dem ganzen Ruinenfelde kein Baum mehr übrig.

Südlich an diesen Vorort der geheiligten Lustbarkeit schließt sich der grüne Anger der todten Stadt an. Man findet von diesem hohen Aussichtspunkte leichter den Zusammenhang ihrer Ruinen und baut sie sogar mit einigem Studium in ihren Hauptzügen wieder auf. Eine Mauer sieht man sie scheiden von dem Myrthenwalde und dem Olivenhaine, die ich, von Prevesa herkommend, durchritten hatte. Einige Minarete hoben sich dort aus der muselmännischen Stadt über das zarte Silbergrün der Oelbäume. Daneben rechts in dieser weiten Ferne dehnt sich das flüssige Schlachtfeld von Aktium, bis dahin wo es im Westen der Zusammenfluß von Himmel und Meer, und im Süden der weiße Sarg der Sappho begrenzen. Und schneegedeckt wie diese Insel und auch klotzig und

maſſig wie Leukadien geſtaltet erſchien mir im Oſten, an das Grab der Sappho angeſchloſſen, das Gebirge von Akarnanien und das der barbariſchen Aetoler. Und noch mehr gegen Oſten bis zum Norden hinauf ſpiegelte ſich der hohe Pindos winterumſtarrt im ſtillen warmen Golfe von Ambrakia. Es ſind das Berge, die von Akarnanien, von Aetolien und die pindiſchen der Doloper, welche zweitauſend Meter überſteigen, aber hoch wie die höchſten Gipfel unſerer Alpen erſcheinen, weil ſie unmittelbar aus der Seefläche auftauchen und man ſie nicht von ſchon hoch gehobenen Vorländern mißt. Und in all' dieſer Größe und Weite blieb mir vorwaltend bewußt, daß dieſe Berge geſehen haben, wie auf dieſen Waſſern die Welt leichtſinnig verſpielt und ſpielend gewonnen worden iſt:

Ambracian's gulf behold, where once was lost
A world for woman, lovely, harmless thing!

Weniges auf meinen Reiſen hat mich wie dieſer Rundblick auf das Schlachtfeld von Aktium, auf die Siegesſtadt des Auguſtus, bewegt. Nicht Troja und nicht die Ammonstempel von Theben in gleichem Grade. Aber es war auch der Tag gar zu unvergeßlich ſchön, und es iſt die ungeheure Vereinigung von Natur und Geſchichte, von weiter See, wolkentragendem Gebirge und weltengeſtaltenden Menſchenſchickſalen, welche im Theater von Nikopolis die Seele des Zuſchauers gefangen nimmt. Nirgends hat ſich mir ein großartigeres Drama abgeſpielt.

Die Entfernung von Nikopolis nach Preveſa beträgt fünf Kilometer. Ich ſah die Sonne noch in der Bucht von Preveſa untergehen, was ein ganz Claude Lorrain'ſches Gemälde war, und durchlebte eine andere glückliche Stunde ganz in ſeinen beſeligenden Farben und ruhigen Gemüthsſtimmungen.

Erſt nach ſieben Uhr fuhr der Verbano wieder fort und wir liegen dann noch bis eilf Uhr Nachts vor Santa Maura.

So wunderbar hell und milde ist die Mondnacht, daß ich in ihrem Scheine auf dem Verdecke schreiben kann. Nicht eine Welle rührt sich. Kein Sommertag bei uns gibt diesen Balsam. Es waren Stunden, die unter die aufgeweckteſten meines Reiselebens zählen.

Griechisches Publikum fand ich nun eingeschifft in der Cajüte. Eine Madame Valoriti, die sich vornehm und kostbar macht. Zwei lustige arme Mädchen mit ihrem hübschen Bruder, der eine Militäruniform trägt und der Capo di banda in Santa Maura ist, und ihre Mutter. Weil diese niedriger Herkunft ist, wurde der Vater und werden diese Enkel von den reichen angesehenen Großeltern verstoßen. Der junge Bursche macht mich neuerdings erstaunen, wie ausnehmend schön, zierlich — svelte ist doch wieder nur der richtige Ausdruck — das männliche Geschlecht auf diesen jonischen Inseln ist. Das zeigt noch antike, freie Formen und Grazie in der Haltung. Denn das Element der männlichen Schönheit, das was einen Mann gefällig macht, liegt in der Regsamkeit seiner Gestalt, in dem Fluß seiner Bewegungen. Und diese, die Beweglichkeit, muß, wenn sie graciöse erscheinen soll, ihre Ursache vorzüglich in den Hüften haben. Sie und nicht die Beine müssen den schwereren Oberkörper tragen, und so entsteht die Leichtigkeit und Freiheit des Ganges, das Ungezwungene und Behende jeder Regung. Ich möchte sagen die beiden Körpertheile, von den Hüften aufwärts und den Schenkeln abwärts, müssen nöthigen Falls für den Augenschein den Eindruck geben können, gar nicht zusammen zu gehören und jeder seinen eigenen Weg gehen und seinem besonderen Einfall folgen zu können. Alles andere, Gesicht und Haare, Augen, Körpergröße und Stärke ist nebensächlich zum Eindrucke der absoluten und vollendeten griechischen Grazie, welche wir durch classische Bildwerke, Gemälde und Statuen erhalten, und damit sich die antiken Tanzformen erklären und begründen, wie wir sie in

manchen Körperübungen dieser Länder und auch in Aegypten und Kleinasien noch lebendig finden. Und dieser junge Capellmeister von Santa Maura in seiner knapp zugeknöpften blauen Uniform war, ganz entsprechend dieser artistischen Forderung, schlank, zierlich und beweglich um die Hüften, daß er die ganze Liebenswürdigkeit eines Alkibiades begreiflich machte.

Wie wohl auch das thut, in einem Lande zu reisen, wo die Menschen so schön sind und noch charakteristische Gesichtsbildungen zur Schau tragen. Auch wird mir dadurch, daß diese angenehmen Begegnungen hier gewöhnliche und häufige sind, erklärlich, wie in der griechischen Kunst das Genre eine so große Rolle spielen konnte. Denn das Meiste und das Beste ihrer Werke, was man nur heute ungeschickt mit anmaßlich göttlichen und heroischen Namen verunziert, halte ich für nichts Geringeres und Höheres als Nachbildungen solcher Figuren und Erlebnisse, wie es dieser junge Soldat für mich ist. Und so füllt nicht nur die Landschaft, auch die alltäglichste Staffage noch das Auge des Touristen hier mit bildenden Eindrücken und weckt classische Erinnerungen und Vergleiche. Man wandelt in lebendig gewordenen Museen und ihren Anregungen.

4. Capitel.

Das römische Onchesmos und das Phönike der Phäaken.

> Cicero an Atticus. VII, 2: Wir hatten bei unserer Fahrt Dein Reiseglück; so hübsch hat uns „Her von Epirus geweht der gelindeste Onchesmites."

Und ebenso noch in demselben Monat December habe ich wie bei Nikopolis den Süden nun auch den Norden der Küste von Epirus besucht.

Wir verließen Corfu um acht Uhr Morgens. Der Tag war farblos, wenn auch milde. Die kahle, steinige Küste, der wir zusteuerten, wurde dadurch in ihrem Aussehen noch melancholischer. Auf den Bergen, die wolkenfrei erschienen, lag mehr Schnee als vor den letzten Regentagen. Der Tsika stellte sich immer mehr als eine regelrechte Pyramide in unseren Weg. Bei dieser Reise nehmen auch die Dampfer den Lauf näher der albanesischen Küste. Doch sah ich auf Corfu deutlich wieder Caragol, diesen freundlichen Ort, der mir das erste Mal schon, da ich in diesen Canal einfuhr, so wohl gefiel. Er mahnt mich durch seine Lage unter den steilen Gebirgen, und weil er nur von der See zugänglich, an manchen Punkt der Ufer des Gardasees. Eine Landzunge greift schmal aber weit von Süden nach dem Norden zugespitzt, vor dem kleinen Hafen hinaus. Herbergend würde Homer diesen bezeichnet haben. Auf der Landzunge steht das helle Haus, ein kleines Schlößchen mit Thürmchen. Es gehört einem Signor Gennata. Er diente einmal in München, jetzt hier bei der Dogana. Er soll reich gewesen, nun durch Mißgeschick verkommen sein. Im Hafen hinter der Landzunge wiegten sich die Masten eines kleinen Bootes, dessen Schiffskörper man übrigens nicht sah. Dort zum Beispiele leben zu können, ein Stilleben in der Idylle! Selbst die Stürme der See und des Gewitters können dort den Frieden nicht brechen. Es gibt Orte, welche den Frieden der Gesinnung in ihren Gesichtszügen tragen und welche ihn dann wie durch Ansteckungsgewalt denen, welche dort weilen, mittheilen. Warum soll auch nur das Böse, das Krankhafte solchen ansteckenden Einfluß haben? Milde Menschen, die uns durch Nichts, schon in ihrem Aeußerlichen nicht verletzen, üben ähnlichen Zauber der mittheilsamen Ruhe und Zufriedenheit. Und es kann diese Uebereinstimmung der Wirkungen kaum überraschen, wo die Ursachen des Wirkens gleichartige sind, indem die Erde und ihre Bewohner ja nach der

Schöpfungslehre der meiſten und edelſten Religionen aus demſelben Stoffe gebildet wurden und es daher auch nur als natürlich gelten kann, die Erde ebenſo wie die Menſchen in ihrem Ausſehen charakteriſtiſch und mannigfaltig individualiſirt zu finden, daß man mit ihr, wenn man nur mehr bedacht iſt, auch ſie daraufhin anzuſchauen, gleichſtimmig wie mit anderen Geſichtern zu empfinden vermag; eine Anſchauungsweiſe, wodurch dann auch Landſchaften wirklich zu Berichterſtattern, zu Sängern und zu Erzählern werden und aufhören ſtumm zu ſein, obwohl ſie ohne Worte ſind. Eine ganze moderne Kunſtſchule wußte ſie ſo zu faſſen und ſo ſind wir zu hiſtoriſchen, zu mythologiſchen, zu claſſiſchen Landſchaftsbildern gelangt. Ich geſtehe, daß ich durch ſie auch das Wiſſen mehr unterſtützt und gefördert glaube, als durch viele der geſchichtlichen Wandgemälde, welche früher überwogen und heute noch immer von den Zunftkritikern der Aeſthetik als Gipfelpunkte der Kunſt herbeigerufen werden. Dieſe tragen ſtets die Gefahr in ſich uns von der Natur in die Schule und das Conventionelle zu entfernen, jene — die durchdachten Landſchaftsbilder — binden uns auch unwillkürlich an das Natürliche.

Auf dem nördlichen Cap einer anderen kleinen Bucht, welche in dem Ufer von Corfu dem friedlichen Hafen von Caragol unmittelbar folgt, verſteckt ſich ein zweites ſolches Buenretiro. Nur iſt das Haus nicht ſo wohl gehalten, ſondern verwittert, blos zwei Fenſter breit, ein Stockwerk hoch, etwas thurmähnlich. Und dicht darum ganz urwälderiſch ſchattet alter Oelwald. Unten am Hange ſind die Felſen gelbroth ausgewaſchen. Dieſe Villa gehörte dem Prinzen Peter Napoleon Bonaparte. Von dort aus ſchiffte er hinüber zur Jagd nach Albanien, wo er den Grenzwächter tödtete. Sie gehört heute einem Signor Canona.

Den Scoglio Tigonoſo, der mitten im nördlichen Eingange des Canales die wohlthätige Laterne trägt, womit die

Engländer die Schiffahrt beschenkten, ließen wir dieses Mal links und weit von uns. Er ist von Opuntien-Cactus beinahe uneinnehmbar dicht bewachsen. Das hängt wie Perrücken malerisch wild vom schroffen zerwaschenen Gesteine herab. In den Klüften schaukelt sich an Flaschenzügen das einzige Boot der zwei Lampenanzünder, die auf dieser wüsten Klippe im ganzen Wellenansturme des adriatischen Meeres seit vielen Jahren leben. Ich kann nie solche abgelegene Leuchtthürme sehen, ohne das Schicksal ihrer Bewohner beneidenswerth zu finden. Sie haben immerwährenden Verkehr mit der großartigsten Natur näher um sich als jede andere Wohnung, und mehr Gleichförmigkeit und Frieden für die Seele als selbst ein Camaldulenser Kloster. Dieser Fels im Canale von Corfu ist mir aber immer ganz besonders begehrenswerth erschienen. Romantischer, einsamer steht er dort als jeder andere Fanal, herausfordernd beinahe, ihm irgend ein besonderes Abenteuer auf den Leib zu dichten und ich trage eines im Gedanken, das ich einmal vielleicht noch verwirklichen werde. Uebrigens erwähnt dieser Insel schon der Engländer Bromton 1191 in seiner Reisebeschreibung bei der Heimkehr des Königs Philipp II. von Jerusalem. Und ganz richtig schildert er sie: „am Ausgange des Canales von Corfu, im Meere steht eine gefährliche Klippe, ähnlich einem halbzerstörten Thurme." Und so muß sie auch ohne die Laterne schon ausgesehen haben, und wohlthätig ist sie erst durch ihre Leuchte geworden.

Zwei Stunden dauerte die Fahrt bis Santa Quaranta. Seine Bucht ist gegen Süden offen. Das Meer davor ist schon außerhalb des Canales von Corfu. Im Norden und Osten deckt das Gebirge völlig den Hafen, im Westen springt ein klotziges Cap weit vor. Auf allen drei Seiten steigt das Land steil auf, nackt, auch nicht einmal wiesen- oder strauchbedeckt, ganz der Boden und die Bildung unseres Karstes. Es ist einer der traurigsten Anblicke, ein völlig unterwelt-

licher, besonders an einem grauen Tage wie dem heutigen. Die wenigen Häuser, welche dem Hafen seinen heutigen Namen geben, die zerfallene byzantinische Kirchenruine der Vierzig Heiligen, horsten im Osten auf einem runden Hügel, zu dem eine Stunde beinahe hinauf zu klettern ist. Man sieht Dorf und Kirche bei klärendem Nordwinde von der Gasse Arsenios in Corfu, die über die Wälle der dortigen Festung neben dem Hafen herläuft. Unten am Strande ist nur ein militärisches Stationshaus der türkischen Regierung, in diesem auch die Lloydagentur, die in vollster Harmonie mit den Landesbehörden functionirt.

Zur Linken davon, völlig im Nordwinkel der Bucht, liegen die ausgedehnten Ruinen der alten Ansiedlung. Ich durchwandere sie kreuz und quer. Rohes ungeschliffenes Mauerwerk aus demselben grauen Karststeine, der überall wild hervorsticht, beinahe polygone Formung, aber kleine ärmliche Blöcke. Manches davon erinnert an die Trümmer von Nymphea, der versunkenen Stadt unterhalb Norma in den pontinischen Sümpfen, welche Gregorovius in ein Pompeji des Mittelalters umgetauft hat. Auch hier ist etwas von einem Pompeji zu sehen. In der Mitte, noch erhalten, steht eine Kirche, schwerfällig, beschränkt, mit ängstlich kleinen Fenstern. Diese sind durch Rundbogen überspannt. Etwas dem Spitzbogen auch nur Aehnliches kömmt hier nirgends vor. Ich glaube also nicht, daß man es mit Resten der normännischen und neapolitanischen Eroberungen zu thun hat, eher mit noch älteren der byzantinischen Herrschaft. Gewiß standen hier schon römische Bauten, welche dann die rege Regierungsperiode des Justinian wieder aufrichtete und die Tradition unter den griechischen Despoten von Epirus wie später die Anjous und Venetianer erhielten. Denn dieses ist Onchesmos, der Hafen, welcher in den römischen Schriftstellern häufig genannt wird. Er scheint für den Transit zwischen Italien und Epirus einer der gebräuchlichsten gewesen

zu ſein, ſo daß der günſtige Wind, der von Epirus nach Italien hinübertrug, von ihm den Namen Onchesmites erhalten hatte. Auch als Anchiasmos kömmt übrigens der Name vor. Damals ſtand hier ſtatt der Kirche der Vierzig Heiligen ein Tempel der Aphrodite, als der ſchützenden Hafengöttin. Denn glauben wollen die Menſchen immer, nur einmal an Götter, an lächelnde, ſchöne, blühende Marmorweiber, und dann wieder an blutige goldgrundirte Heiligen- und Märtyrerbilder.

Man ſieht aus den Ruinen auf die joniſche See, auf Fano, die Erikuſa und Salmaſtraki, auf Corfu, das ſelbſt beinahe ſchon von hier aus geſehen die homeriſche Geſtalt des Schildes hat. Dieſer Blick iſt ſchön, wie überall wo das Meer im Auge liegt. Aber die nächſte Umgebung iſt troſtlos, hoffnungslos, wie ich ſagte, einer Verbannung in die Unterwelt ähnlich. Das und auch die ganze Beſchaffenheit der Ruinen, ihr denn doch nur beſchränkter Umfang ſagen, daß in dieſen Mauern nie eine Stadt, immer nur die Mannſchaft einer Feſtung geſtanden haben kann, beſtimmt, den Eingang, den Paß in die hinten liegende Gebirgswelt Epirus zu vertheidigen. Das iſt auch heute wieder die Beſtimmung der türkiſchen Uferanſiedlung. Die Hauptſtraße, weil die kürzeſte, geht von hier aus nach Janina und der Lloyddampfer bringt und nimmt regelmäßig der Provinz die Gouvernementspoſt für und aus Conſtantinopel.

Dieſer Poſtweg ſtreift in einer kleinen Entfernung öſtlich von Santa Quaranta die Ruinen von Phoenike. Ein kleines Dorf, Phiniki, nahebei bewahrt ſogar den Namen dieſer wohl älteſten Colonie der Korkyräer. Ich behaupte es nämlich durch dieſes lebendige Wortzeugniß erwieſen, daß das Scheria und die Phäaken des Homer von einer phönikiſchen Einwanderung abſtammen, die über Trinakria kam und dieſe dem Durchfuhrshandel beſonders günſtigen Ufer beſetzte, ganz ſo wie

es ſchon die Odyſſee, nur in dichteriſche Schleier verhüllt, darſtellt. Denn dieſes Phoenike bezeugt jedenfalls, wie überall, wo es ſich findet, eine phönikiſche Abſtammung. Dann iſt aber nicht anzunehmen, daß dieſer verlorene, zurückgezogene Poſten zuerſt die ſeetüchtigen Anſiedler anzog, ſondern wir können nur glauben, daß dieſe einmal ſeßhaft und ausgebreitet in Corfu dort die Nothwendigkeit einer Handelsſtation auf dem gegenüberliegenden Ufer von Epirus zur Ein- und Ausfuhr in das Innenland erkannten, wie ſich jetzt wieder der Lloyd mit ſeiner Dampfſchifffahrtsſtation dasſelbe Bedürfniß unterthan gemacht hat. Ich begreife nicht, wie ſich gelehrter Eigenſinn dieſer am nächſten liegenden Deutung aus den realen heutigen Elementen heraus ſo beharrlich verſchließen kann. Es gibt zwei Theorien, die durch jede neue Reiſe nach der Levante uns immer greifbarer und wahrſcheinlicher werden; die erſte iſt, daß die Cultur überhaupt aus dem Oriente ſtamme, und die zweite, daß die Phönikier ſie an alle dieſe griechiſch-, ſicilianiſch- und italieniſch-europäiſchen Ufer gebracht haben.

5. Capitel.

Avlona und die Unterwelt der Keraunien.

„Infames scopulos Acroceraunia?"
Horatius, Carminum I, 3.

An Bord des Lloyddampfers Lucifer, Dienſtag 9. Juli 1871.

Alſo dem Teufel habe ich mich dieſes Mal verſchrieben, um noch mehr von den Unterweltsgegenden des antiken Volksglaubens zu ſehen. Doch dieſer Lucifer iſt gut, elegant, ein Raddampfer und der Capitän Florio mir ſchon von zwei Reiſen in den ägyptiſchen Meeren bekannt.

Ich ſaß noch in Corfu eine letzte ruhige Stunde an dem Steingeländer der Spianata, wo ich ſo manchen Nachmittag

geruht, und las in Gregorovius' Wanderjahren die Insel Elba beschrieben. Ach, das Meer und die Berge von Corfu gegen Süden hinab, wo sie zuletzt förmlich aussterben in der See, waren noch schöner und weicher als sie selbst dieser Dichter zu idealisiren vermag. Das Abschiednehmen wird auf keinem Punkte der Erde schwerer als im Lande der Phäaken. Dankbarkeit und Rührung legten mir die schönen Worte des Odysseus auf das letzte Blatt meines dortigen Tagebuches:

Weitgepriesener Held, Alkinoos, mächtigster König,
Sendet mich jetzt, nach geopfertem Tranke, in Frieden und lebt wohl.
Denn ich habe nun alles, was meine Seele gewünscht hat:
Eine sichere Fahrt und werthe Geschenke. Die Götter
Lassen mir alles gedeihen!
Ihr, die ich jetzo verlasse, beglückt noch lange die Weiber
Eurer Jugend, und Kinder! Euch segnen die Götter mit Tugend
Und mit Heil, und nie heimsuche die Insel ein Unglück!

Mir scheint, daß solch' ein Segensspruch, aus dem gütevollsten Herzen gespendet, nicht anders als wirklich heilbringend sein könne. Und in Wahrheit hat sich der odysseeische bis heute als so unfehlbar bewährt. Die Insel und ihr Schicksal im Ganzen genommen und verglichen mit dem, was andere antike Ortschaften seitdem erfuhren, die dürr geworden sind und ausgestorben bis in das felsige Bein ihres Bodens hinein, ist glücklich, grün und fruchtbar, bevölkert und ein Garten Gottes, immer noch ein Eiland der Seligen wie sie die Phantasie des Homeros gesehen und sein Griffel uns ihr unvergängliches Bild überliefert hat.

Erst um halb sechs Uhr schiffte ich mich ein. Nach sechs Uhr begann der Dampfer seine Reise.

Jetzo segeln wir fort, an den nahen Keraunien seitwärts,
Wo der Weg gen Italia führt auf kürzester Meerbahn.
Indeß sinket die Sonn' und Schatten umdunkeln die Berge.

Diese Worte des Virgil legten sich mir in den Sinn, weil unsere Reise wie eine Abschrift derselben wurde. Der Abend

zündete alle ſeine ſchönſten Farben an. Es war der ſchönſte, den ich auf Corfu erlebte, und das will viel ſagen. Zuerſt roth die Berge, dann violett, das ſich zum Dunkelblau verdichtete. Dieſes ſind die Gradationen des Sonnenunterganges auf Corfu. Und eine unendliche Milde und Weichheit beſeelt ſie. Matthiſon hätte hier ſeine Ideale realiſirt gefunden, denn dieſe Farben und Töne ſind gleichſtimmig zu ſeinen Verſen und Beethoven hat die Adelaide nicht gleichfärbiger inſtrumentirt.

Um acht Uhr hielten wir einen Augenblick vor Santa Quaranta, dem römiſchen Onchesmos. Man ließ hier die Keraunien, das donnergetroffene Gebirge anfangen, das nach der Orographie der Alten im Norden mit dem akrokerauniſchen Cape, dem heutigen Vorgebirge Linguetta, auch Capo Gloſſa genannt, Avlona gegenüber endigte. Noch die Felſeninſel Saſon, das heutige Saſeno, zählte dazu. Bis über dreizehnhundert Meter erheben ſich ſenkrecht aus dem Meere dieſe Steilgebirge. Nur der einzige Hafen von Palermo, Panormos der Alten, iſt halbwegs derſelben ein Zufluchtsort. Sie zeigen recht in ihrem Ausſehen was die griechiſche Küſte, was Dalmatien wäre, wenn ihnen nicht ſchützend gegen den Wellenanſturm der weiten See der Lido ihrer Inſeln vorläge. Was die ſyriſche, was die Oſtküſte von Italien ſind, wären auch die griechiſchen und dalmatiniſchen Ufer, hafenlos und wenig brauchbar für den Handel. Die See hätte wie hier an den Keraunien alle Vorgebirge und Unebenheiten weggeſpült, das heißt eben die größeren, welche bergen und Häfen ſchaffen, nicht die kleineren, die von jenen nur zurückgebliebene Klippen und unbrauchbare ſeichte Buchten ſind. Nie hätte Griechenland ohne ſeine Inſeln den Reichthum an Golfen und Häfen erhalten, der ihm eines der handelstüchtigſten Völker gab. Die joniſchen Inſeln ſind nur die Fortſetzung des Werkes, das die Natur im Norden mit den dalmatiniſchen Küſten geſtiftet. Nur hier vor den Keraunien iſt die Kette unterbrochen. Was dort tiefer im Feſt-

lande erſt oder hinter Inſeln auffteht, taucht hier wie eine Wundererſcheinung unmittelbar aus der See. Es verräth ein ernſtes Volk und eines, das nicht handelsthätig und beweglich in die Ferne zu ſchweifen gewöhnt iſt, dieſes Küſtengebirge von Epirus. Und nur ernſte Sagen und Geſchichten können die Schiffer aller Zeiten an dieſe ſchroffen Felſenwände geheftet haben. Auch möchte ich wohl die Frage aufwerfen, ob es nicht dieſe Berge zuerſt geweſen und nicht die anderen mäßigeren bei Suli und Parga drunten im Süden, welche den erſten Aberglauben die Unterwelt und ihren ſchauerlichen Eingang in Epirus finden machten? Sonderbarer Weiſe wird auch eine der wildeſten Kuppen der Keraunien, welche unſere Karten Monte Griva nennen, in den daranliegenden Dörfern Nivitza und Plocha vom Volksmunde ſelbſt noch Tartari genannt.

Lichter, geſpenſterhafter Mondſchein lag auf den Keraunien, da wir hinaustraten aus der ſchattigen Bergung des Hafens von Santa Quaranta. Die Unterwelt kann in der Phantaſie der Alten nicht anders dageſtanden haben. Auch die See fanden wir hier wild und das Schiff taucht nun tüchtig. Strabo nennt dieſes Meer das auſoniſche.

An Bord des Lucifer, den 10. Juli 1871.

Um halb fünf Uhr Morgens fahren wir in die Bucht von Avlona ein. Um fünf Uhr ſteige ich auf das Verdeck. Freilich ein ganz anderes ernſtes Bild als das milde, weiche von Corfu, das noch geſtern um mich geſtellt war. Am meiſten Aehnlichkeit durch Farbe und Geſtaltung der Berge finde ich mit der ernſten Landſchaft von Santa Maura. Die Tiefe der Bucht liegt gegen Süden. Wie ſonſt ein Molo zur Deckung eines Hafens in die See hinaus gebaut wird, ſo ſteht dort zwiſchen dem Golfe und dem freien Meere abwehrend hoch und ſenkrecht wie eine Mauer das akrokerauniſche Gebirge, wüſte, ohne jeden Baum und Strauch, nur grün von Gräſern

und von Oben nach Unten durch Regenrinnen gefurcht. Nicht ein Vorland greift vor ihm in die See hinaus. Unmittelbar in ganzer Höhe steigt das Gebirge als Cap auf. Das ist das Cap Linguetta, von seiner Zungengestalt so italienisch oder griechisch Glossa genannt, der östliche Thürpfosten des adriatischen Meeres. Einmal wohl mit ihm vereinigt und jetzt nur losgerissen, liegt mitten im Eingange zu dem Golfe von Avlona die Insel Saseno, ein unbewohnter Fels, zwei Kuppeln neben einander. Man passirt ihn zu beiden Seiten. Wir kamen auf seiner Südseite, zwischen ihm und dem Cap Linguetta herein und gingen nördlich von ihm hinaus. Ihm gegenüber im Norden der Bucht ist Avlona, in eine Schlucht und in dunkle Oelwälder versteckt, und so reich belaubt ist dort die ganze Küste und hoch so die Berge hinauf. Einige Minarete thürmen sich über den weichen wolligen Wald. Das Hügelland um die Stadt ist viel und schroff gebrochen. Malerische Felsen ragen manchmal täuschend wie altes Gemäuer auf.

Auf dem zweiten Hügelzuge über Avlona horstet dessen Akropole, das Bergdorf und verlassene Schloß Kanina. Die Burg krönt und deckt gerade die Hügelerhebung, wie Mauerzinnen noch auf einem Thurme aufstehen. So weit ich die Wartburg im Gedächtnisse habe, ist dieses Kanina ihr sehr ähnlich. Es ist in seinen kriegerisch-romantischen Schicksalen identisch mit denen der Hafenstadt Avlona. Beide haben erst in dem Mittelalter unserer Geschichte ihre Rolle gespielt. Im Alterthume waren Apollonia und Orikon die zwei Städte dieses weiten Meerbusens, wo die weltbewegenden Ereignisse anliefen. Im Hafen von Orikon lag ein pompejanisches Geschwader von achtzehn Schiffen als Cäsar weiter unten bei Paljassa in den Akrokeraunien auf der Verfolgung nach den aus Italien geflüchteten Republikanern landete. Und nach Apollonia, dessen Ruinen wenige Stunden nordwärts von dem heutigen Avlona

mit einem verlaſſenen Kloſter ſtehen, zog er ſich zurück, da er von Pompejus und den Republikanern bei Dyrrachium geſchlagen worden war. Von Apollonia aus marſchirte das erſte kleine Heer nach Griechenland, das die erſchreckten Römer gegen Antiochus den Großen zuſammengerafft hatten. Doch wird dann auch Avlona ſelbſt ſchon in dem Itinerarium Antonini genannt. Es iſt in jenem Bädecker der Ausgangspunkt der Küſtenſtraße, welcher ich ſchon zu Buthroton und Nikopolis begegnet bin. Sein Name verſchwindet dann beinahe. Doch läßt es ſich in dem Synekdemus (Reiſeführer) des Hierokles als zur Zeit des Kaiſers Juſtinian des Erſten in der dreizehnten Eparchie von Neuepirus gehörig erkennen und ebenſo, daß es in der ſpäteren Reichseintheilung der byzantiniſchen Kaiſer in dem neunten Thema ſtand. In den Schriften der Anna Komnena bezeichnet Avlona eine ganze Provinz, die nächſte auf dem Wege von Conſtantinopel neben Dyrrachium. Indeſſen kömmt dort auch eine Stadt mit dieſem Namen vor. Der arabiſche Geograph Edriſi, der 1153 für Roger den Zweiten ſchrieb, nennt es Labluna. In den Kriegen dieſer Normannen gegen Byzanz ſpielte es eine große Rolle. Gleich in den erſten landeten hier gewöhnlich Robert Guiscard und Bohemund bei ihren Ueberfällen auf das oſtrömiſche Kaiſerreich. Im Herbſte 1084 wieder war Avlona der Sammelpunkt ihrer Streitkräfte zum zweiten Feldzuge gegen Buthroton und Corfu. Es lag eben zur Ueberfuhr aus ihren italieniſchen Beſitzungen am allerbequemſten und durch die naheſtehenden Keraunien konnten verwegene Guerillaſchaaren immer am vortheilhafteſten einem nicht allzu muthigen Feinde den Rücken bedrohen. Nachher gehörte Avlona mit zu den Städten, durch deren Freihandel die Byzantiner den Venetianern ihre Beihilfe in dieſen Normannenkriegen lohnten.

Bei dem zweiten Angriffe der Normannen auf das byzantiniſche Reich, den nach des Vaters Tode Bohemund

dann allein führte, landete er in Avlona am 9. October 1107 mit zweihundertdreißig Schiffen und einem Heere, in welchem allein fünftausend Ritter dienten. Von Avlona aus zog er nach Dyrrachium. Aber auch dieser Ueberfall hatte nur einen halben Erfolg. Die Normannen waren Soldaten, aber sie waren keine Diplomaten. Und deshalb hat ihr Erscheinen in der Geschichte so viel poetischen Reiz, aber sie haben nichts Großes bleibend gestiftet. Es ging so ausnahmslose allen Eroberern, welche das Werkzeug des Geistes nur nebensächlich der rohen Gewalt benutzten, während Feiglinge trotz Niederlagen, aber verwegen mit den Waffen des Geistes, Reiche stifteten.

Die Hohenstaufen, als Erben der normannischen Macht, hielten die Ansprüche auf Avlona aufrecht und so kam es dem Könige Manfred als Heiratsgut seiner griechischen Gattin, der schönen Despotentochter Helena Angela zu. Er unterstellte es seinem treuen Admirale Philippo Chinardo, der sich nach dem Unglücke des hohenstaufischen Hauses hier selbständig einrichtete. Chinardo's Ehe mit der griechischen Fürstenwitwe Maria Petralipha, der Schwägerin des Despoten Michael des Zweiten, sanctionirte dann auch noch insbesondere diese secundairen Ansprüche. Der Admiral ernannte seinen alten Waffengefährten Jacques de Baligny zum Castellane in der Burg von Kanina und der Stadt Avlona. König Carl von Anjou und Neapel, als er das geraubte Erbe der Hohenstaufen antrat, war zuerst zu schwach anderes zu thun als diesen Burgverwalter nominell zu bestätigen. Erst als er durch den Vertrag von Viterbo sich befestigt hatte, schickte er den Johann de Clary herüber, der um 1268 als sein Generalcapitän Burg und Stadt persönlich und förmlich in Besitz nahm. Baligny nahm aus seiner Hand die Burgverwaltung nun entgegen und auch als König Carl schon im Januar des Jahres 1269 den Clary durch den Gazone Chinardo, Bruder

des inzwischen ermordeten Admirals Philippo, ablöste, wußte sich Baligny unter diesem neuen Generalcapitäne von Epirus zu Avlona und Kanina in seiner wieder beinahe selbständig gewordenen Stellung zu behaupten. Erst Anselm de Cayeux, der im Mai 1273 dem Gazone succedirte, brachte den Baligny dahin, die Burg von Kanina und Avlona, die ihm auf Lebenszeit überlassen waren, und drei Archontien mit zehn Dörfern, die sich sogar auf seine Nachkommen vererben sollten, gegen Lehensgüter im Neapolitanischen einzutauschen. König Carl von Neapel in seiner eifrigen Sorge um Erhaltung seiner Herrschaft in Epirus gegen die Palaeologen wie gegen die Albanesenhäuptlinge unterstützte die ganze Zeit über die Stadt und das Schloß durch Sendungen von Truppen, Gold, Getreide und Salz. Selbst Maurer schickte er von Italien herüber, um die Befestigungen auszubessern. Die Soldaten waren meistens Sarazenen aus den hohenstaufischen Colonien in Apulien, so daß nicht der Türke, sondern der Christ die Lehre Mohamed's in Albanien eingeführt hat.

Dieser fortwährenden Sorgfalt für die Instandhaltung der Festungen war es denn wohl auch zu danken, daß Avlona und Kanina als Emporien der angiovinischen Macht in Epirus erhalten blieben, da der nächste Generalcapitän Hugo le Rousseau de Sully zu Anfang des Aprils 1281 in der unglücklichen Schlacht von Berat das offene Land ganz an die Byzantiner verlor. Kanina war einer der Sammelpunkte der Anjous zu diesem unglücklichen Feldzuge gewesen.

Im Sommer des Jahres 1292 plünderte Avlona der abenteuerliche Roger de Luria, der berühmteste Seemann seiner Zeit, ein Spanier im Dienste der Fürsten von Arragonien und vom heftigsten Hasse gegen die Anjous erfüllt. Von Sicilien aus überfiel er eine ihrer Küstenstädte um die andere. Er ist eine Erscheinung, muthig, verwegen, ritterlich, räuberisch und glanzsüchtig wie Herold's Zampa, der Bräu-

tigam der Marmorbraut. Als er einſtmals bei einem ſolchen Ueberfalle, wie dem von Avlona, in der Morea einen fränkiſchen Ritter gefangen bekam, der ſich wahrhaft heldenmäßig vertheidigt hatte, nahm er ihn auf ſein Admiralsſchiff, kleidete ihn dort in einen gleichen Purpurmantel wie er ſelbſt ihn trug, bediente ihn bei der Tafel als ſei er des Gefangenen Sclave und entließ ihn dann ſammt ſeiner ganzen mitgefangenen Schaar ohne Löſegeld nur unter der Bedingung, mit ihm einen Waffenrock auszutauſchen, ſo daß jeder künftig zur gegenſeitigen Auszeichnung des Anderen Heereszeichen trage. Solche ritterliche Thaten haben auch, was gewiß nur die wenigſten bei uns wiſſen, in dieſen joniſchen Meeren und auf dem griechiſchen Boden geſpielt. Nicht blos die Antike hat hier ihre Triumphe des Muthes und Edelmuthes gefeiert.

Von dem Schlage der Schlacht von Berat erholte ſich die Herrſchaft der Anjous in Epirus nie ganz wieder. Selbſt Avlona fiel nach einiger Zeit an die griechiſchen Deſpoten. 1314 ſaß dort als Statthalter für den Thomas Angelos der Grieche Demetrios Ganzas. Er ließ, als die Truppen des Kaiſers Andronikos des Zweiten von Byzanz kamen, um Epirus dem Philipp von Tarent völlig zu entwinden, die Kaiſerlichen ſofort in die Stadt und er erhielt dieſe auch dem Sohne des Andronikos, dem Kaiſer Michael dem Neunten, als mit der Ermordung des Deſpoten Thomas Angelos Epirus wieder von den Byzantinern, Angiovinen und Serben mit Krieg erfüllt wurde. Ganzas verheerte von Avlona aus die See. Weil er dabei auch venetianiſche Schiffe plünderte, reclamirte die Republik gegen ihn in Conſtantinopel und der Kaiſer verurtheilte ihn zum Schadenerſatze. Dieſen weigerte er und ſtarb darüber 1320. Sein Sohn Nicolaos wurde von Conſtantinopel aus als Nachfolger beſtellt. Gegen ihn ließ die Republik Venedig den Giovanni Michieli vor dem Golfe von Avlona kreuzen und brach alle Handelsbeziehungen zu ihm ab. Noch

1335 war dieſe Frage unausgeglichen. Nicolaos Ganzas hielt ſich ganz als Feudalherr der Stadt, die fränkiſchen Muſter nachahmend. Er nannte ſich ausdrücklich: Herr von Vallona, Spinarza, Berat und Klauſura. Avlona hatte alſo damals für einige Zeit die Bedeutung der Hauptſtadt eines beinahe ſelbſtändigen Fürſtenthumes. Doch duldete er neben ſich in der Burg von Kanina kaiſerliche Militärbefehlshaber, zuerſt einen Laskaris, dann einen Theodoros Lykondas; denn Avlona blieb das Hauptquartier der byzantiniſchen Beſtrebungen ſich wieder in Epirus einzuſetzen. 1337 nahmen aber die Serben Avlona ein, das nun bis zur Türkenherrſchaft in ſlaviſchen Händen blieb.

Nach dem Tode des Serbenfürſten Duſan und dem Zerfalle ſeines jungen Reiches, bemächtigte ſich Alexander Gioric der Gewalt über Avlona. Er nannte ſich, und Venedig gab ihm ſogar in Verträgen vom Jahre 1357 den Titel: Deſpot von Vallona. Jetzt erſt wurden die freien und offenen Handelsbeziehungen mit der Republik wieder aufgerichtet. Venedig geſtattete ihm dafür Waffen aus ſeinem Gebiete zu holen. Er verband auch Panormo und Chimara ſeinem Deſpotate und ſpäter ebenſo Kanina nach dem Tode des Bulgarenprinzen Joanes Aſan Komnenos, der zuerſt nach dem Untergange des duſaniſchen Reiches ſich in dieſem Bergſchloſſe feſtgeſetzt hatte. Die Uferfeſten Chimara und Panormo, das heutige Palermo unter den Akrokeraunien, wo ich heute Nachts im Mondſcheine vorbei gefahren, hatte er Mühe gegen ſicilianiſche Piraten zu vertheidigen. Doch konnte er noch 1371 das ganze Deſpotat von Avlona ungemindert ſeinem Sohne Giuras Illiic hinterlaſſen. Dieſer aber verlor ſchon 1372 Reich und Leben an den großen Serbenfürſten Balſa den Zweiten. Die Einwohner von Avlona flüchteten ſich nach der Felſeninſel Saſeno und damals tauchte zum erſten Male der dann ſpäter ſo oft wiederholte Antrag auf, Stadt und Burg an Venedig zu

übergeben. Wahrscheinlich waren die angesehneren und einflußreicheren Bürger von Avlona ohnedies Fremde, Colonisten, die sich nach Avlona nur der Handelsvortheile wegen gesetzt hatten, wie sie auch im Alterthume schon von den übervölkerten Handelsemporien an diese Küste gekommen waren.

Aber Venedig lehnte damals wie später immer wieder das gefährliche Geschenk ab. Beinahe klüger noch als auf unserem Continente hielt sich die venetianische Politik in den orientalischen Fragen. Sie nahm nur was ihr gerade nothwendig war und niemals etwas aus Eitelkeit. Wo sie das Wesen des Einflusses ohnedies hatte, verzichtete sie auf den Schein und Glanz der Macht, um nicht dadurch in dornige Verpflichtungen verflochten zu werden.

Balsa der Zweite wurde 1385 Bürger von Venedig. Als er in der Schlacht bei Saura gegen die Osmanen fiel, blieben immer noch Avlona, Kanina, Chimara und die Insel Saseno seiner Witwe, der Comita Musachi. Sie starb 1396. Der Bailo von Corfu, welches sich Venedig eben damals aneignete, hatte sie immer unter seinem Schutze gehalten. Ihr folgte in Avlona ihre Erbtochter, die Regina Balsa. Noch zu Lebzeiten der Mutter hatte sich diese mit dem Serben Mirce vermählt, einem Anverwandten der Palaeologen, die damals im byzantinischen Reiche so zahlreich und ebenso wohlberechtigt waren wie heute im Türkenlande die grünen Turbane der Abkömmlinge des Propheten.

Bis 1414 führte Mirce Palaeologos das Scepter in Avlona. Er starb dort, beschützt und getragen von Venedig. Seine Witwe regierte noch bis 1417 in Avlona und bis 1420 in Kanina. Denn zuerst ging die Stadt, dann auch die Burg an die Türken verloren im großen Schiffbruche aller dieser Länder. In den Kriegen zwischen Venedig und der Pforte diente die Bucht von Avlona den Türken öfters zum Sammel-

punkte ihrer Flotte, ſo beſonders 1537, als der Sultan Soliman von hier aus den Angriff auf Corfu vorbereitete. In der Mitte des ſiebenzehnten Jahrhunderts, 1638, wagte es auch einmal der venetianiſche Admiral Marino Capello, der als Capitän des Golfes auf dem adriatiſchen Meere die Polizei auszuüben hatte, Barbaresken, welche Seeräuberei trieben, bis unter die türkiſchen Kanonen von Avlona zu verfolgen und trotz dem heftigen Feuer der Feſtung die ſechzehn Raubſchiffe wegzunehmen. Und in dem fünfzehnjährigen Kriege, der kurz darauf von 1684 bis 1699 mit der Pforte geführt wurde und Venedig den Beſitz der Morea und Leukadiens eintrug, nahm es dieſe Feſte ſelbſt für einige Zeit in Beſitz. Dann aber fällt die Gegend in Vergeſſenheit, denn die Türken wußten die Vorzüge des Ortes nicht mehr auszunützen und ſo iſt die glorreiche und oft ritterlich berühmte Stadt der elende, dürftige, fieberige Flecken geworden wie ich ſie heute ſah. Ruinen thun dem Auge und Gemüthe wohler und ſind ehrenvoller für das Angedenken, als dieſes unglückliche Vegetiren bis in die Gegenwart. Es iſt dasſelbe wie das ſumpfige Fortleben mancher großer Geſchlechter, denen auch ein geſtürztes Wappenſchild auf dem Grabe beſſer ſtünde. Glücklich alles Irdiſche, das in der Blüthe ſeiner Kraft und nach einer ſchönen That geſtorben; ſei es nun ein Einzelner, eine Familie, eine Stadt oder ein ganzes Volk und ein Reich. Nur mit eigenen Augen noch den Zuſammenbruch des Glückes zu ſehen, iſt wirkliches Unglück. So war es für Napoleon auf Elba und St. Helena und ſo iſt es für eine Stadt wie Avlona. Nikopolis und die Tempel von Aegypten triumphiren noch in ihren Ruinen, und Alexander und Cäſar konnten nichts Glücklicheres mehr erleben als im rechten Augenblicke zu ſterben.

Nessun maggior dolore,
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria,

muß die Tröſtung für jede ſcheinbar zu frühzeitige Abkürzung des Menſchenſchickſales auf Erden ſein.

Hinter der Burg von Kanina, welche Avlona und ſeine Olivenwälder überragt, ſteigen höhere und noch höhere Gebirgszüge auf bis zu ſchneebedeckten Gipfeln. Und doch iſt dieſe Seite des Rundbildes eine nur freundliche durch die Wellenſchläge des Grüns, welche dort überall die Hänge der Berge, das weite Flachland und auch den ſchmalſten Uferrain noch decken. Der Ernſt, der fürchterlichſte Ernſt des Bildes, liegt erſt im Süden des Golfes, dort offenbar auch was in der Meinung der Alten als einer der Eingänge zur Unterwelt galt. Zwiſchen dem freundlichen Waldgelände im Nordoſten und der ſchroffen Mauer der Akrokeraunien buchtet ſich dort ein Thal ein. Gebirgswaſſer kommen durch dasſelbe vom Tſika und Monte Tartari herab. Zu immer ſteileren beſchneiten Maſſen über ſchöne romantiſche Stufen ſieht man die Keraunien hinter dem Thale ſich thürmen, ein wahrhaft gigantiſches Bild. Es iſt eine Landſchaft zufällig ganz derjenigen ähnlich, womit Preller in ſeinem odyſſeeiſchen Bilder-Cyklus das Opfer des die Schatten rufenden Odyſſeus vor der Unterwelt illuſtrirte. Auch die antiken Odyſſeusfresken in der Bibliothek des Vatican ſind nicht ohne Anklänge an dieſe Gegend.

Ein einziges Segelſchiff lag mit uns im Golfe und ſuchte durch Kreuzen die Mündung zu gewinnen. Es ſtand ſo als komme es eben aus der Unterwelt: eine arme Seele, welche hinauf in die Sonne und den Himmel entfliehen wollte. Doch auch das Schifflein des Dante mochte es ſein, das aus der Oberwelt dem Purgatorio zu ſeine neue Beute brachte; denn ſeine Schwingen waren ebenſo vogelgleich gebreitet und ſein Flug nicht weniger geiſterhaft „verſchmähend jedwedes Menſchenwerkzeug und kein Ruder, nur die eigenen Flügel als Segel zwiſchen den entfernten Küſten gebrauchend, gegen

den Himmel ſie gerichtet, die Luft bewegend mit den ew'gen Federn, die nicht wie ſterbliches Gefieder wechſeln*)."

6. Capitel.

Die letzte Römerſäule von Apollonia.

Noch Eine hohe Säule zeugt von verſchwundener Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.
Uhland.

An Bord des Lucifer 11. Juli.

Erſt heute gegen zehn Uhr Morgens ſetzten wir die Reiſe fort. Wieder Maeſtral wie vorgeſtern, der uns ſofort bei dem Austritte aus dem Golfe von Avlona in die Seite fiel.

Die Küſte von Epirus zu unſerer Rechten iſt nun flach. Erſt in weiter Entfernung ſieht man im Inlande Gebirge aufragen, aber nicht ſehr hohe. Die Erde hat all' ihre Kraft in den Keraunien ausgegeben.

Auf dieſem ſeichten Ufer ſtand einmal Apollonia, das wie all' dieſe Küſtenſtädte von Epirus und Akarnanien eine Gründung der Korinther geweſen war, wohl um des Handels wegen zu den barbariſchen illyriſchen Bergvölkern. Denn in alter wie in neueſter Zeit ſind die Rohſtaaten die geſuchteſten und vortheilhafteſten Käufer und Verkäufer für die induſtriellen

*) Vedi che sdegna gli argomenti umani,
Sì che remo non vuol, nè altro velo
Che l'ali sue, tra liti si lontani.
Vedi come l'ha dritte verso 'l cielo,
Trattando l'aere con l'eterne penne,
Che non si mutan come mortal pelo.
Purgatorio Canto secondo.

Völker. Indem jene gerne hergeben, was sie im freien und unwillkürlichen Ueberfluße besitzen und mit dieser für sie wohlfeilen Waare hohe Preise für die ihnen als Wunderwerke erscheinenden Culturproducte zahlen, lassen sie sich leicht übervortheilen.

Thukidides erzählt, daß in Apollonia die korinthischen Hilfstruppen einkehrten und rasteten, als sie Epidamnus von den Barbaren und Korkyräern entsetzen sollten. Die Korkyräer selbst aber hatten sich mit bei der ersten Anpflanzung auch hier betheiligt. In der späteren römischen Zeit, da sich Apollonia der illyrischen Seeräuberzüge nicht mehr erwehren konnte, unterwarf es sich zugleich mit Korkyra und Epidamnus dem starken jungen Polizeischutze der Römer. Der Prätor Publius Valerius übte ihn auch sofort auf das kräftigste, als Philipp von Macedonien, einer der thronräuberischen Erben im alexandrinischen Weltreiche, die Stadt belagerte und hart bedrängte. In wenigen Tagen darauf befand sich Philipp auf einer eiligen Flucht durch die Gebirge nach seiner Heimat.

Später hat Sulla hier ein merkwürdiges Abenteuer erlebt. Plutarch erzählt dieses sehr draſtisch. „Sulla aber, wie er von Asien kam, zog nun durch Thessalien und Macedonien an die See hinab — also auf der via Egnatia — und traf Anstalten mit eintausendzweihundert Schiffen von Dyrrachium nach Brundisium überzusetzen. Nahe bei Dyrrachium liegt die Stadt Apollonia und bei dieser das Nymphaeum, ein heiliger Platz, wo aus einem grünenden Thale und Wiesen an verschiedenen Orten beständig Feuerquellen hervorfließen."

Das sind die Asphaltgruben, mit denen mein verstorbener Freund, der Generalconsul Hahn, sein Lieblingsproject einer Eisenbahn von Salonik nach Durazzo mächtig zu nähren meinte, indem er auf die Ausfuhrmöglichkeit ihrer Massenproducte wies. Ich möchte fragen, ohne sie jedoch untersucht zu haben, sind dort nicht auch Petroleumquellen? Das wäre

vielleicht noch vortheilhafter für dieſe Wiederherſtellung der via Egnatia.

Und auch die andere, mythologiſche Frage kam mir dabei: haben dieſe unterirdiſchen Feuer, welche hier in der Umgebung der Keraunien von allen Geographen des Alterthums, von Plinius, Aelian, Dio Caſſius, auch von Vitruv bemerkt worden ſind, nicht den Glauben an den dortigen Eingang in die Unterwelt veranlaßt? Denn ganz ohne Höllenfeuer ſtand wohl auch in der Phantaſie der griechiſchen Mythologen nicht jene Gegend des Jenſeits.

„Hier wurde — ſo aber fährt Plutarch in der Schilderung des ſullaniſchen Abenteuers bei dieſen Höllenfeuern fort — hier wurde, wie man erzählt, ein Satyr ganz von der Geſtalt, welche die Bildhauer und Maler darſtellen, ſchlafend gefangen und zu Sulla geführt. Dieſer ließ ihn durch viele Dolmetſcher befragen, wer er ſei? Als er aber mit vieler Mühe endlich dahin gebracht war, den Mund zu öffnen, gab er keine verſtändlichen Worte, ſondern nur rauhe, bald dem Wiehern eines Pferdes, bald dem Meckern eines Bockes ähnliche Laute von ſich, ſo daß Sulla ſich entſetzte und ihn als ein Scheuſal wieder fortſchaffen ließ.“

Behält nun Shakeſpeare's Caliban noch etwas abſolut Unmögliches und Fabelhaftes? Denn Plutarch und Sulla, das iſt Geſchichte, welche hier ein anderes Mal darthut, wie ausdauernd und allgemeingiltig das Privilegium geweſen, welches dieſe epirotiſchen Gebirgs- und Waldgegenden ſeit uralteſter und mythiſcher Zeit im Aberglauben der antik claſſiſchen Völker für alles auf den erſten urſprünglichen einigen und einzigen, unſichtbaren Gott Bezügliche und die von ihm ausfließenden, emanirenden Pangeiſter beſaſſen. So zähe hat ſich dieſes bewährt, indem es erſt mit den antiken Religionen ſelbſt erloſch und hier ſchließlich noch der große allgemeine Klageruf der ganzen Natur über den Tod des großen Pan deut-

lich vernommen worden ist, daß man diese Ufer und Meere, Berge und Thäler von Epirus in der That als ein anderes heiliges Land der menschlichen Gläubigkeit feiern und verehren darf.

„Als Sulla nun im Begriffe war seine Soldaten nach Italien überzusetzen, entstand in ihm die Besorgniß, sie möchten, sobald sie dahin gelangten, sich in ihre Städte zerstreuen. Und er wollte doch hinüberfahren gegen fünfzehn feindliche Feldherrn, die an der Spitze von zweimalhundertsiebzigtausend Mann standen. Allein aus eigenem Antriebe leisteten die Truppen den Eid bei ihm zu bleiben und so viel an ihnen sei, Italien keinen Schaden zuzufügen. Sie thaten noch mehr. Da sie sahen, daß er viel Geld brauche, brachten sie ihm freiwillig Geschenke dar, ein Jeder nach seinem Vermögen. Sulla nahm dieses Opfer nicht an, lobte aber ihren guten Willen, ermunterte sie zu fernerem Eifer und fuhr dann hinüber. Die Gottheit gab ihm aber die deutlichsten Anzeigen glücklichen Erfolges", und wir wissen, wie solches die Gepflogenheit der antiken Götter war, daß sie auch damals den Sulla nicht belogen.

Auch diese schöne That soldatischer Treue und die Schilderung des Plutarch, die er so warm davon gibt, müssen wir einschließen, jeder der hier betrachtungsvoll steht, in den schönen Rahmen dieser erhabenen Berg- und Seelandschaft.

In Apollonia studirte Augustus, wie Sueton erzählt, in der Stille und Einsamkeit. Er hatte seinen Lehrer für griechische Beredsamkeit, den Apollodorus von Pergamus, aus Rom mitgebracht. Wir müssen uns ihn damals noch mit dem schönen Jünglingskopfe der Büste des vaticanischen Museums vorstellen. Und mitten in die Muße dieser Studien, in seine Jugend hinein kam ihm hier die Nachricht zu, daß sein Adoptivvater in Rom neben dem Theater, in der Curie und unter der Statue desselben Pompejus ermordet worden sei,

welchen Julius Cäsar auf diesen Ufern bekämpft, bei Pharsalus dann gestürzt hatte und daß er, der junge Student, so über Nacht Cäsar des römischen Reiches geworden sei.

Eine einzige Tempelsäule steht noch auf der Ruinenstätte vom Zufalle übrig gelassen. Mir scheint, daß Kunst und Absicht kein würdigeres Denkmal dieser Vergangenheit und ihren Erinnerungen hätte aufrichten können. Die Spur des antiken Namens hält ein ärmliches griechisches Kloster fest: Wir sahen dort noch eine andere Ruine, einen Zweimaster, der auf dem gefährlichen Ufer kürzlich gestrandet ist. Den Schiffskörper hat der Flugsand bereits vergraben.

Zwischen Apollonia und Dyrrachium ist wohl auch die Stelle, wo das berühmte Wort gesprochen wurde: „Du trägst Cäsar und Cäsars Glück! steuere guten Muthes!" Und zwar nicht schon auf dem freien Meere, sondern dort, wo sich die Seewogen der Fahrt aus dem Küstenfluße Apsos, Andere sagen, daß es der Aoas gewesen, widersetzten. Es war eine stürmische Winternacht im ersten Jahre der Bürgerkriege auf diesen illyrischen Küsten, Cäsar als Sclave verkleidet einem Gastmale entschlüpft und unerkannt an Bord des Kauffahrers gelangt. Er wollte sich selbst was von der Flotte und Armee noch fehlte und ihm dringend nothwendig geworden war, in Italien holen und erst an diesen selbstbewußten Worten erkannten die Schiffer, wen sie führten. Auch nicht die wilde See, erst der Anbruch des Tages und die Gewißheit beinahe, daß die blokirende feindliche Flotte des Pompejus die Barke errathen und abfangen werde, vereitelten den Plan. „Seine Soldaten hatten sich nämlich inzwischen — so wörtlich stellt Plutarch die Sache dar — grollend in Gesprächen über die Schonungslosigkeit der cäsarischen Eilmärsche in aller Ruhe auf Brundisium bewegt. Als sie aber hier ankamen und den Cäsar nicht mehr fanden, der muthig mit wenigen Truppen und Schiffen schon über den jonischen Golf dem Feinde nach-

geeilt war, änderte sich schnell ihre Stimmung. Sie schmähten auf sich selber, indem sie sich Verräther ihres Imperators nannten; sie schmähten auf ihre Anführer, daß sie den Marsch nicht mehr beschleunigt hätten. So saßen sie auf den Höhen, den Blick auf das Meer und nach Epeiros gerichtet und warteten auf die Schiffe, auf denen sie zu Cäsar hinüber fahren sollten."

Ich konnte in Brindisi nie über die Hügel gehen, welche jetzt von den romantischen Festungswerken des Mittelalters bekrönet sind, ohne dieser herrlichen Stelle des Plutarch zu gedenken. Mir erschien sie malerisch ausdrucksvoll wie das θάλαττα des Xenophon oder das Götheische: das Land der Griechen mit der Seele suchend. Solche Worte prägen einer Gegend für ewige Zeiten einen Weihestempel auf, und wenn Rottmann Brundisium unter seine historischen Landschaften von Italien aufgenommen hätte, wie es sich geziemt haben würde, er hätte es malen müssen, daß sich diese plutarchischen Zeilen von der Stirne seines Bildes herunterlesen.

Dem Wunsche dieser braven Krieger, ihrem Drange, der dort so plastisch geschildert worden, der Reue der Säumigen hätte das nächtliche Wagniß begegnen sollen. Cäsar, man sieht es, handhabte das Glück förmlich wie ein Werkzeug, mit dem er arbeitete. Vielleicht verdient es das nicht Anders. Alle Leute, welche im Leben unbändig viel davon gehabt haben, gewöhnen sich zuletzt in einen solchen Mißbrauch. Sie endigen dann aber auch wie Cäsar, weil jedes Mißtrauens und aller Vorsicht entwöhnt, plötzlich sehr rasch und auf einmal, durch einen Zufall völlig und tödtlich zerschmettert.

So ist diese ganze Küste, an der ich vorüberfuhr, beinahe wie die von Latium jede Zollbreite des Bodens eine Stätte der Geschichte und Quelle mannigfaltiger anregender Betrachtung.

7. Capitel.

Durazzo und das Epidamnus der Korkyräer.

11. Juli, vor Durazzo.

Um vier Uhr Nachmittags halten wir vor Durazzo.

„Epidamnus ist eine Stadt" — sagt Thukidides — „welche man zur rechten Hand liegen läßt, wenn man in den jonischen Meerbusen fährt." Und so auch sind Dyrrachium und Durazzo stehen geblieben. Sein Golf ist mehr gegen Norden eingegraben und insbesondere muß er dieses in älterer Zeit gewesen sein. Die Sümpfe, die nun dort liegen, waren damals gewiß Hafen des alten Dyrrachiums und des noch älteren Epidamnus. Gebirgswasser haben ihn versandet. Kein Hafen, der nicht gebraucht wird, erhält sich. Auch die Natur wie die Menschen verfault und versumpft wo sie die angeborenen Kräfte nicht nutzt. Arbeit nur ist in der allgemein giltigen Weltordnung gesundes Leben, was die Schrift mit dem Gesetze ausgesprochen hat, daß ob der Erbsünde das Brod im Schweiße des Angesichts zu verdienen sei.

Die Stadt Dyrrachium lag neben diesem Hafen auf seiner West- und Nordküste, weit geschweift und wie Neapel in die Breite gezogen. Dort eine weite Strecke neben den Sümpfen von Süden über den Westen gegen Norden hinauf sind deren Spuren deutlich zu verfolgen. Ein ungeheueres, wirklich ein großstädtisches Gebiet. Ich fand nicht nur Säulenstümpfe, Kapitäle, Gesimsstücke, Mauersteine; auch römisches Ziegelgemäuer aus dem Boden aufstehend, Schutthügel darum angesammelt, so erhalten auch den Grundriß einer Basilika, die Absyde noch ganz vorhanden. Myrten, Granatbüsche blühten eben darauf. Man zieht jetzt kreuz und quer Gänge in diesem wüste gelassenen Anger, um sich Steine aus diesem Grabe einer einst so mächtigen Stadt zum Neubaue einer anderen

zu holen. Das dürfen wir nicht kritisiren und verurtheilen. Unsere Wissenschaft macht es ja nicht anders. Sie zieht auch Gräben und holt sich antike Quadern heraus und verleugnet sie, wie es hier die türkischen Baumeister in Durazzo gethan. Ueberall eben und in Allem lebt die heutige Welt noch in den Resten und Formen, Gedanken und Bausteinen der alten. Unbewußt und unüberlegt, auch etwas selbstbewußt und hochmüthig, gestehen wir uns dieses nur nicht immer ein.

Endlos setzt sich diese Fläche der antiken Stadtquartiere gegen Norden zu fort. Der Blick dorthin mahnt an den auf das Delta in Egypten. Das Land ist ähnlich grün. Hinter der Stadt im Westen, sie deckend gegen die See, steht ein mäßig hohes Vorgebirge, ein langer Hügelzug, dünenartig. Er muß mit von dem alten Dyrrachium bewohnt gewesen sein. Je näher man ihm kömmt desto mehr Säulentrümmer decken die wüste Campagna. Schafheerden weideten darauf. Nur auf der äußersten Zungenspitze dieses Flachlandes stehen heute Häuser. Nicht größer als ein Dorf ist Durazzo, und nur das letzte Cap haben die Venetianer befestigt. Daß sie die eigentlichen Zerstörer der alten Stadt, oder doch wenigstens ihrer prächtigen Ruinen gewesen, thun die Mauern dieser Festung dar. Beinahe jeder Stein derselben ist als Bruchstück eines edleren Baues zu erkennen. So sind dort Marmorbilder eingelassen, eine Victoria, die eine Trophäe aufgerichtet hat und einem verwundeten Krieger daraus den Lorbeer reicht; ein Centaur und anderes. Aber Alles römische Arbeit. Nicht ein Stein, dem ich den griechischen Meißel angesehen hätte. Die Römer mögen mit diesen noch älteren Resten vorher hier dasselbe gethan haben, was die Venetianer wiederholten. Merkwürdig, daß die beiden Völker, die so ansehnlich in ihren Neubauten waren, so wenig Achtung für die Kunst hatten, die sie vorfanden.

Bei dem öſterreichiſchen Conſul Ballerini zeigte man mir zwei gute römiſche Köpfe, beſonders eine Frauenbüſte mit complicirtem Haarputze.

Vor Durazzo an Bord des Lucifer, 12. Juli.

Auf dem öſtlichen Ufer des Golfes und Hafens von Dyrrachium, wo es alſo auf der via Egnatia weiter ging, ſteigt Hügelzug hinter Hügelzug auf, bis es endlich Berge und Gebirge werden, alle in gleicher Linie mit der Seeküſte laufend von Nord nach Süden. Auf einer der erſten Stufen des Inlandes ſchimmert weiß die Ortſchaft Kroja, der Geburtsort des gewaltigen Giorgio Caſtriota, den die Türken ob ſeiner Stärke Scander bey — Alexander magnus — nannten. Gegen Süden iſt der Golf nur durch ſo ſchmales und niedriges Land geſchloſſen, daß man es vergeſſen und einen Hügelaufwurf im Weſten für eine Inſel halten könnte. Der Schluß des Golfes gegen die See iſt heute nur ſchlecht. Einmal als der Hafen gegen Norden ſo tief griff als dort heute Sümpfe liegen, muß er ſicherſten Ankergrund gegeben haben. Dieſe günſtigere Oertlichkeit und Handelsverhältniſſe, welche andere Wege gingen als der heutige Verkehrstrieb, werden die griechiſchen Coloniſten von dem gewinnſüchtigen Korinth und Korkyra hierher gelockt haben. Denn heute, ſo wie die Welt jetzt ſteht und geht, wäre wohl Niemand zu dem Einfalle verleitet worden, hier die erſte Hütte zu bauen. Wenn einmal eine Eiſenbahn Salonik-Durrazzo, die nur wenigen Schwierigkeiten auf dem alten Geleiſe der via Egnatia begegnet, Italien wieder in kürzeſter Weiſe mit dem Oriente verbunden haben wird, dann ändern ſich wohl auch dieſe ganz verneinenden Verhältniſſe der Gegenwart wieder zu Gunſten Durazzo's. Und dieſe Bahn gehört zu den zwingenden Bedingungen der heutigen Welt- und Handelspolitik, kann alſo trotz der Lethargie der Türken für alles Nationalökonomiſche nicht lange mehr auf ſich warten laſſen.

Dieſe älteſte Gründung von Epidamnus, deren Zeit zuverläſſig nicht zu ermitteln iſt, glaube ich auf derſelben Stelle des heutigen Durazzo, alſo dieſes viel mehr mit der urälteſten Stadt als mit der römiſchen zuſammenfallend. Denn Thukidides ſagt: „die Stadt, welche auf einem Iſthmus liegt". Er gibt ihr als fabelhaften Gründer den Phalios, Sohn des Eratoklides, einen Korinther und Abkömmling des Herakles. Das war im Alterthume mit ſolchen Abſtammungen von Heroen und Göttern, wie man ſich heute im mohamedaniſchen Oriente der Verwandtſchaft zu dem Propheten rühmt. Dieſes Epidamnus der Korinther und Korkyräer galt als die älteſte und mächtigſte der griechiſchen Colonialſtädte in Illyrien. „Mit der Zeit wurde es groß und volkreich", ſchildert es Thukidides, und ergab ſich denſelben Luxuskämpfen der inneren Parteiung wie die Städte des Vaterlandes, hätte er hinzuſetzen können. Denn die Einwohner hatten nicht nur die Götter und die Sprache, auch die ſämmtlichen politiſchen Leidenſchaften auf dieſe doch ſo entlegene und beinahe ſchon als barbariſch gerechnete Küſte aus der Heimat mitgenommen. Die Kämpfe einer Ariſtokratie und Demokratie, wie ſie jedes griechiſche Städtchen für ſich beanſpruchte, begannen auch in Epidamnus, ſobald die Colonie die nöthige Kraft hatte. Die Vertreibung ihrer Adeligen im Jahre 436 v. Ch. wurde dann die erſte Urſache des peloponneſiſchen Krieges, der die Blüthe Griechenlands zu Grunde richtete und ſeine Bedeutung als Weltmacht knickte. Die Ariſtokraten wurden nämlich von dem mütterlichen Korkyra und die Demokraten von dem großmütterlichen Korinth geſchützt. Zu Korkyra ſtellte ſich dann Athen und zu Korinth Lakedämon, und darüber ging die ſchöne griechiſche Welt in Brand auf und wurde zuletzt ein Aſchenhäuflein der Erſchöpfung aller der edelſten und beſten Menſchenkräfte. So klein beginnen in der Regel die bedeutendſten Dinge. Der größte Sturm auf der ruhigen See kündet ſich nicht unanſehnlicher durch ein kleines Wölkchen

am reinen Horizonte an. Und doch reden die Menschen von Vorausſicht, daß ſie den Willen der Vorſehung in Händen halten.

Aber trotz dieſes großen Schickſales hat das Epidamnus der alten Griechenwelt nur die Bedeutung eines Localſtädtchens gehabt. Solche welterſchütternde Geburten ſind auch oft aus dem Schooße kleiner Dörfer zu Tage getreten. Im weiteren Verlaufe der griechiſchen Geſchichte iſt es beinahe vergeſſen und hat nur wenig zu ſagen. Mit dem benachbarten und ſtammverwandten Apollonia verzehrte es ſich in Kämpfen gegen die illyriſchen Barbaren. Ganz verloren glaubte es ſich als die amazonenhafte Königswitwe Teuta bis nach Akarnanien die joniſche See und das nordiſche Feſtland erobert hatte, und in dieſer Verzweiflung unterwarf es ſich zugleich mit Apollonia den römiſchen Conſulen Gnaeus Fulvius und Aulus Poſtumius. Polybios hat das ausführlich in acht Capiteln ſeines zweiten Geſchichtsbuches geſchildert. Eine Großſtadt wurde es nun erſt unter den Römern und ſteht als Dyrrachium beinahe auf jeder Seite ihres Geſchichtsbuches. Caesar de bello civili, Plutarch in ſeinen Biographien, Livius und Dio Caſſius und ſo alle römiſchen Geſchichtsſchreiber und Chroniſten ſind voll von dieſem Namen. Es wuchs mit den römiſchen Siegen, als dieſe das ganze breite bergige Hinterland bis zum ägäiſchen Meere und endlich dieſes auch noch, und darüber die reichen Inſeln, das waldige Thrakien, das üppige Byzanz und den reichen Pontos ſich unterwarfen. Orient und Occident ſtießen damals hier und in Brundiſium ſo zuſammen, wie heute die neue und die alte Welt in Liverpool und New-York. Es waren die zwei Brückenköpfe des Ueberganges, der Italien dem unendlich reicheren und viel gebildeteren, civiliſirteren Oſten verband; das dazwiſchen ſtehende Korkyra ſein Pfeiler. Und man muß ſich auch in der That dieſes Dyrrachium der römiſchen Kaiſerzeit wie einen der beſuchteſten unſerer Handels-

häfen vorſtellen, belebt wie Marſeille oder Hamburg und viel buntfärbiger. Touriſten, denn auch dieſen Luxus hatte die römiſche Welt in hohem Grade, Kaufleute, die Beamten der Provinzen, Generäle und ganze Armeen ſtiegen hier fortwährend ein und aus. Der Hafen war gedrängt voll großer Schiffe und die Stadt ein immerwährendes Fremdenquartier. So wie wir heute in Alexandrien und Conſtantinopel landen mit denſelben Gefühlen der Erwartung und des Staunens über die neue Welt, ſtieg der betogate Römer hier an das illyriſche Ufer. Eine wilde, noch lauter als in Italien ſchreiende Schaar in Kleidungen, die ihm fremdartig waren und die er ſelbſtgefällig barbariſch ſchimpfte, überfiel ihn damals wie heute bei jeder Landung in einem Hafen des Orientes, ihre Dienſte anbietend. Die nächſte Sorge des Gelandeten war, und auch dieſes wie bei uns, nach einem möglichſt guten Wagen, nach bequemen Sänften, nach ausdauernden Pferden zur Weiterreiſe auf der via Egnatia nach Theſſalonik, Byzanz und Kleinaſien oder auf der Küſtenſtraße durch die locis maritimis nach dem eigentlichen Griechenlande, nach Athen, das die damaligen Römer lockte wie uns heute Rom. Und ebenſo wieder war der Zurückkehrende ganz wie unſer einer ſehnſüchtig nach einem guten Schiffe, nach einer geräumigen Cabine darauf, nach glatter See und günſtigem „onchesmitiſchem Winde". Hatte er dieſen, ſo brauchte er von Durazzo nach Brindiſi nur die Fahrt einer Nacht und die via Appia brachte ihn in drei Tagereiſen nach Rom. Ueberhaupt kömmt man dem von uns ſo ſehr angeſtrebten Verſtändniſſe der antiken Zeit nur dadurch ganz nahe, wenn man ſie überall mit den entſprechenden verwandten Eindrücken der Gegenwart wiederherſtellt. Dieſe aber geben für die ganze Mannigfaltigkeit des antiken Lebens nur eine reiche Reiſeerfahrung des Orientes. Darum auch das Motto dieſes Werkes. Behelfe zur Reſtaurirung ſolcher claſſiſcher Reiſebilder, aber doch nur Werkzeuge, die

mir erſt durch dieſe localen Anſchauungen Realität erhielten, indem ſie an ihren gehörigen Platz eingeſtellt wurden, ſind mir das Relief eines Grabſteines zu Maria Saal in Kärnten geweſen, das einen förmlichen Reiſewagen und zwar unter Wegs, mit zwei Pferden beſpannt, auf vier Rädern ruhend, den Kutſcher vorne im gedeckten Cabriolet ſitzend, den Paſſagier aus dem geräumigen, völlig geſchloſſenen Kaſten durch das Fenſterchen herauslugend darſtellt, und für die Schiffe auf der Fahrt, die köſtlichen, anſchaulichen und voll Leben gemalten Fresken von Pompeji im Museo Burbonico zu Neapel, die ſie förmlich beſeelt, die Ruder wie Schwingen hoch gehoben, wie im Fluge erſcheinen laſſen und ganz den Eindruck geben der großen Raſchheit der Seereiſe, wie wir ihn ſo durch manche Stellen der Claſſiker beſtätigt hören.

So kam Cicero auf der See von Brundiſium hierher und ging zu Lande von Dyrrachium nach Theſſalonik weiter, als er aus Rom vor den Geſetzesanträgen des Clodius entwichen war, die ihm wegen ſeiner Verdammungsreden gegen den Lentulus und die anderen Spießgeſellen des Catilina, alſo auch ob des berühmten Quousque tandem nach dem Leben und nach dem Gute ſtrebten. Er hatte in Rom vorher noch eilig eine kleine Statue der Minerva nach dem Tempel des Capitols getragen und ſie dort unter dem Namen der „Beſchützerin" weihend aufgeſtellt. So der Philoſoph, der aufgeklärte Cicero, und man will heute den Mann des niederen Volkes roh und verdummt nennen, und ſich vornehm über ihn erheben, blos weil er ſein Weihekerzlein der Muttergottes oder irgend einem Santo und Padrone ſtiftet? Man erkenne doch lieber, daß die Bedürfniſſe des Herzens und der Seele immer dieſelben bleiben, oder man beginne ſein Verdammungsurtheil dort wo jenes begann, bei dem Philoſophen des Alterthums, bei Cicero.

Cicero war drei Mal in Dyrrachium, jedesmal unter Umſtänden, die für ihn höchſt peinliche waren und auch in ſeinen Briefen an Atticus nicht weniger bejammert werden, als es Ovid ſpäter in ſeinen Klageliedern vom Pontos aus that. Das erſte Mal, 58 Jahre vor Chriſti, geſchah es zur Strafe, daß er ſeine conſulariſche Gewalt mißbraucht hatte, den Catilina mittelſt einer Geſetzesüberſchreitung zum Tode zu verurtheilen. Er ſollte dieſes vierhundert Millien fern von Rom in der Verbannung abbüßen. Sein Tusculum und ſein römiſches Stadthaus wurden zerſtört, ſein Vermögen confiscirt. Auf Schleichwegen hatte er ſich nach Brundiſium gerettet. Dreizehn Tage hielt er ſich dort bei einem gewiſſen Marcus Laenius Flaccus verſteckt. „Er iſt ein wackerer Mann", ſchrieb er ſeiner Familie, der Gattin, dem Sohne und der Tochter, „ein Mann, der über der Sorge für mich die Gefahr für ſein Vermögen und ſeine Exiſtenz nicht beachtet und ſich nicht durch die in dem ruchloſen Geſetze angedrohte Strafe hat abſchrecken laſſen, gegen mich alle Pflichten des Gaſtrechtes und der Freundſchaft zu erfüllen. Könnte ich ihm doch einſt meinen Dank durch die That erſtatten! Im Herzen werde ich ihn immer bewahren. — Von Brundiſium reiſe ich heute noch ab. Ich werde über Macedonien nach Cyzicus gehen. Ich würde hier auf einen Brief von Euch gewartet haben, wenn die Schiffer es geſtatteten, welche die gute Witterung nicht vorbeilaſſen wollen. Im Uebrigen halte Dich aufrecht, meine Terentia, mit aller ſittlichen Kraft, die Du haſt. Wir haben gelebt, wir haben geblüht. Kein ſittlicher Fehler, mein Verdienſt hat mich geſtürzt. Ich habe in nichts gefehlt, als daß ich mit den Würden nicht auch das Leben weggeworfen habe. Indeß, wenn es für unſere Kinder wünſchenswerther war, daß ich lebe, ſo will ich alles Uebrige, ſo unerträglich es iſt, ertragen. Aber ich, der ich Dir Muth einſpreche, habe für mich ſelbſt keinen." Der Brief iſt mit dem Datum des 30. April unterſchrieben.

Ohne langen Aufenthalt, immer noch sich fürchtend, eilte er dieses erste Mal sofort von Dyrrachium die via Egnatia entlang nach Thessalonik. Erst im Herbste wagte er es Italien wieder näher zu kommen. Am 26. November schrieb er seiner treuen Gemahlin, die er später so schmählich verließ: „Nach Dyrrachium bin ich gekommen, weil es eine freie Stadt, mir ergeben und Italien zunächst gelegen ist. Wenn aber die Frequenz des Ortes mich stört, so begebe ich mich anders wohin und werde Dir Nachricht geben." — Er meinte die etwas südlicher, bei Butrinto auf den Ufern des Thyamis, den corfiotischen Orangenwäldern von Benizze gerade gegenüber gelegenen Güter seines Freundes Atticus. Denn von diesem erhielt er am 27. November in Dyrrachium drei neue Briefe, die ihm die freundschaftlichsten Einladungen wiederholten. Aber er blieb in Dyrrachium. Die „Frequenz" des Ortes paßte in seine Plane und Hoffnungen. „Denn eben dieses ist der Zweck meines dermaligen Aufenthaltes in Dyrrachium, daß ich sobald als möglich, was vorgeht, höre", erklärt er sich schon am 30. November darüber in einem neuen Schreiben an seine Gemahlin. Man sieht, die Leute schrieben damals, als doch für jeden Brief ein eigener Sclave nothwendig war, den man nach Rom schickte und von dort zurück erwartete, nicht weniger oft, ja Cicero an Atticus viel häufiger als dieses Freunde und Ehegatten heute unter einander thun, da doch ein Schreiben über die Breite von ganz Europa und von Brindisi nach Alexandrien und Byzanz mittelst einer zehn Kreuzer-Briefmarke befördert wird. Vielleicht ist nichts mehr geeignet als diese Beweglichkeit des antiken Verkehrs trotz der Kostspieligkeit seiner Mittel den ganzen Begriff von der außerordentlichen Großartigkeit des damaligen Lebens zu geben.

„Auch bin ich hier sicher" — schrieb dann Cicero in jenem Briefe vom 30. November an seine Gemahlin weiter —

„denn dieſe Stadt iſt von mir immer beſchützt worden. Sobald ich höre, daß meine Feinde im Anzuge ſind, gehe ich nach Epirus (zum Atticus). Du ſchreibſt, wenn ich es wünſche, ſo wolleſt Du zu mir kommen. Allein da ich weiß, daß Du zu einem großen Theile die Laſten in der Heimat trägſt, ſo will ich lieber, daß Du dort bleibſt. Wenn Ihr Eueren Zweck erreicht, ſo iſt es an mir, zu Euch zu kommen. (Seine Freunde bemühten ſich nämlich, das Verbannungsdecret aufheben zu machen.) Wo nicht — doch hierüber brauche ich nicht weiter zu ſchreiben. Aus Deinem erſten oder höchſtens zweiten Briefe werde ich abnehmen können, was ich zu thun habe. Sei nur ſo gut mir Alles auf's Ausführlichſte zu ſchreiben. Freilich ſollte ich, ſtatt Briefe, die Sache ſelbſt jetzt erwarten dürfen. Sorge für Deine Geſundheit und ſei überzeugt, daß Du mein Theuerſtes biſt und von jeher warſt. Lebe wohl, meine Terentia; ich glaube Dich vor mir zu ſehen und werde von Thränen überwältigt. Lebe wohl."

Er weint viel in ſeinen Briefen. Aber, wenn man ſie lieſt, glaubt man nicht neben der Gattin Terentia und dem Töchterchen „Tullchen" auch ihn zu ſehen? Es gibt nichts, was die römiſche Welt, die antike nämlich, mehr von den Todten auferweckt, anſchaulicher darſtellt, gegenwärtiger macht, als die Briefe des Cicero. Sie ſind geradezu alltäglich, für den idealiſtiſchen Alterthumsſchwärmer erſchreckend gewöhnlich. „Die Zeit fehlt ihm" in dieſen Briefen, ganz ſo wie wir heute dieſe banale Entſchuldigungsphraſe gebrauchen. Ein andermal „iſt ihm der Stoff zum Schreiben am Ende, überdies tagt es bereits". Alſo Nachtarbeit, wie wir ſie heute auch noch treiben. Und ſo der Aehnlichkeit mit unſerem Leben kein Ende. Das römiſche Leben, das wir uns ſo ſteifleinen in die kalte, kühle, feierliche marmorene Toga unſerer Alterthumsforſcher eingeſchlagen und auf „nackigen Füßen" ſtehend denken, wird befremdlich einfach und natürlich, reine Wirklichkeit. Nur was

dieſen Briefen des Cicero gänzlich fehlt und ſich doch manchmal in unſeren heutigen findet, wenigſtens in Reiſebriefen, iſt jeder poetiſche Anhauch. Es iſt die kühlſte, egoiſtiſcheſte Praxis, nichts als Proſa. Aber ſo wird man ſich immer mehr das römiſche Leben geſtaltet denken müſſen. Dadurch eroberten die Römer die Welt. Sie waren die Engländer der heutigen, keine Poeten. Das waren auch nicht mehr damals die Griechen, aber doch geweſen. Nur von Aſtura und Porto d'Anzio ein paar Male, am Lateiner Meere, und da Cicero eben ſeine einzige Tochter Tullia verloren hatte, hat er Ausrufe des Entzückens über die Anmuth, die Ruhe, das Troſtvolle der Natur. Nur knappe, kurze, ſparſame Worte. Aber man hört doch, daß er ſie geſehen. Hier in Durazzo, in Mitte dieſer majeſtätiſchen Berge, vor dem glanzvollen Golfe und dem weiten prächtigen Meere ſpricht er nie eine Silbe darüber. Es hält daher auch nicht ſchwer, zu glauben, daß die Troſtgründe, welche ihm nach der Darſtellung des Dio Caſſius der athenienſiſche Philoſoph hier in ſein Exil gegeben haben ſoll, bei dieſem proſaiſchen Egoiſten ganz ohne Wirkung blieben. Unter vielem Anderen rieth ihm jener Athener Philiskus beſonders dringend an, die Welt gehen und laufen zu laſſen, ſich aber „ein Landgütchen an der Seeküſte, von der Heerſtraße abgelegen zu wählen und dort wie Xenophon und Thukidides ſeine Zeit in ländliche und gelehrte Arbeiten zu theilen. So wird Dir zu Deinem Vergnügen nichts fehlen. Dieſes iſt die Gattung von Weisheit, die uns die dauerhafteſte Beſchäftigung gibt; für jeden einzelnen Mann, für jede Regierungsform die paſſendſte, zu der die Verbannung eine nur mehr fruchtbare Muße gewährt. Iſt es alſo Dein Ernſt, wie jene unſterblich zu werden, ſo nimm' ſie Dir zu Muſtern." Dieſe Stelle des Dio Caſſius aus dem achtunddreißigſten ſeiner Geſchichtsbücher und der Rath des Philiskus, das idylliſche Bildchen von dem Landgütchen auf der Seeküſte von Dyrrachium zeigen, daß die

Alten indeß doch, was man oft bezweifeln, selbst bestreiten will, dieselben landschaftlichen Augen, Sehnsuchten und Bedürfnisse nach Naturschönheiten hatten, wie wir heute wieder und insbesondere unsere Xenophone und Thukididese.

Aber Cicero machte es diesen reiferen Weisen des älteren griechischen Alterthumes nicht nach und begnügte sich nicht mit dem Landhäuschen auf der Küste von Dyrrachium, obwohl ihm der römische Senat Zeit genug ließ sich zu sammeln und mit der Natur von Dyrrachium zu befreunden. Den ganzen Winter blieb er hier und klagte fortwährend um Rom wie ein heutiger Franzose um sein verlorenes Paris. Erst am 5. August des folgenden Jahres durfte er in Brundisium den heimatlichen Boden wieder betreten. Er dankte Pompejus die Erlaubniß zur Rückkehr.

Das dritte Mal mußte er sich hier im Lager dieses nun auch aus Rom verbannten Pompejus, da sie Julius Cäsar eingeschlossen hielt, nicht weniger lang gedulden. Im Juni des Jahres 49 vor Christi war Cicero von Brundisium her gekommen nach diesem Coblenz der römischen Aristokratie. Er fühlte sich unbehaglich, lehnte jedes Amt ab, aber kritisirte Alles. Er lieh dem Pompejus zwar Geld, aber er hatte keine Hoffnung mehr und rieth zum Vergleiche mit Cäsar. Sein einziger Sohn, erst sechszehn Jahre alt, wurde hier von Pompejus zum Hauptmanne in der Reiterei ernannt. Cicero ging nicht nach Pharsalos. Er entwich im August des nächsten Jahres nach Korkyra und von dort nach Italien, wo er auf der Landstraße von Tarent mit dem aus Alexandrien und den Armen der Cleopatra heimkehrenden Cäsar Frieden machte. Cäsar, da er ihn sah, stieg aus der Sänfte und eilte ihm entgegen, um ihn an seine Brust zu drücken. So hoch wurde damals schon und selbst von einem Cäsar die parlamentarische Geschwätzigkeit gewerthet.

Dieſer Cäſar verbrachte, wie Plutarch es darſtellt, bei Dyrrachium die traurigſte Nacht ſeines Lebens, ſo ungefähr wie der preußiſche König Friedrich nach der Schlacht von Kolin, „die traurigſte von allen in ſchweren Gedanken über den Fehler, den er als Feldherr begangen habe". Pompejus war vor der ſchwächeren Macht des Nebenbuhlers aus Italien entwichen. In Brundiſium hatte er die meiſterhaft verkleidete Einſchiffung ſeiner Truppen bewerkſtelligt. Dyrrachium war nun das Hauptquartier ſeiner Landmacht geworden. Dort wollte er die ganze ihm noch anhängliche Kraft des Orientes um ſich ſammeln und dann erſt für die Republik den letzten Kampf mit dem neuen Monarchen wagen. So erhielt auch dieſer Krieg die Formen und Geſtalten der orientaliſchen Frage. Denn nach Dyrrachium ſtrömten nun die thrakiſchen, die aſiatiſchen, die egyptiſchen und afrikaniſchen Lehensfürſten. Aber auch die Reſte der von Cäſar in Spanien inzwiſchen beſiegten pompejaniſchen Legionen kamen hierher und alles hatte ſich hier verſammelt, was in Rom mißvergnügt und unglücklich war. Das ganze hocharistokratiſche Rom war damals im Lager des Republikaners Pompejus, in und um Durazzo, und ein damaliger Grillparzer hätte ihm den Päan anſtimmen können: In Deinem Lager iſt Rom. Ungeheuere Maſſen von Getreide und Waffen waren hier aufgehäuft worden. Vielleicht hat es niemals ein wohlbewehrteres Lager gegeben als dieſes des Pompejus um das römiſche Dyrrachium, ſo daß es kein Erſtaunen erregen kann, wenn ſelbſt ein Julius Cäſar von einer ſolchen Burg abgewehrt wurde. Vom November 45 vor Chriſti durch mehrere Monate hatten ſich ſeine Angriffe über die ganze Stadtebene verbreitet. Die letzte entſcheidende, für ihn unglückliche Schlacht, denke ich mir auf dem Lande, welches Durazzo gegenüber im Süden die Bucht ſperrt. Darauf folgte jene reuevolle Nacht der plutarchiſchen Schilderung. „Er hatte ein weites Land und die reichen ma-

cedonischen und thessalischen Städte in der Nähe und saß, indem er es unterließ den Krieg dorthin zu verlegen, hier am Meere, welches der Feind mit seinen Schiffen beherrschte, und war durch Mangel an Lebensmitteln vielmehr der Belagerte als er den Feind mit Waffen belagert gehalten hätte. So wurde er von Sorge und Unmuth bei der Mißlichkeit und Noth seiner Lage hin und hergeworfen. Endlich entschloß er sich aufzubrechen und sich gegen Scipio nach Macedonien zu wenden." Bei Pharsalos sah er die Pompejaner wieder. So nahe stehen oft, ja diese grellen Gegensätze sind sogar die Regel, die verzweifeltsten Augenblicke den glücklichsten unseres Lebens. Und der Mensch dünkt sich trotzdem frei und nicht das Werkzeug höherer, überlegener Absichten zu sein. Das römische Imperium sollte der Welt gegeben, die Welt für Jahrtausende neu gegliedert und geformt werden, und selbst die Fehler eines Julius Cäsar konnten diesen Gedanken nicht mehr zum Schiffbruche bringen. Pharsalos stand in den Büchern der Vorsehung und in dem Freibriefe des cäsarischen Glückes vorgeschrieben. Nachdem er diesen Schlag noch geschlagen, war seine große Schicksalsrolle ausgespielt. Der Mohr hatte der Weltgeschichte seinen Dienst gethan und konnte eigentlich damals schon gehen.

Schicksal, nicht Weisheit, ist das Thun der Sterblichen,

so sagt Plutarch mit dem Verse eines unbekannten Dichters in seiner Moralschrift über den Zufall.

Nachdem Dyrrachium also glücklich entsetzt worden war, hatte Pompejus den letzten der ehrlichen Republikaner, Cato den Uticenser, mit achtzehn Cohorten in dasselbe gelegt. Er selbst war dem Cäsar gefolgt. Auf den gebahnten Wegen, welche von dort über die illyrischen Gebirge führten, hatten sich diese ungeheueren nebenbuhlerischen Heere tiefer in den Orient gewälzt. Das, daß Dyrrachium der Brückenkopf dieser

antiken, heute vergeſſenen und verfallenen Straßen nach dem reicheren Morgenlande war, gewiſſermaßen das Thor zu all' den Schätzen, welche die ganze alte Welt genährt haben, beantwortet wohl auch die Frage, welche man oft hört, warum Pompejus gerade hierher von Italien gegangen ſei. Auch hat dieſer erſte Erfolg gegen den ſonſt unbeſiegbaren Cäſar ſeinen Gedanken glänzend gutgeheißen.

Da Auguſtus nach Philippi ging, um den ermordeten Cäſar zu rächen, folgte er demſelben Wege und vielleicht wohlbewußt derſelben Politik auch. Er mußte eine Zeit lang krank auf dieſem weſtöſtlichen Marſche in Dyrrachium pauſiren. Dabei mag er ſich die Stadt näher angeſehen haben, und als er heimtückiſch auch den Antonius beſeitigt hatte und er der letzte große kalte Mann, alleingebietend auf der römiſchen Staatsbühne ſtand, ſchickte er hierher in das Exil die Freunde und politiſchen Anhänger ſeines unglücklichen Collegen im Triumvirate. Die Stadt wurde immer größer und bedeutungsvoller und ſo noch mehr als Conſtantin die Kaiſerreſidenz nach Byzanz verlegte. Man mußte und ging nun über Dyrrachium oder Apollonia von der einen zur anderen der beiden zugleich noch und neben einander blühenden Hauptſtädte der Welt. Denn dieſes waren die zwei weſtlichen Ausgangspunkte der via Egnatia.

Auch der prächtige Teridat, dieſer König aus dem Morgenlande, war hier von Brundiſium kommend und heimkehrend, da ihm Nero eben in Rom die Krone von Armenien auf das Haupt geſetzt hatte, wohl ganz ebenſo wie Cicero und dieſe vielen anderen Touriſten gelandet, eingekehrt und weiter gezogen.

Eine größere geſchichtliche Rolle ſpielte dann aber Dyrrachium wieder eben mit dieſer ſeiner Stellung auf der Brücke zwiſchen Italien und Conſtantinopel in den Kriegen, womit

der Kaiſer Juſtinian Italien dem oſtrömiſchen Reiche zurück erobern wollte. Seine Generale Beliſar, Johann, Iſak und Conſtantin zogen ſich wiederholt aus jenen transmarinen Kämpfen vor den Gothen hierher zurück, um in geborgener Sicherheit die Kräfte zu ſammeln, welche ihnen Juſtinian zu Hilfe ſchickte. Oder ſie kamen nach Dyrrachium, um ſich einzuſchiffen zum Ueberfalle auf die Küſten von Calabrien und Apulien, oder auch im tiefen eliptiſchen Bogen um das ganze adriatiſche Meer, Dalmatien und Illyrien hinauf, nach dem gegenüberliegenden Ravenna zu marſchiren. In ſo ferne ſind die Geſchichtsbücher des Procopius auch eine Geſchichte der via Egnatia.

In Dyrrachium ließ auch der Kaiſer Juſtinian einen Palaſt herrichten für die Gothenkönigin Amalaſuntha, als ſich dieſe kluge und ſchöne Tochter des großen Theodorich nicht mehr ſicher wähnte vor den Intriguen ihres mißrathenen Sohnes Athalarich. Und wirklich flüchtete ſie von Ravenna ſchon vierzigtauſend Goldgulden ihres Schatzes hierher, um die Zukunft für alle Fälle vorzuſehen, falls ihr das verwegene Hazardſpiel mißglücke, das ſie, aber erfolgreich, gegen die Günſtlinge und Verführer ihres unmündigen Sohnes verſuchte.

Es wäre intereſſant und dankbar, und es wundert mich, daß es in unſerer ſchreib- und wanderluſtigen Zeit, welcher doch eigentlich neue Touriſten- und Schriftſteller-Aufgaben fehlen, noch nicht geſchehen iſt, eine Geſchichte dieſer räumlich größten und auch ethiſch bedeutungsvollſten Weltſtraße zu ſchreiben. Beinahe das ganze Leben des kaiſerlich römiſchen Reiches und dieſes bis in ſeine letzten Ausathmungen hinein, ja auch ſeine Todeszuckungen noch, ließen ſich darum flechten. Aber es müßte eine Geſchichte aus dem Vollen heraus, gewiſſermaßen aus dem Fleiſche der Landſchaft geſchnitten, mehr ein lebendiger und anregender Spaziergang, die einzelnen

Geſchehniſſe geknüpft an die Landſchaftsbilder und perſönlichen Natureindrücke und dieſe illuſtrirt mit Volksſtudien ſein, als eine langweilige chronikartige Aufzählung der hiſtoriſchen Ereigniſſe, welche dort vorübergeſchritten, und auch keine bloße Baugeſchichte ſein, denn dieſes beides exiſtirt eigentlich ſchon. Dann aber würde der Leſer beinahe wieder mit Cicero auf die Reiſe ſich begeben können und wohl mehr vom Alterthume erleben und tiefer in ſein Weſen eindringen als ihm dieſes durch alle Schlachtenberichte und Verdolmetſchung der Senatusconſulten vermittelt wird.

Die Straße ging zuerſt in ſüdlicher Richtung nach Clodiana. Das war die erſte Poſtſtation, nicht allzuweit von Dyrrachium, wahrſcheinlich am heutigen Shumbi gelegen. Dort vereinigte ſich ihr der Zweig, der von Apollonia kam. Nun ſchlug ſie ſich über das kandaviſche Gebirge, woher ſie auch, wie Strabo wenigſtens behauptet, eine Strecke weit den Namen via Kandavia führte. Dieſes Gebirge iſt heute das von Elbaſſan, der Lenia Dag, und ſieht man es im Oſten von Durazzo von Norden nach Süden ſtreifen, die Grenzmark dorthin für das Auge. Quer durch Epirus, recht wohl beinahe deſſen nördliche Grenze verſinnbildlichend, erreicht die via Egnatia Theſſalonika. Strabo nennt ſie auf dieſem Wege die ſüdliche Grenze von ſeinem Macedonien. Von Theſſalonik ſetzte ſie ſich fort über Amphipolis, das ſchlachtenberühmte Philippi, über Neapolis, das dem heutigen Cavala entſpricht, und um die Oſtküſte des ägäiſchen Meeres hinab nach Trajanopolis bei Dede Agadjie durch das dem Odyſſeus gleich zu Anfange ſeiner Leidensfahrten ſo feindſelige Land der Kikonen. Ich bin dort in ſpäteren Jahren auf ihrem Pflaſter geſtanden, das ich parallel neben der neuen Eiſenbahnlinie noch wohlerhalten fand und dann auf ihrer Spur durch das nun beblümte und grünende Stadtgebiet von Trajanopolis gewandert. Sie bog von ihm ab, gleich vor ſeinem Thore

wieder nordoſtwärts neben dem Hebros, der heutigen Maritza, hinauf, durch die breite Ebene des Doriskos, wo Xerxes auf ſeinem Zuge gegen Griechenland die aſiatiſchen Kriegsvölker gemuſtert hat. Dyme, das man in Feredſchik zu erkennen glaubt, und Kypſela, das heute noch nahe verwandt Ipſala heißt, waren dort ihre Stationen. So wurde Adrianopel erreicht und über Tſchorlu ſtieg ſie nun nach Perinthos-Heraklea, dem heutigen Eregli zum Marmora-Meere hinab und neben ſeiner ſilbernen Fläche nach Byzanz und Conſtantinopel. Bis auf dieſes letzte kurze Stück wußte die heutige Eiſenbahn keinen näheren und bequemeren Weg zu finden. Man ſieht ſie von dem Geleiſe der Bahn noch mehrfach in den maleriſchen Ruinen hoch- und ſpitzbogiger Brücken und ihres ſchwarzen Polygonpflaſters, das ganz an die ſogenannten kyklopiſchen Mauergefüge erinnert. Man darf alſo ſagen, daß, wenigſtens was Thrakien betrifft, die via Egnatia wieder auferſtanden ſei. Es kann nicht lange dauern, wenn erſt dieſes Beiſpiel Erfolg gehabt, daß ihr dasſelbe glückliche Schickſal auch in Epirus und Macedonien erblühen werde. Wirklich gute und glückliche Gedanken ſind eben, wenn nur einmal geboren, dann auch unſterblich. Es verſchwindet vielleicht für einige Zeit, weil von dem Blödſinn der Menſchen umgehauen, der laub- und fruchttragende Stamm aus der Welt, aber die Wurzel keimt immer wieder auf, ſobald man es nur erlaubt. Es iſt nichts, was einmal geboren iſt, ſterblich in der Welt. Die Geburt ſelbſt iſt zu ſehr eine Bethätigung der Gottheit, deshalb auch in ihrem zeugungskräftigen Acte, wie alles Göttliche, in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, als daß dieſe das von ihr Erſchaffene unwürdiger, gänzlicher Vernichtung anheimgeben könnte. Es wäre gerade ſo, als ſtürbe die Gottheit ſelbſt. Darum haben die Religionen ganz recht von der egyptiſchen der Pyramiden bis zur heutigen chriſtlichen, welche die Auferſtehung des Leibes neben der der Seele predigen.

Die eingehendsten Studien über die via Egnatia glaube ich, hat mein verehrter, leider schon todter Freund, der österreichische Generalconsul von Hahn in seinem Werke: „Drin und Wardar-Reise" angestellt und es war immer mein Traum gewesen, einen solchen naturgeschichtlichen Spaziergang, wie ich ihn oben vorschlage, mit ihm zu unternehmen.

Ursprünglich gehörte Dyrrachium zu Neuepirus. Es wird ausdrücklich als letzte Grenzstation dieser römischen Provinz genannt. Auch Procopius de aedificis hat diese Eintheilung. Unter den Byzantinern wird es Vorort der dreizehnten Eparchie, dann des neunten Thema's und in der Reichsbeschreibung des Constantin Porphyrogenetos, also um 960 nach Christi, des sechsten hellenischen Thema's. Sein Herzog hatte den siebenundzwanzigsten Rang unter den Provinzial-Würdenträgern und sein Erzbisthum zählte unter den ersten des Reiches. Noch um 512 schmückte der Kaiser Anastasius, weil er dort geboren war, Dyrrachium neuerlich mit Prachtbauten, und 1107, erzählt Anna Komnena in ihrer Alexiade, stand auf dem nach Osten gewendeten Thore der Stadt, also dem Landthore, noch eine bronzene Reiterstatue, als Bohemund sein Lager unter ihren Mauern aufschlug. So lange und trotz aller Unglücksfälle erhielten sich die antiken Reste und die Stadt in ihrer glänzenden Erscheinung.

Denn im Jahre 548 schon waren die Slaven verheerend vor ihren Thoren gestanden wie einige Jahre vorher die Langobarden, und bis zum zehnten Jahrhundert mußte Durazzo den Bulgaren fortwährend abgerungen werden und ging wieder an sie verloren. Diese unfreundlichen Berührungen der Völkerwanderungen dankte Dyrrachium eben seiner Bedeutung im römischen Straßensysteme. Heute denkt kein Mensch mehr daran, viel weniger, daß man sich darum stritte.

Im Jahre 1077 revolutionirte sein Statthalter Nikephoros Bryennios gegen den Kaiser Michael den Siebenten. Denn

das war eine der Erbschaften des römischen Kaiserreiches geworden, daß sich auch in Byzanz jeder entfernte Gouverneur einer Provinz, sobald er sich nur etwas mächtig wußte, ebenso berufen zu Krone und Scepter glaubte als der Herrscher in der Hauptstadt. Dahin kömmt man, wenn erst der Grundsatz: Macht gehe vor Recht, zur obersten Staatsreligion in die Gemüther eingeprägt ist. Diesem Revolutionär von Dyrrachium kam aber ein anderer von Nikea in Asien aus zuvor, auch ein Nikephoros, aber ein Botoniates, und entthronte wirklich den legitimen Kaiser Michael den Siebenten aus dem Hause Dukas.

Das war das Factum, welches Robert Guiscard zum Vorwande seines Kreuzzuges gegen Byzanz nahm. In Italien hatte er der byzantinischen Herrschaft ein Ende gemacht. Er wollte nun dasselbe im Osten erreichen und Papst Gregor der Siebente billigte dieses Vorhaben, weil er davon die Vereinigung der zwei Kirchen hoffte. Die Tochter des Robert, die Prinzessin Helena, war an den Kronprinzen Constantin, den Sohn des Kaiser Michael, vermählt worden. Daß man den Schwiegervater und Schwiegersohn entthronte, in Klöster steckte und entmannte, die Tochter ihm gefangen hielt, gab Robert den willkommenen Vorwand gegen den Usurpator Nikephoros Botoniates zu Felde zu ziehen. Dieser war bis dahin Gouverneur von Nikea gewesen. Mit der Belagerung von Durazzo am 14. Juni 1081 begann der Normannenkrieg.

In Constantinopel war durch eine Palast-Revolution inzwischen schon wieder, am 1. April 1081, ein neuer Kaiser geworden, Alexios der Erste, der zweite Herrscher aus dem neuen Komnenen-Geschlechte. Sein Heerführer in Dyrrachium wurde ein rasch neu bestellter, zuverlässiger Statthalter Georgios Palaeologos. Ueber ein Jahr hielt sich die Stadt, heldenmüthig vertheidigt und heldenmüthig angegriffen. Es ist wohl die ehrenvollste Episode in ihrer Geschichte, das Großkreuz

ihrer wohlverdienten Auszeichnungen und unsterblich der Ruhm, welchen sie damals geerntet. Erst am 14. Februar 1083 fiel sie. Die Normannen hatten zuerst Butrinto und Corfu und dadurch festen Fuß in der Adria genommen. Nachdem sie sich so den Weg erschlossen, die Flanke und den Rücken gedeckt hatten, theilte Herzog Robert bei Avlona seine Macht und ging mit der einen Hälfte zu Lande gegen Durazzo, die andere schickte er auf der Flotte mit seinem Sohne Bohemund das Ufer entlang. Er machte es also nicht anders als Cäsar, da er von Oricum und Buthroton ganz dieselbe Straße gegen den Pompejus zog. Manche Gegenden tragen nicht blos die Bestimmung, das Loos des Krieges, auch die Regeln seiner Kunst für immerwährende Zeiten unabänderlich in ihre Gesichtszüge eingegraben und vorgeschrieben.

Der Vater gelangte glücklich vor Durazzo, aber dem Sohne auf der See erging es nicht unähnlich wie den Schiffen, welche Julius Cäsar hatten Hilfe bringen wollen. Mitten im vollen Frühjahre, beim Cap von Linguetta, auf dieser schon beinahe tropisch südlichen Grenze überfiel ihn ein völliger Wintersturm mit einem Regen von geschmolzenem Schnee. Der Sturm war so heftig und erregte das Meer so sehr, daß der Wellensturz den Schiffsleuten die Ruder in den Händen zerbrach, die Segel zerrissen, die Masten zerbrochen, die Schiffe mit Wasser gefüllt und viele mit den Menschen und der Ladung darauf von der See verschlungen wurden. Gegen diese Feinde hatten auch die Normannen keinen Muth und so klammerten sie sich an das Beten, an Thränen und Seufzen. Anna Komnena will dieses Alles nur als Warnung und Strafe des Himmels verstehen für den Hochmuth und das Unrecht dieser grimmigen Feinde ihres Vaters. Aber nicht Robert und nicht Bohemund ließen sich dadurch im geringsten zurückschrecken. Wenige Tage nach dem Seesturme lagerte schon die ganze vereinigte Normannenmacht „in den

Ruinen des alten Epidamnus", wie Anna Komnena ausdrücklich sagt, das heißt nicht in den Ruinen der ältesten Griechenstadt, derjenigen, welche die Colonisten von Korkyra gerade dort auf der äußersten das Meer und den Golf abschneidenden Landzunge gegründet hatten, wo heute Durazzo steht, sondern tiefer im Halbmonde der Bucht auf dem größeren, breiteren und tiefen Blachfelde, wo ich den ganzen Boden gespickt mit halb versenkten Säulencapitälen, mit Schäften, die aufragen, mit Gräberresten besäet fand, ein romantisches und viel größeres Städtebild, als es die kleine, nahe den Barbaren und den wildesten Zuständen exponirte Colonie von Epidamnus jemals gewesen sein kann. Die Römerstadt baute sich hier wie auch in Constantinopel neben die ältere schon vorhandene Ansiedlung und die Neustadt wieder setzte sich dann neben jene römische Gründung auf die inzwischen mehr verfallene und immer am rationellsten gestandene älteste griechische Pflanzung.

Alexios hatte begriffen, daß die oströmische Kaiserkrone für die Griechen auf dem Spiele stand und alle Mittel der Abwehr aufgeboten. Er verbündete sich mit den Venetianern, weil er sich auf der See besonders schwach fühlte. Mit dreiundsechzig großen Galeeren erschienen sie vor Durazzo und mit noch mehr kleineren Schiffen. Der Doge Domenico Silvio selbst commandirte die Schlacht. Ihr Schauplatz war das offene Meer etwas nördlich von Durazzo. Die Normannen hielten sich tollkühn. Trotzdem wurde ihre Niederlage eine vollständige. Ihr Admiralschiff, mit Bohemund darauf, sank. Er rettete sich knapp. Die Belagerten machten gleichzeitig einen glücklichen Ausfall. Und doch hielten die Normannen vor der Stadt aus. Es haben auch diese Kämpfe wieder eine auffällige Aehnlichkeit mit den früheren vor Dyrrachium des Pompejus und Cäsar. Die Normannen wie Cäsar griffen die feste Stellung an und waren, wie er, ohne Stütze auf

dem Meere, und Pompejus, wie die Byzantiner, beherrſchte die Stadt und wie die Venetianer auch die See. Und auch bis in die Gegend von Pharſalos ſpielten ſich wieder die byzantiniſchen und normanniſchen Schlußkämpfe, wie auch der Preis des endlichen Sieges in beiden Fällen derſelbe ſein ſollte: den Orient des römiſchen Reiches Italien wieder zu verbinden, denn dort waren die Normannen und Cäſar unbeſtrittene Herren. So ſcheinen den Localitäten nicht nur die Fauna und Flora mit feſtſtehenden Charakter-Eigenſchaften, ſondern auch die Geſchichte mit gleicher Unveränderlichkeit eigenthümlich zu ſein.

Eine zweite unentſchiedene Seeſchlacht folgte. Eine Hilfsflotte der Byzantiner ſtieß zur venetianiſchen. Erſt darauf zog Robert die ſeinige in den Golf zurück. An zehntauſend Mann und fünfhundert Ritter verlor er durch das Fieber. Man litt Hunger in ſeinem Lager. Um Zufuhr aus Apulien und Sicilien zu holen, mußte ſich ſeine Flotte doch wieder auf die offene See wagen. Er hielt aus, denn die Normannen waren am tapferſten im Ungemache.

Wie auf der See kamen nun auch auf dem Lande die Byzantiner ſelbſt der bedrohten Stadt zu Hilfe. Im Auguſt des nächſten Jahres hatte der Kaiſer Conſtantinopel verlaſſen und endlich am 15. October erſchien er mit ſiebenzigtauſend Mann auf der Höhe der egnatiſchen Bergſtraße, vor der Kirche des heiligen Nicolaus auf einem Vorgebirge, das in das Land und das Meer vorläuft, die Stadt und die Ebene, die Flotte und die See überſchauend. Er hatte dort, ſchildert Anna Komnena die Stellung, das Meer zur Linken und einen hohen Berg zur Rechten und der Hügel ſelbſt neigte ſich mit linder Senkung bis in die Campagna von Durazzo. Und dieſen erhabenen Ort auch fand Kaiſer Alexios am tauglichſten zur Lagerung ſeiner Armee.

Unter den Truppen befand ſich auch die Garde der gefürchteten Waräger, eine deutſche Schaar. Der Kaiſer war langſam und vorſichtig, ich möchte ſagen, ſtaatsklug gekommen. Die letzte Hoffnung des Palaeologos ſtand auf dieſem Entſatze. „Zahllos wie Heuſchrecken“ bedeckte dieſe Armee die Ebene nördlich von der Stadt. Am 18. October, unſerem Tage von Leipzig, kam es zur Schlacht. Die Ritter des Herzog Robert hatten ſich die Nacht über durch den Empfang der heiligen Sacramente in der Kirche des heiligen Theodor dazu vorbereitet. Robert commandirte das Centrum, ſein Sohn Bohemund den Flügel, der ſich gegen die Berge lehnte, alſo wohl den rechten und der Graf Ami den linken, der gegen das Meer zu ſtand. Die Herzogin Sigel-Gaitha ſelbſt führte eine Schaar der Normannen. Bohemund's Tapferkeit, die er in dieſem einen Kampfe entwickelte, wäre genügend, ſeine ganze poetiſche Berühmtheit zu rechtfertigen. Die Byzantiner ließen ſechstauſend Todte zurück und flohen. Ihre Armee, die fünfmal ſtärker war, war vom Hügel und der Kirche des heiligen Nicolaus herabgekommen, alſo aus dem Norden, dem Meere entlang und immer mit Anlehnung an dasſelbe, an die dort befindliche Flotte und durch die Plänkler der Fremdengarde auch in fortwährender Verbindung mit der Feſtung Durazzo ſelbſt geſtanden. Der Kaiſer perſönlich führte die Vorhut. Seine Tochter Anna Komnena gibt der Flucht der türkiſchen Hilfstruppe die Schuld der Niederlage. Sie lag aber wahrſcheinlich in der unwiderſtehlichen Kampfesweiſe der Normannen. Es war eine jener im Alterthume nicht ſeltenen Schlachten, wo nur durch die individuelle Tapferkeit aller Einzelnen der Sieg entſchieden wurde, und das wohl allein ſind Heldenkämpfe zu nennen, würdig wie die von Troja beſungen zu werden. Dieſe anderthalbjährige Belagerung von Durazzo wartet noch ihres Homeros! Fähig und würdig ſeines Liedes iſt ſie.

Alexios verlor alle seine kaiserlichen Kleinodien und rettete sich kaum nach Devol. Georgios Palaeologos, der Statthalter von Dyrrachium, der sich vor der Schlacht mit den Kaiserlichen vereinigt hatte, wurde von der Stadt abgeschnitten. Ein Albanese, Komis Kortis, trat dort an seine Stelle. Auch dieser hielt sich so, daß nur der Verrath eines Venetianers, Domenico, die Festung zum Falle brachte. Der Sohn des Dogen Silvio war mit unter den Gefangenen. Es war auch jetzt wieder wie bei Troja gewesen, als ob der Muth sich gegenseitig durch das Beispiel gesteigert habe.

Der Eroberer, Robert Guiscard instituirte nun den Fortino di Rossano zum Commandanten von Durazzo und seitdem haben die Ansprüche der Italiener auf diesen wichtigen Posten des adriatischen Meeres kein Ende mehr genommen. Die via Egnatia lag dem Abenteurer frei und bedeutend näher gerückt schien das ehrgeizige Ziel, die Eroberung des byzantinischen Kaiserthrones. Er setzte sich auch wirklich sofort auf der alten römischen Heerstraße nach Thessalonik in Bewegung. Aber die Normannen haben es nie verstanden ihre Siege auszunützen. Ihre größten Erfolge auf den Schlachtfeldern verpufften wie Feuerwerk. Sie waren schlechte Diplomaten und hatten die gewandtesten sich gegenüber. Mit Geld und goldigen Versprechungen schlüpfte der Grieche in ihr Lager, meuterte die Truppen und machte die Freunde nur mehr zu halben. So wurde im Juni 1084 die Schlacht von Lariſſa verloren. Als auch am 25. Mai 1085 zu Salerno Papst Gregor der Siebente starb, der die Seele dieses Versuches gewesen war, den Osten dem Westen, Byzanz wieder Rom in kirchlicher wie in weltlicher Beziehung zu unterwerfen, und am 17. Juli 1085 auf Kephallonien sein Schwert, Robert Guiscard, ihm im Tode folgte, fiel bald darauf die Festung Dyrrachium an die Griechen zurück. Die Stadt, aber ohne Castell, war inzwischen sogar einmal schon durch einen Ueber-

fall der Venetianer besetzt worden. Den Venetianern wurde jetzt der Freihandel in Durazzo gestattet, eine Kirche des heiligen Andreas und ein Stadtquartier eingeräumt. So hat der Löwe von San Marco sich hier das erste Mal eingenistet. Als Herzog wurde der Neffe des Kaisers Alexios, ein Joanes Komnenos, eingesetzt. Dieser empfing hier auch den Bohemund, da er zum wirklichen Kreuzzuge friedlich an der via Egnatia auf der Reise nach Constantinopel landete.

Gerade ein Jahrhundert später wiederholte sich das Schauspiel dieses Normannensturmes auf das griechische Reich und beinahe wörtlich gleichlautend. Wieder saß in Constantinopel auf dem Kaiserthrone ein Usurpator, der blutgierige Andronikos, der letzte der Komnenen, ehe das Geschlecht noch einmal in Trapezunt aufflackerte. Wilhelm der Zweite führte wie Robert Guiscard von Italien das Normannenheer nach Dyrrachium. Tancred stand statt Bohemund als Paladin im Kampfe. Wieder begann der Krieg mit der Einnahme von Dyrrachium, nur daß diese dieses Mal leicht wurde und die Stadt dann, als im großen Ganzen auch dieser Versuch gescheitert war, den Normannen blieb. Der Großadmiral Margaritone erhielt sie von seinem normännischen Kriegsherrn zum Lehen mit den anderen in Epirus behaupteten Uferplätzen und mit den jonischen Inseln: Margarito rege Epirothorum.

Kaiser Heinrich der Sechste nahm dann diese Eroberungspläne mit der normännischen Verlassenschaft in sein Regierungsprogramm auf und der spätere Sturm der Kreuzfahrer auf Constantinopel ist noch durch diese normännischen Ambitionen veranlaßt worden, welche alle von dem Grundgedanken beseelt waren, den der große Gregor der Siebente, dieser Schirmherr der Normannen, gegeben hatte: Die beiden Welthälften, wie sie zur Zeit des heiligen Constantin gewesen waren, wieder in eines zu formen, damit ein Reich und eine Kirche, das Ideal des Papstthumes wie der weltlichen Gewalt, die

Völker regiere. Dyrrachium ist immer der jenseitige Brückenkopf zum Uebergange dieser Pläne nach dem Oriente gewesen.

In diesem angeblichen Kreuzzuge des Jahres 1203, der mit der Einnahme von Constantinopel und der Gründung des lateinischen Kaiserthumes endete, war Dyrrachium der erste Punkt des griechischen Reiches, wo die bekreuzte Flotte landete und hier proclamirte sie den Scheinkaiser Alexios den Vierten, den sie als Vorwand des Krieges mitführte. Nach der Einahme von Constantinopel ließ sich Venedig Dyrrachium zutheilen und hielt es auch zehn Jahre unter seiner Botmäßigkeit. Marino Valaresso war sein erster Statthalter dort mit dem Titel eines Duca di Dyrrachium. Auch richteten sie hier sofort ein katholisches Erzbisthum ein, dem ganz Epirus untergeordnet war. Aber 1214 fiel Dyrrachium in die Hände des Despoten Theodoros von Epiros, des zweiten Fürsten der neubegründeten Angelos-Dynastie. Er machte es zur zweiten Hauptstadt des großen Reiches, das er sich gleich nach seines Bruders Michael Tode bildete. Und weil er die Bedeutung dieses Postens für die Erhaltung seines illyrischen Kaiserthumes — denn so hoch hinauf avancirte er selbst seinen Titel — richtig erkannte als Einbruchsstation nicht nur in Epiros, sondern durch die via Egnatia auch nach Thessalien und Macedonien, befestigte er Dyrrachium noch mehr mit starken Thürmen. Deshalb strebten und warben auch alle griechischen Kaiser fort und fort nach diesem Besitze.

Aber der Despot Michael der Zweite gab 1259 Durazzo als Heiratsgut seiner Tochter Helena mit in die Ehe mit Manfred, der übrigens schon 1257 dieses Eigenthum mittelst der normännischen Erbschaftstiteln der Hohenstaufen angesprochen hatte. Er setzte Philippo Chinardo dorthin, den treuen Diener seines Hauses.

Nach Manfred's Fall und Tode nahm Michael der Zweite von Durazzo wieder Besitz und Venedig, das es

wenigſtens dem Namen nach ununterbrochen als ſein rechtliches Eigenthum behauptete, unterſtützte ihn in der Vertheidigung gegen König Carl von Neapel, weil es im Deſpotate der Angeli eine begünſtigte Handelsſtellung hatte. Aber der zweite Verſuch Carl's von Anjou 1272 führte ihm doch auch dieſe koſtbare Beute der manfrediſchen Güter zu. Gleich 1273 zerſtörte es ein Erdbeben beinahe gänzlich. Pachymeres, der byzantiniſche Geſchichtſchreiber, hat dieſes ſehr draſtiſch und ausführlich geſchildert. Mehr als alle früheren und ſpäteren Belagerungen und Eroberungen der Stadt, ſcheint dieſes Naturereigniß den traurigen, verkommenen Zuſtand veranlaßt zu haben, in dem man ſie noch heute ſieht. Die Einwohner flüchteten auf die Berge, daß die Stadt der Plünderung der Albaneſenhorden offen blieb. Die Statthalter der Anjous ſuchten ihr und den Befeſtigungen wieder aufzuhelfen. Ueberhaupt die Verwaltung der Anjous in Epirus ließ ſich energiſch und civiliſatoriſch an. Sie gaben der Provinz gewiß mehr, als ſie ihr entnahmen.

Nach der unglücklichen Schlacht von Berat blieb auch Durazzo Dank dieſer Fürſorge mit den anderen Uferſchlöſſern ein Refugium der Macht der Anjous in Epirus. Giovanni Scotto, der bisher Burghauptmann geweſen, wurde ſein Statthalter. Nach ihm, 1283, Guglielmo Berardi, der beſonders wohlthätig in Durazzo waltete. 1296 überrumpelte es der Serbenfürſt Stephan Milutin. Aber ſchon im September 1305 übergab ſich die Bevölkerung der Stadt wieder den Anjous. Zum Danke erhielt ſie von Philipp von Tarent, dem Stellvertreter ſeines Vaters, des König Carl des Zweiten von Neapel, eine Menge Rechte und Freiheiten. Philipp ernannte den Anfuſio Ferrante zum Stadthauptmanne und ging von Durazzo erſt nach einem Jahre, im Herbſte 1306, zurück nach Neapel. Das ganze Deſpotat der Anjous von Durazzo aus zurück zu erobern, war ihm jedoch nicht geglückt.

1311 war Peter d'Argallon anjouischer Capitän hier. Die Stadt erforderte fortwährend Zufuhren von Getreide, die sich alle in den neapolitanischen Staatspapieren verzeichnet finden. Damals folgten endlich einige Jahre der Ruhe für die hart mitgenommene Bevölkerung. Den religiösen Orden, besonders den Dominikanern, diente Durazzo in dieser Zeit als Ausgangspunkt einer eifrigen und nicht erfolglosen Propaganda durch Griechenland.

Im Februar 1315 erschien hier Carl von Tarent als Vicar seines Vaters Philipp, um Durazzo gegen eine Griechendrohung zu befestigen. Auch hielt es sich gegen die Byzantiner. Aber 1319 wurde es für einige Jahre wieder serbisch und erst 1322 erlangten es die Anjous aus dieser Zwischenherrschaft zurück. Und bei diesem Geschlechte erhielt es sich nun auch.

1333 wurde es zu einem selbständigen Herzogthume erhoben und Johann von Anjou-Gravina sein erster Herzog bis 1335. Es folgte ihm sein ältester Sohn Carl bis 1348. Die Stadt war wohlgehalten in dieser Zeit und gut verproviantirt. Die Capitäne waren seit 1333 zuerst Nicolo und Berardo di S. Giorgio. Seit dem Februar 1334 Tommaso Capograsso aus Salerno. Im Frühjahre 1337 erschien Ludwig von Tarent als Generalvicar der Anjous. Statthalter nach seiner Abreise war Guglielmo Sanseverino. Diesen nahm der Albanesenhäuptling Graf Tanusio Thopia gefangen, während bis dahin immer das Geschick und Glück der Anjous darin bestanden hatte, mit diesen benachbarten Bergleuten nicht nur in Frieden, sondern in hilfsgenössischer Freundschaft zu leben. Statt des Sanseverino gebot seit 1337 bis 1339 Loisio Caracciolo als Statthalter in Durazzo. Ihm folgte Amelio Sanseverino und 1346 Paolo Brancaccio als Hauptmann der Burg und Philippo Roncella als Gouverneur der Hauptstadt, der letzte, von dem uns der Name erhalten ist aus

dem immer wilder werdenden Chaos, in das dieſe unglücklichen Gegenden verfielen.

Man ſieht, lauter Abkömmlinge der beſten Familien von Mittel- und Unter-Italien adminiſtrirten Durazzo, was auch Zeugniß dafür ablegt, daß damals dieſe Orte als ganz in den Bereich unſerer Cultur gehörig und als von höchſter Bedeutung betrachtet wurden. Es dürften auch wirklich ſelbſt in Italien, dem doch am meiſten hiſtoriſch betroffenen Boden, wenig Punkte zu finden ſein, die öfter von Thatſachen unſerer modern-europäiſchen Geſchichte berührt worden ſind, als dieſes heute in einem Winkel des adriatiſchen Meeres ſo abgelegene und verleugnete Durazzo.

Nach der Enthauptung des Herzogs Carl zu Averſa am 24. Januar 1348 durch den ſiegreichen und rachevollen Andreas von Ungarn erbte Durazzo des Herzogs älteſte Tochter. 1368 verlor ſie aber das Herzogthum an die Albaneſen, mit denen man die frühere beſänftigende Diplomatie der Freundſchaft nicht aufrecht erhalten hatte. Carl Thopia machte Durazzo zur Hauptſtadt ſeines Königreiches Albanien, wie er die vereinigten Deſpotien umtaufte.

Am 28. März 1368 kam die Nachricht nach Venedig, daß dies wichtige Handelsemporium dem „Herrn von Albanien längs dem Meere" erlegen ſei. Es war das definitive Ende der Anjous in Epirus.

Zwanzig Jahre lang, bis 1388, herrſchte Carlo Thopia hier, der ſich auch Primus de domo Francia nannte, denn er ſtellte einen Stammbaum auf, der ihn dem Lilienhauſe verwandt machte. Nur für einen Augenblick ſtörte ihn ſein Schwager Balſa der Zweite, der Herr von Vallona, in dieſem Beſitze. Immer hielt ſich Thopia mit Venedig gut und nur mit der Hilfe des Golfcapitäns der Republik war er im Frühlinge des Jahres 1387 im Stande Durazzo gegen

die Türken zu behaupten. So geſchickt betrieb man damals in dieſen wilden Zeiten ſelbſt in Albanien die Diplomatie. Ueberhaupt, ich behaupte, je näher wir unſeren Zeiten, das heißt den ſogenannt fortgeſchrittenſten kommen, deſto ungeſchickter und roher wird dieſes Handwerk des geſunden Menſchenverſtandes geübt.

Auch Durazzo ſollte damals der Republik abgetreten werden, wie man ihr Avlona antrug und ſie Corfu annectirte. Aber nur gegen Erſatz von Gütern in Euböa oder auf Kreta wollten es die Thopia cediren und die klugen Staatsmänner von San Marco ſahen den Augenblick voraus, da ihnen die überreife Frucht in den Schooß fallen müſſe. Il fallait seulement corriger un peu la fortune, würde ſich Leſſing's Riccaut de la Marliniere ausgedrückt haben. Es ließe ſich an dieſe Venetianiſirung der Stadt und Feſtung Durazzo ein ganzes Gemälde der Staatskunſt und Diplomatie der Republik von San Marco knüpfen. Uebrigens Piemont in neuerer Zeit hat es nicht viel anders und ungeſchickter gemacht. Die Italiener ſind immer noch, wie dieſelben Menſchen des Mittelalters, ſo auch die beſten Diplomaten geblieben. Was ihre Soldaten auf den Schlachtfeldern verlieren, gewinnen ſie in den Cabineten.

Carl Thopia, der erſte aus dem Hauſe Frankreich, eine abenteuerliche Erſcheinung, ſtarb in Durazzo Anfangs Januar 1388. Sein Sohn Georg ſuccedirte ihm ſofort. Die Türken ſtanden vor den Thoren und der venetianiſche Conſul Antonio de Pieripizzoli begnügte ſich, das Volk zur Gegenwehr aufzumuntern, ohne inzwiſchen ſelbſt etwas zur Unterſtützung des neuen Fürſten zu thun. Die Venetianer ließen den Türken für das „albaneſiſche Königreich längs dem Meere“ immer drohender werden. Die Hauptſtadt ſelbſt konnte kaum mehr athmen. Nur die See gehörte der Republik und damit eben beinahe Alles. Der nächſte Verwandte des Georg Thopia,

Constantin Castriota bettelte bei dem Sultan Bajazid um die Belehnung mit Durazzo. Da erst, am 2. Mai 1391, beschloß die Republik ehe sie dieses zulasse, das Land zu occupiren. Es wurde dieses unter der Form der Hilfeleistung für den bedrängten Fürsten bewerkstelligt. Der Fürst wurde zuerst wie unter freundschaftliche Vormundschaft genommen, Marino Cocco zum Rettore in Durazzo ernannt, so daß von 1391 bis 1393 nichts ohne seine Zustimmung geschehen konnte. Am 8. März 1392 erhielt dann der Golfcapitän Saraceno Dandolo die Vollmacht, Stadt und Burg in „friedlicher Weise" zu besetzen. Und dieser führte den Befehl so artig aus, daß blos auf sein Erscheinen hin der Fürst ihm die Burg räumte. Paolo da Canale wurde dort der erste Castellan der Republik. Ueber die Stadt ließ man dem „König Thopia" noch den Schein der Herrschaft. Im October 1392 aber schon starb dieser Schwächling eines so kräftig aufgeflammten, aber rasch erloschenen Geschlechtes, und Venedig trat nun in den Besitz des ganzen Durazzo. Nur Napoleon der Erste und die Engländer in Indien haben so heuchlerisch tugendhaft Länder erobert. Am 20. Februar 1393 übergab der bisherige Rettore Marino Cocco Stadt und Burg dem neuernannten Bailo und Hauptmanne von Durazzo, dem Francesco Giorgio.

Bis 1395 führte Giorgio hier das Regiment. Die Stadt erhielt alle Gewohnheiten und Freiheiten verbrieft. Die Albanesenhäuptlinge der Umgegend wurden durch Geschenke und kluge Behandlung verbunden und huldigten alle der Republik. Die Festung wurde nun mit Wachthürmen bewehrt und der Golfcapitän beauftragt, die umliegende See sorgsam zu bewachen. Es waren dort nicht blos die Türken, noch gefährlicher die catalonischen Banden. Doch scheint damals schon der Verfall des Handels nicht mehr aufzuhalten gewesen zu sein, wohl eben weil durch die fortwährende Türkengefahr das, was Durazzo gegründet, bereichert und wichtig gemacht hatte,

alle Landwege durch Epirus nicht nur verlegt und abgeschnitten, geradezu zerstört und vernichtet waren. So kam es wohl auch, daß die Behörden der Republik die Stadt im Jahre 1403 für ihren Umfang nur mehr sehr schwach bevölkert fanden.

1415 erneuerte sich die Türkengefahr in allerbedrohlichster Weise. Am 22. September bestürmten sie Durazzo unter Pir Amur beg und nur durch Geld wendete der Statthalter die Uebergabe ab. Die benachbarte Bergveste Kroja, die in Händen venetianischer Freunde gewesen war, wurde aber türkisches Besitzthum.

Von 1427 konnte sich die Republik in Albanien nur gegen eine regelmäßige Tributzahlung an die Türken behaupten. Die Gegenden wurden immer unsicherer. 1425 in einem Streite ging sogar die Stadt Durazzo, ohne die Burg, für einige Zeit an die Serben verloren. Das Leben hier war nur mehr Krieg, nichts von Handelsverdienst mehr übrig. Nur die Salinen und das mit allen Nachbarn vereinbarte Salzmonopol gaben dem Besitze von Durazzo für Venedig noch Werth und Bedeutung. Es war das Salzkammergut des ganzen jonischen Meeres geworden.

So ging es fort bis zum Anfange des neuen Jahrhunderts, da Durazzo von den Osmanen erobert und im Friedensschlusse vom 6. October 1503 auch rechtlich von der Republik an sie abgetreten ward. Seitdem setzte sich der Verfall bis zu dem heutigen Elende fort.

Da ich mich wieder einschiffte, ging eben die Sonne unter. Mildes rosenrothes Licht deckte die Berge im Osten und schwamm auf dem Meere. Es war eine trübe, wehmüthige Stimmung in der Landschaft, etwas von dem Herbstlichte, das um den gestorbenen Sommer trauert und wie es in der Geschichte liegt, die ich eben erzählt habe.

Am Landungsplatze ſteht eine Platane, würdig der Ufer des Bosporus. Vielleicht hat ſie Bohemund, der dieſe Bäume dort geſehen, dann hier gepflanzt. Der andere Kreuzfahrer, Gottfried von Bouillon, ſoll ja unter den großen von Bujuk-dere, die auch heute noch grünen, gelagert haben.

Zigeunermuſik empfing mich an Bord des Schiffes. Dieſes Heute und das Damals, wie es Thukidides und Cäſar geben! Ich möchte wiſſen, ob irgend Jemand dieſe Küſtenplätze des Oſtens der Adria mit anderem als mit jenem melancholiſchen Gefühle ſehen kann, das mich ſeit drei Tagen gefangen hält. Wahrhaft krank bin ich. Das ſind nicht mehr die heiteren belebenden Geſichte, die mir Same und Ithaka, das Cap der Sappho und Nikopolis gaben. Er iſt gar zu entſetzlich dieſer Verfall in die heutige Gegenwart, die noch etwas ſein will und nichts mehr iſt.

Um acht Uhr Abends fahren wir weiter. Dieſes Buch aber muß hier abbrechen, indem das Ufer und die Inſeln, die nun nordwärts folgten, hiſtoriſch kaum mehr als Colonialländer der Korkyräer nachzuweiſen ſind.

Viertes Buch.

Geſchichte Corfu's.

1. Capitel.

Erſte Dichtung und Wahrheit auf Scheria.

Die Inſel erſcheint in den älteſten Fabeln und wächſt gleichſam aus den Urgebilden der griechiſchen Mythologie heraus. Kronos ſoll den Uranos hier entmannt und die Urmutter Demeter hier geackert und geerntet, die Titanen in der Landwirthſchaft unterrichtet haben, und als ſie auf Erden ihres Handwerkes müde geworden und das goldene Zeitalter abſchied, ihre Sichel, die ſie von Hephaiſtos empfangen, in den Boden vergraben haben, die dadurch der Inſel die halbmondförmige Geſtalt und für lange Zeit den Namen Drepane gab. Uebrigens war er im Alterthume vielen Orten gegeben, landläufig durch die ganze damalige Welt, und iſt daher wohl auch für die Geſchichte der Nationalökonomik ein Zeugniß, daß ſich jene erſte ſeßhafte Zeit der alten Griechen hauptſächlich mit der Landwirthſchaft beſchäftigte. Aus dem vergoſſenen Blute des Weltvaters Uranos ſeien die Phäaken entſtanden. Andere behaupten, daß dieſem Sichelnamen ſogar ein noch älterer der Nymphe Makris vorausgegangen ſei. Dieſes Alles iſt wenig erwieſen. Nur vielgeſchwätzige Alexanderiner zeugen dafür. Indeſſen wenn man den häufigen Namenswechſel, welchen dieſe Inſeln dann ſpäter in unſeren Zeiten wieder erfahren,

nicht vergißt, verliert diese mehrfache sagenhafte Umtaufe allen Anschein der Unwahrscheinlichkeit. Es bleibt überhaupt eine der größten Unbegreiflichkeiten, wie wenig Bestand geographische Namen in der Geschichte haben. Man sollte glauben, weil nie und nirgends das Menschengeschlecht auf einmal und völlig ausstirbt, Väter immer noch neben den Kindern fortleben, könne auch diese Tradition nie ganz erlöschen. Und doch ist nichts gewöhnlicher. Ithaka und Troja, das egyptische Theben und Sparta hatten sich völlig aus dem Gedächtnisse verloren. Und erst die neuere Zeit, wie sie die Ruinen und Stätten suchte, hat ihnen auch die alten Namensklänge wiedergefunden. Es macht dieses noch mehr als der Zusammensturz von Tempeln und Palästen die Sterblichkeit von allem Menschenwerke anschaulich.

Historischer schon ist der nächste Name, welchen Homer der Insel gibt, und die zwölf ersten Zeilen des sechsten Gesanges der Odyssee dürfen wir die erste geschichtliche Kunde von Corfu nennen. Alles übrige Vorhergehende ist ganz unbeglaubigte Fabel:

Aber Athene
Ging hinein in das Land zur Stadt der phaäkischen Männer.
Diese wohnten vordem in Hypereien's Gefilde,
Nahe bei den Kyklopen, den übermüthigen Männern,
Welche sie immer beraubten, und mächtiger waren und stärker.
Dorther führt' auswandernd Nausithoos, göttlicher Bildung,
Daß sie in Scheria wohnten, entfernt von erfindsamen Menschen.
Rings dann umzog er mit Mauern die Stadt und bauete Häuser,
Richtete Tempel den Göttern empor, und vertheilte die Aecker.
Der war schon vom Tode besiegt, zum Ais gewandelt;
Aber Alkinoos herrschte, begabt von den Göttern mit Weisheit.

Auch diese Stelle der Odyssee muß erst gedeutet, ich möchte sagen aus einer uns fremden Sprache in uns vertraute Laute übersetzt werden. Aber was es dabei an Aus- und Zulegung, an Hypothesen bedarf, ist nicht mehr und nicht willkürlicher

als die historische Forschung zuläßt und übt bei den Notizen über viel jüngere Ereignisse, welche dann deshalb doch als beglaubigt und erwiesen gelten, und allgemein so angenommen werden.

Nausithoos, ein anderer Moses, führte die Phäaken aus ihrem Stammlande, nahe dem übermüthigen Volke der Kyklopen aus, weil diese sie stets überfielen und mächtiger und stärker waren, also sie bedrückten und unterjochten. Das sind die Daten, die uns Homer hier gibt, und daß dieses Stammland der Phäaken Hypereien hieß und ein weites Gefilde war.

Und nun die Auslegung. Die ganze antike Weltbeschreibung, griechische und römische Geographen deuten die Kyklopen nach Sicilien hin und zwar auf das gerade Corfu zugekehrte östliche Gestade Trinakriens. Alle gegentheiligen Vermuthungen der Neuern können doch nicht wohl gegen diese abgehärteten Beweisstellen des Strabo, des Thukidides und so vieler Anderer aufkommen. Die Kyklopen werden und müssen immer als Einwohner der trinakrischen Steilküste geglaubt werden. Sie mögen in Wahrheit anders geheißen haben und vielleicht noch wahrscheinlicher anders geartet gewesen sein als sie Homer in späteren Gesängen böswillig genug schildert, obwohl auch für die Umtaufe ihres Völkernamens kein rechter Zweifelsgrund vorliegt; allein das was die Alten als Kyklopen begriffen, hat nun einmal auf Sicilien ungefähr auf der Strecke von Messina bis Catania in dortigen Bergen gelebt, Ureinwohner, Eingeborene des Landes, die sich mit Ueberfällen und Guerillakriegen gegen die Eindringlinge auf der Südküste wehrten und rächten.

Das können nur Sidonier gewesen sein, Phönikier wie sie in unsere historische Nomenclatur übergegangen sind. Darauf weist auch der Vers 130 des dreizehnten Gesanges der Odyssee, wo Poseidon zum Zeus sagt:

Jene Phäaken, obzwar aus meinem Geschlecht sie entstammt sind.

Alles Phönikiſche nämlich rühmte ſich oder wurde der Abſtammung des Erderſchütterers zugeſchrieben. Und dieſe Kinder des Meergottes, die ſegelberühmten Phäaken bewohnten das Südufer, Syrakus, Girgenti und Selinunt, wie es ſpäter ſo ihre Nachfolger im Geſchlechte, die Karthager, wieder anſtrebten, weil es der Stammheimat, dem aſiatiſchen und afrikaniſchen Vorlande zugekehrt iſt. Daher auch der ganz andere Charakter im Denken und Handeln der Phäaken als ihn Homer in der Odyſſee und Iliade ſeinen Achaiern und Trojanern gibt. Sie ſind orientaliſch milde. Jeden, der viel im Orient gereiſt iſt und dort gelebt hat, frage ich, ob er nicht im Weſen der ſeeligen Phäaken Züge findet der Großſinnigkeit, des Edelmuthes, der Freiherzigkeit, wie ſie ihm wohl in Syrien und durch ganz Kleinaſien, aber niemals oder doch nur äußerſt ſelten auf dem Peloponnes und in den Inſeln begegnet ſind. Aus ſolchen Daten darf die Geſchichtſchreibung auch folgern. Und ebenſo aus dieſem an die See anklingenden Namen des die Hypereiener ausführenden Häuplinges Nauſithoos, daß ſie wirklich von Alters her mit See und Handel und Kaufmannſchaft Zuſammenhang und darin Urſprung hatten. Nicht minder ſcheint mir für dieſe phönikiſche Stammtafel der Phäaken ihr abſolutes Königthum zu zeugen. Die Phönikier lebten überall echt aſiatiſch orientaliſch unter dieſen ſtrengen Formen der Gewalt. Solche Nachbarkämpfe der Stammreſte aber blieben endloſe Sitte auf Sicilien bis zur gewaltthätigen Zuſammenſchmelzung durch römiſche Weltherrſchaft, nicht anders als das heutige Banditenthum dort, welches vielleicht ſogar als ein Ueberbleibſel jener ungebundenen Gewohnheit behauptet werden könnte, indem es ein Irrthum iſt zu glauben, daß es jemals, auch zur Zeit der geordneteſten römiſchen Polizeiregierung nicht, völlig aus jenen hohen und wilden Gebirgen ausgerottet geweſen. Sicilien hat immer und wird es ſtets in ſeinem Volkscharakter behalten etwas von jenem kyklopiſch

Gewaltigen ſeiner Bergnatur, womit es die Phäaken des Homeros von ſich aus und nach Corfu hinüber getrieben hat.

Alſo das Erſte, was wir hiſtoriſch von Corfu wiſſen, iſt, daß Phönikier von Sicilien herüberkamen, ſchon eine reiche Handels- und Gewerbecultur mitbrachten, hier Tempel und Häuſer bauten, die Stadt umwallten und die Aecker vertheilten, und ein Steuerſyſtem auch ſchon einführten, gegründet auf dieſen Privatbeſitz:

„Auf, nun ſchenk' ihm ein groß dreifüßig Geſchirr und ein Becken
Jeder von uns. Wir nehmen verſammelt darauf von dem Volke
Wieder Erſatz; denn einen beläſtigten ſolche Geſchenke,

heißt es zu Anfang des dreizehnten Geſanges in der Odyſſee, als dem Odyſſeus die Gaſtgeſchenke vom Könige zugeſprochen werden. Solche Entlaſſung des Fremdlings gehörte zu den damaligen Verpflichtungen eines gebildeten Staates wie heute das Schul- und Kriegsbudget, und wir dürfen vielleicht darum ihn etwas gebildeter, civiliſirter wie wir ſagen, nennen, als alle unſere moderne Cultur, welche Gaſtfreundſchaft nirgends und niemals noch unter ihre berufspflichtigen Leiſtungen eingereiht hat. Nauſithoos, dieſer glückliche Einwanderer, war todt; Alkinoos herrſchte in ſeinem Reiche. Odyſſeus iſt der erſte Grieche, der es betrat; denn durchaus gilt er als Fremdling, das Land ihm als fremd und unbekannt, beinahe ganz wie ein Zauber- und Fabelland. Auch dieſer bunte Farbenton gilt für meine Theſe, daß die Phäaken phönikiſchen Urſprungs waren. Denn alles Phönikiſche hatte in jenen altgriechiſchen Zeiten den Glauben einer höheren Bildung für ſich. Die erſten Culturländer, ja die einzigen, wo von ſolchen Zuſtänden die Rede ſein konnte, das Paris und London unſerer Tage, die Modeplätze und Modegeſetzgeber waren damals, das iſt aus Allem erſichtlich, die Phönikier und Aegypter. Und gerade das, und es bewundernd und Schätze davon als Beweisſtücke

dieser Bildung und ihres Reichthumes mit in die arme rohere, aber noch griechisch gebliebene Heimat, in das liebe Land der Väter nehmend, fand Odysseus im Reiche des Alkinoos aufgeblüht, ja in solcher Entwickelung, daß man beinahe schon wieder den Verfall voraussehen konnte. Und auch die andere der fabelhaft ausgebildeten Eigenschaften der Phäaken, ihre auf Erden sonst beinahe nicht dagewesene Seekunde, aus welcher Welker etwas kurzsichtig folgern zu können glaubte, daß die Phäaken Fabelmenschen und Scheria selbst nur eine Zauberinsel der Dichtung sei, thut eben nur dar, wie hoch damals im Begriffe der unerfahrenen Menschheit die Schiffahrtskunde der Phönikier stand. Sie war zur Fabel geworden und ihr legte man Wunder unter, weil sie den anderen noch ungelehrten Völkern als unbegreiflich wunderbar erschien. So mögen die Mexikaner des Montezuma von den ersten Reitern des Cortes, und die Rothhäute von den Gewehren und Kanonen des Columbus gesprochen und gesungen haben. Daher dann ebenso das diesem phäakischen Nebelgebilde von Corfu ganz ähnliche reiz- und sagenvolle Gemälde der italischen West- und Südküste und des sicilianischen Landes, wo überall wie auf Corfu, lange vor griechischer Culturentwickelung durch die Hand der Phönikier Zustände aufgeblüht waren, nach denen sich die bewegte und immer sehr begehrlich gestaltete griechische Kaufmannsphantasie sehnte. Und die Odyssee ist das Bild jener ersten Wechselwirkungen zwischen Europa und Asien, lebhafter und anschaulicher als irgend ein Zeitungsfeuilleton heute. Also auch als historisches Document dürfen wir sie feiern.

Diese weite und intensive Verbreitung der Phönikier, welche wir dergestalt auch für Corfu dargethan finden und welche, von allen anderen Beweismitteln abgesehen, Homer allein schon für das ganze Mittelmeer feststellt, ist vielleicht das auffälligste Zeugniß von der wunderthätigen Gewalt des

Handels, welches der Geſchichte jemals geliefert worden iſt. Denn ein Völkchen, in ſeinem Urſprunge und in ſeinem erſten Beſitze nicht größer als das bibliſche Senfkorn, iſt beinahe auch wie der Baum der evangeliſchen Parabel geworden und hat ſeine Zweige und den wohlthätigen Schatten ſeiner Laubkrone über das ganze Mittelmeer gelegt, ja ſogar Wurzeln in die jenſeitigen Küſten zweier anderen Welttheile geſenkt, und dieſes Alles nur durch ſeine Handelsthätigkeit, daß man heute noch in Europa, Aſien und Afrika die Sprachen und das commercielle Leben mit phönikiſchen Zeichen behaftet erkennt. Dabei iſt ſein Wirken und ſeine Exiſtenz nirgends ſehr viel greifbarer und definirbar nachzuweiſen, als wir es hier in der Odyſſee dargeſtellt ſehen. Sein Erſcheinen behält immer und überall trotz aller neuen Entdeckungen etwas Spuckhaftes. Ich möchte ſagen die Phönikier, welche aus einer uns vorhiſtoriſchen Zeit Zeugniß gebend in die heutige geſchichtliche herüberragen, ſind ein Reſt jener uns unbekannten Cultur, uns warnend, daß es immer, ſo lange Menſchen waren und ſind, irgend einen Welttheil geben werde und gegeben habe, wo ſich die fünf Sinne der Menſchen zu beſonderen Werken und Bildungen ausgenutzt und bethätigt hatten. Denn jene Zeit zu erreichen, da die ganze Welt chaotiſch ungebildet und in erſter Rohheit lag, ſollten wir mit unſeren Sinnes- und Gedankenwerkzeugen aufgeben, ſo wenig als es uns jemals gelingen wird, mit hiſtoriſchen Maßſtäben die erſte Entwickelungsepoche der Erde, ihrer Flora und Fauna in unſere Berechnung und Vorſtellung ziehen zu können. Auch hinter uns, nicht nur vor uns liegt ein unbekanntes Etwas, ein Land, das wir mit körperlichem Auge und Ohr nie erreichen werden. Es muß ſich der Menſch eben überall und immer in Demuth zu beſcheiden und zu beſchränken wiſſen auf die Grenze der ihm mit ſeiner Geburtsſtunde als ſein eigentliches Gebiet eröffneten Gegenwart. Hier aber auch gehört Alles ihm, was

er ernſtlich will, ſtrebt und wünſcht, gerade ſo wie es dieſe kleinen, ſchwachen, unſcheinbaren Phönikier in Europa, Aſien und Afrika und auch auf dem zwiſchenliegenden Eilande Corfu nach den Worten des Homers verwirklichten.

2. Capitel.

Erſte griechiſche Geſchichte auf Korkyra.

Griechiſch wurde Scheria erſt als Korinther es beſiedelten. Sie ſetzten ſich über die eingewanderten Phönikier, wie ihnen dieſes ebenſo auf den Küſten Siciliens, Süditaliens und Etruriens glückte, ſo daß wir hier wie dort dieſelbe Völkerſchichtung beobachten: Phönikier auf dem kyklopiſchen Urelemente, Griechen auf die eingewanderten Phönikier gehäuft. Die Gräberfunde des Herrn Cesnola haben mir auf Cypern ganz die gleiche Bildung handgreiflich vor Augen geſtellt. Es wird alſo immer mehr, und ſo wenigſtens für die innerſte Mitte des Mittelmeeres, dieſelbe Volks- und Culturbewegung auch der älteſten Zeit und alſo eine völlige Einheit der Geſchichte behauptet werden dürfen.

Zwiſchen dieſer zweiten griechiſchen Landung und der früheren des Odyſſeus mögen in Wahrheit Jahrhunderte gelegen haben, von Jahrtauſenden nicht zu reden, denn ich nehme die Realität der homeriſchen Gedichte als unabſehbar lange vor Homer geſchehen. Die erſte Meldung von dieſem Streben der Korinther gibt uns vielleicht die über den Odyſſeus hinaus noch ältere Sage, daß Jaſon und Medea auf Corfu gelandet, dort von ihrem kolchiſchen Vater eingeholt und von dem Könige der Inſel getraut worden ſind. Altäre blieben davon übrig bis in ſpätgriechiſche Zeit, welche man von Medea im Haine des Apollo den Parzen und den Nymphen zu Danke errichtet,

und worauf man ſtets die Opfer darbrachte, die man dann durch ſie geſtiftet glaubte. Aber nur die Alexandriner, kein Homer und keiner der älteren Geſchichtsſchreiber hat uns dieſe Sage eingekleidet, die man 1349 Jahre vor Chriſti datirt.

Anders wird es nun um 710 vor Chriſti, als Cherſikrates eine Schaar mißvergnügter Adeliger aus Korinth hierher führte. Dafür werden die Bücher des Thukidides und beinahe unſere ganze Bibliothek griechiſcher und lateiniſcher Claſſiker Belegſtellen. Was nun von der Geſchichte Corfu's folgt, iſt ſo wahr als irgend ein anderes Factum von Athen und Lakedämon, und muß geglaubt werden ſo gut als Herodot und Plutarch.

Die meiſten griechiſchen Städte waren damals von Parteikriegen erfüllt, wie ſie Dante ſpäter eben ſo grauſam, ſo ſchonungslos, mordſüchtig und unverſöhnlich nach der Wirklichkeit ſeiner italieniſchen Heimat abgebildet hat. Je reicher die Stadt war, deſto heftiger flammten darin die politiſchen Leidenſchaften auf. Die reichſte von Griechenland war das auf beiden griechiſchen Meeren, dem joniſchen, das gegen die nordiſchen Barbaren führte, und dem ägäiſchen, das die Wege nach Aſien vermittelte, gelegene Korinth. Dieſes hatte auf ſeiner Schiffahrt nach Italien, nach Sicilien, in die Adria hinein und zu den Barbaren von Dodona und Illyrien unter allen Staaten zuerſt erfahren, von welcher Bedeutung Corfu durch ſeine geographiſche Stellung für den Verkehr von Griechenland nach Italien und von Italien dorthin zurück und weiter hinaus nach dem ganzen Oriente iſt. Ein Gedanke, der ſpäter die ganze athenienſiſche Politik in ihrem Zwiſte mit dem Peloponnes erfüllte und der die Römer von allem, was ſie in dieſen Meeren angriffen, zuerſt nur Corfu für ſich in Anſpruch nehmen ließ.

In weniger als einem halben Jahrhundert nach ſeiner griechiſchen Coloniſirung war Corfu ſchon ſo erſtarkt, daß es

Korinth herausfordern und 664 vor Chriſti in einer Seeſchlacht bekämpfen konnte, welche Thukidides die älteſte genannt hat, womit ſich Griechen unter einander auf dem Meere ſtritten. Die korinthiſchen Einwanderer und Eroberer hatten die Inſel unter einem Prytanen ihrer eigenen Verfaſſung ähnlich organiſirt und bis auf den Namen alles Phönikiſche ausgelöſcht. Scheria, das einmal Δρεπάνη oder Δρέπανον, noch früher Μακρίς und Ἀρτός, oft auch Φαιακωνγῆ oder Φαιακίς, Φαιακία geheißen, erſcheint nun auf ſeinen Münzen als Κόρκυρα, ein Name, der ſich in der ganzen griechiſchen und römiſchen Zeit, ja bis in unſer Mittelalter erhielt, und nur manchmal ein weniges, ſo bei Herodot, Thukidides und Strabo in Κέρκῦρα und bei Cicero und anderen Lateinern in Corcyra umlautet. Auch das byzantiniſche Corypho und das venetianiſche Corfu hat von jenem Namen der Korinther wenigſtens eine Spur, einen Anhauch bewahrt.

Schon ein Jahrhundert, nachdem Korkyra alſo gräciſirt worden war, ſcheint es einen ſolchen Reichthum an Kräften gehabt zu haben, daß es, um den Ueberfluß abzuſtoßen, ſelbſt zu Colonialbildungen griff. Epidamnos und Apollonia am Eingange des adriatiſchen Meeres, und tiefer in deſſen Buchtung wahrſcheinlich auch das heutige Melada, ehemals Melaena, und Iſſa, das ſeitdem als Liſſa noch berühmter geworden iſt, ſind damals ausſchließlich von Korkyra gegründet und bevölkert worden. Die Münzen dieſer Orte weiſen dieſelben Sinnbilder wie jene von Korkyra, die Gärten des Alkinoos und die ſäugende Kuh. Es war eine glückliche Gewohnheit der Alten ihre Geldſtücke kenntlich zu machen durch die ſprechendſten Eigenthümlichkeiten ihrer Heimat und ihres Bodens. Wie die Beiworte des Homer's kann dieſes uns noch heute den Weg weiſen und geographiſche Begriffe feſtſtellen. Leukas und Anaktorion, wo ſich auch ſolche Zeichen finden, ſcheinen die Korkyräer indeß in einem der ſeltenen Augenblicke des Einver-

ſtändniſſes und Friedens gemeinſam mit den Korinthern beſiedelt zu haben. Und beide neigten auch ſpäter immer zu Korinth und ſtanden feindſelig zu dem näher benachbarten Korkyra. Aber auch dieſe Anſiedelungen ſcheinen ſich gleichzeitig mit jenen mehr nordwärts gegangenen ſchon im ſechſten Jahrhundert vor Chriſti vollzogen zu haben.

Es iſt dieſe thätige Colonialbildung, welche ſich ſo zum zweiten Male im Mittelmeere verbreitete — denn ein erſtes Mal hatten ſie die Phönikier und vielleicht ſogar noch betriebſamer geleitet — eines der erſtaunlichſten und intereſſanteſten Phänomene der ganzen Weltgeſchichte. Was Spanier und Portugieſen ſeitdem, und in allerneueſter Zeit wir Deutſche und die Engländer in dieſer Weiſe geleiſtet haben, erſcheint neben jenem emſigeren und auch für die allgemeine Culturentwickelung viel erfolgreicherem Ameiſengetriebe jener älteſten Völker der Menſchheit nur kleinlich und unbedeutend. Denn unſere geſammte heutige Weltbildung, unſere Wiſſenſchaften und Künſte fundiren zum größten Theile in den durch jene phönikiſchen und griechiſchen Auswandererzüge geweckten Thätigkeiten. Dabei iſt es ein merkwürdiger Unterſchied zwiſchen der Entwickelungsgeſchichte der griechiſchen Städte und der modernen Staaten, daß dort die Colonialbildungen ſich zu Anfang des Volkslebens machten, nicht wie heute als Folge der Ueberfülle. Uebrigens glaube ich, daß die Korkyräer auf jenen Zügen in das adriatiſche Meer, nach Epirus und Illyrien ſich von älteren, ſtammverwandten, dort ſchon ſeit Jahrhunderten anſäſſigen Phönikiern leiten ließen, wie denn auch gar nicht anzunehmen iſt, daß jene Küſten mit den großen Hinterländern, die den Phönikiern gerade das gaben, was ſie am meiſten benöthigten, Rohproducte, nicht längſt erkannt und erſchloſſen geweſen ſein ſollten. Phoinike, das kleine Dorf, Corfu in den Bergen gerade gegenüber, das durch die ganze Römerzeit noch als der reichſte Handels-

ort jener Gegenden bestand, ist vielleicht mit dem ihm gebliebenen Namen ein Ueberbleibsel jener älter als Homeros und Odysseus gewesenen Cultur. Auch das Aufblühen des umgetauften Korkyra's, welches alle diese Auswanderungen ermöglichte, kann sich nur auf der Basis und der Mithilfe der eingeboren eigenen, phäakisch-üppig-reichen Cultur vollzogen haben. Die korinthischen Einwanderer eigneten sich wohl nur an, was sie schon fertig vorfanden, und das bisher Phäakische wurde jetzt nur griechisch genannt und dadurch den griechischen Schriftstellern und durch sie wieder uns bekannter als das früher Gewesene. So kömmt es, daß Korkyra schon zur Zeit der Perserkriege, 480 vor Christi, als es die Unterstützung für die Schlacht bei Salamis weigerte, in einem Reichthume, einer Ueppigkeit, Blüthe, auch in militärischer Kraft erscheint, die ihres Gleichen damals jedenfalls noch nicht in Griechenland, nur in Kleinasien und Sicilien bei den also ehemals stammverwandten Städten und Staaten fand.

Nach vier Richtungen betrieb es einen Handel, lebhafter als ihn Korinth übte. Der eine Weg ging durch das adriatische Meer nach Dalmatien, Liburnien und Istrien. Auf diesem Wege sind Lissa und Melada tributär gemacht worden. Der zweite griff nach Epirus und Illyrien hinüber. Wie Xenophon versichert, hatten die Korkyräer damals schon feste Castelle in Epiros. Oefters kamen korkyräische Kaufleute auf dieser ersten Spur der via Egnatia an das ägäische Meer. Der dritte Handelsweg ging nach Griechenland, der vierte nach Italien, besonders nach Lokris, Kroton, Tarento und Syrakus. Die Korkyräer scheinen zwischen dort und Griechenland vermittelt zu haben. Aus dem adriatischen Meere holten sie Elektron, den Bernstein, auch Zinn, Sklaven und Felle, welche die Völker der wilden Hinterländer an die Ufer brachten. Dorthin lieferten sie korkyräische Vasen, ein berühmtes Product der Insel, und den Wein, welchen Xenophon als so genußvoll

dargeſtellt hat. Aus Illyrien führten ſie Schiffbauholz aus, von Apollonia Asphalt. Sie brachten den wilden Stämmen auch dorthin ihren Wein, Oel, Salz und Thunfiſche, auch Gold- und Silberſchmuck, der damals ſchon ganz ſo filigran gearbeitet wurde, wie heute in dieſen Ländern noch immer. Ihre Schiffe hatten auffallend lange Schnäbel, was auch auf den Münzbildern kenntlich iſt. Denn von ihrer Seetüchtigkeit gaben nicht weniger als von der Ackerwirthſchaft die Gelder werthvolle Anzeichen. Das Haupt des Neptun, die Prora, das Steuer, ein Ruder, ein Delphin, der Dreizack, das Schiff ſelbſt ſprechen von dieſem Handwerke, von ihrer Uebung darin und wohl auch von der politiſchen Macht und Geltung, die ſie durch dasſelbe erreicht hatten. Es liegt das ausdrückliche Zeugniß des Thukidides darüber vor, daß nur die ſicilianiſchen Tyrannen und die Korkyräer ſchon vor dem perſiſchen Kriege mit dem Xerxes eine beträchtliche Anzahl dreiruderiger Schiffe in See hatten. Der Aeginäter, Athenienſer und einiger Anderer Flotten hatten wenig zu bedeuten und beſtanden noch meiſtens aus Schiffen mit nur fünfzig Rudern, und an anderen Stellen nennt er Korkyra „eine zur See vielvermögende Stadt, der ihr Reichthum Alles möglich mache". Und ſelbſt in ſpäterer Zeit, als ſich das ganze Griechenland mächtig entwickelt und bereichert hatte, vermochten nur Korinth und Athen ihr zu vergleichende Flotten auszurüſten. „Nur drei anſehnliche Seemächte gibt es unter den Griechen, die eurige, die unſerige und der Korinther ihre", läßt Thukidides die korkyräiſchen Geſandten vor den Athenern argumentiren, als es ſich darum handelte ihren Beiſtand gegen die Korinther im epidamniſchen Kriege zu erwerben, der nur kurze Zeit nach dieſem perſiſchen ausbrach. Herodot bei dieſer erſten kriegeriſchen Gelegenheit und Xenophon in einer ſpäteren Periode reden nicht anders davon. Das adriatiſche Meer behandelten und behaupteten ſie ganz wie ihr eigenes inneres Eigenthum. Sie

übten auch wie eine Polizeiherrschaft darauf aus, strenger als sie selbst Rom später auf seinen Meeren gehandhabt hat. So lange ihre Seemacht blühte, kömmt nichts in der griechischen Geschichte von den illyrischen Seeräubern vor, die später alle griechischen Küsten überflutheten und schon 384 vor Christi, da Korkyra geschwächt war, die Inseln des adriatischen Meeres bevölkerten.

Aber trotz dieses Reichthums, dieser behäbigen Stellung der Einzelnen und des Staates scheinen sie sich von jeder Großmachtspolitik sorgsamst ferngehalten und ihre Insellage, ähnlich wie die Engländer, zum Vorwande des möglichsten Rückzuges von den Geschäften des Festlandes verwendet zu haben. Sie trieben Handel, ackerten und schifften, und kümmerten sich sonst wenig um geistige Interessen und um politische Leidenschaften. In der Rede ihrer Gesandten vor der athenienſischen Volksversammlung, als es endlich doch galt mit fremder Hilfe sich zu verbinden, rühmten jene: „in den vorigen Zeiten Niemanden gerne im Kriege beigestanden zu haben", und nannten es „kluge Eingezogenheit, daß sie sich in keine auswärtigen Bündnisse eingelassen", ganz die Sprache eines egoistischen Handelsstaates, eine Sprache, wie sie England so oft führt. Corfu ist also auch dadurch in dieser Zeit als Handelsstaat verrathen und England ähnlich charakterisirt. Und selbst in der schwersten Nothlage der Griechen, in den Perserkriegen, 480 Jahre vor Christi, als Xerxes das ganze Griechenthum vom Erdboden auszulöschen drohte, übten sie auch noch diese Politik. Als ein Gefühlssturm das ganze griechische Volk erhob, wie das unserige, da es im Jahre dreizehn galt das französische Joch abzuschütteln, lehnte es zwar Korkyra nicht ausdrücklich ab, wie Argos, die Kreter und Gelon von Syrakus dieses thaten, sich bei der Abwehr dieses furchtbaren Feindes zu betheiligen, eines Welttheiles, der sich auf das kleine Griechenland stürzte, aber die korkyräischen Staats-

lenker verhielten ſich diplomatiſch klüger, um es mit keinem Theile der Streitenden, nicht mit ihren Stammesgenoſſen und nicht mit den Perſern zu verderben. Wahrſcheinlich hatte Korkyra phönikiſch-joniſche Handelsintereſſen bei den Aſiaten, die es nicht ſchädigen wollte und ſeinen griechiſchen nicht nachſetzte. Der eigentliche Ablehnungsgrund der Kreter und Syrakuſaner, dieſer zwei anderen bedeutendſten Handelsvermittler der damaligen Zeit, wird kein anderer geweſen ſein. Ich möchte überhaupt behaupten, wenn man die antiken Geſchichtsſchreiber recht eindringlich lieſt, kömmt man dahin, damals noch mehr als heute die Menſchen rein materialiſtiſch intereſſirt und die Motive der meiſten politiſchen Entſcheidungen in national-ökonomiſchen Rückſichten zu finden. Der antike Staat, ſo namentlich Rom und neben ihm die Mehrzahl der griechiſchen Städte, waren und dachten viel realiſtiſch-praktiſcher als man dieſes heute iſt. Schöngeiſtige Ideen hatten dort lange nicht dieſelbe Gewalt als wir ſie heute Unklugheiten verſchulden ſehen. Nur der Orient ließ ſich auch damals ſchon von Idealen und großherzigeren und religiöſen Motiven verführen.

Herodot hat dieſe egoiſtiſche Politik der Korkyräer während der Perſerkriege in der Polymnia, dem ſiebenten Buche ſeiner Geſchichte, Capitel 168 alſo geſchildert: „Die Korkyräer aber hielten es ſo, nachdem auch zu ihnen dieſelben Geſandten kamen, welche nach Sicilien gegangen waren, und ihnen die nämlichen Worte vortrugen. Sie verſprachen ihnen gleich Hilfe zu ſchicken und ſagten, ſie dürften allerdings den Untergang von Hellas nicht ſo mitanſehen, denn wenn es fiele, ſo könnten ſie ſich auch nur gleich auf die Knechtſchaft gefaßt machen; ſondern ſie müßten ihnen beiſtehen nach allen ihren Kräften. Das klang ganz ſchön; aber wie es Zeit war zu Hilfe zu kommen, da hatten ſie ganz etwas anderes im Sinne. Nämlich ſie bemannten ſechzig Kriegsſchiffe, und kaum waren ſie in See gegangen, ſo näherten ſie ſich dem Pelo-

ponneſos und hielten ihre Schiffe bei Pylos und Tänaros im Lande der Lakedämonier auf hoher See vor Anker, um auch abzulauern wie der Krieg ausfallen würde. Denn ſie hofften gar nicht, daß die Hellenen würden gewinnen, ſondern glaubten, der Perſer werde den vollſtändigſten Sieg erfechten und ganz Hellas erobern. Sie thaten es alſo mit Fleiß, damit ſie zu dem Perſer alſo ſprechen könnten: O König, da uns die Hellenen aufgeboten haben zu dieſem Kriege, ſo wollten wir, die wir nicht die kleinſte Macht hatten und nicht die wenigſten Schiffe ſtellten, ſondern die meiſten nach den Athenern, Dir doch nicht entgegen ſein, noch thun, was Dir mißfällig wäre. — Wenn ſie alſo ſprächen, hofften ſie beſſer wegzukommen als die anderen. Und ſo wäre es auch gekommen, glaube ich. Gegen die Hellenen aber hatten ſie einen Vorwand erſonnen, deſſen ſie ſich auch bedienten. Nämlich als die Hellenen ihnen darüber Vorwüfe machten, daß ſie nicht zum Beiſtande gekommen, ſagten ſie, ſie hätten zwar ſechzig Dreiruderer bemannt, vor dem Strichwinde aber nicht um Malea herumfahren können. Darum wären ſie nicht nach Salamis gekommen, und es wäre gar nicht ihre Schuld, daß ſie die Seeſchlacht nicht mitgemacht. Alſo vertheidigten ſich die Korkyräer gegen die Hellenen."

Wenn man bedenkt, daß nur fünfzehn Jahre nach dieſem Kriege der Sieger von Salamis ſelbſt vor ſeinen eiferſüchtigen Landsleuten flüchtig auf Korkyra erſchien, ſo wird ein ſolchen durchaus egoiſtiſchen Geſichtspunkten entſprechend praktiſch gebildetes Auge dieſes ſich auf die Seite Wehenlaſſen der korkyräiſchen Kriegsſchiffe weniger ſtrenge beurtheilen. Es bildete ſich ſpäter eine Sage, welche von Commentatoren des Thukidides uns auch ſchriftlich überliefert wurde, daß eben, weil Themiſtokles nach der Schlacht bei Salamis eine Züchtigung dieſes doppelzüngigen Weſens der Korkyräer gehindert habe, er 465 vor Chriſti auf ſeiner Flucht von ihnen ſo

freundlich aufgenommen worden ſei. Aber, was wir die zeitgenöſſiſchen Schriftſteller nennen dürfen, Thukidides ſelbſt, Herodot und Xenophon, dieſe geben eine ganz andere Darſtellung der Flucht und der Motive, warum der unglückliche Feldherr auf der Inſel des Alkinoos Schutz gefunden. „So verbannten ſie ihn denn", — ſagt Plutarch, der das Alles ſehr ſchön und beredt zuſammengefaßt hat — „ſeine Größe und Ueberlegenheit zu zerſtören, durch das Scherbengericht, wie ſie es mit Allen thaten, deren Uebermacht ſie drückend und mit der volksthümlichen Gleichheit in einem Mißverhältniß zu ſehen glaubten. Denn dieſe Verbannung war nicht ſowohl Strafe als Troſt und Herzenserleichterung für den Neid, der ſich der Erniedrigung des Emporragenden freute, und ſeinem Uebelwollen in dieſer Entziehung von Bürgerrecht und Ehre Luft machte. Das Volk ließ ſich von ſeinen Anklägern beſtimmen, Häſcher zu ſenden, die ihn in Argos greifen und vor ein Gericht der Griechen ſtellen ſollten. Er erfuhr es aber noch und ſetzte nach Korkyra hinüber, wo man ihm zu einigem Danke verbunden war. Denn als ihr Schiedsrichter in einem Streite, den ſie mit Korinth hatten, begütigte und entſchied er die Sache dahin, Korinth ſolle zwanzig Talente erlegen und Leukas, als beiderſeitige Colonie, mit ihnen zu gleichen Theilen haben." Er ließ ſich dann von korkyräiſchen Schiffen nach dem gegenüberliegenden Feſtlande zu dem Moloſſer Könige Admetos ſchiffen, der großmüthig und edelſinnig wie alle Barbaren ihn, obgleich Themiſtokles ſich nie als ſeinen Freund benommen hatte, den verfolgenden Lakedämoniern und Athenienſern entzog und auf dem Umwege über einen makedoniſchen Hafen zu dem Perſerkönige Xerxes geleiten ließ.

3. Capitel.

Der korinthiſche Krieg um Epidamnos.

Dieſes war die negative Rolle geweſen, welche Korkyra in jener Epiſode der uralten orientaliſchen Frage, einer ihrer wichtigſten Bethätigungen, und in dem bedeutendſten Ereigniſſe der auswärtigen Politik Griechenlands, in dem perſiſchen Kriege ſpielte. Nicht ſo außerhalb vermochte es ſich aber der inneren Wirrniſſe der griechiſchen Geſchichte zu erhalten. Ja es gilt ſogar als der letzte Urheber des ſchlimmſten Theiles derſelben. Seine immer noch nicht ausgeſtorbene Blutsverwandtſchaft zu Korinth verſchuldete dieſes. Denn der Geiſt, der ſeine Coloniſirung veranlaßt hatte, war von dort aus auch mit ausgewandert und lebte fort im Verhältniſſe zur Mutterſtadt und daheim ebenſo, indem er ariſtokratiſche und demokratiſche Parteien bildete. Korinth ſtellte übertriebene Forderungen der Dankbarkeit, weil es einmal vor Jahrhunderten einige ſeiner Bürger, die ihm gerade zu viel und zur Laſt waren, nach Korkyra als Coloniſten geſchickt hatte, und die Korkyräer wieder fanden nichts unbequemer, auch den Krieg dem noch vorzuziehen, wie die Menſchen im Allgemeinen und ſo beſonders in den Fragen der ſtaatlichen Politik, als die Dankbarkeit zu üben.

So ſoll es zu jener Seeſchlacht gekommen ſein, von welcher die griechiſchen Geſchichtsſchreiber berichten, daß ſie überhaupt die Erſte ſei, von der die Menſchen Kenntniß hätten. Man datirt dieſes Ereigniß der griechiſchen Geſchichte gewöhnlich auf das Jahr 665 oder 664 vor Chriſti. Doch muß ich bemerken, daß mir alle dieſe Zeitbeſtimmungen ſo weit zurückliegender Geſchehniſſe und auch die mikroskopiſche Ausführung der davon überlieferten Sagen, ſtets ſehr fraglich bleiben. In dieſer Weiſe fraglich iſt es, was man heute aus dem Siege jener „erſten" Seeſchlacht folgert, welcher den

Korkyräern geblieben ſei, daß ſich dieſe damals ſchon ein erſtes Mal dem Souzeränitätsverhältniſſe zu Korinth entwunden hätten und daß dieſer Verluſt für den korinthiſchen Handel eine der Urſachen geweſen, warum in dem iſthmiſchen Staate die Herrſchaft der Bakchiaden geſtürzt worden ſei; fraglich ebenſo, wenn man in demſelben Sinne und in der gleichen Richtung weiter deutet, daß das Geſchlecht des Kypſelos darauf ſich in der Tyrannis über Korinth leichter befeſtigen konnte, weil es Korkyra wieder unter die Botmäßigkeit der Mutterſtadt zurückgezwungen habe und fraglich auch nur, daß der uſurpatoriſche Vater ſelbſt dieſes ſchon angebahnt und der Sohn Periander, welcher dem Kypſelos 625 vor Chriſti in der Regierung folgte, durch die vollſtändige Unterwerfung Korkyra's die Alleinherrſchaft der korinthiſchen Flotten über das joniſche Meer neuerdings aufgerichtet habe. Chronikaliſch überliefert aber iſt es, daß ſchon 585 vor Chriſti, alſo nur anderthalb hundert Jahre nach der Gründung der Colonie, die Korkyräer wohl ganz in dem alten mitgebrachten Geiſte des Bürgerzwiſtes und der Blutrache dem Tyrannen Periander von Korinth den Sohn Lykophron, der ihnen von dort aus eine neue Schaar mißvergnügter Demokraten zugeführt hatte, erſchlugen, da der Vater den flüchtigen Sohn zurück- und den Gehorſam der Colonie verlangte; überliefert auch, daß zur Strafe dafür Periander dreihundert Knaben der Korkyräer in die aſiatiſche Sclaverei verkaufte, damit ſie in Sardes zu Eunuchen umgewandelt, in den dortigen Harems Dienſte thäten; und deßgleichen durch die Schrift bekräftigt, daß dieſe Kinder unter Wegs von den Samiern abgefangen und den Eltern unverletzt zurückerſtattet wurden, was indeſſen wohl das Rachegefühl auf beiden Seiten nicht weſentlich gemildert haben wird.

Zu dieſem alſo traditionel bewieſenen Zwieſpalte ſcheinen dann auch noch verſchärfend verſchiedene Handelsrivalitäten

getreten zu ſein und bei den Korkyräern das Selbſtbewußtſein einer immer geſteigerten Macht, eines großen Reichthumes und leichtſinniger Ueppigkeit, bis dieſe Gefühle im vierten Jahrhundert vor Chriſti endlich bei beiden Theilen ſo weit gediehen waren, daß man geradezu nach einem Grunde, einen Vorwand ſuchte, auf einander loszuſchlagen. Dieſen Gefallen thaten ihnen 436 vor Chriſti die Epidamnier. Denn, daß die Korkyräer, „ohnerachtet ſie ein Pflanzvolk der Korinther waren, ſich ſchon eine Zeitlang nicht viel um ihre Stammväter kümmerten, indem ſie ihnen weder bei den allgemeinen feierlichen Zuſammenkünften die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen erwieſen, noch bei ihren Opferhandlungen einem Korinther jedesmal die Vorhand ließen, wie die übrigen Pflanzvölker zu thun pflegten, ſondern ſehr geringſchätzig und übermüthig mit ihnen umgingen", hatte vor der öffentlichen Meinung doch nicht ausgereicht einen Angriffskrieg auf das reiche und mächtige Corfu zu rechtfertigen.

„Epidamnos iſt eine Stadt, welche man zur rechten Hand liegen läßt, wenn man in den joniſchen Meerbuſen fährt." So naiv anſchaulich leitet Thukidides ſeine maleriſch gefärbte und manchmal tragiſch erregte Geſchichte dieſes „erſchrecklichen Krieges" ein. Das iſt alſo das heutige Durazzo, das ich mit dieſen Worten im vorigen Buche auch ſchon geſchildert habe. „Nahe dabei", fährt er fort, „wohnen die Taulantier, eine barbariſche Nation" (wie es auch heute dort die Menſchen noch ſind und immer waren) „von illyriſcher Abkunft. Ihren Urſprung hat ſie einem korkyräiſchen Pflanzvolke zu danken, welches dieſelbe unter Anführung des Phalios, eines Sohnes des Eratoklides von Korinth und eines Abkömmlinges vom Herkules, welcher dem alten Herkommen gemäß aus der Mutterſtadt dazu genommen wurde, angebaut hatte; wobei ſich jedoch auch einige Korinther und andere vom doriſchen Stamme zu ihnen geſellet." (Alſo Korkyra war der Vater,

Korinth der Großvater von Epidamnos.) „Dieſes Epidamnos nun ward mit der Zeit eine große und volkreiche Stadt. Nachdem ſie aber, lauten die Nachrichten, viele Jahre lang in einheimiſche Unruhen, alſo ganz ſo wie die vaterländiſch griechiſchen Städte in ewigen Hader und Bürgerkrieg verwickelt geweſen, ſo wurde ſie durch einen Krieg der angrenzenden Barbaren ſehr gedemüthigt und verlor einen guten Theil ihrer Macht. Endlich, kurz vor dem peloponneſiſchen Kriege, jagte das Volk die Vornehmen zur Stadt hinaus, welche ſich dann zu den Barbaren begaben und mit denſelben die Epidamnier zu Waſſer und zu Lande beraubten.“ (Denn Blutrache am eigenen Blute galt den Griechen doch noch über declamatoriſche Vaterlandsliebe.) „Da die in der Stadt befindlichen Epidamnier hiedurch ſehr in's Gedränge gebracht wurden, ſo ſchickten ſie Botſchafter nach Korkyra als ihrer Mutterſtadt, und baten dieſelbe, ſie möchte doch ihrem Verderben nicht müſſig zuſehen, ſondern ſich zwiſchen ihnen und ihren vertriebenen Landsleuten in's Mittel legen und dem Kriege mit den Barbaren ein Ende machen. Hierum baten ſie dieſelbe indem ſie nach der Weiſe von Flehenden im Hera-Tempel ſich niederſetzten. Allein die Korkyräer gaben ihrem Anſuchen kein Gehör, ſondern ließen ſie unverrichteter Sache wieder fortreiſen.“

Nun holten ſich die verzweifelten Epidamnier Rath bei dem delphiſchen Apoll. Das war der eigentlich ſtaatenlenkende, politiſche Gott der alten Griechen. Wenn man auf dieſe Frage hin die antike Geſchichte durchforſchen wollte, würde man finden, daß ihre heidniſchen Völkerſchaften weit mehr von einem Prieſterthume beeinflußt und regiert worden ſind, als man dieſes von irgend einer Epoche unſeres Papſtthumes behaupten kann. Denn die geſammte Coloniſirungsthätigkeit, dieſe großartigſte Lebensäußerung der griechiſchen Welt, welche ſich über das ganze Mittelmeer und bis in den letzten Winkel des Pontus Euxinus ausſpann, der auch allein es nur zu

danken iſt, daß dieſes Corfu und Durazzo in den claſſiſchen Culturbereich gehören, iſt von dem delphiſchen Orakel eingeleitet, betrieben und forterhalten worden; und dieſes andere Räthſelwort, das nun die Prieſter den fragenden Epidamniern antworteten, hat ebenſo entſchieden wie ehemals zum Aufgange, die griechiſchen Geſchicke von da an zum Niedergange gelenkt. Sie riethen ihnen nämlich, ſich den Korinthern als ihren Stiftern zu überlaſſen. Das war eine Stufe höher in der municipalen Genealogie, denn die Korkyräer waren nur die Pflanzer, und machte aus der kleinen localen, eine allgemeine großgriechiſche Frage. Den Korinthern wurde dieſes nämlich Mittel zum Zweck, ihrem Haſſe gegen Korkyra Genüge zu thun. Ohne es auszuſprechen und deshalb klagbar zu erſcheinen, ſchlugen ſie auf Korkyra und ſeine Handelsintereſſen, indem ſie ſich einer von ihm preisgegebenen Sache annahmen. Auf der See fürchteten ſie die Ueberlegenheit der Korkyräer. Sie ſchickten alſo zunächſt eine Landtruppe den bittſtellenden Epidamniern zu Hilfe. Amprakiotiſche und leukadiſche Kriegsvölker ſchloſſen ſich ihnen an. Der Zug ging über Apollonia, alſo das heutige Avlona, welches ebenfalls eine korinthiſche Schöpfung war, wenigſtens erſter Inſtanz ſo wie Epidamnos.

Inzwiſchen waren die aus Epidamnos Ausgewieſenen von dem barbariſchen Feſtlande nach Korkyra herüber gekommen. Sie flehten das Stammvolk bei den Gräbern ihrer Ahnen an, ſie in die Heimat zurückzuführen. Als nun die Nachricht vom korinthiſchen Heerzuge dazu kam, forderten die Korkyräer in den trotzigſten Ausdrücken deſſen Rückzug, ſchickten ſofort fünfundzwanzig Schiffe in See, denen bald der Reſt der Flotte folgte und, weil ſie auf dem Feſtlande unvermögend waren, machten ſie ſich dort eine Poſition durch ein Bündniß mit den illyriſchen Bergvölkern. Man muß ſagen, die Abwehr geſchah mit viel Energie und geſchicktem Zuſammenraffen aller möglichen Mittel. Die Flotte, nun vierzig Schiffe ſtark, ſperrte die See und die

Barbaren rückten vor die Landmauern von Epidamnos, „welches auf einer Erdzunge liegt", also genau dasselbe wie ich heute Durazzo sah, welches offenbar mehr sogar in der Lage des älteren Epidamnos als in der Römerstadt Dyrrachium steht, indem das ἰσθμός des Thukidides der ganzen Natur des Landes nach hier kaum anders zu übersetzen ist.

Diese Belagerung erinnert durch ihre ganze Aufstellung auch mehr an die spätere durch die Normannen als an die des Cäsars, um das Lager des Pompejus zu bezwingen.

Die Korinther nahmen das als Kriegserklärung gegen sie und rüsteten den Krieg. Dreißig Schiffe mit 3000 Mann wurden aufgestellt und viele Hilfsschiffe und Truppen ihrer Verbündeten dazu, darunter auch vier Schiffe der Einwohner von Pale auf Kephallonia und zehn Schiffe der Leukadier.

Nun, da dieser Ernst von beiden Theilen ausgesprochen war, erfolgte wie vor allen Kriegen noch einmal das letzte diplomatische Zwischen- oder Comödienspiel, welches jedem Theile verdecken soll, daß er der Angreifer ist und unter dessen Schirm von beiden Parteien nur umso emsiger die Kriegsrüstungen betrieben werden.

Die Korkyräer schickten Gesandte, erboten sich Alles einem Schiedsgerichte peloponnesischer Städte, ja dem unbedingten Ausspruche des delphischen Apollo zu überlassen, nur sollten die Korinther vorher und sofort die nach Epidamnos hineingeworfene Besatzung herausziehen, denn auf Epidamnos habe nun einmal Korinth keinerlei Recht. So stark war Corfu damals, eine solche Sprache führen zu können. Die Korinther wieder forderten den vorherigen Rückzug der korkyräischen Flotte und der barbarischen Landtruppen, „so wollten sie die Sache in Bedenken nehmen; bevor dieses nicht geschähe, würde es seltsam herauskommen, wenn sie unterdessen, daß die Epidamnier belagert würden, mit einander rechten wollten". Auch solche Antworten sind seitdem im diplomatischen Leben oft da

geweſen. Nun kam der letzte Vorſchlag, ganz auch ſo wie ſich das in ähnlichen Lagen bis heute wiederholt, der der Korkyräer: „es ſollten beide Theile an Ort und Stelle bleiben und ſo lange einen Stillſtand treffen, bis man die Sache rechtlich entſchieden hätte.“

Darüber oder darunter hatten die Korinther den Zweck ihres Zauderns und Redens erlangt, ſie waren gerüſtet, ihre Schiffe bemannt und alle ihre Hilfsvölker um ſie verſammelt, und ſchickten jetzt den Herold ſich voraus nach Korkyra den Krieg anzukündigen. 75 Schiffe und 2000 Mann darauf folgten ihm. Ihr Curs ſtand auf Epidamnos, aber Korkyra lag im Wege. Ariſteos des Pellikos Sohn, Kallikrates des Kalias und Timanos des Timanthes Sohn, dieſe drei Admirale führten die Flotte; Archetimos des Eurytimos und Iſarchides des Iſarchos Sohn die kleine Armee.

Bei Aktium, wo ſpäter um eines Weibes willen die römiſche Welt verloren und gewonnen, das Kaiſerthum, das heute noch nicht ausgeſtorben iſt, gegründet ward, bei Aktium, dieſer wie es ſcheint vom Schickſal privilegirten Erdenſtelle, um große Menſchenentſcheidungen darauf auszuwürfeln, „bei Aktium im anaktoriſchen Gebiete, wo der Tempel des Apollo ſteht, unweit der Mündung des ambrakiſchen Meerbuſens“ begegneten dieſe fünf Heerführer dem Herolde der Korkyräer, der in einem Boote kam und ihnen bedeutete „ſich nicht weiter zu nähern“.

„Als der Herold keine friedfertige Antwort von den Korinthern zurückbrachte und die Korkyräer achtzig Schiffe bemannt hatten, außer den vierzig, welche Epidamnos geſperrt hielten, ſo ruderten ſie ihnen entgegen und lieferten ihnen ein ordentliches Treffen, in welchem die Korkyräer einen wichtigen Sieg erhielten und den Korinthern fünfzehn Schiffe zu Schanden machten.“ An eben dem Tage fügte ſich's, daß die, welche die Belagerung von Epidamnos führten, dieſe Stadt

auf Bedingungen zur Uebergabe brachten, welche darin bestanden, daß sie die Fremden ausliefern, die Korinther aber in Haft behalten sollten, bis man ihrerwegen andere Maßregeln nehmen würde.

„Die Korkyräer errichteten nach geendigtem Seetreffen auf dem Vorgebirge von Korkyra, Namens Leukimne, ein Siegeszeichen und tödteten sodann die übrigen Gefangenen, welche sie bekommen hatten; die Korinther aber behielten sie in Verhaft. Nachher, da die Korinther sammt ihren Bundesgenossen, der Einbuße wegen, welche sie an ihren Schiffen erlitten hatten, wieder nach Hause zurückgegangen, bestrichen die Korkyräer die ganze See um diese Gegenden herum, segelten nach Leukas, einer korinthischen Pflanzstadt, verheerten das Land daselbst und steckten Kyllene, wo die Eleer ein Schifflager hatten, in Brand, weil sie den Korinthern Schiffe und Geld hergegeben. Bei dieser Ueberlegenheit zur See behaupteten sie sich eine geraume Zeit nach gedachtem Seetreffen und fügten in solcher Zeit den Bundesgenossen der Korinther durch häufige Ueberfälle großen Schaden zu, bis die Korinther endlich, in Betrachtung der bedrängten Umstände, worin sich die Bundesgenossen befanden, gegen den Sommer eine neue Flotte mit Kriegsvölkern an Bord abgehen ließen, welche bei Aktium und bei Cheimerion in Thesprotien ein Lager errichteten, um solchergestalt Leukas und die mit ihnen verbundenen Staaten zu decken. Die Korkyräer setzten sich sowohl mit einer Landarmee als mit der Flotte bei Leukimne gegen sie über; doch griff keiner den anderen an, sondern sie lagen den ganzen Sommer durch gegen einander stille und begaben sich gegen den Winter beide wieder nach Hause."

„Die Korinther, welche den Krieg gegen die Korkyräer mit großer Hitze führten, brachten das ganze Jahr nach der Seeschlacht und das folgende auch mit Erbauung neuer Schiffe zu und rüsteten eine gewaltige Flotte aus. Die Nachricht

von diesen Zurüstungen beunruhigte die Korkyräer und da sie bis dahin mit keinem der griechischen Völker in Bündniß standen und weder dem athenienſischen noch dem lakedämonischen Bunde beigetreten waren" — das heißt sie hatten sich zu den griechischen Leidensgeschichten egoistisch auf sich selbst beschränkt gehalten, wie ungefähr England zu den Händeln unseres Continentes — „so hielten sie es für das rathsamste, sich an die Athenienser zu wenden, mit denselben ein Bündniß zu schließen und zu versuchen, ob sie von ihnen einigen Vorschub erhalten könnten."

Die Korinther hörten kaum davon, als sie dasselbe versuchten. Allein im diplomatischen Notenwechsel, der ein mündlicher wurde und zwar auf dem Areopage in Athen selbst, wo man die ernste Felsenlandschaft heute um sich hat, blieben die Korkyräer wie auf dem Meere Sieger. Das Glück hielt sich zunächst immer noch zu der phäakischen Insel des seligen Königs Alkinoos.

Die athenienſische Volksversammlung, denn diplomatische Geschäfte wurden manchmal in der Welt auch öffentlich und sogar durch Volksversammlungen, und nicht immer schlechter als durch zünftige und geheimnißvolle Diplomaten besorgt, die athenienſische Volksversammlung beschloß nämlich, „mit den Korkyräern zwar kein förmliches Kriegsbündniß zu errichten, so daß sie einerlei Freunde und Feinde mit denselben hätten, aber doch ein Vertheidigungsbündniß, vermöge dessen sie einander beistehen wollten, wofern Jemand Korkyra oder Athen feindlich angreifen würde." Das heißt, sie einten sich in einer Defensivallianz. Zum Angriff hatte kein Theil dem anderen Beistand zu leisten. In Athen war dabei das leitende Motiv, daß man den Krieg mit dem Peloponnes bereits als unvermeidlich ansah und sich für diesen Fall die wichtige geographische Stellung Korkyra's zur Ueberfuhr von und nach Italien und Sicilien zu sichern und verbinden suchte. Denn nur von dorther war

unter gewiſſen Umſtänden, die vorhergeſehen werden mußten, dem ſteinigen Attika die Verproviantirung mit Getreide, mit Lebensmitteln und auch mit Geld möglich. Vielleicht dachten die athenienſiſchen Staatslenker damals ſchon an die Möglichkeit Sicilien gegenüber, welche ſie dann ausübten: und biſt Du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt. Daß die günſtige Stellung Korkyra's, als eines Sammelpunktes für eine Solches anſtrebende Flotte erkannt war, beweiſen verſchiedene, man darf alſo ſogar ſagen, zeitgenöſſiſche Belegſtellen aus dem Munde des Thukidides ſelbſt. So läßt er die Athener einmal reflectiren: „Anbei ſchien ihnen dieſe Inſel zur Ueberfahrt nach Italien und Sicilien ſehr bequem zu liegen", und in ſeiner Rede, welche er den Geſandten der Korkyräer vor den Athenern in den Mund gelegt, rathen jene ausdrücklich deshalb zu dem Bündniſſe mit ihnen, „weil die Lage ihres Ortes ſo bequem zur Fahrt nach Italien und Sicilien ſei, daß gegen ihren Willen kein Schiff von dorther, nach dem Peloponnes kommen, von hier aus hingegen allemal eine Flotte bequem dahin abgehen kann". Eine Behauptung, welche ſodann ſelbſt die korinthiſchen Geſandten in ihrer Antwort beſtätigen. Das war beſonders deshalb ſo, weil ſich damals Handel und Schifffahrt noch immer möglichſt nahe dem Feſtlande und den Inſeln hielten. So verzeichnet auch die Geſchichte nicht eine einzige Seeſchlacht jener antiken Zeit auf der freien Höhe des offenen Meeres.

Und nicht anders reſultirt dieſe frühe Erkenntniß der Bedeutung Corfu's in ſeiner geographiſchen Lage aus dem Diodor und Xenophon.

„Die Athenienſer ſchickten den Korkyräern zehn Schiffe zu Hilfe. Die Anführung derſelben ward dem Lakedämonios, Kimon's Sohne, dem Diotimos des Strombichos und dem Proteas des Epikleos Sohn aufgetragen, mit gemeſſenem Befehl den Korinthern kein Seetreffen zu liefern, wofern dieſe

nicht gegen Korkyra schiffen und dort oder in irgend einem Theile des Gebietes eine Landung versuchen würden; in solchem Falle aber sie mit Gewalt zurückzutreiben. Womit die Absicht verknüpft war, daß sich die Athenienser keines Friedensbruches schuldig machen wollten. Die Schiffe langten dann auch bei Korkyra glücklich an."

Aber der Fall des untoward event trat ein. Die Korinther gingen mit einer Flotte von 150 Segeln gegen Korkyra los. Und wieder auf dem blutgeweihten Felde von Aktium kam es zur Schlacht. Nur hielt sie sich diesesmal etwas näher an das Festland. Die Küste von Thesprotien, wo später Nikopolis stand, spielte beinahe mit bei der Entscheidung. Die Korinther hatten sich wie gewöhnlich in ihrer Pflanzstadt Leukas gesammelt. Zehn Schiffe der Leukadier standen in ihren Reihen. Von dort rückten sie langsam nach dem Chimerischen Vorgebirge, das einen breiten und großen, aber wenig sicheren Hafen bildet. Die Schlacht wurde also auf die Höhe des Acheron und des acherusischen See's gerückt. Vielleicht, weil es den Seelen der ihm Geopferten den Weg leicht und kurz machen wollte, hat das Schicksal hier in dieser mythischen Stellung zum nahe geglaubten Eingange in die Unterwelt so viele Entscheidungen der Menschheitsgeschichte stattfinden lassen. Denn, sowie nun hier in kurzer Zeit zum zweiten Male die Griechen sich hinschlachteten, thaten sie es in nächster Zeit noch öfters und haben die Römer in dieser Nachbarschaft ihre wichtigsten Seeschlachten geschlagen. Dann wieder die Normannen und die Byzantiner, vor diesen letzteren noch die vandalischen Seeräuber, später die saracenischen, endlich Christen und Türken bei Lepanto auf Tod und Leben gerauft. Und auch das untoward event von Navarino hatte nicht weit seine Todten hier herauf zu senden, denn vom Neriton auf Ithaka übersieht ein Augenblick alle diese Gegenden und ihre so blutig markirten Punkte.

Der Acheron fließt südlich vom Vorgebirge Cheimerion in das Meer. Heute steht Parga auf dem Cap, und dahinter vom hohen Alpengebirge leuchtet weit auf die See hinaus die Bergfeste von Suli, auch zwei Orte, welche viele tributäre Geister dem benachbarten Acheron zugesandt haben. Beide, das Cap und Parga, sieht man an klaren Tagen deutlich von der Spianata auf den Festungswällen von Corfu. Sie scheinen zur linken Seite für den Beschauer, das ist im Osten, den Canal von Corfu zu sperren, der dort in's weite jonische Meer gleitet. Nördlich vom Cap kömmt der Fluß Kalama von den Orakelbergen Dodona's reißend und wild zum Meere hinab. Damals, in des Thukidides Zeiten, hieß er Thyamis. Auch Cicero nennt ihn noch so, als er dort anlegte, um auf den Landgütern seines Freundes Attikus süße Südfrüchte zu naschen. Dieses historische und landschaftlich so schön gestaltete Cap, denn es ist höher und steiler und fällt wilder und romantischer als selbst das der Minerva bei Neapel in die brandende See hinab, nahmen die Korinther zur vorsichtigen Deckung ihres rechten Flügels. Große Haufen von Barbaren standen dort auf dem Lande zur Stärkung ihrer Stellung. Die Einwohner des Festlandes dort herum hatten von jeher mit ihnen in gutem Einvernehmen gelebt, wohl weil sie keine unmittelbaren Nachbarn waren und die Korinther doch, um Schonung ihrer vielen Pflanzstädte willen, mit den roheren und stärkeren Bergleuten fein klug und zartfühlend umgehen mußten. Der Handel mit diesen Barbaren, die Einfuhr der griechischen Industrieproducte und die Ausfuhr der Rohwaaren, der Pelze, Häute, der Kräuter um Salben zu bereiten, des Holzes und Getreides aus jenen tiefen und weiten Berglanden erschuf ja wohl auch den Reichthum solcher Handels- und Industriestädte, wie Korinth eine seit ältesten Zeiten war.

Die Korinther lehnten die Schiffe ihrer Bundesgenossen gegen die derart geschütztere Stellung des Festlandes. Sie selbst nahmen die schwierigere des linken Flügels, welche das offene Meer um sich, also auch den Weg zur Umgehung neben sich hatte. Nachdem sie die Flotte für drei Tage mit Lebensmitteln versehen hatten, stießen sie in dieser breiten Aufstellung langsam von Cheimerion ab. Es war Nacht, und Morgens, da sie noch im Rudern waren, sahen sie sich in ebenso ansehnlicher Entwickelung und zum Kampfe entschlossen, die Flotte der Korkyräer entgegen kommen.

Diese hatten ihre Landvölker auf Leukimne, dem äußersten Südspitzcap von Corfu aufgestellt, also dadurch ebenso ihren rechten Flügel gedeckt, und dorthin hatten sie auch die zehn Hilfsschiffe der Athenienser geschoben. Sie selbst hielten mit hundert anderen Schiffen die Mitte und den linken Flügel, so daß sich die Schlacht eigentlich in drei Seetreffen löste. Meitiades, Aisimides und Eurybatos führten für die Korkyräer diese drei Geschwader.

Thukidides sagt, daß sehr hitzig aber plump, noch mehr in der alten Weise und einer Landschlacht ähnlich gekämpft wurde, das heißt die rohe Gewalt und nicht die Geschicklichkeit der Bewegungen gab den Ausschlag. Den Lärm und das Getümmel nennt er erschrecklich. Die Schiffe legten sich hart an einander, die Soldaten fochten in geschlossenen Reihen darauf. Der rechte Flügel der Korinther wurde in die Flucht geschlagen, gegen das Land gedrängt, ja der Kampf setzte sich auf dem Ufer fort. Die Korkyräer legten Feuer an das Lager der Korinther und dieser Theil der Schlacht war für jene ein absolut gewonnener. Nicht so günstig stand es auf ihrem rechten Flügel. Hier war es ein Hinderniß, daß die zehn athenienſischen Hilfsschiffe sich nicht in den Kampf verwickeln wollten. Erst als die Entscheidung entschieden ungünstig für die Korkyräer drohte, legten sich die Athener in's Mittel und wurden

nun auch mit den Korinthern handgemein. Aber beinahe wäre es hier zu spät gewesen. Die Korkyräer wurden an das Ufer gedrängt, die Korinther schleppten siegestrunken eine Menge durchlöcherter und dadurch kampfunfähiger Schiffe nach dem Hafen Sybota des Festlandes, Leukimne gerade gegenüber. Das Meer schwamm von Schiffstrümmern und alle Schiffe waren mit Todten überdeckt. Es nachtete bereits, da sammelten sich die geschlagenen Korkyräer unter der Bergung der zehn athenienſischen Schiffe nochmals und eben als der Kampf des rechten Flügels und des Centrums der Korkyräer sich erneuern sollte, das Feldgeschrei schon erscholl, erschienen auch im Rücken der Korinther Feinde, zwanzig andere Schiffe, welche die Athener ihren Bundesgenossen zur besseren Vertheidigung noch zu Hilfe sandten. Blücher kann den Engländern bei Waterloo nicht mehr nach Wunsch gekommen sein.

Auch die zweite Seeschlacht von Sybota war nun zu Gunsten der korkyräischen Sache entschieden und muß als Sieg der Korkyräer in die Denkmale der Geschichte eingetragen werden. Korkyra war entsetzt und das eingebildete, anmaßliche Triumphzeichen, welches die Korinther in den Sybotis auf dem festen Lande errichteten, konnte die Thatsache nicht auslöschen, daß, als die Korkyräer und die dreißig athenienſischen Schiffe am nächsten Tage von Leukimne durch die immer noch trümmerbedeckte und hochwogende See, denn ein heftiger Wind hatte sich Nachts in das schauerliche Spiel eingemischt, nach dem Festlande hinüberliefen, die Korinther diese zweite Herausforderung nicht annahmen und sich dann über Anaktorion und Leukas nach Hause stahlen. Die Gegend des Festlandes war ihnen zu öde erschienen, so wie sie heute noch ist, um sich dort neuerdings zu verproviantiren und ihre Schiffe auszubessern. Die Korkyräer stellten darauf ein anderes Siegeszeichen in der Insel Sybota auf, weil sie dreißig Schiffe zerstört, ihre Todten und Schiffstrümmer Abends, da die

athenienſiſche Hilfe gekommen war, geborgen hatten. Aber eine weitere wirkſame Verfolgung des Feindes durften ſie nicht in Abſicht nehmen, ihre Verluſte waren zu ſchwere geweſen. Nahe an ſiebenzig Schiffe waren ihnen kampfunfähig gemacht worden und an die tauſend Gefangene führte der Feind nach Korinth. Achthundert davon, welche leibeigene Knechte waren, verkauften die Korinther, die übrigen zweihundert und fünfzig, welche größtentheils aus den angeſehenſten Einwohnern der Stadt beſtanden, hielten ſie in Haft, aber in „gütiger", und dieſe Güte ſollte Korkyra noch ſchmerzhaft werden, denn die Korinther entwarfen nun den teufliſchen Plan, was in neuerer Zeit einige ſehr legitime Fürſten auch prakticirt haben, ihrem Gegner, dem ſie ſo nicht von außen beikommen konnten, durch innere Wühlereien das Leben zu vergiften. Das nennt man im gemeinen Leben Meuchelmord. Die Staatskunſt hat dafür hundert Entſchuldigungen wie eben ſo viele artige Namen.

4. Capitel.

Die Vorherrſchaft der Athener und der peloponneſiſche Krieg.

Es war zwiſchen Leukimne und Sybota auf dem joniſchen Meere außerordentlich erbittert geſtritten worden, ſo wie man eben nur unter Brüdern ſich haßt. Und nun kam nichts mehr in Griechenland zur Ruhe. Jede Gelegenheit zur Brandlegung wurde von den Korinthern ergriffen. Sie haßten die Athener jetzt noch mehr als die Korkyräer und ſuchten ihnen alle Nachbarn auf den Hals zu hetzen, indem ſie namentlich in Sparta es glaublich zu machen wußten, daß durch die Verbindung dieſer zwei mächtigſten Seeſtaaten die Freiheit aller griechiſchen Meere, aber auch das Uebergewicht der lakedämoniſchen Landmacht ſelbſt bedroht ſei, bis ſich wirklich ſo durch

einen Zwist der Athener und Lakedämonier, 431 vor Christi, der doch nur local gewesene korinthische Krieg in den gewaltigeren peloponnesischen auswuchs, um siebenundzwanzig Jahre lang die griechischen Völkerschaften und das ganze Mittelmeer in Blut und Eisen entzweit zu halten, wie der dreißigjährige Krieg Deutschland getheilt hat. So ist Korkyra, dieses schöne, blühende homerische Scheria, das Eiland der göttergesegneten Phäaken, ja eine der Inseln der Seligen selbst, die unmittelbare und offene Veranlassung des verderblichsten Streites geworden, der Griechenvölker zu Grunde richtete. Und die Trophäe, welche in diesem Kriege und zu Anfang desselben die siegreichen Korkyräer auf der Südspitze der Insel, dem weißen Cap Leukimne, wo ich den schönen, warmen, sonnigen Winternachmittag erlebte, errichteten, könnte füglich als sinnbildliches Zeichen der Bedeutung Corfu's in den politischen Theil seiner Biographie aufgenommen werden. Denn kriegerisch ist immer, da man aus der Fabel- und Dichterwelt heraustritt, seine Rolle in der Geschichte gewesen.

Thukidides, den man wohl den Specialhistoriker dieses peloponnesischen Krieges nennen darf, hat Korkyra zuerst diesen üblen geschichtlichen Ruf gemacht. Denn, wenn er auch sagt: die eigentliche wahre Veranlassung dieses „schrecklichen Krieges", wovon man aber wenig kund werden ließ, sei seines Erachtens keine andere als diese gewesen, daß die Athenienser wegen ihrer heranwachsenden Macht den Lakedämoniern furchtbar geworden, so hat er doch die Erzählung dieses korinthisch-korkyräischen Kampfes um Epidamnos an die Spitze seines berühmten Werkes gestellt und ausdrücklich daraus in genealogisch formulirter Reihe den Ausbruch dieses allgemeinen Krieges abgeleitet, von dem er meinte, „daß sich aus dem Augenscheine der Begebenheiten selbst leicht ergebe, wie derselbe an Größe alle vorigen übertreffe und dieses überhaupt eine der stärksten Bewegungen gewesen sei, worin sowohl die

Griechen als auch einige von den barbarischen Völkern, ja, er glaubte sogar sagen zu können, die Mehrheit der Menschen selbst je verwickelt worden sei. Es ist wahr" — so fährt er in einem späteren Capitel zu vergleichen fort — „der persische Krieg übertrifft an Wichtigkeit alle Thaten der vorigen Zeiten. Indessen war derselbe bald entschieden und Alles kam auf zwei Treffen zur See und auf dem Lande an. Dieser Krieg hat sehr lange gedauert und Griechenland so viel Unheil zugezogen, als dasselbe sonst nie in einem gleichen Zeitraume erfahren, indem nie so viele Städte nach ihrer Eroberung verödet worden als hier theils von den Barbaren, theils von den streitenden Parteien selbst geschehen, solcher nicht zu gedenken, die bei ihrer Einnahme mit ganz anderen Einwohnern besetzt wurden; auch nie so zahlreiche Beispiele von Leuten, die landflüchtig werden mußten, noch so viel Blutvergießen erhört gewesen, als hier theils in dem Kriege selbst, theils bei einheimischen Zwistigkeiten erfolget."

Nun ist es zwar richtig, daß der Prager Fenstersturz den dreißigjährigen Krieg nicht eigentlich verursachte, aber er hat ihn doch eingeleitet. Und ebenso wie diese Darstellung des Thukidides, wenn man nur an die Stelle der Barbaren die Franzosen und Schweden setzt, sich wie eine Photographie unseres deutschen Bürgerkrieges ansieht, dem der griechische auch wirklich durch alle seine Beziehungen, durch seinen ganzen Charakter und selbst durch seine Zeitdauer gleicht, läßt Thukidides es dieses korinthisch-korkyräische Duell sein, das den letzten Zunder in die griechischen Verhältnisse warf.

Nach der Schlacht von Leukimne, welche die Korinther die von Sybota nannten, ähnlich wie sich Preußen und Oesterreich in die Namen von Sadowa und Königgrätz theilten, hielten sich die Korkyräer als Herren der See bis zum Cap von Koron, die ganze Küste des Peloponnes hinab. So mächtig war damals das stille, kleine Corfu und ein so lautes Wort

konnte es in der damaligen Weltgeschichte mitsprechen. Allerdings die Welt von damals war kleiner, als die uns heute bekannte. Sie gehörten natürlich fortwährend zu den Bundesgenossen der Athener und mit bedeutender Hilfeleistung. Gleich im zweiten Jahre, 430 vor Christi, setzten ihre fünfzig Dreiruderer die Athener in die Lage nicht nur die östliche See, die ägäischen Inseln, aber auch das ganze westliche Meer zu beherrschen und die Küsten des Peloponnes, wie auch das zu Sparta stehende Leukadien durch Ueberfälle zu brandschatzen und Kephallonien zum Abfalle von diesem Bunde und Uebertritte zu den Athenern zu nöthigen. Aber den größten Vortheil bot Korkyra den Athenern nun wirklich als Brückenpfeiler in ihrem Uebergange nach Sicilien zum Angriffe auf das reiche und den Lakedämoniern fortwährend befreundete Syrakus. So schon im Frühlinge des Jahres 425 vor Christi, als die Athener unter dem Eurimedon und Sophokles von Sostratrides ein erstes Mal vierzig Schiffe dorthin absandten, und noch viel bedeutungsvoller 415 vor Christi, da sich die ganze Macht von Athen auf Sicilien warf und dort begrub. Es wurde also Corfu in der That die Rolle, welche ihm die bedächtigeren und diplomatischen Köpfe der athenienſischen Volksversammlung schon 436 vor Christi vorgesehen hatten, als die Korinther und Korkyräer hilfeflehend vor ihr standen und die athenienſischen Staatsmänner aus diesem Motive des Ueberfalles auf Sicilien die Abstimmung zu Gunsten der Korkyräer leiteten; dieselbe Rolle, die es später durch Jahrhunderte, nur in umgekehrter Richtung, zuerst den Römern und Normannen, dann den Venetianern und Franzosen in ihren Angriffen vom Westen auf den Osten spielte, wie es so wohl auch in unberechenbar grauer und undurchdringlicher Vergangenheit den Phönikiern schon zu ihren Wanderungen nach dem illyrischen Continente gedient hatte und vielleicht einmal noch unserer eigenen Zukunft dienen wird.

Dieſes phönikiſche Element mag übrigens damals noch thatſächlich mitgewirkt haben zur Bundesgenoſſenſchaft der Korkyräer bei den Zügen der Athener gegen Syrakus. Korkyra war von phönikiſchen Anſiedlern bevölkert worden, die über Sicilien gekommen waren. Rückblickend erhielten ſich dieſe Coloniſten wohl fortwährend in einer gewiſſen Verbindung mit der großen ſüditalieniſchen Inſel. So miſchte ſich Korkyra bereits 498 vor Chriſti in den Grenzſtreit zwiſchen Gela und Syrakus, und kam Syrakus, der damals noch freien Stadt, gegen den Tyrannen Hippokrates von Gela zu Hilfe. Jetzt regten ſich auf Sicilien wieder phönikiſche Abkömmlinge der Karthager, welche gegen die ſpäteren griechiſchen Einwanderer erobernd auftraten. Korkyra wird ſich alſo wahrſcheinlich dieſes Mal ſogar mit einer gewiſſen Geſinnungsverwandtſchaft dem athenienſiſchen Raubanfalle auf das inzwiſchen eben durch die Eroberung des Tyrannen Gelon, der ein Bruder des Hippokrates war, ganz griechiſch gewordene Syrakus angeſchloſſen haben. Denn im Volke, bei den Demokraten, die jetzt auf Korkyra vorherrſchten, waltete gewiß noch etwas von phönikiſchem Elemente, wie es wohl auf Sicilien nie ganz erloſch. Gewerbesneid mag dazu gekommen ſein, indem Syrakus der mächtigſte und reichſte Handelsort des Mittelmeeres war und Korkyra nicht weniger ſein wollte.

Korkyra wurde der Sammelpunkt der verbündeten Flotte, einer der ſtolzeſten, welche die antike Welt je geſehen. Von allen Seiten kamen ſie, die Athener vom Peiraeius um den Peloponnes, und es waren ihrer ſchließlich hundert und vierunddreißig gewaltige Dreiruderer, darüber zwei noch größere rhodiſche Schiffe von fünfzig Rudern, dreißig Kornſchiffe mit Bäckern, Bauleuten und deren Handlangern ſammt dem Schanzgeräthe an Bord; ingleichen noch hundert unbewaffnete Boote, eine Menge anderer Barken und Fahrzeuge, um die Handelsgeſchäfte der Armee zu beſorgen, und mehr als fünftauſend

ſchwer bewaffnete Soldaten, im Ganzen wohl ſechsunddreißig tauſend Leute eingeſchifft auf dieſer Armada, welche die Feldherren der Athener, der unglückliche Nikias und der berühmt ſchöne Alkibiades, deſſen unſterblicher Schönheitsruf ſelbſt den Rafael noch zur Einreihung ſeines Bildniſſes in die Schule von Athen begeiſterte, vor Corfu muſterten; der ſie alsdann die Ordnung feſtſetzten, welche das Gefolge der Schiffe auf der See halten ſollte und womit ſie dieſelben endlich von dort zwiſchen dem Nordcap von Korkyra und den Akrokeraunien heraus den Weg in das joniſche Meer, die italiſche Küſte entlang, nach Rhegion führten, um ſchließlich Alle im weiten, geräumigen Hafen von Syrakus, die Schiffe verſenkt, verbrannt und zertrümmert, die Mannſchaft beinahe ausnahmslos, ohne daß einer entkam, was nicht in den Schlachten erſchlagen worden war, in den Steinbrüchen zu Tode gehungert, verdurſtet und von der Sonne geröſtet zu werden.

Man muß an die ſpätere Muſterung der Kreuzzügler denken, die unter Dandolo auszogen, Conſtantinopel zu erobern, oder an die Flotte der drei Verbündeten, welche ſich zur Schlacht von Lepanto ſammelten, um in der ganzen Weltgeſchichte eine gleich prächtige Staffage für das ſchön belaubte Corfu und ſeinen Canal zu finden. Nur, daß das Ende für dieſe Flotte der Athener und des Alkibiades nicht dasſelbe geweſen.

5. Capitel.

Ein Revolutionsjahr 89 auf Korkyra.

Viel unheilvoller und zerſtörend, ja beinahe vernichtend griff der peloponneſiſche Krieg in die inneren Verhältniſſe Korkyra's ein. Dort war inzwiſchen der revolutionäre Plan der Korinther gereift. Sie hatten die Gefangenen der zweiten Seeſchlacht von Sybota, meiſtens Ariſtokraten von Anſehen,

in ihre Heimat nach Korkyra entlaſſen. Nach Außen hin geſchah dieſes unter dem Scheine eines Löſegeldes; im Geheimen aber, weil ſie die Gefangenen beſchwatzt hatten, zugleich die Herrſchaft der Demokraten in Korkyra zu ſtürzen und die wichtige Inſel aus dem Bunde der Athenienſer zu löſen und in den der Peloponneſier hinüberzuführen. Die Korinther waren ſich der politiſchen Wahrheit wohl klar bewußt, daß die Staaten nur ſelten durch Schläge ſterben, die ſie von außen kriegen, leicht aber an inneren Wirren verenden.

Es war im fünften Jahre des peloponneſiſchen Krieges, als die korkyräiſchen Ariſtokraten mit Schlauheit die Ausführung dieſes Planes verſuchten. Die erſten Schritte dazu glückten ihnen auch vollſtändig. Sie brachten die egoiſtiſche und nur an Handelsintereſſen denkende Volksverſammlung dazu, zwar das Bündniß mit den Athenienſern zu erhalten, aber auch mit den Peloponneſiern in Freundſchaft zu leben; alſo dieſelbe neutrale Stellung einzunehmen, welche Korkyra in allen vorherigen Leidensgeſchichten Griechenlands behauptet hatte. Was heute der athenienſiſche Botſchafter wäre, Peithias, ein Korkyräer zwar, aber der die Staatsgeſchäfte der Athener in Korkyra vertrat, alſo der athenienſiſche Proxenos, wie man in der antiken Diplomatenſprache ſagte, proteſtirte dagegen als gegen das athenienſiſche Bündniß gerichtet. Er gehörte der demokratiſchen Partei als einer ihrer Führer an. Dieſer Proteſt wurde als ein Verſuch vor Gericht geſtellt: das freie Korkyra unter das Joch der Athener zu bringen. Doch er gewann den Proceß und erhob nun einen anderen gegen ſeine ariſtokratiſchen Ankläger, fünf der reichſten, weil ſie einen Tempelhof des Zeus und des Alkinoos durch Fällung von Pfählen entheiligt hatten. Die Sache wurde bewieſen und Peithias drang auf Anwendung der äußerſten Geſetzesſtrenge, das war Landesverweiſung. Als ganz Verzweifelte und weil ſie der Anſicht waren, daß Peithias in ihrer Ab-

weſenheit Korkyra noch unlöslicher mit Athen verbinden werde, drangen die Verwieſenen nun mit ihren Freunden in die Rathsverſammlung und ſtießen den Peithias nebſt verſchiedenen anderen Rathsherren und gemeinen Bürgern, gegen ſechzig an der Zahl, nieder. Nur einige wenige von den Anhängern des Peithias retteten ſich durch die Flucht auf das athenienſiſche Schiff, welches gerade zugegen war.

Das war alſo eine vollſtändige Revolution auf Korkyra und der Zwiſt der Athener und Lakedämonier war in den inneren Bürgerkrieg der Ariſtokraten und Demokraten verpflanzt. Die zunächſt ſiegreichen Ariſtokraten promulgirten das Geſetz, daß keinem der beiden Theile, nicht den Athenern und nicht den Lakedämoniern der Einlaß in einen der korkyräiſchen Häfen mit mehr als einem friedlichen Handelsſchiffe geſtattet ſein ſolle. Ein korinthiſches Schiff, das in den Hafen einlief, ein anſehnlicher Dreiruderer, vermehrte noch den Muth der Ariſtokraten. Um die Sache ſicher zu beenden, überfielen ſie das Volk und beſetzten den Markt. Während des Straßenkampfes kam die Nacht. Das Volk zog ſich in die Bergſtadt und zur Burg zurück. Auch den hylläiſchen Hafen, das iſt heute der ſumpfige See von Kalichiopulo, wo das Fährſchiff, das den Odyſſeus ausgeführt, verſteinert vor dem Eingange ankert, behauptete die demokratiſche Partei; die adelige aber den anderen Hafen, „welcher ohnweit vom Markte gegen das feſte Land zu liegt", alſo die Bucht von Caſtrades und die ganze darum gezogene Unterſtadt, wo an dem Forum die meiſten der Ariſtokraten ihre Wohnungen hatten.

In dieſer Stellung hielten ſich beide Theile durch mehrere Tage. Ariſtokraten und Demokraten ſuchten ſich durch die Sclaven der Landgüter zu verſtärken. Dieſe aber ſchlugen ſich zu dem Volke. Dagegen ward den anderen eine Verſtärkung von achthundert Barbaren, die ſie auf dem Feſtlande gemiethet hatten. Nach einigen Tagen kam es zur Endſchlacht. Die De-

mokraten waren ſtärker, weil ſie den Berg inne hatten, und auch numeriſch überlegen. Es wurde mit furchtbarer Erbitterung gekämpft. Mehr als fünfzehnhundert der angeſehenſten Einwohner wurden in dieſen Bürgerkämpfen umgebracht. Diodor, der auch dieſe Zeit beſchrieben hat, ſagt: „Es gab damals keinen Staat, wo ſo viele Bürger hingemordet wurden und man ſich mit ſo tödtlichem Haße verfolgte.“ Auch die Frauen nahmen Theil an dem Morden. Von den Dächern herab warfen ſie mit Ziegeln auf die Ariſtokraten und in die Häuſer um den Markt ſchleuderten ſie den Brand, die Feinde aus dieſen feſten Stellungen herauszunöthigen. Da dort in der Nähe des Handelshafens, der Quais und Landungsſtellen auch die Kaufmannsgüter lagen, wurde das Feuer ein ungeheueres und eine Menge Werthe gingen zu Grunde. Man darf an die Abenteuer der Commune von Paris denken, um eine ähnliche Selbſtſchädigung des Volkes aus blinder Parteiwuth in der Geſchichte zum Vergleiche zu finden. Die Nacht, die darüber kam, war grauenvoll. Kein Theil gab ſich ſchon beſiegt, nur das korinthiſche Kriegsſchiff entfloh im Geheimen, weil ſein Führer die Ueberlegenheit der Volkspartei unzweifelhaft ſah. Ebenſo entwichen hinterrücks die barbariſchen Miethsvölker nach ihrem Feſtlande. Und den nächſten Morgen entſchied das triumphirende Einlaufen einer athenienſiſchen Flotte den Sieg der Volkspartei noch vollſtändiger. Es kam der Admiral Nikoſtratos, des Diitrephes Sohn, mit zwölf Schiffen von Naupaktos zum Beiſtande herbei und brachte fünfhundert geharniſchte Meſſenier mit. Dieſe mit dem Volke fielen „als der Markt voll war“, wie Diodor erzählt, alſo Vormittags, über die Freunde der Lakedämonier her. Viele wurden niedergemacht, Andere gefangen geſetzt und mehr als tauſend darüber noch verbannt. So wirthſchaftete man in antiken Zeiten mit dem Menſchenblute und Menſchenleben.

Nun ſtiftete der athenienſiſche Admiral zwiſchen den Streitenden einen nothdürftigen Vergleich. Sein Gewinn dabei ſollte ein Offenſiv- und Defenſivbund mit Athen ſein. Auf zehn Flüchtige wurde die Hauptſchuld geworfen. Die Uebrigen ſollten ſich friedlich nebeneinander vertragen. Indeſſen, il n'y a que le premier pas qui coute, und das beſonders bei der Revolution. Das Land, das die erſte gehabt, wird ihre Geburtsfolge kaum mehr los. Volk und Adel waren einmal verhetzt und haben ſich in dieſem Geiſte ſo lange bekriegt bis Korkyra's Blüthe, Selbſtändigkeit und mit dieſer auch die einzige Freiheit, welche für die politiſche Exiſtenz eine weſentliche iſt, die der freiwilligen bürgerlichen Ordnung, vollſtändig geknickt und ausgelöſcht waren. Es hat ſich von dieſem korinthiſch-lakedämoniſchen Gifte nie wieder ganz erholt. Der Glanz und Ruhm der Trophäen von Leukimne iſt mit einem langen Siechthume bezahlt worden.

Als die Athener abſegeln wollten, brachen dieſe Kämpfe ſchon wieder aus. Die Führer des Volkes boten ihnen nämlich einen Austauſch von fünf Schiffen an. Es ſollten ebenſoviel zur Deckung der Volkspartei vor Korkyra bleiben, und auf die korkyräiſchen, welche ſtatt derſelben die Athenienſer zu begleiten gehabt hätten, reihten ſie hauptſächlich Mitglieder des beſiegten Adels ein. Dieſe hielten das für eine maskirte Auslieferung an die Athenienſer und ſtatt ſich einzuſchiffen, flüchteten ſie ſich als Schutzflehende in den Tempel der Dioskuren. Darin fand das Volk neuerdings den Anlaß zu den Waffen zu greifen. Erſchreckt flohen nun die anderen Ariſtokraten, und es waren ihrer noch vierhundert, in den Tempel der Hera, der ungefähr dort geſtanden haben muß, auf den terraſſirten Höhen inmitten eines heiligen Haines, wo ſich heute die Neuſtadt aufbaut.

Nikoſtratos vermittelte nochmals und um einen neuen blutigen Zuſammenſtoß zu hindern, ſchaffte man die Unglück-

lichen fort aus der Nähe über das Meer auf die Inſel Vido, die damals Ptychia hieß und welche die Engländer mit ihren weißkalkigen Baſtionen ſo unpoetiſch entſtellt haben. Man brachte ihnen die Lebensmittel hinüber. Dieſe geſpannte Stellung der zwei Parteien währte ſchon fünf Tage, als plötzlich die Flotte der Peloponneſier, dreiundfünfzig Schiffe, unter der Führung des Alkidas und Braſidas ſignaliſirt wurde. Sie lief Abends an dem jenſeitigen Feſtlande in den Hafen von Sybota ein, mit dem nächſten Morgen aber ſchon gegen Korkyra. Eine dritte Seeſchlacht auf der herkömmlichen Stelle, zwiſchen den Vorgebirgen von Leukimne und Cheimerion war unvermeidlich. Aber dieſe konnte nicht wie die zwei früheren dieſes Krieges glücklich für die Korkyräer ſein. Schon die Vorbedingungen ſtanden dieſesmal grauſam gegen ſie. Korkyra war völlig überraſcht, unvorbereitet und gerade in ſeiner Flotte dienten Elemente, die eher den Feind willkommen als bekriegungswerth finden mußten. So gingen denn auch gleich zwei der eilig ausgerüſteten und zerſtreut abgeſchickten Schiffe zu den Peloponneſiern über. Die übrigen auch ſchlugen ſich kaum und ließen ſich von zwanzig peloponneſiſchen Schiffen im Zaume halten, ſo daß es die Feinde eigentlich nur mit den zehn athenienſiſchen Schiffen zu thun hatten. Dieſe wehrten ſich wunderbar und retteten durch geſchickte Bewegungen wenigſtens die Ehre des Tages. Aber da die Sonne ſank, gehörte das Schlachtfeld und der praktiſche Erfolg unbeſtritten den Peloponneſiern. Nichts hätte ſie hindern können, die Mauern Korkyra's anzulaufen, und vielleicht hätten ſie, weil dort Zwieſpalt im Rathe, Bürgerzwiſt, Beſtürzung herrſchte, die Stadt und die Inſel in der erſten Ueberraſchung durch einen bloßen Handſtreich erobern können.

Braſidas wollte auch das wagen, aber für Alkidas ſchien dieſe Eroberung ohne Werth, und er war der Obercommandant. Er begnügte ſich die dreizehn Schiffe der Korkyräer, die ſich

ihm ergeben hatten, im Hafen von Sybota in Sicherheit zu bringen, blieb dort die Nacht, und versuchte am nächsten Morgen nur eine ganz ungefährliche und unbestrittene Landung an dem weißen, niedrigen Sandcap von Leukimne. Dort verheerte er einige Felder und stach dann gegen Mittag wieder in See, südwärts und möglichst dem Festlande entlang, das der peloponnesischen Sache treu war. Und wohl that er daran, das bewies schon die anbrechende Nacht. Mit aufgesteckten Fackeln, statt der Mastlaternen, welche heute die Schiffe tragen, kamen aus der freien See, Leukadien entlang, sechzig mächtige Schiffe der Athener, welche diese dem Aufstande, der Volkspartei auf Korkyra zu Hilfe sandten, da sie die Nachricht erhalten hatten, daß Alkidas in der Richtung auf Korkyra abgesegelt sei. Eurymedon, ein Sohn des Thukles, führte diese stolze Flotte, die schon am dritten Tage wieder die Lage auf Korkyra völlig umgestaltete.

Dort hatte man in der Angst vor den Peleponnesiern die gefangenen Aristokraten von der Insel Ptychia wieder zurück in den Tempel der Hera gebracht, verhandelte mit ihnen und den anderen Flüchtlingen, daß sie zur Vertheidigung der Stadt behilflich sein sollten. Und so waren auch nothdürftig dreißig neue Schiffe ausgerüstet worden, denn man darf nicht vergessen, wie es schon oben gezeigt worden ist, Korkyra war damals einer der ersten Seestaaten Griechenland's, also müssen seine Arsenale wenigstens reich mit Vorräthen versehen gewesen sein.

Als die Korkyräer aber von der Annäherung der athenensischen Schiffe und der Flucht der feindlichen Kunde erhielten, da war jeder Vergleich zwischen den Demokraten und Aristokraten wieder vergessen und beseitigt. Das Volk besetzte den hyllaischen Hafen und die Bucht von Castrades, die athenensische Hilfstruppe rückte in die Stadt. Fünfzig der Flüchtlinge im Heraion, welche sich einer gerichtlichen Unter-

ſuchung auslieferten, wurden ſofort hingerichtet. Die übrigen Flüchtlinge, welche nicht gleich vertrauensvoll für dieſe Gerechtigkeit hatten folgen wollen, brachten ſich ſelbſt um. Einige erhingen ſich an den heiligen Bäumen, andere ſtarben Hungers. Sieben Tage, immer unter der Bergung der athenienſiſchen Flotte, dauerte dieſes Morden. Keine Todesart, von der man nicht Beiſpiele ſah, ſagt Thukidides. „Kinder ſchlugen ihre Eltern todt; man riß die Leute von den Heiligthümern und brachte ſie an den Altären um. Einige wurden in dem Tempel des Dyoniſios vermauert und mußten ſo darin umkommen. Viele wurden rein perſönlicher Feindſeligkeiten wegen ermordet, auch wohl Gläubiger von ihren Schuldnern hingerichtet.“ Nur das kaiſerlich werdende Rom, die italieniſchen Freiſtädte des Mittelalters und Paris, als es ſeine grande revolution feierte, haben ähnliche Grauſamkeiten erlebt wie damals ſo viele Jahrhunderte und Jahrtauſende früher die heute ſo unſäglich friedlich ausſehende Inſel Corfu. Aber damals wie heute wieder zum Ruhme und zur Feier der Demokratie.

Thukidides hat uns auf einem der ſchönſten Blätter, welches die Kunſt der Geſchichtsſchreibung überhaupt der Welt geliefert hat, zur Darſtellung dieſer Revolution auch die Mittheilung hinterlaſſen, daß ſolche gräßliche Parteikämpfe ſpäter die ganze Hellenenwelt erſchütterten, und er glaubte dieſes dadurch erklären zu können, daß die Häupter des Volkes überall die Athener, die Ariſtokraten aber die Lakedämonier ſich zu verbinden wünſchten. Allein mir ſcheint, daß dieſer Antrieb doch nur als ein nebenſächlicher in's Auge zu faſſen iſt, indem Athen und Sparta ſolche Zwiſte in ihrem eigenen Innern ebenſo zu beſtehen hatten. Wäre uns die griechiſche Religionsgeſchichte klarer, ſo würden wir vielmehr den Ausbruch dieſes revolutionairen Geiſtes des Demos gegen die Ariſtokratie zuſammenfallen ſehen mit einem Erlahmen der

volksthümlichen Achtung, wenn nicht schon vor dem göttlichen, so doch jedenfalls vor dem priesterlichen Wesen des Cultus. Denn die griechischen Adeligen waren von Alters her zugleich die Priester, oder wenigstens die Körperschaft, der Stand, aus welchem diese hervorgingen. Darauf beruhte zum größten Theile die Macht und das Ansehen, auch die Berechtigung wie die Verpflichtung und Leistung der Aristokratie, und mit dem Schwinden des Glaubens mußte natürlich auch der Zweifel des Volkes in diese Institution wachsen. Der Adel verlor dadurch einen guten Theil seiner Begründung und endlich durch diesen moralischen Verlust auch seine politische Herrschaft. Auf diese mehr innerliche und logische Weise, und nicht blos fremd und von Außen hereingetragen, aber eben deßwegen um so radikaler vermuthe ich auch Korkyra demokratisch geworden. Es blieb dieses nun definitiv bis in römische Zeiten und so absolut, daß es dadurch lächerlich wurde und Strabo ein spöttisches Sprichwort darüber verzeichnen konnte, welches die ganze Welt damals im Munde führte, das aber für die heutige zu unanständig ist, um hier eingeschoben werden zu können.

Zunächst machte sich in Korkyra ein förmlicher Communismus breit, roh und habgierig wie wir ihn nur jemals in unseren Tagen sich haben entwickeln sehen. Die korkyräischen Aristokraten hatten sich auf das Festland zu den Barbaren geflüchtet. Von dort aus und mit diesen führten sie ein Land- und Seeräuberleben. Es kamen Augenblicke, da die Flotte der Athenienser abgesegelt war, daß sie der Stadt so alle Zufuhr absperrten bis darin eine gewaltige Hungersnoth entstand. So gestärkt und ermuthigt, wagten sie es endlich wieder mit 600 Mann ganz auf die Insel zurückzukehren und, um als Verzweifelte, die sie waren, zu kämpfen, schnitten sie sich nun jeden Ausweg durch die Verbrennung ihrer Schiffe ab. Sie wollten Haus und Hof wieder gewinnen oder sterben. Ein Leben in der Fremde und ohne Hab und Gut schien damals

überhaupt den Sitten und Begriffen der Menschheit kaum des Lebens werth. Sie schlugen sich von dem Ufer in die Waldungen und Schluchten des Berges Istone hinauf, und bald gehörte dieses ganze mächtige Gebirge ihnen, und diese „Bergpartei" machte es den Sansculottes von Korkyra noch einmal schwer zu existiren.

Es beweist mir eben diese Episode, daß der Istone nur der heutige Erlöserberg, Monte San Salvatore, sein kann. Kein anderes Gebirge in der Insel liegt dem Festlande unmittelbar nahe genug zu einer so überraschenden Landung und keines bietet eine so unbedingt festungsartige und die ganze Insel nach allen Richtungen beherrschende Stellung. Die Landung aber denke ich mir ungefähr von Butrinto aus dort bewerkstelligt, wo heute die schöne einsame Cypressenvilla steht, welche den Prinzen Pierre Napoleon so lange beherbergte und mich so sehr anzog. Die Terrassen von Scripero und San Pantaleone mögen dann die Standlager der kühnen Freibeuter geworden sein. Von dort herab beherrschten sie bald das ganze platte Land der Insel und hielten sich so durch zwei Jahre. Erst im siebenten Jahre des peloponnesischen Krieges wurde diesem permanenten Belagerungszustande der Stadt Korkyra durch die Athener ein Ende gemacht. Ihre Flotte schiffte von Pylos nach Sicilien. Wieder commandirte sie Eurymedon, derselbe, der schon zu dem ersten grausamen Niederwerfen der „Bergpartei" die Hand geboten hatte. Neben ihm Sophokles. Eurymedon wollte sein damaliges Werk nicht unvollendet lassen. Als die Flotte auf ihrem Wege nach Sicilien vor Korkyra rastete, bot er den korkyräischen Demokraten nochmals die Hilfe seiner Mannschaft. So verstärkt rückte die Bevölkerung aus der Stadt gegen den Berg. Auf einer Anhöhe traf man die unglücklichen Ausgestoßenen. Sie ergaben sich ohne Kampf den Athenern und wollten die Bestimmung ihres Schicksales der Großmuth des athenienſischen Volkes überlassen wissen. Die

athenienſiſchen Feldherren gingen auf dieſes ein und ſchafften die Unglücklichen nach der Inſel Ptychia. Dort ſollten ſie ihre Ueberführung nach Athen abwarten. Die Clauſel war ihnen auferlegt worden, daß, wenn auch nur Einer den Verſuch zu entwiſchen machen ſollte, der ganze Vergleich nichtig wäre. Dieſes benutzten die Feldherren wie die Volkspartei, um ſich ihres Wortes zu entbinden. Sie ſchickten einige Vertraute auf die Inſel, welche den Gefangenen verrathen mußten, die Athener wollten ſie ihren Erzfeinden, dem korkyräiſchen Volke, ausliefern; dagegen ſtellten dieſe Verſucher ihnen heimlich ein Schiff bereit zur Flucht. Natürlich gingen die Betrogenen darauf ein, wurden abgefangen und nun von Eurymedon wirklich den Korkyräern ausgeliefert. „Dieſe ſperrten ſie in ein großes Gebäude ein; führten ſie nachher zu zwanzig heraus und ließen ſie an einander gebunden durch eine doppelte Reihe geharniſchter Soldaten hindurch gehen, die zu beiden Seiten geſtellt waren und, wenn einer von denſelben ſeinen Feind darunter erblickte, auf die Gefeſſelten zuſchlugen und ſtachen. Neben den Gepeinigten gingen Leute mit Peitſchen, welche diejenigen, die zurückblieben, forttrieben.“ Alſo, wie Thukidides dieſes ſchildert, ein antikes vervollſtändigtes Spießruthenlaufen.

Sechzig wurden auf dieſe Art hingerichtet. Die Anderen weigerten ſich, das Gebäude zu verlaſſen. Sie riefen den Schutz der Athener an oder dieſe ſelbſt ſollten ihnen den Tod geben. Die Korkyräer wagten nicht durch die Thüre zu den Verzweifelten einzudringen. Aber ſie erſtiegen das Dach, deckten es ab und warfen auf die unten Zuſammengedrängten Ziegelſteine hinab, erſchoſſen ſie mit den Pfeilen. Einige der Unglücklichen drehten aus ihren Kleidern Schleifen und erdroſſelten ſich an den Bettſtellen, Andere ſtießen ſich die von oben herabgefallenen Pfeile in den Leib. Dergeſtalt verging ein großer Theil der Nacht, welche über dieſe Schreckensſcene eingefallen war. So nennt Thukidides ſelbſt dieſes ſchauerliche Ereigniß. „Als

es Tag wurde, warfen die Korkyräer die Leichname quer über einander auf einen Wagen und ſchleppten ſie zur Stadt hinaus. Die Frauen, die man auf dem Berge mit gefangen genommen, brauchten ſie zu Sklavinnen. Auf dieſe Art vernichtete das Volk die Korkyräer, welche ſich auf den Berg geflüchtet hatten. Die Athenienſer ſetzten ſodann ihren Lauf nach Sicilien, ihrer erſten Beſtimmung gemäß, fort und führten dort den Krieg mit den Bundesgenoſſen."

So wörtlich ſchließt Thukidides dieſe Tragödie. Wir ſetzen den Epilog dazu: die Latomien von Syrakus, die heute nicht weniger blumenprächtig und orangenduftig als das alſo geſchändete Corfu ſind, rächten die Schandthat und den Wortbruch der Athenienſer auf Korkyra, und ich mußte ſpäter dort trotz des berauſchendſten Blüthenzaubers immer wieder hier herüber und an jene Blutnacht der korkyräiſchen Revolution denken. Denn Athen's Uebermacht, die ſich hier ſo ſchmählich gegen Treue und Glauben und jedes Menſchlichkeitsgefühl verſündigt hat, iſt dann dort in jenen tiefen Steinbrüchen begraben worden. So iſt nichts im Leben, und namentlich nichts im Völkerleben, wenn man die Geſchichte nur zu leſen verſteht, ohne Ausgleich und Sühne. Kein momentaner Erfolg kann über dieſes ewige Geſetz helfen.

Es ließe ſich mit dem ſchönen Hintergrunde von Corfu und dem rauheren Contraſte des bergigen Feſtlandes ein gar abenteuerliches Märchen aus dieſer ſchickſalsvollen Revolutionsgeſchichte von Korkyra entlehnen, und es wundert mich, daß es von ſtoffbedürftigen Poeten, die nicht fortwährend die alten Wege treten wollen, noch nicht geſchehen. Ich würde beſonders Paul Heyſe, den Dichter der Braut von Cypern und des lieblichen kleinen Epos Thekla, auch Gregorovius, der ſo in Pompeji ſchon ein antikes Muſterbild, den Roman des Euphorion aufgeleſen, dazu vorſchlagen. Man müßte den Liebhaber mit den Optimaten nach Epirus entfliehen, dort, nicht in den böhmiſchen,

aber in den immergrünen albanischen Wäldern ein romantisches Banditen- und Seeräuberleben führen, dann ihn den verzweifelten Zug auf den Istone anregen und mitmachen lassen, weil er die Trennung von seinem bürgerlichen Mädchen nicht länger ertragen kann, das inzwischen jeden Tag Abends auf das hohe Cap der Akropole steigt, um dort unter der Heuchelung des Gottesdienstes aus dem Cypressenhaine der Burgtempel nach den verabredeten Rauch- und Feuerzeichen auszulugen, bis ihr diese fehlen, ein trauriger Tag und eine schlaflose Nacht um die andere werden, und man ihr einmal bei der Rückkehr von ihren Bittgängen den erschlagenen Freund in den engen Gassen der kleinen Marmorstadt entgegen bringt. Es müßte um dieses zwiefache Schicksal ein reiches, lebendiges, antikes Städtebild aufgebaut werden, aber einfach und natürlich, auch etwas derb und gewöhnlich, so wie man die Vorlagen dazu noch jetzt lebendig in abgelegenen orientalischen Ortschaften findet; nicht geschminkt und unmöglich, ich möchte sagen unmenschlich, so wie man bisher gewohnt war, das antike Leben sich einzubilden und es anzuschauen. Aber den Grundton und die Gesammtfarbe und dadurch auch die Stimmung in die Seele des Zuschauers, wie dieses ja auch der eigentliche und wesentliche, nur verborgene und nicht gleich ersichtliche, mehr nur der unterirdische Zweck der ganzen kleinen Liebesgeschichte zu sein hätte, wäre eine leicht leserliche Charakteristik jener ungeheuerlichen Zeit der grenzenlosesten Parteiwuth, des grausamsten Bürgerzwistes, gemeinsten Neides, welche die Geschichte jemals irgendwo gesehen, welche Staat gegen Staat, Stadt gegen Stadt und in der Stadt das Volk gegen den Adel, die Reichen gegen die Armen, den Einzelnen gegen Alle stellten, bis Griechenland aus einem Garten der schönsten Culturblüthe, welche die Menschheit je getrieben, sich in einen Haufen öder Gebirge, leerer Meere und verwüsteter Städteruinen verwandelt hatte; eine Charakteristik also oder gewissermaßen eine Uebertragung in's Per-

sönliche, eine Verkörperung jener erschütternden Worte des Thukidides, womit er in seiner peloponnesischen Geschichte das damalige Wesen seiner Landsleute gemalt hat: „Man vertraute weniger seinen Verwandten als seinen Parteigenossen, weil diese bereitwilliger waren rücksichtslos zu wagen. Denn solche Verbindungen wurden nicht geschlossen, um in Uebereinstimmung mit den geltenden Gesetzen einen gemeinnützigen Zweck anzustreben, sondern selbstsüchtiger Vortheile wegen gegen die bestehenden Einrichtungen. Und die gegenseitige Treue beruhte nicht sowohl in dem göttlichen Gesetze als in der Gemeinschaft an Verbrechen. Die von den Gegnern ausgehenden heilsamen Vorschläge nahm man unter thatsächlichen Vorkehrungen, wenn man gerade unterlegen war, und nicht aus Edelsinn an. Sich an Jemanden rächen, galt für wünschenswerther als einer Beleidigung auszuweichen. Und wurden ja einmal Versöhnungseide geschworen, so galten sie, indem sie aus Noth gegenseitig geleistet wurden, eben für den Augenblick, so lange man nicht von anderen Seiten Verstärkung erhielt. So kam jede Art von Unsittlichkeit durch die Parteikämpfe in Hellas auf, und die Herzenseinfalt, mit welcher der Edelsinn am meisten verbunden ist, wurde verlacht und verschwand; dagegen mißtrauischen Sinnes sich einander gegenüberstehen, das ward in hohem Maße vorherrschend."

Später haben die italienischen Städte der Renaissance mit den Wissenschaften und Künsten auch diese Zustände des Thukidides wörtlich wiedergeboren, damals aber lieferte Korkyra das vollendetste Beispiel derselben.

6. Capitel.

Das Jahrhundert der lakedämonischen und thebanischen Vorherrschaften.

373 vor Christi wiederholten sich die Bürgerkämpfe auf Korkyra. Diesesmal noch offenkundiger unter fremdem Einflusse.

Der Plan der Lakedämonier ging damals sogar nach einer Inkorporirung Korkyra's. Es sollte noch einmal der Versuch gemacht werden, die durch ihre geographische Lage auf dem Wege zur Adria, nach Sicilien und Italien militärisch wie handelspolitisch gleich wichtige Insel der atheniſchen Bundesgenossenschaft zu entwinden und dort auch die überall in Griechenland Sparta befreundete Aristokratie an die Stelle der Demokratie einzusetzen. Auch Dyonisios von Syrakus war aufgefordert worden, sich an diesem neuesten Sturme gegen Korkyra's Freiheit zu betheiligen. Gesandte gingen von Sparta zu ihm „und suchten" — so erzählt nun Xenophon die Fortsetzung dieser Geschichte — „ihn von den Vortheilen zu belehren, die ihm erwüchsen, wenn Korkyra nicht unter Athen stände".

Wieder begann die Sache damit, daß die Oligarchen zu ihrem Schutze gegen die Volkspartei die Lakedämonier beriefen. Sie versprachen ihnen Korkyra zu überliefern. Wenn man solche Züge des Vaterlandsverrathes bei den alten Griechen, die in der Geschichte aller ihrer Lebensalter nicht selten sind, nicht flüchtig liest oder wissentlich in vorhergefaßten Meinungen übersieht, dann kann man die heutigen Griechen kaum so erstaunt ansehen, wie dieses von vielen enttäuschten Philhellenen der Befreiungskriege geschehen ist, und braucht auch nicht zu fallmeraherischen Nacheinwanderungstheorien zu greifen, um einen Unterschied vom Heutigen zum Damaligen begreiflich zu finden. Im Gegentheile, vielleicht sind dort in der neueren Zeit solche Beispiele vom Verrathe des Landsmannes zu Gunsten des Fremden sogar seltener geworden und gewesen.

Das Jahr vorher, 374 vor Christi, war zwischen den Athenern und Lakedämoniern ein kurzer Friedensschluß zu Stande gekommen. Der Admiral der Athener, Timotheos, fand darin einen Grund, die von den lakedämonisch gesinnten zantiotischen Aristokraten Verbannten in ihre Heimat zurück zu bringen. Diese exilirten Zakynthier hatten bisher unter ihm

gedient. Die Lakedämonier aber griffen nun nach dieſer Zurückführung, die ſie vertragswidrig ſchalten, als nach einem Vorwande den Krieg wieder zu erneuern. Das ganze joniſche Meer wurde ſein Schauplatz als im Frühlinge des nächſten Jahres, 373 vor Chriſti, die Lakedämonier zuerſt den heimſäſſigen Zakynthiern Hilfe zur Wiederaustreibung ihrer verwieſenen Mitbürger ſchickten. Eine Flotte von 25 Trieren ging dorthin unter der Anführung des Ariſtokrates, eine andere von 22 Dreirudern unter dem Alkidas angeblich nach Sicilien, mit der vertraulichen Weiſung jedoch ſich Korkyra zu nähern und dort den Oligarchen die Hand zu reichen. Aber die Volkspartei hatte Kenntniß vom Verrathe und ſich an die Athener gewendet. Die Athener verſprachen und gaben die Hilfe, nur kam ſie etwas zu ſpät. Die Demokratie auf Korkyra hielt ſich nämlich in all' dieſen Kriegen zu Athen und dieſes Bündniß war eines der ſtärkſten Fundamente der athenienſiſchen Vorherrſchaft in den weſtlichen Meeren.

Die Lakedämonier hatten inzwiſchen eine noch größere Flotte geſammelt, 65 Schiffe, darunter auch einige von Leukas und Zakynthos, die alſo fortwährend feindlich zu Korkyra ſtanden, wohl weil in beiden Städten die Ariſtokraten obwalteten. Dieſe Seemacht mit 1500 lakedämoniſchen Soldaten an Bord führte nun der Spartaner Mnaſippos vor Korkyra. „Er forcirte den Hafen, eroberte dort vier Schiffe der Korkyräer, landete die Truppen, nahm das ganze freie Land ein und verheerte die herrlich beackerten und bepflanzten Gefilde mit ihren prächtigen Gebäuden und den Weinkellern, die auf den Feldern angelegt waren, ſo daß der Soldat ſo wohllüſtig geworden ſein ſoll, daß er nur wohlriechende Weine trinken wollte. Auch Sklaven und Vieh in großer Anzahl erbeutete er auf dem Lande." Dieſes wörtlich wiedergegebene Bild volkswirthſchaftlichen Reichthumes der Korkyräer ſcheint mir bemerkenswerth genug. Denn Xenophon war beinahe ein Augenzeuge

dieſer Zeit und ihrer Ereigniſſe, und hat ſelbſt eine national-ökonomiſche Studie geſchrieben.

„Hierauf — ſo ſetzt Xenophon ſeine Schilderung dieſer letzten Belagerung Korkyra's durch die Peloponneſier fort — hierauf ſchlug Mnaſippos ſein Lager auf einem ungefähr fünf Stadien von der Hauptſtadt entlegenen Hügel auf, der das Land überſah, um von da aus Jedem den Eingang in's korkyräiſche Gebiet zu ſperren; die Flotten aber ließ er auf beiden Seiten der Stadt vor Anker gehen, wo er die Einlaufenden vorher entdecken und auch zurückweiſen zu können glaubte. Auch lag die Flotte, wenn der Sturm es nicht hinderte, vor dem Hafen. So ſchloß er nun die Stadt ein."

Dieſe Schilderung iſt ſehr klar und genau. Mit den 1500 Miethstruppen ſperrte er die Stadt im Rücken auf der Landſeite ab, ſo daß ihr von dort und auch nicht quer über die Inſel, allenfalls durch Zufuhr vom weſtlichen Mittelmeere irgend welche Verſtärkung an Truppen oder Nahrungsmitteln zukommen konnte. Den Seeweg durch den Canal von Norden und ebenſo den von Süden ſperrten zwei dort links und rechts vor der Stadt kreuzende Abtheilungen der Flotte. Die beiden Häfen, der des Alkinoos, die Bucht von Caſtrades, und der See von Kalichiopulo, der hylläiſche, waren alſo völlig unzugänglich für Zufuhren vom albaniſchen Feſtlande herüber oder von Griechenland kommend.

Auch empfanden die Korkyräer dieſe Lage als eine „große Verlegenheit". Sie ſandten neuerdings zu den Athenern und baten um Hilfe, wobei ſie anführten, „daß die Athener einen wichtigen Vortheil wegwürfen, wenn ſie ſich Korkyra nehmen ließen und dem Feinde dadurch eine große Gewalt zuſpielten. Denn kein Staat, ausgenommen Athen, könne mehr Gelder und Schiffe liefern. Dazu läge Korkyra vortheilhaft wegen des korinthiſchen Meerbuſens und der an demſelben ſtehenden Städte; ſo vortheilhaft dem lakedämoniſchen Gebiete zu ſchaden

und so vorzüglich vortheilhaft wegen des gegenüberliegenden festen Landes und der Ueberfahrt von Sicilien nach dem Peloponnes."

„Nach Anhörung dessen glaubten die Athener mit Nachdruck darauf Bedacht nehmen zu müssen und ließen den Stesikles als Befehlshaber mit 600 Leichtbeschildeten auf dem Landwege abgehen. Alketas, der ihnen befreundete Molosser-König, wurde ersucht diese Hilfstruppen heimlich von Epirus aus der bedrohten Stadt zuzuführen. In der Nacht wurden nun diese auch wirklich übergesetzt und kamen glücklich in die Stadt." Ueberdies aber rüsteten die Athener 70 Schiffe aus und stellten sie unter den Iphikrates.

„Unterdeß litten die Korkyräer eine so große Hungersnoth, daß Mnasippos bei der Menge der Ueberläufer öffentlich bekannt machen ließ, er werde jeden Ueberläufer verkaufen. Wie sie aber demungeachtet noch desertirten, schickte er sie zuletzt gegeißelt zurück. Allein die Belagerten nahmen nun diese Sklaven nicht wieder in die Stadt auf, sondern viele kamen außen um's Leben. Mnasippos dagegen dachte, wie er dieses sah, die Stadt schon völlig inne zu haben und traf eine Neuerung unter seinen Miethtruppen. Er setzte einige ganz außer Sold und denen, die blieben, blieb er den Sold von zwei Monaten schuldig."

„Wie nun die Belagerten von ihren Schanzthürmen sahen, daß die Posten nicht mehr so wachsam als früher waren und sich die Leute in's Land zerstreut hatten, thaten sie einen Ausfall, bekamen Einige gefangen, Andere machten sie nieder. Da Mnasippos dieses erfuhr, ergriff er selbst die Waffen und eilte mit allen Schwerbewaffneten zu Hilfe und den Hauptleuten befahl er mit den Miethtruppen nachzurücken. Als ihm nun einige Hauptleute antworteten, es wäre nicht so leicht die Leute folgsam zu machen, wenn man ihnen nicht gebe was ihnen zukäme, schlug er den Einen mit dem Stock,

den Anderen mit dem Spieße. Mißmuthig hiedurch gemacht, maſchirten ſie insgeſammt voll Haß gegen ihn aus, welches am wenigſten bei einer Schlacht zuträglich iſt."

„Sobald er ſie nun geſtellt hatte, verfolgte er zwar ſelbſt die Feinde, die ſich nach den Thoren hin flüchteten; allein wie er ihnen nahekam, wandten ſich die Korkyräer um und warfen und ſchoſſen von den Grabmalen. Andere drangen aus anderen Thoren und griffen den Mnaſippos im Rücken an. Acht Mann hoch geſtellt, zeigte ſich nun doch dieſe Tiefe der Truppen zu ſchwach. Die Leute Mnaſippos' ſuchten ſich zurückzuziehen. Wie ſie aber umzukehren anfingen, drangen die Korkyräer auf ſie als Flüchtlinge ein."

„Mnaſippos konnte aber den im Gedränge Befindlichen nicht zu Hilfe kommen wegen des Eindringens der ihm unmittelbar Gegenüberſtehenden. Auch ward er immer mehr und mehr verlaſſen. Zuletzt griff die ganze Macht der Korkyräer die ſchon verminderten Truppen des Mnaſippos an. Er ſelbſt fiel in dem Gedränge und die Korkyräer hätten es gewagt das Lager nebſt der Verſchanzung wegzunehmen, wenn ſie nicht das Getümmel der Handelsleute, der Diener und Sklaven darin für brauchbares Kriegsvolk angeſehen hätten. Das machte ſie vor demſelben umkehren."

„Aber die Korkyräer errichteten nach dieſem glücklichen Ausfalle ein Siegeszeichen und wurden beherzter, denn es kam ihnen auch das Gerücht noch zu Hilfe, Iphikrates mit der Flotte der Athener werde bald erſcheinen. Sie ſelbſt rüſteten nun Schiffe aus, um ihm zu begegnen."

„Die Belagernden verloren immer mehr den Muth und den Glauben an eine mögliche Einnahme der Stadt. Hypermenes, des Mnaſippos Stellvertreter, rüſtete daher den Rückzug. Er ließ alle Sklaven und Güter auf die Schiffe bringen und ſchickte ſie weg. Er ſelbſt deckte einſtweilen mit den Seeleuten und den wieder geſammelten Truppen die Ver-

schanzungen. Zuletzt aber konnte er diese nicht mehr halten und in voller Bestürzung, von den Athenern auf Korkyra überfallen zu werden, retteten sich Alle auf die Dreiruderer und mit diesen möglichst eilig unter den Schutz der peloponnesisch gebliebenen Festung Leukas. Ihr Lager mit einem großen Vorrath an Lebensmitteln, an Wein, einer Menge Sklaven und kranker Soldaten ließen sie den Korkyräern zur Beute zurück." Das war also ein vollständiger Sieg der Korkyräer, allerdings nicht ganz selbständig errungen, denn die Furcht vor den drohenden Athenern hatte ihn zuletzt entschieden. Die vielen Schleudereicheln, alle mit altgriechischen Namen gestempelt, die man in neuerer Zeit gerade auf diesen von Xenophon so deutlich bezeichneten Schlachtfeldern gefunden hat, halte ich als Ueberbleibsel und Zeugnisse dieser erbitterten Kämpfe.

Iphikrates war erst vor Lakonien angelangt als er die Nachricht von diesem Siege und die Flucht der Peloponnesier erhielt. Das ließ ihn nun noch langsamer und besonnener vorgehen. Er hielt vor Kephallonia und wartete neuere Nachrichten ab, die ihm denn auf das zuverlässigste die ersten Gerüchte bestätigten. Er unterwarf zuerst die Städte der Kephallenen; darauf segelte er nach Korkyra, nun nur mehr bedacht die Flotte des Syrakusers Dionysios abzufangen, der den Peloponnesiern zu Hilfe dorthin zu kommen versprochen hatte. Sofort stellte er Späher auf die westliche Küste der Insel, wo sie das ganze jonische Meer mit dem Wege nach Sicilien überschauen konnten. Und diese Kundschafter brachte er durch Herolde in Verbindung mit seiner Flotte. Als ihm die Ankunft der zehn syrakusanischen Schiffe gemeldet wurde, war denn auch auf das eiligste seine Flotte bemannt und kampffähig. So glückte es ihm die ganze syrakusanische Flotte mit all' ihrer Mannschaft gefangen zu nehmen und triumphirend

in den Hafen von Korkyra zu schleppen. Ihr unglücklicher Führer Krinippos gab sich dort den Tod.

Nicht ein Sommer war vergangen und Athen sah sich wieder unbestritten Herr des jonischen Meeres. Centrum und Pivot dieser Herrschaft war Korkyra. Dort ließ Iphikrates zunächst seine Flotte. Aber so unbestritten gehörte ihm das Meer, daß er die Matrosen an das Land gehen lassen konnte, um sie durch Feldarbeit bei den Korkyräern zu erhalten. Er selbst hatte sich mit den Landtruppen nach Epirus überschiffen lassen und rückte nach Akarnanien. Dort richtete er die befreundeten Städte wieder auf, kam nach Korkyra zurück und nahm seine und der Korkyräer Flotten nun mit sich, so daß er ungefähr 90 Schiffe unter seinem Befehle gesammelt hielt. Mit diesen warf er sich zuerst auf Kephallonien, das er um eine große Summe brandschatzte, und dann auf die lakonische Küste selbst. Das ganze jonische Meer und die Inseln waren ihm unterthan als er 372 vor Christi von der Nachricht überrascht wurde, daß sich die Athener und Lakedämonier in einem neuen Friedensschlusse geeint hätten.

Dieser Siegeszug des Iphikrates und seine rasche Befreiung Korkyra's war der letzte Abendglanz, der der atheniſchen Macht noch einmal kam; jenes Licht, da die Sonne schon untergegangen — denn die Vorherrschaft der Athener war in ihrem Wesen und Bestande bereits im Jahre 405 vor Christi beim Ziegenflusse (Aigospotamoi) im Hellespontos, Lampsakos gegenüber, getödtet worden — das noch einmal über die Berge oder von unten aus dem Meere herauf leuchtet, recht eigentlich magisch und wunderbar, weil es zugleich einem versunkenen und schon einem anderen kommenden Tage angehört, auch einem Tage und ähnlich dem heutigen, gewesenen, — so daß sich darum mit vollem Rechte Morgen- und Abendglanz gleichen — aber doch einem anderen Tage.

7. Capitel.

Die alexanderiniſche Zeit.

Den Friedensſchluß des Jahres 372 vor Chriſti hatte Perſien zwiſchen Athen und Sparta vermittelt. Die Bundesgenoſſen beider Theile waren darin einbegriffen. Sie ſollten nur die Heere und Flotten abrüſten. Das that Korkyra und lebte nun wieder einmal zehn Jahre frei nach ſeinen eigenen Geſetzen. Es war das letzte Gute, das es von Athen empfing.

In Griechenland folgte inzwiſchen das Ringen zwiſchen Sparta und Theben. Sie tödteten ſich dort Alle wechſelſeitig, zuerſt die Lakedämonier die Athener und dann fraßen Spartaner und Thebaner ſich gleichzeitig auf. Ein boshafterer und muthwilligerer Verbrauch an Menſchenkräften und zwar den ſchönſten und üppigſten, welche Gott je ſeiner Welt gegeben hat, iſt nie geſehen worden. So ſind die griechiſchen Völker reif für die ſtrengere aber auch ordentlichere Herrſchaft eines Tyrannen geworden. Von allen Seiten erſtanden ſie. Es lag nun im Blute wie in der Zeit. Selbſt die Mittel, die ſie abwehren ſollten, verkehrten ſich unwillkürlich darein. So auch 362 vor Chriſti auf Korkyra, wo plötzlich die Oligarchen zur Herrſchaft gelangten durch die Unterſtützung des athenienſiſchen Feldhauptmannes Chares, der doch urſprünglich die Aufgabe gehabt hatte, das Meer und die Inſeln gegen die ungebührliche Räuberherrſchaft des Tyrannen Alexander von Pherae zu ſchützen. Eine Redeſtelle des Demoſthenes, wo er Namens eines gewiſſen Diodoros ſich gegen ein von Timokrates vorgeſchlagenes Geſetz kehrt, ſtellt es außer Zweifel, daß dieſes Mal die Ariſtokraten, die er dort den Athenienſern als: „Euere Feinde, einer von denen Korkyräern, die heute ihre Stadt beherrſchen“, bezeichnet, ſogar bis wenigſtens zum Jahre 347 vor Chriſti, da dieſe Rede gehalten wurde, die Regierung

in Händen behielten. 345 vor Christi aber scheint diese Gewalt wieder überwunden gewesen zu sein. Es hätte sonst der Demokrat Timoleon, der seinen Bruder erschlug um das Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien, nicht gewagt mit seinem kleinen Abenteuerzuge, womit er nach Sicilien ging, um Syrakus die Freiheit zu geben, vor einem aristokratisch regierten Korkyra anzulegen. Dieses aber that er und nahm sogar drei Schiffe von dort aus mit. Eine brennende Fackel leuchtete ihm dabei des Nachts am Himmel voraus, bis er in Italien anlegte, so daß der Stern der Weisen aus dem Morgenlande, die flammende Wolkensäule, die vor Moses und den Israeliten zog, noch einen dritten wegweisenden Himmelsboten zum abenteuerlichen Gesellschafter in der Geschichte hat. Und wirklich, entsprechend diesem himmlischen Vorzeichen des damaligen göttlichen Wohlwollens für die Demokraten, waren er mit seinen vier und die Korkyräer mit ihren drei Schiffen am fünfzigsten Tage darauf schon Herren von Syrakus und Dyonisios, der Tyrann dort, ihr Gefangener.

Auch daß Korkyra während den demostheniſchen Kämpfen im Bündnisse zu Athen gegen König Philipp von Macedonien stand, läßt vermuthen, daß ihm die demokratische Regierungsform wieder gegeben worden war.

In den Kriegszeiten des Alexander verschwindet Korkyra von der Bühne. Die Welt wurde dann plötzlich so groß, daß eine Insel darin kaum mehr der Tropfen im Meere war. Eine Silbermünze, welche Korkyra mit dem gewöhnlichen Abzeichen des Königs der Könige schlug, zeigt, daß es keine Ausnahme von dem übrigen Griechenland machte und seiner Allmacht ebenso unterworfen war. Es hat also mit Theil, im Allgemeinen wenigstens, an dem unvergänglichen Siegesglanze der griechischen Waffen über Asien, und von den vielen Schätzen, welche damals von diesem anderen Welttheile nach Europa geschleppt wurden, dürfen wir uns manches in das Reich des

Alkinoos verpflanzt denken. Wenn man übrigens beachtet, wie seit Langem schon, und mit jedem Jahre leichter, kleine griechische Freibeuterschaaren glücklich gegen die Asiaten kämpften, begreift man den Gedanken Alexander des Großen, das persische Reich zu zerstören. Er war in der That genügend durch die Erfahrung vorbereitet. Der König mußte sich sagen; daß ihm der Erfolg nicht fehlen könne, wenn ihm zum ersten Male das nicht fehle, was sonst immer fehlte, die Einheit der griechischen Macht.

Nach Alexander's Tode, als wieder kleine Reiche zur Geltung kamen, durfte Korkyra 312 vor Christi sogar gegen einen der alexanderinischen Erbkönige, den Kassander, den Bewohnern von Epidamnos, des heutigen Durazzo, und von Apollonia, heute Avlona, zu Hilfe kommen; Apollonia die Freiheit wiedergeben und Epidamnos, weil es mehr gegen Norden liegt und wohl nicht vor seinen barbarischen Grenznachbarn, den Illyriern, zu halten war, deren König Glaukias abtreten. Kassander aber mußte geschlagen nach Makedonien heimkehren. Und ebenso halfen sie in demselben Jahre den Leukadiern, sich vom Zwingjoche des Makedoniers zu befreien.

Unglücklicher waren sie 303 vor Christi dem spartanischen Abenteurer Kleonimos gegenüber. Er bemächtigte sich der Stadt und der Insel, und zwang ihre Flotte seinen Piratenzug gegen Athen und dann weiter hinauf bis zu dem Lido der Veneter mitzumachen, so daß damals schon Corfu und Venedig, die sich später so viele Jahrhunderte lang so innig naheſtehen sollten, in eine gewisse Berührung gekommen sind. Aber nur zwei Jahre konnte sich dieser ungerathene Königssohn auf Korkyra halten. Die Insel fiel wieder an sich selbst zurück. Nun kehrte sich Kassander directe gegen sie, und die Korkyräer entgingen diesmal seiner Alleinherrschaft nur durch die Unterwerfung unter eine andere. Der König der Makedonier hätte Korkyra erobert, wäre nicht der König von Sicilien, Agathokles,

der ehemalige Töpferjunge, der Inſel im letzten Augenblicke noch rechtzeitig zu Hilfe gekommen. Griechen kämpften auch hier gegen Griechen. Die ſiciliſchen, die in Afrika geſiegt und das mächtige Karthago ſelbſt beinahe niedergeworfen hatten, wollten ſich nicht ſchlechter als die makedoniſchen Soldaten zeigen. Dazu kam die außerordentliche Befähigung des Agathokles. Er verbrannte vor Korkyra die ganze Flotte der Makedonier und ſtellte ſeine Triumphzeichen auf die glücklich befreite Küſte, 299 vor Chriſti. Später machte er es wie Napoleon, dem ich überhaupt dieſen ſicilianiſchen Abenteurer auffallend ähnlich in ſeinen Feldherrenwagniſſen und in der Art ſeiner Kriegführung, ſeiner Diplomatik, ſelbſt in ſeinem Humore und im ſelben perſönlichen Muthe vergleichbar finde. Er ſchloß mit dem Gegner, den er ſo erbittert beſtritten, Frieden und gab ihm das ſtreitige Kampfobject zur Ausſteuer bei der Heirat ſeiner Tochter Lanaſſa, die er dem Makedonier vermählte. Ein herrlicher Schiffszug brachte die Prinzeſſin nach Epirus, und ſo wurde Korkyra, wogegen es ſich ſo ſehr gewehrt hatte, Unterthan dem gegenüberliegenden Feſtlande.

Mit dem Siege des Pyrrhos über den Kaſſander kam dem Pyrrhos die Lanaſſa zur Gemahlin zu. Sie gebar ihm einen Sohn, Alexander; und dieſe durch Korkyra vermittelte Familienverbindung des Agathokles zum Epiroten wurde vielleicht dann der Anlaß für die Einmiſchung des Pyrrhos in die ſicilianiſchen Angelegenheiten. Die Syrakuſaner riefen ihn aus Italien gegen die Karthager zu Hilfe.

Als er aber dieſes gebildete griechiſche Weib ſeinen zwei anderen barbariſchen Gemahlinnen nachſetzte, ging ſie beleidigt nach Korkyra zurück und, um einen anderen Mann zu haben, bot ſie ſich und die Inſel dem Demetrios von Makedonien an. Er nahm beides und legte gleich eine Beſatzung in die Feſtung. Eine Silbermünze zugleich mit den Symbolen des Demetrios und dem Monogramme von Korkyra bezeugt auch

dieſe Herrſchaft eines makedoniſchen Königs auf Korkyra. Die Ausſöhnung beider gab es an Pyrrhos zurück, 289 vor Chriſti, und als dieſer Makedonien verlor, Demetrios aber in der Gefangenſchaft geſtorben war, wurden die Korkyräer nochmals frei, 279 vor Chriſti.

So flog Corfu damals ſchon, wie ſpäter im Mittelalter wieder, mit raſchen Wechſelſchlägen von einer Hand in die andere und wurde in ſeinen Schickſalen gebunden an die abenteuerlichen der gegenüberliegenden epirotiſchen Feſtländer, wo auch ſchon ganz dasſelbe beſtand, was heute dort Alles beunruhigt, daß kein Nachbar dem anderen traut, einer den anderen überliſtet und zu unterwerfen ſucht, bis der Ausländer kömmt, damals der Römer, heute der Türke, und dieſes Spiel der Parteien, Religionen und Nationalitäten, des Ehrgeizes ausnützt, ſich dazwiſchen und endlich darüber ſetzt. Die meiſten Stellen der Erde haben ſo ihre ihnen eigenthümliche Lebensweiſe. Und Regieren und Gehorchen gehören mit darein.

8. Capitel.

Etwas Socialismus, Numismatik und Theologie.

Es iſt den Staaten wie den Einzelnen gegeben, und dieſes wohl das gütigſte Geburtstagsgeſchenk des Himmels, beinahe ein Ausgleich für die jämmerlichen Folgen der Erbſünde, daß ſie länger zum Verfallen als zum Reifen brauchen. Die Blüthe macht ſich ſchußähnlich. Vielleicht iſt es für die ganze Welt, für alles darin Geborene überhaupt ſo. Der Frühling dauert allem Irdiſchen kurz, über Nacht grünen und blühen die Pflanzen; das Abſterben des Herbſtes währt verſöhnlich bis in den todten Winter hinein. Nur irrt man ſich oft und nimmt noch für Entwickelung und Wachsthum, was ſchon Tod iſt, ſo beſonders die eitlen und ſelbſtgefälligen,

eingebildeten Menschen vom Schicksale ihres Staates. So auch die Korkyräer wohl bis in dieses zweite Jahrhundert vor Christi. Noch zur Zeit der syrakusanischen Expedition Athens, als Parteiwuth eine Revolution um die andere entzündet hatte und die Kraft des Gemeinwesens durch die sogenannte Freiheit der Bürger schon völlig zertrümmert war, waren sie übermüthig und reicher als an den meisten übrigen Orten der damaligen Welt. Es war in Korkyra ein Wohlleben üblich, von dem es nur ein reiner Zufall gefügt hat, daß es nicht sprichwörtlich wurde wie das der Sybariten und Krotoner. Es scheint die Bevölkerung beinahe ausschließlich aus solchen Berufsständen bestanden zu haben, die sich nur auf's Geldverdienen und Unterhalten gelegt: also Banquier- und Kaufmannsstadt. Vielleicht ist heute in der ganzen Welt keine so exclusiv in dieser Richtung lebende Ortschaft zu finden. Einer dieser reichen Geldherren, Epikerdes, konnte in Sicilien, da die Athenienser gefangen in Syrakus lagen, beinahe alle die vielen Tausende verproviantiren.

Die Münzen von Korkyra geben Zeugniß von dieser Bedeutung, welche das Geld dort hatte. Sie sind sorgsam und mit einem künstlerischen Gefallen am Bilde geprägt. Die ältesten, die mir bekannt wurden, sind Silbermünzen. Man datirt sie bis etwa 700 Jahre vor Christi zurück, unmittelbar nach der Einwanderung des Chersikrates aus Korinth. Diese zeigen auf der Vorderseite manchmal nach links, auf anderen Exemplaren nach rechts gewendet, eine säugende Kuh. Man glaubt dieses Bild im Zusammenhange mit der religiösen Fabel der Apolloheerde. Wir hätten also auch auf Korkyra die Sonnenrinder des Helios und auch durch die Münzen für Corfu eine thatsächliche Anspielung an den Homer und einen Beweis für die Abstammung der Phäaken aus Trinakria gegeben. Die Rückseite dieser Münzen weist den Garten des Alkinoos, also durchaus homerische Landschafts-

bilder. Das Gewicht dieſer Münzen iſt kleinaſiatiſch, ſo daß ich auch dadurch in meinem Glauben an den phönikiſchen Charakter der ſeetüchtigen Phäaken beſtärkt werde. Es ſind Stateren, leichter als die äginätiſchen, aber gleichgewichtig den kretenſiſchen, wodurch nochmals die mehr Aſien als Griechenland zugekehrte Richtung der erſten corfiotiſchen Geſchichte ganz in Uebereinſtimmung mit der homeriſchen Darſtellung beſtätigt wird. Es finden ſich auch Theilmünzen mit dieſen Bildern, Halb- und Viertelſtateren, doch dieſe ſcheinen weit jüngerer Zeit und nahmen auf die Rückſeite ein K auf; noch ſpäter, etwa im fünften Jahrhundert vor Chriſti, das KOP und im vierten und dritten Jahrhundert ganz ausgeſchrieben KOPKYPAI und KOPKYPAIΩN.

Auch Münzen der epirotiſchen Colonien der Korkyräer fanden ſich mit dieſen ſelben Bild- und Schriftzeichen.

Eine zweite Reihe von Silbermünzen, Stateren, Viertel-, Sechſtel-, Achtel- und ſelbſt Sechzehntel-Stateren tragen auf der einen Seite eine Amphora, auf der anderen einen Stern. Die Amphora hat zwei Henkel, oft liegt ein Epheuzweig daneben oder er hängt darüber, auch ein Є und Y zu ihren Seiten, oder links im Felde ein Kantharos, rechts eine einhenkelige Kanne kömmt vor. Der Stern liegt meiſtens vertieft in einem Vierecke oder einem Runde, iſt ſechs-, vier- und achtſtrahlig. Zwiſchen den Strahlen erſcheinen Punkte, eine Traube, oder es iſt KOPKYPAI, auch nur K, KOP in ſie eingeſchrieben. Dieſe mit Schrift ſind die jüngſten. Einige derſelben haben auch ſchon Andeutungen von Magiſtratsnamen. Auch dieſe Münzen ſind noch von kleinaſiatiſchem Gewichte. Man deutet ſie in die ebenfalls noch völlig autonome Zeit der Inſel vom ſechſten bis zum vierten Jahrhundert vor Chriſti, als Ariſtokratie und Demokratie abwechſelten.

Die nächſtfolgende Epoche der korinthiſchen Obergewalt thun Gold- und Silberdrachmen dar, die zu Korkyra geprägt,

vereint mit dem dortigen auch die korinthiſchen Sinnbilder weiſen. So ein Zehndrachmenſtück, Goldmünze, mit dem fliegenden Pegaſus und dem Dreizack und K — O auf der anderen Seite. Eine Kupfermünze mit denſelben Bildern. Dann Silbermünzen, welche auf der Vorderſeite den mit Epheu bekränzten Bacchuskopf, auf der Rückſeite den fliegenden Pegaſus oder dieſes Dichterroß ſchwebend über einem Schiffsvordertheile haben. Daneben die Monogramme der Magiſtrate. Endlich noch andere Silberſtücke dieſer Zeit, alle auf dem Revers den Pegaſus, auf der Vorderſeite einen lorbeerbekränzten Apollokopf oder eine Frauenbüſte, die Haare ſchön geſcheitelt und gebunden, Schmuckgehänge in den Ohren und um den Hals.

Die athenienſiſche Herrſchaft ſah ich durch Silbermünzen, Viertelſtateren mit dem behelmten Pallaskopfe und mit der Traube innerhalb eines Epheukranzes, KOP daneben, vertreten; die kurze lakedämoniſche nur durch eine Kupfermünze documentirt: Adler aufrecht, auf dem Revers geflügelte Nike mit Lorbeerzweig in der Rechten. Von der makedoniſchen Obergewalt ſchien mir eine Bleimünze Kunde zu geben mit dem jugendlichen Herkuleskopfe unter der Löwenhaut, Rückſeite mit dem KOPKYPAIΩN und Schiffsvordertheil mit der Aufſchrift NIKA. Im Felde AYP. Der Styl dieſes Probeſtückes iſt jener der Epoche Alexander des Großen.

Für die Zeit der neuen Unabhängigkeit bis zu Agathokles von Syrakus zeugte mir eine Kupfermünze mit der Amphora und einer Traube ſammt Magiſtratslettern auf dem Rückſchilde. Auch Agathokles ſcheint dann ſeine eigene Kupfermünze hier geprägt zu haben: Kopf mit Helm und Doppelbuſch, Rückſeite KOP in einem Epheukranze und von ganz fremdartigem künſtleriſchem Charakter.

Für die epirotische Herrschaft des Kassander, Pyrrhos und Demetrios von Makedonien nahm ich die folgenden Kupfermünzen:

Æ mit dem Bacchuskopfe; Revers K—O Dreizack.

Æ Bacchus auf dem Panther, mit dem Thyrsos; Revers KOP. Faun, Wein in ein Kantharos gießend.

Æ Frauenkopf (vielleicht Lanassa); Revers KO Dreizack.

Æ Dreizack auf einem Epheublatte; Revers KO Stierkopf.

Und aus der Zeit nach des Pyrrhos Tode, da Korkyra noch einmal völlig frei und autonom war:

Æ Bacchantinkopf; Revers Epheukranz.

Æ Stierkopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen in einem Epheukranze.

Æ Behelmter Kopf; Revers KOP in einem Epheukranze.

Æ Bacchuskopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen, Amphora; dieselbe Münze auch mit einfachem KO oder KOP.

Æ KOP in Monogramm verschlungen, Schiffsvordertheil; Revers Traube an ihrem Zweige.

Æ Schiffsvordertheil; Revers KO Amphora.

Æ Schiffsvordertheil mit verschiedenen Magistraten; Revers KO Amphora.

Æ Schiffsvordertheil ΕΛΕΥΘΕΡΑ; Rev. KO Amphora.

Æ Cereskopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen, Schiffszierde.

Æ Cereskopf; Revers KOP in Monogramm verschlungen, Schiffsvordertheil.

Æ Cereskopf; Revers KO Stierkopf.

Æ Neptunskopf; Revers KO Stierkopf.

Von 229 vor Christi an, da Korkyra in jenes eigenthümliche halbfreie und halbunterthänige Verhältniß zu Rom kam, welches nicht unähnlich seiner noch von uns erlebten vor-

letzten Regierungsform, der Souzeränität unter der engliſchen Souveränität war, ſind mir dieſe Geldzeichen bekannt geworden:

Æ Neptunskopf; Revers KOPKYPA Amphora.

Æ Neptunskopf KOPKYPA; Rev. KOPKYPA Amphora.

Æ. ZEYC. KACIOC. Zeus Kaſſios links ſitzend, kegelförmige Tiara auf dem Kopfe, Speer in der Rechten; Revers KOPKYPAIΩN. Amphora.

Æ ZEYC. Zeus ſitzend. Revers KOPKYPA Amphora.

Æ ZEYC. KACIOC. Zeus ſitzend; Revers AΓPEYC. Agreus aufrecht in zweiſäuligem Tempel.

Æ KOPKYPA, Büſte der Korkyra; im Felde: Leier; Revers ZEYC. KACIOC. Zeus ſitzend.

Æ jugendlicher Herkuleskopf mit Löwenhaut; Revers KOPKYPAIΩN Schiffsvordertheil.

Æ Neptunskopf, im Felde: Dreizack; Revers ΦIΛOTA laufender Löwe.

Æ Köpfe des Herkules und der Omphale; Revers KOPKYPAIΩN. APIΣTEAΣ Schiffsvordertheil.

Æ Herkuleskopf mit der Löwenhaut; Rev. KOPKYPAIΩN Schiffsvordertheil mit verſchiedenen Magiſtratsnamen.

Æ KOPKYPAIΩN, Akroſtolion; Revers NIKANOP im Felde.

Æ Herkuleskopf mit der Löwenhaut; Revers KOP in Monogramm verſchlungen, HPΩΔHC, Schiffsvordertheil.

Æ Neptunskopf; Revers KOP in Monogramm verſchlungen, HPΩΔHC. Schiffszierde.

Æ Herkuleskopf mit der Löwenhaut; Rev. KOPKYPAIΩN Schiffsvordertheil (mit verſchiedenen Magiſtraten).

Æ 8 Köpfe des Marc Anton und der Octavia; Revers KOP in Monogramm verſchlungen, Schiffsvordertheil, ΦIΛOTAZ.

Æ Cereskopf; Revers ZΩ. Pegasus.

Æ Büste Neptuns. KOP in Monogramm verschlungen, Revers. C. PROCVΛEI. L. F. Rhombe.

Dieses ist die historische Lesung der Münzen von Corfu. Wenn wir nun aber ihre Zeichen auch in anderem Sinne befragen, so erhalten wir eine vollständige Charakteristik der Bewohner der Insel und erfahren, wie ziemlich jede Wissenschaft, nicht blos die geschichtliche, auch die künstlerische, die national-ökonomische und die sociale, selbst die Theologie noch in der Münzenkunde, wenn sie nur richtig entziffert wird, ihre werthvolle Bedienung findet. So erzählen uns die vielen Amphoren und Mischkrüge, die säugenden Kühe und Stierköpfe und die Gartensymbole des Alkinoos, und gerade diese Zeichen aus der ältesten Zeit stammend, dann die Trauben und Epheugewinde, die bacchantischen Bilder und Thyrsosstäbe von der Viehzucht, dem einbringlichen Landbau, der üppigen Weincultur, und wohl auch von dem Reichthume und Wohlleben der Bewohner überhaupt, welches ja auch andere Zeugnisse, wie das wörtliche des Xenophon so bestätigen. Die Neptunshäupter und der Dreizack, das mystische Schiff von Korkyra berichten von dem weit verbreiteten Handel, der reichen Kaufmannschaft, der Seetüchtigkeit des Volkes und auch, wie ich es schon oben gesagt habe, von der asiatisch-sicilischen Abstammung und bestätigen also die Geschichten des Homeros. Das geheimnißvoll verschleierte Köpfchen der Ceres aber führt uns zu der Sage des ältesten Namens der Insel, Drepane, und zu jenem Religionsdienste der Demeter, welcher das erste Glaubensbekenntniß der seligen Titanen gegolten haben soll, denen sie hier zuerst das Handwerk des Sichelns und Erntens lehrte, und gibt uns also auch noch ein Zeugniß von der besonders glücklichen Landwirthschaft der Insel. Herakles-, Apollo- und Bacchus-Gesichter, die Statue des Zeus Kassios erschließen andere religiöse Einzelnheiten und

zeigen uns die Tempel und Haine, welche auf den Vorlanden und Burgfelsen standen und denen vor allen anderen griechischen Göttern auf Korkyra der Glaube gefügig und die Menschen und das Land heilig waren.

Diesen Göttern feierte die Insel auch gymnastische Spiele. Eine Inschrift verewigt einen Sieger derselben. Und in diesen Uebungen thaten sich die Korkyräer überall hervor. So waren ein Archilokos in der neunundfünfzigsten Olympiade, ein Agatharchos in der einundsechzigsten zu Olympia Sieger im Wettlauf. Parmeniskos sogar zweimal im gleichen Spiele, in der hundert einundsiebzigsten und in der hundert dreiundsiebzigsten Olympiade. Von Philon, einem Sohne des Glaukos, einem Knaben, der zweimal im Faustkampfe gesiegt hatte, sah man zu Olympia im heiligen Haine des Zeus eine Statue des Glaukias, zu welcher Simonides die Unterschrift mit zwei Versen gefertigt hatte. Und ein anderer korkyräischer Jüngling, Therfilochos, war nach dem Zeugnisse des Pausanias für den Sieg im selben Kampfspiele sogar durch eine Statue des Argeier Polykleitos zu Olympia verewigt worden.

Ist es nicht ein merkwürdiges Zeugniß von der Unsterblichkeit, die der Mensch sich zu geben vermag, daß von dem kleinen abgelegenen, heute beinahe ganz übersehenen Korkyra diese unscheinbaren Namen so lange herüberleben, blos weil ihre Träger in Turnübungen einmal zu Olympia die stärkeren geblieben sind? Es ist zu bedauern, daß uns ein solcher das Andenken der Zukunft sichernder Brauch und ein solches allgemein giltiges örtliches Centrum fehlen. Es wäre mehr damit geholfen als mit allen Orden und Titeln der Großstaaten.

Dagegen scheinen Künste und Wissenschaften bei den Korkyräern Stiefkinder gewesen zu sein. Es haben Andere über sie geschrieben, so Aristoteles einen verlorenen Tractat über ihr Staatswesen, aber sie selbst gar nichts, weder von ihrem Leben, Dichten und Glauben, noch von ihrer Politik und Ge-

ſchichte erzählt. Ihre heutigen Hiſtoriker bemühen ſich wohl ſchmeichleriſch einen kleinen Parnaß zuſammen zu ſtellen. Aber erſtens ſind die Beweisſtellen für dieſe Namen nicht ſehr kräftig und dann wird auch die Zahl der alſo mühſam Vergötterten niemals eine große. Einen gewiſſen Ptolichos, Bildhauer, Schüler des Kritias und Meiſter des Amphion, nennt Pauſanias einen Korkyräer. Eumachos und Teugenes ſind als eingeborene Aerzte entdeckt worden, der letztere durch eine Inſchrift, der erſtere durch eine Stelle des Scholiaſten Apollodoros. Von einem anderen Gelehrten Namens Drakon haben ſich wenige Zeilen erhalten, ſo problematiſchen Inhaltes, daß die Männer der mittelalterlichen Wiſſenſchaften darüber wieder ſchreiben konnten, ſtreitend ob ſeine Schrift wirklich wie Athenaeos berichtet, die Mineralogie und nicht vielmehr die Theologie betraf. Anagallides, eine Schriftſtellerin, iſt geradezu eine mythiſche Perſon. Sie ſoll wegen dem Ballſpiele der Nauſikaa ihre Landsmännin als Erfinderin der Sphärik nachgewieſen haben. Agallias, ein Sophiſt, erläuterte den Homer. Einer ſeiner Commentare über den Schild des Achilleus hat ſich im Euſtatios erhalten. Auch Mnaſeas, der zur Blüthezeit der alexanderiniſchen Schule lebte und, wie es damals Brauch war, alles trieb, Kosmologie, Geometrie, Aſtronomie und ſo noch manches andere, alſo ein Univerſalgelehrter war, ſchrieb einer korkyräiſchen Inſchrift zufolge über den Homeros. Timoxenos deutete die Zukunft und goß ſeine Deutungen in Knittelverſe. Von einem anderen Dichter, Apollodoros, iſt nur eine nichtsſagende Zeile bekannt:

Singet, o Knaben, den Chor!

alſo auch nur gerade ſein Name, nicht ſein Verdienſt bewieſen. Am meiſten wird dieſes von einem Tragiker Philiskos, Sohn des Philotas, behauptet. Er blühte zur Zeit des Ptolemaios Philadephos. Mit ſechs anderen zeitgenöſſiſchen Dichtern wurde er in der affectirten Sprache jener Zeit das Sieben-

gestirn, die Pleiaden der Poesie genannt. Nach dem Zeugnisse des Suidas soll er zweiundvierzig Tragödien verfaßt haben. Ihr Gegenstand ist unbekannt und nicht eine Zeile auf uns vererbt, die nicht ebensowohl einem anderen gleichnamigen Poeten zugeschrieben werden könnte. Denn der Name war damals landläufig wie heute unser Mayer oder Müller. Nur das ist gewiß, daß er Bacchuspriester war und als solcher wird er mit in dem herrlichen Aufzuge genannt, womit der Ptolemaer die Vergöttlichung seines Vaters Ptolemaios Soter feierte.

Aber man sieht, selbst diese wenigen und dürftigen Namen blühten nicht mehr auf Corfu selbst. Die Insel war entsetzlich herabgekommen und entvölkert, und in einem Zustande der Muthlosigkeit und Wehrlosigkeit, des Sichselbstaufgebens wie er sich später beim Zerfalle des römischen Reiches, als Vandalen, Gothen und Hunnen abwechselnd das große, schöne Mittelmeer verheerten, hier beinahe wörtlich so noch einmal wiederholte. Der Lebenssamen der Menschheit selbst schien in diesen Gegenden erstorben und in alle Winde zerstreut. Nicht einmal gegen die Ruderkähne der rohen illyrischen Seeräuber wußte sich Korkyra zu vertheidigen, das doch Jahrhunderte lang das jonische und adriatische Meer allein beherrscht, und Korinth und Sparta in den gewaltigsten Seeschlachten der antiken Zeit besiegt hatte. Die Polizeiherrschaft der Römer mußte ihm wie ein Segen kommen. Aber seine Freiheit lebte nur noch im Sprichworte fort.

9. Capitel.

Die illyrischen Seeräuber und die ersten Römer auf Korkyra.

Den ersten Schritt sich zur Weltmacht auszubilden, also über das Meer hinüber, haben die Römer nach Afrika

gethan. Nachdem ihnen dieſer nicht ganz mißglückte, in der Zwiſchenzeit, ehe Hannibal ſeinen fabelhaft glücklichen Zug nach Italien that, verſuchten ſie ſich nun auch, ermuntert durch dieſen erſten großmächtlichen Erfolg, in anderer Richtung. „So und aus dieſen Urſachen geſchah es demnach" — ſchreibt der Grieche Polybios im zweiten Buche ſeiner Geſchichte des Aufſteigens und der Bildung der römiſchen Weltmacht, die man wohl einen umgekehrten Gibbon nennen darf — „demnach geſchah es, daß die Römer zum erſtenmale mit einer Heeresmacht nach Illyrien und den dortigen Theilen Europa's hinübergingen und außerdem mit einer Geſandtſchaft in Griechenland auftraten."

Dieſes demnach aber hatte darin ſeinen Grund, „daß die Illyrier — wie Polybios ſagt — damals nicht Dieſem oder Jenem, ſondern Allen gemeinſame Feinde waren". Das heißt ſie waren ganz einfach Seeräuber, die ihr muthwilliges Handwerk auf allen dieſen engen Meeren unbeſchränkt übten, weil in Griechenland keine Stadt und kein Staat mehr ſtark genug war, irgend welcher Kraft noch zu widerſtehen. Einzig die Aitolier wagten noch etwas. Aber auch ſie trieben eigentlich dasſelbe Handwerk und wenn ſie die Illyrier bekämpften, ſo geſchah es nur aus Eiferſucht und Nebenbuhlerſchaft. Ueberhaupt, wenn man mehr in dieſe Zuſtände hineinſchauen könnte, ſo hätte es nichts Ueberraſchendes mehr, den römiſchen Staat ſich dann ſo raſch — es geſchah in nur fünfzig Jahren — als Herren über alle dieſe Gegenden ausbreiten zu ſehen. Er muß dem bürgerlichen Bedürfniſſe wie ein Erlöſer gekommen ſein, unbequem nur den eigenſüchtigen Fürſten und dem Raubgeſindel. Dem gemeinen Beſten, dem Volke und Handel brachte er Geſetz und Recht und Vertheidigung nach allen Richtungen. einen Polizei- und Grenzſchutz, wie ihn das Leben noch gar nie gekannt. Nur ſo auch iſt zu erklären, daß

die Römer eigentlich überall von der Masse des Volkes freundlich aufgenommen wurden.

Nach Korkyra aber kamen sie in der folgenden Weise.

Die Illyrier hatten sich wieder einmal mit den Aitoliern bekriegt. Ihr König Agron in der Freude über den Sieg seiner Barbaren betrank sich so gewaltig, daß er an den Folgen seiner Ausschweifungen verschied. Illyrien grenzte an Epirus und hatte die Seeküste, die man heute Dalmatien nennt, und auch noch ein Stück von Albanien inne. Die Witwe dieses Säufers hieß Königin Teuta. Sie ist eine romantische und muthige Gestalt, eine rechte Abenteurernatur, der nur wohl in den Bewegungen der Aufregung war. Ihr galt nicht nur der Erfolg, auch das Ringen nach dem Erfolge. Sie belagerte Lissa, das damals eine bedeutende und selbständige Stadt hatte. Sie ging gegen Phoenike, die uralteste und reichste Stadt Epeiros, Corfu gerade gegenüber, los und überrumpelte sie im Bunde mit verrätherischen Schaaren der Gallier, welche die Epiroten in ihren Sold genommen hatten. Bis Elis und Messenien wagten sich ihre Raubschiffe verheerend hinab. Die ganze jonische See war eine Beute dieser Barbaren geworden, so wie später ganz ähnlich die Vandalen und noch später die Saracenen mit derselben Räuberei hier herrschten.

„Als der nächste Frühling kam, der des Jahres 229 vor Christi, rüstete Königin Teuta eine noch größere Zahl von Booten als das vorigemal und sandte sie nochmals gegen Griechenland aus. Von diesen versuchte ein Theil einen Handstreich auf Epidamnos, der andere aber ging weiter südwärts hinab und nahm seinen Lauf geraden Weges auf Korkyra. Nach einer glücklich bewirkten kühnen Landung schickten sich die Barbaren an die Stadt zu belagern. Unter diesen Umständen sandten die Korkyräer in ihrer Bedrängniß und völligen Verzweiflung zu den Achajern und zu den Aitoliern

und zugleich mit ihnen die Bewohner von Apollonia und Epidamnos und baten, man möge ihnen in aller Eile zu Hilfe kommen und es nicht ruhig mit anſehen, daß ſie von den Illyriern vernichtet würden. Jene hörten die Geſandten an, ſchenkten ihren Bitten Gehör und bemannten gemeinſchaftlich die zehn hochbordigen Schiffe der Achajer, mit denen ſie, nachdem die Ausrüſtung in wenigen Tagen vollendet war, nach Korkyra fuhren in der Hoffnung der Belagerung ein Ende zu machen."

Bei den Paxen, alſo nochmals auf dem immerwährenden Schlachtfelde dieſer Gegenden, zwiſchen Leukimne und Chimerion, und wieder bequem und nahe für die erſchlagenen Seelen dem Acheron, trafen die beiden Theile auf einander. „Die Illyrier banden ihre Boote zu je vieren der Länge nach an einander und griffen ſo die Feinde an, und unbekümmert um ihre eigenen Fahrzeuge legten ſie dieſe quer vor die Vordertheile der feindlichen Schiffe und befeſtigten ſie daran. Wenn dann die feindlichen Schiffe ſich in Bewegung ſetzten und gefeſſelt beim Angriff gelähmt waren, da die unter einander verbundenen Boote ihnen am Vordertheile hingen, ſo ſprangen ſie auf die Verdecke der achäiſchen Schiffe und überwältigten durch ihre Ueberzahl deren Bemannung." Auf dieſe Weiſe, welche offenbar dieſelbe wie die der amerikaniſchen und afrikaniſchen Wilden iſt, wie ſie uns die erſten Entdecker jener Länder ſchilderten, auf dieſe Weiſe eroberten die Illyrier der Königin Teuta vier Tetreren, eine Pentere aber verſenkten ſie mit ſammt den Leuten. Voll Stolz wegen des gewonnenen Sieges ſetzten ſie nunmehr die Belagerung von Korkyra ohne Anſtrengung und voll Zuverſicht fort. Die Korkyräer aber gaben in Folge dieſer Ereigniſſe zwar die Hoffnung auf, ſich zu behaupten, hielten jedoch noch eine kurze Zeit die Belagerung aus. Dann ſchloſſen ſie mit den Illyriern einen

Vertrag und nahmen eine Beſatzung und mit der Beſatzung den Demetrios von Pharos bei ſich auf.

Kaum aber war dieſes geſchehen, ſo erſchien eine römiſche Flotte und ein römiſches Heer in dieſen Meeren. Das Landheer unter der Führung des Conſuls Lucius Poſtumius zwanzigtauſend Mann zu Fuß und zweitauſend Reiter; die Flotte zweihundert Schiffe ſtark unter der Führung des Conſuls Gnaeus Fulvius.

„Die Römer hatten", ſo ſagt Polybios, „in der früheren Zeit wenig auf die, welche über die Illyrier Klage führten, geachtet. Schon im Jahre 230 vor Chriſti aber, da ſich die Beraubten neuerdings und diesmal in noch größerer Zahl an den Senat wandten, hatten ſie Geſandte nach Illyrien ernannt, welche Nachforſchung anſtellen ſollten. Es waren dies Gajus und Lucius Coruncanius geweſen. Dieſe waren bei der Königin Teuta eingetroffen als ihre Seeräuberbanden eben vom Raubzuge gegen das reiche epirotiſche Phoenike übermüthiger noch als ſonſt heimgekehrt waren und die Inſel Liſſa belagerten, der einzige Fels in dieſen Meeren, der noch dieſen Piraten widerſtand. Nachdem den römiſchen Geſandten eine Unterredung bewilligt worden war, ſprachen ſie über dieſe Gewaltthätigkeiten. Teuta hatte ſie während der ganzen Verhandlung überhaupt mit Geringſchätzung und Hochmuth angehört. Als ſie aber mit ihrem Vortrage zu Ende waren, erklärte ſie: von Staatswegen wolle ſie verſuchen dafür zu ſorgen, daß den Römern durch die Illyrier kein Unrecht geſchehe. Was jedoch die Einzelnen betreffe, ſo ſei es bei ihnen für die Könige nicht üblich, die Illyrier in ihrem Erwerbe zur See zu behindern". So wagte eine Räuberkönigin noch, kaum viel mehr als ein halbes Jahrhundert ehe die Geſandten des ganzen Erdkreiſes bittſtellend nach Rom kamen in ſolchen Mengen, daß der Senat nicht wußte wo die Zeit nehmen um ſie zu empfangen, zu einer römiſchen

Botschaft zu sprechen. So nahe liegen oft, ohne daß man es sieht, Anfang und Ende bei einander. Den jüngeren von den Gesandten empörte übrigens diese Aeußerung in einem Grade, daß er ihr mit einem zwar ehrenwerthen, aber für den Augenblick doch ungeeigneten Freimuthe erwiderte. „Die Römer, sagte er, haben, o Teuta, eine vortreffliche Sitte, das den Einzelnen zugefügte Unrecht von Staatswegen zu verfolgen und den Verletzten beizustehen; wir wollen aber, so Gott will, fuhr er fort, versuchen, ob wir Dich nicht bald zu einer Aenderung in dem zwingen können, was bei Eueren Königen den Illyriern gegenüber üblich ist. Teuta nahm diesen Hochmuth mit weiblicher Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit auf und gerieth über diese Aeußerung so sehr in Zorn, daß sie, ohne nach dem Völkerrechte zu fragen, ihnen als sie zurückfuhren, einige Leute nachschickte und von den Gesandten den, welcher so freimüthig gesprochen hatte, tödten ließ. Sobald dieser Vorfall in Rom bekannt geworden war, rüsteten sie, über den Frevel des Weibes empört, sogleich zum Kriege, huben Truppen aus und brachten eine Flotte zusammen." Das Heer ging auf der Appischen Straße nach Brindisi und schiffte dort über; die Flotte aber mußte, da Rom damals nur den Kriegshafen von Ostia hatte, ganz Italien umsegeln und kam so zum Entsatze von Korkyra zu spät.

„Aber Gnaeus Fulvius, der Admiral, segelte nun doch gegen die Insel, theils um zu erfahren, wie es mit der Stadt stehe, theils um mit den Anerbietungen des Demetrios eine Probe anzustellen. Demetrios nämlich schickte, da er bei der Teuta übel angeschrieben stand und sie fürchtete, zu den Römern und erbot sich sowohl die Stadt in ihre Hände zu liefern, als auch bei dem weiteren Verlaufe des Krieges ihnen Alles, worüber er selbst zu gebieten hatte, zu übergeben. Die Korkyräer hießen das Eintreffen der Römer willkommen und lieferten ihnen nicht blos mit Zustimmung

des Demetrios die illyrische Besatzung aus, sondern begaben sich auch auf geschehene Aufforderung einstimmig in den Schutz der Römer, indem sie hierin für die Zukunft ihren einzigen Schirm gegen die Gewaltthätigkeiten der Illyrier erblickten. Nachdem die Römer die Korkyräer so in ihre Freundschaft aufgenommen und dadurch einen festen Stützpunkt für ihre weiteren Operationen gewonnen hatten, segelten sie nordwärts hinauf nach Apollonia."

Dorthin war nämlich inzwischen auch das große Landheer von Brundisium durch den Lucius Postumius übergeschifft worden. Auch Apollonia und ebenso Epidamnos, endlich auch Lissa ergaben sich vor dieser allgewaltigen Erscheinung sofort in den „Schutz Roms". Bis zur heutigen dalmatinischen Küste hinauf machten sich die Römer zu Herren des Meeres, der Inseln und der Küstenstädte und das in wenigen Monaten. Es war auch dieses schon, wie beinahe überall das erste Erscheinen der Römer, ein: ich kam, sah und siegte. Königin Teuta flüchtete sich mit sehr wenigen Begleitern in den heutigen Golf von Cattaro, nach Rhizon, einem stark befestigten Platze, welcher vom Meere entfernt, unmittelbar am Flusse Rhizon gelegen war. Postumius überwinterte mit vierzig Schiffen und einem Theile des Landheeres vor Epidamnos dem späteren römischen Dyrrachium und dem mittelalterlichen und heutigen Durazzo. Gnaeus Fulvius ging mit dem größeren Theile des Heeres und der Flotte nach Rom zurück. Demetrios von Pharos aber, den die zwei Feldherren seit der Einnahme von Korkyra die ganze Zeit dieses Feldzuges über zum Wegweiser und Führer bei sich gehabt hatten, wurde zum Danke für seine redliche und kluge Leitung mit der Administration aller dieser Landschaften, Korkyra inbegriffen, betraut; Herodot und die Perser würden gesagt haben, ihr Satrap.

„Königin Teuta aber schickte gegen das Frühjahr aus ihrem Schlupfwinkel heraus Gesandte an die Römer und

ſchloß mit ihnen einen Frieden, in welchem ſie darein willigte die feſtgeſetzten Summen Geldes zu zahlen, ganz Illyrien mit Ausnahme einiger wenigen Orte zu räumen und die Hauptſache, was ſich beſonders auf die Sicherheit Korkyra's und der anderen griechiſchen Küſtenorte des joniſchen Meeres bezog, nicht mit mehr als zwei Booten und zwar unbewaffneten, über Liſſa hinaus zu fahren."

Korkyra wurde durch dieſen Friedensſchluß und die Ereigniſſe, die ihm vorausgegangen, dem Weſen nach römiſch. Denn was ihm dem Worte nach von Freiheit, Unabhängigkeit und Selbſtändigkeit in dieſem Schutzverhältniſſe blieb, war nur ein Schein. Es iſt aber der erſte griechiſche Ort geweſen, auf welchem Rom Fuß faßte, und dieſes ſcheint mir merkwürdig und mehr der Beachtung werth, als man es gewöhnlich thut. Es iſt auch dadurch, nicht blos durch ſeine homeriſchen Schickſale, ein großer Denkſtein der Weltgeſchichte. Von dort aus, kann man ſagen, iſt Illyrien, Griechenland, Epeiros und Makedonien erorbert und in das römiſche Weltreich eingeſchloſſen worden. Es war die Staffel für Rom, um in jene noch höheren Gebirge einzuſteigen, wie ſpäter auch für die Erben der Normannen von Neapel. In Korkyra reſidirten gleich jetzt die Geſandten, durch welche ſich Poſtumius den Dank und die Anerkennung für dieſen Friedensſchluß bei den Aitoliern und von dem achajiſchen Bunde holen ließ.

10. Capitel.

Korkyra als Operationsbaſis der Römer zur Eroberung Griechenland's.

Für die Römer, da ſie alſo nun auch über die öſtlichen Grenzen ihrer Halbinſel hinaus zu denken begonnen hatten, erhielt Korkyra immer mehr dieſelbe militäriſche Bedeutung,

welche es durch ſeine geographiſche Lage für die Athener ſchon gehabt hatte, nur in umgekehrter Richtung. Nun ging die Fahrt der Kriegsleute und Proviantſchiffe nicht mehr von Griechenland nach Sicilien und Italien, ſondern von Italien nach Epirus und Illyrien, von Brindiſi nach Aitolia und Korinth, wie nach dem Peiraieus. So haben auch die Welttheile eine Blutrache unter einander. Und in den folgenden gewaltigen Kriegen mit den makedoniſchen Königen, den Erben des großen Alexander, mit Philippos und Perſeus, iſt Korkyra immer der Sammel- und Stützpunkt der römiſchen Heere geweſen. Sein wellenſicherer Canal war ein Hafen für die größten Flotten, und die Inſel ſelbſt gab Wein und Getreide. Deshalb auch hielten die Römer von allem griechiſchen Lande, das ſie urſprünglich frei gaben, von ihrer erſten Bewegung nach dem Oſten hinüber, die Hand nur auf Korkyra und ließen es nicht mehr los.

Daß auch Andere die Sache ſo anſahen, that 213 vor Chriſti Philippos von Makedonien durch einen Angriff auf Korkyra dar, womit er vorgab die Wegnahme der Geſandtſchaften rächen zu wollen, welche ihn und den Hannibal, der in Unteritalien ſtand, gegen die Römer hatten verbünden ſollen, römiſche Dreiruderer aber bei der Rückfahrt auf dem adriatiſchen Meere gefangen genommen hatten. Nach und nach nämlich ging durch die ganze Welt den Diplomaten das Licht des aufſteigenden römiſchen Sternes auf. Sie fingen an einzuſehen, daß Rom einen nach dem anderen abzuſchlachten wünſche. In den Köpfen einiger römiſcher Staatsmänner ſtand dieſes wirklich ſchon ganz klar als Zukunftsprogramm entwickelt feſt. Ja gänzlich ohne dieſes ceterum censeo war wohl überhaupt kein blaublütiger echter Römer mehr zu finden. Dieſem Triebe wollte König Philipp bei Zeiten vorbeugen, indem er, ſowie die Tarentiner mit dem Könige Pyrrhos von Epirus ein nachahmungswürdiges Beiſpiel gegeben hatten,

ſich in den ärgſten Bedrängniſſen des puniſchen Krieges von dem Hannibal in Unteritalien zum Bündniſſe gegen die Römer auffordern ließ. Die Römer aber, da ſie ſeine Abſicht merkten, griffen ihn mit denſelben Waffen an und erhielten dadurch auch den Anlaß, die Hand nur noch feſter auf Korkyra zu legen. Sie hetzten dem Philipp von Makedonien die Aitolier, dieſes ſchlimmſte Raubgeſindel der griechiſchen Völker, auf den Nacken, und die Annexion Korkyra's, die bisher nur unausgeſprochen und unbeſtimmt in der Luft ſchwebte, brachten ſie in einem Vertrage, allerdings auch dort nur diplomatiſch verſteckt, zum ſchriftlichen Ausdrucke. 211 vor Chriſti ſchloſſen ſie nämlich mit den Aitoliern das förmliche Bündniß: „Krieg ſollten die Aitolier ſogleich zu Lande mit König Philipp anfangen. Mit nicht weniger als zwanzig Fünfrudern ſollte der Römer ſie unterſtützen. Von Aitolia bis hinauf nach Korkyra ſolle aller Städte Grund und Boden, Häuſer und Mauern nebſt Markung den Aitoliern, alle übrige Beute aber dem römiſchen Volke gehören, und die Römer ſollten dahin trachten, daß die Aitolier Akarnanien bekommen."

Alſo alles übrige griechiſche Land war den Römern damals gleichgiltig; nur auf Korkyra wollten ſie ihren Fuß haben. Dieſe auch für Corfu merkwürdige Urkunde wurde zwei Jahre nach deren Ratificirung von den Aitoliern in Olympia, von den Römern auf dem Capitolium niedergelegt, damit, wie ſich Livius ausdrückt, „geweihte Denkmale dafür zeugten".

So iſt die Incorporirung Korkyra's in den römiſchen Reichsverband codificirt worden und in das Völkerrecht übergegangen. Die bürgerliche Freiheit, die ihm daneben noch belaſſen wurde, war nur mehr eine wechſelnde Form der innern Verwaltung. Dem Weſen und Staatsrechte nach waren die Korkyräer Römer geworden.

Der Krieg, den dieſer Vertrag zwiſchen den Aitoliern und Römern verabredet hatte, war längſt begonnen worden

und zuerſt mit Energie von Seite der Römer. Laevinius, der römiſche Admiral, nahm den Akarnanen die Inſel und Stadt Zakynthos und theilte ſie vertragsmäßig den Aitoliern zu. Die Burg freilich vermochte er nicht zu nehmen, mühte ſich nun auch nicht mehr, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß auch „Philippos mit ſeinen Nachbarn alſo in Krieg verwickelt ſei, daß derſelbe an Italien, an die Punier und ſeine Verabredungen mit Hannibal nicht denken könne.“ Man muß ſagen, die römiſche Diplomatie verſtand das Handwerk wie ſeitdem ſo manchmal die preußiſche. Die Flotte und Laevinius gingen zuſchauend und ſich die Hände reibend nach Korkyra zurück. Nur dieſer Punkt war ihnen theuer. Alle andere Macht blieb zur Fortſetzung des Krieges mit Hannibal, mit Karthago auf Spanien, Sicilien und Afrika gerichtet.

Das währte ſo bis zum Jahre 205 vor Chriſti. Endlich nöthigte Philippos die von den Römern, ihrer einzigen Zuverſicht gewährenden Stütze, verlaſſenen Aitolier Frieden zu ſuchen und unter den von ihm beliebten Bedingungen zu ſchließen. Das freilich war nun nicht ganz nach dem Sinne der Römer. Eilig ſetzten ſie von ihrem Beobachtungspoſten auf Korkyra Truppen nach Dyrrachium und Apollonia über, um wenigſtens die Epiroten zu hindern, dasſelbe den Aitoliern nachzumachen. Aber auch dieſe waren des Krieges müde, und ſo ließen es ſich die Römer gefallen, daß die epirotiſchen Führer zu Phönike, alſo gerade Korkyra gegenüber, eine Zuſammenkunft mit dem Publius Sempronius und dem Philippos vermittelten, bei welcher die Bedingungen eines Waffenſtillſtandes für zwei Monate aufgeſetzt und beſiegelt wurden, welchen dann die Geſandten des Makedoniers in Rom mit dem Senate in einen Friedensſchluß verwandeln konnten, „weil man dort bei der Richtung des Krieges gegen Afrika aller anderen Fehden für jetzt erledigt zu werden wünſchte. Publius Sempronius ging nach geſchloſſenem Frieden nach Rom ab, das Conſulat anzutreten.“

Aber von Korkyra traten die Römer deshalb nicht ab. Es war im Grunde alles unwahr an diesem Frieden, wie an jedem Friedensschlusse. Beide Theile waren sich wohl klar, daß dieses kein Friede sei, nur für Jeden eine Frist sich weiter zu wappnen, die Umstände sich günstiger zu stellen. Auch lieferte König Philipp die ganze Zeit über, da die punischen Kriege noch fortdauerten, dem Hannibal und den Karthagern nach Afrika Hilfsvölker und Gelder. Die Römer hatten dieses nicht übersehen, nur schwiegen sie dazu. Aber nun, 201 vor Christi, da der punische Friede abgeschlossen war, „reihten sie ihm sogleich den makedonischen Krieg an, der Gefahr nach keineswegs jenem vergleichbar, sagt Livius XXXI. 1., sehe man nun auf die Mannhaftigkeit der Feldherren oder auf die Kraft der Krieger; aber durch den Glanz der alten Könige, durch den grauen Ruhm des Volkes und durch die Größe der Herrschaft, welcher sie einst einen großen Theil Europa's und den größeren von Asien durch die Waffen unterworfen hatten, beinahe noch berühmter."

Dieser Philipp der Fünfte von Makedonien, der vorletzte Herrscher dieses ruhmvollen Landes, dessen also selbst ein feindlicher römischer Schriftsteller so ehrenvoll gedenkt, war in der That eine merkwürdige Erscheinung. Wir dürfen ihn uns, wenn wir von den historischen Berichten das abstreifen, was das Vorurtheil seiner Zeitgenossen aus dem Namen und Begriffe eines Königs und Tyrannen folgerte, ganz so in's Lebendige und Dramatische übersetzen, wie ihn uns seine kostbaren Münzbilder zeigen. Schön, edel, gebieterisch, ja ein classisches Profil; die Stirne nicht hoch, die Haare tief darein gewellt; die Augen schattig eingesenkt, die Nase griechisch gerade und eher kurz; ein krauser und nicht dichter, feiner Schnurrbart auf der kurzen aufgeworfenen Oberlippe; auch die Unterlippe voll und der Mund nur flüchtig wie im Denken, welches das sofortige Reden vorbereitet, geschlossen; um das kurze,

runde Kinn und die vollen Wangen bis zum Ohre hinauf ein lockiger dichter Vollbart: jede Linie dieſes Geſichtes ein ganzer König, und Entſchloſſenheit, Muth, Wille im Ausdrucke ſeiner Seele. So ſehen eher glückliche Abenteurer aus, die eine Dynaſtie ſtiften, als ihre letzten Kinder, mit denen ſie faul und moderig ausſterben. Nun, ausgeſtorben ſind dieſe Diadochen Alexander's des Großen eigentlich auch nirgends. Man hat ſie umgebracht, und das war für die Unglücklichen ehrenvoller. Der Tod durch Rom auch hat etwas Großes, wie Alles, was mit einer Thatſache dieſes Namens zuſammenhängt. Denn Rom ſteht wie das Fatum ſelbſt in der Weltgeſchichte. Und ſo mag mancher regierende Fürſt den Makedonier um dieſes Münzbild beneiden.

Korkyra wurde ſofort wieder das erſte Lager des Krieges. Im Jahre 200 vor Chriſti führte der Conſul Publius Sulpicius Galba die römiſche Flotte nach Korkyra. Sie bezog dort die Winterquartiere, das Landheer aber ging hinüber nach Apollonia. Nach Korkyra kamen dann auch die numidiſchen Reitertruppen, die Elephanten und die ungeheueren Getreidezufuhren, welche Maſiniſſa den Römern aus Afrika zu Hilfe ſchickte. Erſt am Ende des Herbſtes führte Cajus Claudius die Dreiruderer der Flotte von Korkyra nach dem Peiraeius. Die übrigen Schiffe deckten dem Conſul die Zufuhr ſeines Lagers, das er an dem Fluſſe Apſos zwiſchen Apollonia und Dyrrachium bezogen hatte, und von wo aus er die epirotiſchen Landſchaften plünderte. Die Makedonier nannten damals noch, ſo merkte es Livius an, die Römer Barbaren, ein Name, der überhaupt im ganzen Alterthume ohne beſonderen tiefen und geiſtigen Grund hin und zurückgegeben ward, je nachdem ſich einer eben den Herren der Welt glaubte, ſowie heute die Franzoſen um ihrer Modeherrſchaft willen immer noch dieſelbe Neigung haben.

Im Anfange des Sommers lief die ganze Flotte unter dem Legaten Lucius Apuſtius von Korkyra aus, umſchiffte Malea und vereinigte ſich mit den aſiatiſchen Schiffen des Königs Attalos. Der Krieg ſollte die Seeküſten Makedoniens ſelbſt auch berühren. Mit dem Herbſte kam ſie von dort zu ihrer Bergung nach Korkyra zurück.

Das nächſte Jahr 199 fiel dem Conſul Publius Villius die Kriegführung in Epirus zu. Er überwinterte auf Korkyra. Erſt mit Anbruch des Frühlings ſchiffte er von dort nach dem Feſtlande hinüber. Ebenſo der nächſte Conſul Titus Quinctius Flaminius des Jahres 198 vor Chriſti. Er brachte eine Verſtärkung von achttauſend Fußgängern und achthundert Reitern nach Korkyra. Ein Fünfruderer überſchiffte ihn von dort nach der „nächſten Küſte". Er ſpielte den Krieg von Epirus gegen Akarnanien und Aitolia hinab. Deshalb ſchickte er nach Korkyra den Befehl, es ſollten ſich die Laſtſchiffe von dort hin nach dem ambrakiſchen Meerbuſen begeben. Des Conſuls Bruder, Lucius Quinctius, folgte ihm von Italien mit zwei Fünfrudern hinüber nach Korkyra, um den Oberbefehl über die Kriegsſchiffe zu übernehmen. Er fand auch dieſe nicht mehr, hielt ſich alſo nur kurz in Korkyra auf und ging der Flotte nach, die wiederum ihre Aufgabe im aigaiiſchen Meere angewieſen erhalten hatte. Dieſen beiden Befehlshabern wurde auch im nächſten Jahre, 197 vor Chriſti, die Führung der Flotte und des Heeres belaſſen, weil das römiſche Volk ſich überzeugt hatte, daß die weite Entfernung des Kriegsſchauplatzes einen jährlichen Wechſel des Commandos nicht mit Vortheil für den Erfolg zulaſſe. Die ſchlappe Führung des Krieges war dieſem immerwährenden Wechſel der Perſönlichkeiten Schuld gegeben worden. In Korkyra kamen fünftauſend Fußgänger, dreihundert Reiter und dreitauſend Matroſen an. Man ſieht, daß dort nicht weniger anſehnliche Forts, Häfen und Docks müſſen errichtet geweſen ſein, als ſie ſpäter die

Venetianer in der schönen Bucht von Govino hatten, wo ich den stillen, farbenprächtigen Sonnenuntergang erlebte.

Auch die diplomatische Führung des Krieges scheint in Korkyra ihr Hauptquartier gehabt zu haben. Als Lucius Quinctius den Krieg nach Akarnanien und von dort hinüber nach Boiotia geleitet hatte, noch ehe bei Kynoskephalae gestritten wurde, hatte er nach Korkyra, wie Livius berichtet, die Häupter Akarnaniens geladen, welches allein unter den griechischen Stämmen im Bunde mit den Makedoniern beharrt war, und in diesen Verhandlungen auf Korkyra wenigstens einen Anfang von Bewegung unter ihnen zu Gunsten der Römer bewirkt. Es wurde die Berufung eines Landtages der Akarnanen in Leukas beschlossen. Dieses war die Hauptstadt Akarnaniens und dort kamen alle Gemeinden zusammen. Aber im letzten Augenblicke, da dort der Beschluß zu Gunsten Roms sicher schien, stießen Intriguen des König Philippos das ganze Gebäude der römischen Hoffnungen um. Als nun diese plötzliche Umstimmung dem Unterfeldherrn Lucius Quinctius Flaminius nach Korkyra gemeldet wurde, lief er sogleich mit der Flotte aus nach Leukas und legte an dem sogenannten Heraion (Heratempel) an. Die Einnahme der Stadt und Burg nach furchtbar erbitterter Gegenwehr und wenige Tage darauf die gleichzeitige Nachricht von dem römischen Siege bei Kynoskephalae über die makedonischen Heere, veranlaßten dann auch wirklich, daß sich, wie er es in Korkyra geplant, alle Völker Akarnaniens dem Lucius Quinctius unterwarfen.

Diese gleichzeitigen, man könnte sagen Zwillingssiege der zwei römischen Brüder, des Titus Quinctius auf dem griechischen Festlande und seines Unterfeldherrn, des Admirals Lucius Quinctius, der halb diplomatisch, halb durch die Flotte von Korkyra erfochtene bei Aktium. machten dem makedonischen Kriege ein zweites Mal ein Ende. Der Friedensschluß aber war wohl wiederum, beiden Theilen klar bewußt, nur ein

Waffenstillstand. Philippos war sehr erschöpft, weniger moralisch als in seinen physischen Kräften. Weil die Römer das sahen und ihn nicht auf das Aeußerste der Verzweiflung zu treiben gute Gründe hatten, gaben sie ihm nicht einmal sehr harte Friedensbedingungen. Vortheilhaft aber wurde geradezu dieser Friedensschluß für Griechenland. „Alle Städte der Griechen, sie seien in Europa, sie seien in Asien, sollen frei sein und nach eigenen Gesetzen leben", war eine der Bedingungen des Vertrages mit Philipp von Makedonien. Das Werk des Vaters von Alexander dem Großen war also jetzt erst gründlich wieder zerstört, die makedonische Herrschaft auf die ihr angeborenen Landesgrenzen eingeengt, und Korkyra hat dazu wenigstens passiv mitgeholfen, Griechenland die durch anderthalb Jahrhunderte verlorene Freiheit wieder zu geben.

Es folgte der Comödientag von Korinth, im Jahre 196 vor Christi, da sich die „von überall her zu den isthmischen Spielen zusammengeströmte Menge erwartungsvoll zum Schauspiele niedergesetzt hatte". Und um sich diese Posse recht lebendig zu vergegenwärtigen, thut man am besten zu dem dieser Situation verwandten schillerischen Gedichte zu greifen, die Kraniche des Ibykus, wo sich auch

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Menschenwelle um Welle zum Theater drängt.
Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da.
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen;
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phokis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegener Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Erwartungsvoll der Melodie.

Nur sollte die Melodie diesesmal ein Römer spielen.

„Was fortan der künftige Zustand Griechenland's, was ihr Schicksal sein würde, das war die allgemeine Frage. Und der Eine hatte diese, der Andere jene Muthmaßung, nicht allein im Stillen, sondern sie sprachen sich auch laut gegen einander aus. Daß die Römer, als Sieger, ganz Griechenland herausgeben würden, ließ sich kaum irgend einer überreden. Da trat der Herold mit dem Trompeter, wie es Sitte ist, in die Mitte des Platzes, wo die Spiele mit einer festgesetzten Formel angekündigt zu werden pflegen, ließ durch die Trompeter Stille gebieten und rief also aus: „Der römische Senat und Titus Quinctius, der Oberfeldherr, nach Besiegung des Königs Philippos und der Makedonier erklären für frei, Niemanden steuerpflichtig, ihren eigenen Gesetzen unterthan die Korinthier, Phokier und Lokrier insgesammt, desselbigen gleichen auch die Insel Euböa und die Magneten, Thessalier, Perrhäbier und phthiotischen Achajer."

„Als die Versammelten die Worte des Heroldes hörten, war ihre Freude allzugroß, als daß sie dieselben in ihrem ganzen Umfange hätten fassen können. Kaum glaubte Jeder sie gehört zu haben. Einer sah den Anderen an, staunend wie über eine eitle Traumerscheinung; in der eigenen Sache am wenigsten dem eigenen Ohre trauend, fragten sie die zunächst Stehenden. Der Herold wurde noch einmal herein gerufen, da Jeder den Verkündiger seiner Freiheit nicht blos

zu hören, sondern auch zu sehen vor Begierde brannte. Er wiederholte, was er ausgerufen. Da brach, als die Freude nun gewiß war, ein solches Jubelgeschrei und Beifallklatschen aus und wiederholte sich so oftmals, daß man wohl sah, unter allen Gütern des Lebens sei dem Volke das süßeste die Freiheit."

Plutarch, der beinahe noch kräftigere Farben zur Schilderung dieses Jubels der befreiten Griechen verwendet, erzählt in seiner Biographie des Titus Quinctius Flamininus, daß sogar die Raben, welche eben vorüberflogen — wenn es nicht wieder Kraniche wie schon zur Zeit des Ibykus waren — in die Rennbahn herabstürzten, erschreckt durch den Lärm oder weil die Luft so gewaltsam bewegt wurde.

„Die Spiele wurden darauf so eilig abgemacht, daß Niemand weder Augen noch Gedanken auf das, was zu sehen war, gerichtet hatte. So sehr hatte die Eine Freude das Gefühl für alle anderen Vergnügungen an sich gerissen. Als aber die Spiele vorüber waren, eilten Alle beinahe in vollem Laufe zu dem römischen Feldherrn hin, so daß derselbe, da der ganze Schwarm auf ihn allein hinstürzte, ihm nahen, seine Hand ergreifen wollte, Kränze und Schleifen ihm zuwarf, beinahe in Gefahr kam. Jedoch er war gegen 33 Jahre alt, und Jugendkraft sowohl als Freude über einen so ausgezeichneten Genuß von Ruhm gaben ihm Stärke. Und nicht nur in diesem Augenblicke strömte die allgemeine Freude aus, sondern sie wurde viele Tage lang in dankbaren Betrachtungen und Reden erneuert. „„Es gebe ein Volk auf Erden, das auf seine Kosten, mit eigener Mühe und Gefahr Kriege führe für die Freiheit Anderer; diese Wohlthat nicht Angrenzenden oder nahe Anwohnenden oder mit ihm auf Einem festen Lande Lebenden erweise, das über Meere setze, damit auf dem ganzen Erdenrunde nirgends ungerechte Herrschaft sei und überall Recht, Gerechtigkeit, Gesetz über Alles walte. Durch den bloßen

Ausruf eines Herolds seien alle Städte Griechenlands und Asiens frei geworden. Dies nur als möglich zu denken, wäre kühn gewesen, es zu Stande zu bringen, sei das Zeichen außerordentlichen Heldenmuthes und Glückes.""

Diese Schauspielscene von Korinth war einer der größten Schwindelanfälle, welche die Geschichte jemals gesehen. Nur die Franzosen haben ähnliche Unwahrheiten pantomimisch und großsprecherisch dargestellt.

„Ging der punische Krieg im rechten Augenblicke zu Ende" — sagt Livius — „daß man nicht gleichzeitig auch mit Philippos zu kämpfen hatte, so wurde noch mehr zur guten Stunde Philippos besiegt, als Antiochos bereits von Syrien her den Krieg begann." Nur dieser syrischen Drohung wegen hatte auch Griechenland so großmüthig seine Freiheit bekommen. Man wollte dem Seleukiden die Möglichkeit abschneiden, sich Freunde in Griechenland zu erwerben. Denn was Korkyra im Verhältnisse zu Makedonien und Griechenland war, denselben Brückenpfeiler im Verhältnisse zu Asien bildete für die Römer Griechenland selbst, der Peloponnes und insbesondere der sichere Weg über die Landenge von Korinth. Eine zweibogige Brücke ging von Brundisium nach Asien und ihr erster Pfeiler war wiederum Korkyra, ihr zweiter wurde nun Griechenland, da die römischen Welteroberungsgedanken immer weiter schweiften, indem die Nähe schon ganz in ihren eigenen Gedankenkreis aufgegangen war. Einer der Scipionen, der Bruder des großen Afrikaners, war der erste römische Feldherr und der Afrikaner selbst, als sein Unterbefehlshaber, der zweite, die auf diese Brücke traten und nach Asien übersetzten.

Antiochos hatte inzwischen die geographische Bedeutung Korkyra's und Griechenland's in diesem Verhältnisse des Occidentes zum Oriente ebenso verstanden. Hannibal, der gerade in seinem Lager anwesend war, schlug dem Syrier die

Inſel Korkyra als Stationspunkt für die eine Hälfte der Flotte vor, welche er im Hinterhalte gegen Italien und ſo geſtellt gehabt hätte, daß ſie den Römern alle Zu- und Ausfuhren jeden Augenblick abſchneiden konnte. Alſo recht ein Begreifen der angeborenen Aufgabe Corfu's, wie ſie die Venetianer und Engländer ſpäter auch wieder herausfanden. Doch er verſpätete ſich mit der Ausführung dieſes Theiles ſeines bewundernswerthen Planes. Nur in Griechenland glückte es ihm durch ſein Geld, womit es ihm die armen Römer nicht wett machen konnten, ſich doch wieder Bundesgenoſſen zu beſtechen und den römiſchen Heeren bis dorthin entgegen zu kommen. Die Aitolier ſtellten ſich neben ihn in dieſem Kriege. 191 vor Chriſti erſchien der römiſche Feldherr Cajus Livius mit einer Flotte vor Korkyra, plünderte von dort aus Kephallonia und Zante, weil ſie zu den Aitoliern hielten, und ſtellte die von Antiochos geſtörte Ordnung in Griechenland wieder her. Philipp von Makedonien kämpfte dabei ſogar neben den Römern. Das l'un après l'autre, um zur Weltherrſchaft zu gelangen, glückte dieſen überall vortrefflich.

Und ſo blieb es mit Makedonien bis zum Jahre 171 vor Chriſti. Philipp ſtarb, nachdem er ſeinen ſchönen und begabten ehelichen Sohn Demetrios, aufgehetzt durch die Verläumdungen des Baſtarden Perſeus, daß der rechtliche Thronerbe ein beſtochener Freund der Römer ſei, vergiftet hatte: ein Königs-Drama, das ſich in der Sprache des Livius lieſt, als habe ihm Schiller ſeine Schickſale des gräflichen Hauſes Moor nur nachgeſchrieben.

Perſeus, der Sohn aus dem unwürdigen Bette, war König geworden und dachte Tag und Nacht an nichts als den Krieg mit den Römern, wie es denn in Rom nicht anders ſtand. „Als Publius Licinus und Cajus Caſſius Conſuln wurden" — ſchreibt Livius — „hatten nicht allein die Stadt Rom und die Landſchaft Italien, ſondern alle Könige und

freie Städte in Europa sowohl als in Asien dem makedonisch-römischen Kriege ihre Gedanken und Theilnahme zugewandt. Es war jetzt das sechsundzwanzigste Jahr, seitdem Philippos auf seine Bitte Frieden erhalten hatte. Diese ganze Zeit über war Makedonien in Ruhe geblieben und hatte einen Nachwuchs hervorgebracht, welcher reif zum Dienste war." Perseus suchte sich aber noch durch Bündnisse mit den benachbarten Barbaren zu verstärken, so daß die Römer auch Krieg mit dem Könige Gentius von Illyrien zu führen hatten, der das heutige Montenegro und die Gegend um Skutari beherrschte. Für beide, für den Angriff auf Makedonien und Illyrien wurde Korkyra wieder das Hauptfeldlager der diplomatischen wie militärischen Leitung. Livius' Buch 38, Cap. 11, spricht ausdrücklich von „den Behörden auf Korkyra" und das schon für das Jahr 189 vor Christi, „denen die Aitolier damals in dem harten Friedensschlusse, zu dem sie Rom nach dem Kriege mit dem Antiochos von Syrien verurtheilte, die Ausreißer, die entlaufenen Sklaven und die Gefangenen sonder Trug und Hinterlist inner hundert Tagen auszuliefern hatten." Die Truppen und die Flotten landeten dort, und die Feldherren theilten sich dort in die Wege und Aufgaben. Noch vor Beginn des Krieges kamen Quintus Marcius, Aulus Atilius, die beiden Cornelius Lentulus, Publius und Servius, desgleichen Lucius Decimius mit tausend Fußgängern nach Korkyra. Decimius wurde zu Gentius, dem Könige der Illyrier, geschickt mit dem Auftrage, falls er sehe, daß derselbe einiges Gewicht auf die römische Freundschaft lege, ihm beizukommen oder ihn auch zur Theilnahme am Kriege zu bereden. Die beiden Lentulus sollten nach Kephallonia, um in den Peloponnesos überzusetzen und die Küste des westlichen Meeres noch vor dem Winter zu bereisen. Dem Marcius und Atilius wurde die Bereisung von Epirus, Aitolia und Thessalien übertragen. Darauf sollten sie in Boiotia und Euböa sich umsehen und sodann hinüber

in den Peloponneſos gehen. Dort verabredeten ſie mit den beiden Lentulus zuſammen zu treffen. Bevor ſie in Korkyra von einander ſchieden, traf ein Brief von Perſeus ein, worin er fragte, „aus welchem Grunde die Römer mit Truppen nach Griechenland kämen und Städte beſetzten?“ Es wurde beſchloſſen ihm nicht ſchriftlich zu antworten, ſondern dem Ueberbringer des Briefes zu ſagen: „Die Römer thäten dieſes zur Sicherheit dieſer Städte ſelbſt.“

Alſo ganz dasſelbe Vorſpiel wie es ſich heutzutage noch immer in den letzten brennenden Augenblicken vor einem Kriege begibt, wo oftmals Zweifelnde und Blinde noch hoffen und glauben, „daß der Friede erhalten werde“. Nur daß es ſich damals nicht am Rheine und auf der Pogrenze, ſondern in Korkyra begab, das alſo auch die Würfel des Krieges und Friedens werfen ſah.

Auch in Rom vor dem Senate erſchienen Geſandte des Königs Perſeus. „Allein die Zuhörer waren nicht in der Stimmung ſich belehren oder erweichen zu laſſen und die Geſandten erhielten den Beſcheid, alsbald die Mauern Roms und binnen dreißig Tagen Italien zu verlaſſen. Darauf wurde der Conſul Publius Licinius, welcher Makedonien bei der Loſung erhalten hatte, angewieſen, ſein Heer auf den erſten möglichen Tag zuſammen zu berufen. Der Prätor Cajus Lucretius, welcher den Befehl über die Flotte führen ſollte, ging von Neapel ab mit vierzig Fünfrudern.“ Sich voraus hatte er ſeinen Bruder, den Marcus Lucretius geſchickt, um bei den Bundesgenoſſen die vertragsmäßig zu ſtellenden Schiffe einzuſammeln. Auch dieſer brachte eine bedeutende Flotte nach Korkyra. Der Admiral ſelbſt brauchte nur fünf Tage zum Wege durch die Meerenge von Meſſina um Italien nach der joniſchen See. Die zwei vereinigten Flotten nahmen ihre abwartende Stellung bei Kephallonia. Der Feldherr der Land-

truppen ging von Brundiſium nach Korkyra und von dort in die Mark von Apollonia.

Aber dieſer Krieg erledigte ſich doch nicht ſo raſch als man in Rom geglaubt hatte. Ein Conſulat und ein Feldherr wechſelten um den anderen, ohne daß die römiſchen Truppen und Flotten entſcheidende Vortheile errangen. 169 vor Chriſti „zu Anfang des Frühlings kam der Conſul Quintus Marcius Philippus — ſchon der dritte ſeitdem Krieg mit dem Perſeus war — mit 5000 Mann nach Brundiſium. Noch zahlreichere Verſtärkungen waren ihm vom Senate verſprochen und ſollten ihm folgen. Der geweſene Conſul Marcus Popillius und andere gleich vornehme junge Männer begleiteten den Conſul als Kriegstribunen für die makedoniſchen Legionen. In jenen Tagen kam auch der Prätor Cajus Marcius Figulus, welcher den Befehl über die Flotte erhalten hatte, nach Brundiſium. Sie ſegelten nun mit einander von Italien ab und erreichten am anderen Tage Korkyra. Am dritten waren ſie in Aktium.“ Alſo man legte in günſtigen Ausnahmsfällen die Entfernung des Raumes auf der See damals ſchon in derſelben Zeit zurück, die man heute regelmäßig mit den Poſtdampfern wieder auf jenen Strecken benöthigt. Der Schauplatz des Krieges war Theſſalien, weil man dort auf wegſameren Gebieten und unmittelbarer als durch das hochbergige Epirus den Makedoniern beikommen konnte.

Der neue Conſul und ſein Admiral hatten beſſere Erfolge als die früheren Heerführer. Er drang wenigſtens in Makedonien ein und beſetzte dort mehrere Städte. Aber entſchieden durch die gewaltige Schlacht bei Pydna und die Gefangennahme des Königs Perſeus auf Samothrake hat erſt im nächſten, alſo dem vierten Jahre ſeitdem er eröffnet worden war, Lucius Aemilius Paullus dieſen Krieg. Er ſelbſt, einer der vollendetſten Grandſeigneurs der Geſchichte, äußerte ſich über dieſe Thaten, da er nach Rom zurückgekehrt war und

ihm wenige Tage nach seinem Triumphe vom Bürgertribunen Marcus Antonius eine Volksversammlung zugestanden wurde, in folgenden denkwürdigen und eines römischen großen Herrn würdigen Worten: „Bei meiner Abreise aus Italien fuhr ich mit der Flotte nach Sonnenaufgang von Brundisium weg.“ — Ich denke mir dieses in den prächtigen Farben eines Claude Lorrainischen Seestückes, wie die des Louvre, wo Aeneas die Dido oder Antonius die Kleopatra verläßt, der Himmel ganz lichte goldenrosige Durchsichtigkeit und die Ferne glanzvolle und wahrhaft verlockende Unendlichkeit ist; rechts und links jene mächtigen römischen Marmorbauten aufragen, von denen heute noch prächtige korinthische Säulenreste aufrecht in Brindisi stehen, und die Schiffe mit jenem reichen Sculpturschmucke, den hohen Hintercastellen und breit überragenden Rahen, wie sie die römischen Boote in Wirklichkeit, ganz dieser malerischen Darstellung des Claude entsprechend trugen. Mir selbst ist mancher Morgen in Brindisi so Claude Lorrainisch und so sonnengolden klar, wie er hoffnungsvoll für den Sieg des Aemilius aufging, und als eine wahre Illustration dieser Worte des Livius erschienen. — „Um die neunte Tagesstunde“ — so fahren Aemilius Paullus und Livius in ihren Reden fort — „erreichte ich mit allen meinen Schiffen Korkyra. Am fünften Tage darauf brachte ich in Delphi dem Apollo für mich, für die Heere und die Flotten ein Weiheopfer. Von Delphi kam ich am fünften Tage in das Lager, wo ich das Heer übernahm, einiges dem Siege sehr Hinderliche abänderte, sodann vorrückte und, weil das feindliche Lager uneinnehmbar war und der König nicht zu einer Schlacht gezwungen werden konnte, zwischen seinen Posten hindurch den Paß bei Petra überstieg, den König zum Kampfe zwang und in der Feldschlacht besiegte, ganz Makedonien dem römischen Volke unterwarf und einen Krieg, welchen vier Jahre lang vier Consuln vor mir also führten,

daß Jeder ihn ſeinem Nachfolger noch ſchwerer hinterließ, in vierzehn Tagen endigte. Daraus folgte ſodann gleichſam eine Ernte anderer glücklicher Ereigniſſe. Alle Städte Makedoniens ergaben ſich; der königliche Schatz kam in unſere Hand; der König ſelbſt, beinahe von den Göttern ſelbſt ausgeliefert, wurde im Tempel der Samothrakier mit ſeinen Kindern gefangen." Und Diodor ſetzt dieſer Rede noch hinzu, daß Aemilius Paullus mehr Schätze aus dem eroberten Makedonien mit nach Rom brachte als Italien jemals geſehen. Man wird bemerken, daß es auch vor Cäſar ſchon in Rom einen Glücklichen gab, der kam, ſah und ſiegte.

Mit zu dieſer Ernte glücklicher Ereigniſſe hatte gehört, daß das römiſche Volk beinahe am ſelben Tage ähnliche Siegesnachrichten aus Illyrien von der Gefangennahme des Königs Gentius erhalten hatte.

Nun wurden die Soldaten mit einem Jahresſolde verabſchiedet, auch diejenigen, welche — wie Livius ausdrücklich anmerkt — in Reſerve auf Korkyra aufgeſtellt waren. Den Korkyräern aber wies ein Senatsbeſchluß einen großen Theil der Flotte des illyriſchen Königs Gentius als Geſchenk zu, wohl zum Danke für die Dienſte, welche ſie dem römiſchen Volke in dieſer ſchweren Kriegszeit geleiſtet.

„Dies war" — ſo ſpricht ſich Livius ſchließlich aus — „nach vierjähriger anhaltender Dauer das Ende des Krieges zwiſchen den Römern und Perſeus und zugleich das Ende eines in den meiſten Theilen Europa's und in ganz Aſien berühmten Reiches."

Es iſt bemerkenswerth, daß ſeine Niederwerfung ebenſo wie die des puniſchen Reiches in Afrika drei Feldzüge erforderte. Wahrlich, Rom iſt nicht an einem Tage gebaut. Aber Corfu, das zu dieſem Baue eben manchen Werkſtein geboten, ſah nun eine lange glückliche Zeit hindurch keine Heere und Kriegsſchiffe mehr, nur glückwünſchende und bittende, heuchleriſche und ver-

ſchlagene Könige, die aus Aſien nach dieſem blutig aufgebauten Rom krochen, den Clivus zum Capitol hinauf, um zu den Füßen des Senates noch eine Bettelfriſt der Exiſtenz ihrer auch ſchon wankenden Reiche zu erflehen. So gleich in dieſem Jahre noch den Pruſias von Bithinien, der mit ſeinem Sohne Nikomedes kam, um die Senatoren, „ſeine erhaltenden Götter“ und ſich ſelbſt „einen Freigelaſſenen des römiſchen Volkes“ zu nennen. Dieſes Alles auch hat Corfu geſehen und mit erlebt.

11. Capitel.

Korkyra's Bedeutung im römiſchen Weltverkehre.

In dem nächſten römiſchen Jahrhundert war Korkyra mehr nur Zuſchauer als Mithandelnder. Die gänzliche Einverleibung Griechenlands, auch die dem Namen nach, denn die thatſächliche beſtand eigentlich ſchon, ergab ſich von ſelbſt ohne Mühe, und Metellus und Mummius, als ſie Attika und Theben, Korinth und den Peloponnes zu plündern und brandſchatzen, und ganz Hellas in die beſcheidenere Provinz von Achaja umzutaufen ſich gerüſtet hatten, gingen eben nur bei Korkyra vorüber, raſteten hier nur und ſo auch, als ſie beutebeladen heimkehrten. Ein Hauptquartier der Armee und Flotte, das den Plünderern den Rücken deckte, war dort nicht mehr nothwendig. Es drohte kein Feind aus keinem Hinterhalte mehr. Und ebenſo bei den Kriegen im pontiſchen Aſien. Der dritte puniſche, die mit den Cimbern und Teutonen, die ſpaniſchen und die inneren italiſchen ſtreiften Korkyra nicht einmal. Vielleicht wußten ſeine Bürger ſelbſt nicht davon. Nur ein kriegeriſches Ereigniß der Zeitgeſchichte berührte es noch in unfreundlicher Weiſe.

Jene inneren Bürgerkriege, der erſte des Marius und Sulla, die Aufſtände des Jugurtha und Sertorius hatten die

ganze römiſche Welt mit geſetzloſen und dadurch verzweifelten Menſchen erfüllt, welche die Uebergewalt eines bürgerlichen Feindes in das Verbrechen trieb, das aber allen Anſchein des Verabſcheuungswürdigen verlor, weil die Thaten, welche gegen ihn geübt wurden, weit entſetzlichere und grauſamere waren; ja es erhielt dadurch ſogar etwas Ritterliches und Romantiſches. Zuerſt regte ſich nur das Feſtland, Sicilien und Unteritalien beſonders, mit ſolchen ungeſetzlichen Aeußerungen der bürgerlichen Verzweiflung. Als man dieſe niederſchlug und bis auf die letzten Bergſpitzen des Aetnagebirges und in die Kraterthäler des Veſuv verfolgte, retteten ſich die Unglücklichen, die Verbannten, denen man Heimat und Hof, Weib und Kind, jeden Beſitz und jede Erwerbsmöglichkeit geſtohlen, auch auf die See. Das ganze Mittelmeer, beſonders aber deſſen zwiſchen Italien, Sicilien, Aegypten und Kleinaſien eingekeilte inſelvolle Mitte wurde nun der Schauplatz ihres Handwerkes. Während der letzten Bürgerkriege, da die Römer vor den Thoren Roms und endlich auf dem Forum ſelbſt ſich unter einander ſchlugen, und noch mehr während des zweiten mithridatiſchen Krieges, in welchem die Seeräuber ſich zu den Zwecken dieſes herkuliſch großartigen pontiſchen Königs gebrauchen ließen, wuchs die Zahl, das Selbſtvertrauen und die Kühnheit der Piraten ungemein. Sie hatten nun, in den Siebenziger Jahren vor Chriſti, ihren Hauptſitz in Cilicien. Auch Kreta wurde eine ihrer Feſten. Wir leſen ſchon im Homer, daß es dem Seeräuberthume nicht abhold war.

So hat Plutarch im Leben des Pompejus Magnus dieſe Zuſtände geſchildert: „Das von allem Schutze entblößte Meer lockte die Piraten in immer weitere Ferne, und ſie richteten ihre Angriffe nicht blos auf die Seefahrer, ſondern verheerten ſelbſt Inſeln und Küſtenſtädte. Schon beſtiegen Männer von großem Vermögen und vornehmer Herkunft, von welchen man Beſſeres erwarten zu dürfen glaubte, die Raub-

ſchiffe und betheiligten ſich an dieſem Gewerbe, welches in ihren Augen Ruhm und Ehre brachte. Die Seeräuber hatten beſondere Ankerplätze und feſte Thürme für ihre Feuerwachen. Die Flotten, mit welchen ſie ihre Angriffe ausführten, waren vermöge der ausgezeichneten Mannſchaft, der Geſchicklichkeit der Steuerleute, der Schnelligkeit und Leichtigkeit der Schiffe für ihren beſonderen Zweck trefflich geeignet. Noch größer als der Schrecken, den ſie einflößten, war die Beleidigung, welche man über ihren empörenden Uebermuth empfand; denn die goldenen Segelſtangen am Hintertheile der Schiffe, die purpurnen Decken, das Silber an den Rudern ſchienen ſie nur dazu beſtimmt zu haben, um ſich ihrer Frevel zu brüſten und ſie zur Schau zu tragen. Das Flöten- und Saitenſpiel, die Trinkgelage längs der ganzen Küſte des mittelländiſchen Meeres, die Entführung militäriſcher Perſonen, die Brandſchatzung eingenommener Städte, Alles dies war eine Schmach für die römiſche Herrſchaft. Die Zahl der Raubſchiffe betrug über tauſend, und mehr als vierhundert Städte waren von ihnen eingenommen worden. Selbſt heilige Orte, welche früher nie der Fuß eines Räubers betreten, wurden von ihnen angegriffen und verwüſtet."

Plutarch nennt dann neben vielen anderen, den erſten von Griechenland, auch das Apolloheiligthum auf Aktium und den Tempel in Leukas. Kein Zweifel alſo, daß auch dieſe korkyräiſchen Meere heimgeſucht von dieſem Uebel waren.

Pompejus zertheilte das ganze Mittelmeer in dreizehn Stationen für ſeine Heere und ſeine Flotte. So konnte er gleichzeitig gegen alle Schlupfwinkel den Krieg beginnen, und es blieb keinem Räuber die Hoffnung und Möglichkeit von einem in den anderen mittelſt ihrer leichteren und ſchnellfüßigeren Schiffe zu entkommen, dort den Raub und Krieg wieder neu aufzunehmen.

Nach Korkyra hatte Pompejus als einen ſolchen Polizeilegaten den Marcus Terentius Varro gewieſen und ihm das ganze joniſche Meer von Sicilien bis zur Adria und nach Akarnanien hinüber untergeordnet. Aus des Plinius Naturgeſchichte wiſſen wir, daß dieſer Varro auf Korkyra peſtilentialiſche Zuſtände fand. Die Häuſer waren voll von Kranken und Todten. Das waren wohl Folgen dieſer räuberiſchen Bedrängniſſe, Ueberfälle und Plünderungen. Er ließ die Fenſter dem geſünderen Nordwinde entgegen öffnen und ſie gegen den üblen Südwind vermauern, verlegte die Thüren, ſorgte überhaupt für möglichſte Reinigung der Luft und wehrte ſo der Krankheit, daß er ſich und die Seinigen geſund erhielt.

In nicht mehr als vierzig Tagen des Jahres 67 vor Chriſti beſeitigte Pompejus alle dieſe Uebel. Sein großer Name muß alſo auch in die Annalen von Korkyra eingetragen werden. Er zeigt recht erſichtlich und verſtändlich, welche Wohlthat Rom für die Welt ſein konnte und war, wie mächtig es den Polizeiſchutz übte, wenn es wollte. Unter ſeinem Schirme ging nun auch für Korkyra eine zweite Blüte auf, und in Allem, was materiellen Reichthum, Genuß und Wohlleben betrifft, vielleicht ſelbſt in nicht geringerem Grade als ſein Gedeihen zur Zeit der Phäaken und zur Zeit der mörderiſchen Kriege mit Korinth und Sparta geweſen war. In dem ſich jetzt immer lebhafter entwickelnden Verkehre Rom's mit Griechenland und dem Oriente, da man von Italien nach Athen und Rhodos nicht weniger häufig reiſte als heute von Paris nach Wien, und huldigende Geſandte vom ganzen Oriente fortwährend nach Rom unterwegs waren, römiſche Legaten ebenſo häufig zur Unterſuchung der zinspflichtigen Staaten, der Armeen und Flotten nach Kleinaſien, dem Pontos und Griechenland gingen: mag Korkyra das alltägliche Ausſehen gehabt haben eines jener großartigen Durchgangspunkte der bunteſten Völker- und Waarenmengen wie ſie heute im Oriente

noch Alexandrien und Cairo, Suez und Beyrut, Smyrna und Trapezunt, Salonick und Constantinopel vor Augen stellen. Es war die geradezu unvermeidliche und unausweichliche Zwischenstation für dieses ganze Gehen und Kommen all' dieser Reisenden und Waaren geworden. Die italischen Straßen setzten sich gewissermaßen bis zu demselben und über dasselbe fort. Und wie Horaz das Forum Appi schildert:

Voll von Matrosen gedrängt und unbarmherzigen Wirthen,

so dürfen wir uns Korkyra in diesem letzten Jahrhunderte vor Christi denken.

Das wird jedesmal wieder Corfu's rettendes Loos werden, sobald der Orient und der Occident sich befreunden. In seiner natürlichen Stellung zu diesem großartigen Wechselverhältnisse der zwei geschichtlichen Welthälften liegt Corfu's Rettung, wenn es durch eigene Schuld, so wie eben jetzt am Ausgange der griechischen Periode durch seine Bürgerkämpfe, zu Grunde gehen will oder wenn, so wie es später geschah, Horden der Völkerwanderung es verheerend gestreift haben. So lange Morgen- und Abendland sich überhaupt begegnen, friedlich und kriegerisch, wird sich Corfu bedeutungsvoll aufrecht halten.

In dieser Weise so als Tourist und als seinen Wirthshausgast sah Korkyra schon 149 vor Christi auch den Geschichtschreiber und Staatsmann, den Freund des großen Scipio, den Griechen Polybios, von dem ich ein Großtheil des Materiales zu dieser geschichtlichen Darstellung Korkyra's entlehnte; der neben jenem stand auf Afrika's glühend heißen, sonnenverbrannten Sandhügeln, als sie Karthago stürzen sahen und Scipio sich in jener großherzig edlen, beinahe übermenschlich schwungvollen Weise erinnerte, daß auch einst sinken werde die mächtige Roma, wie Ilion sank und das in Tempeln prangende, hundertthorige Theben. Es war nur drei Jahre

vor dieſer tragiſchen Scene, die mich bei ihrem Leſen in den antiken Geſchichtsbüchern immer ergreift wie jene andere nicht weniger echt humane auf dem Hügel der Dardanellen, wo Xerxes die aſiatiſchen Völker über die Brücke wallen ſieht, ſich erinnert, wie wenige davon heimkehren werden und dann weinte, — es war alſo nur drei Jahre vor jener Zerſtörungsſcene Karthago's, daß Polybios auch ſchon in einer puniſchen Angelegenheit dieſen Beſuch auf Korkyra machte. Er ſollte mit ſeinem militäriſchen Rathe dem römiſchen Conſul Manilius nach Sicilien gegen die Karthager zu Hilfe kommen. Aber auf Korkyra ſelbſt erfuhr er, daß dieſes inzwiſchen durch den Sieg der Römer bereits überflüſſig geworden und ging daher von Korkyra nach ſeiner Heimat dem Peloponnes zurück, denn auch er war, wie einem ſo claſſiſchen Schriftſteller wohl anſteht, in Arkadien geboren, zu Megalopolis, der Pflanzſtadt des Epaminondas.

Ebenſo paſſirte Sulla hier; ſpäter im Jahre 60 vor Chriſti Cato, da er von Cipern heimkehrte und Rom die ungeheueren Schätze der Ptolemäer überbrachte. Es muß im Winter geweſen ſein. Um ſich vor dem Froſte zu wahren, zündeten die Schiffsleute ein Feuer an. Dieſes ergriff die Segelleinwand und da Cato von der Stadt auf ſein Schiff zurückkam, fand er auch alle Tagebücher, die er über ſeine Verwaltung der aſiatiſchen Provinzen geführt, verbrannt. Er brauchte ſeine Ehrlichkeit nicht zu bezeugen, aber er hätte gerne den Anderen ein Muſter der Dienſtpflicht durch ſeine Schriften geliefert. Vielleicht hatte ihm der kleine Verluſt ein Vorzeichen ſein wollen von dem großen Unglücke, das ihm hier noch bevorſtand. Denn ihn ſollte Korkyra nochmals wiederſehen unter ganz anderen, viel traurigeren Umſtänden. So auch ſeinen anderen noch berühmteren Gaſt, den es mehrmals bei ſich beherbergte, Marcus Tullius Cicero von Arpinum.

Das erſtemal war Cicero hier im Jahre 51 vor Chriſti auf ſeiner Reiſe nach Kleinaſien, um dort die Provinz zu übernehmen. Es war im Frühling, alſo zur Zeit, da ſich Corfu am ſchönſten darſtellt. Denn am 15. Juni ſchreibt er von Aktium ſeinem Freunde Atticus, daß ihm deſſen Verwalter von den Gütern des Atticus aus Epirus mit größter Gaſtfreundlichkeit köſtliche Geſchenke nach Korkyra gebracht habe, ſo daß er mittelſt derſelben dort wahrhaft ſaliariſch tafelte, was ungefähr dem Begriffe des Londoner parlamentariſchen Fiſchſchmauſes entſpricht. Es gibt wenige Reiſen Heutiger, die ſo detaillirt geſchildert ſind, als dieſe ciceroianiſchen durch ſeine Briefe ad familias und an den Pomponius Atticus. Man lebt auch das Gewöhnlichſte des Alltaglebens darin mit, und nur dadurch treten uns dieſe Männer ganz nahe.

Ein Jahr ſpäter, aber nun im December, auf dem Rückwege nach Rom, ſchreibt Cicero von Brindiſi dem Atticus, daß ihn Alexio, des Atticus Secretär, auf Korkyra wiederum köſtlich mit den Gartenfrüchten der Güter des Atticus in Epirus bewirthet habe. „Dem jungen Quintus Cicero“ (ſeinem Neffen, der mit ihm reiſte), „konnte ich den Wunſch nicht verſagen, den Fluß Thyamis zu ſehen“, der durch jene Güter fließt, heute der Kalamas, der ſich in den Golf von Gomenizza ergießt. So trocken hausbacken, ja gewiß gewöhnlicher als heute ein nicht ganz gewöhnlicher Reiſender aus Corfu oder Brindiſi wenigſtens an die Seinigen ſchreiben wird, ſetzt der Brief fort. Dieſer Quintus Cicero, übrigens ein anmaßlicher Burſche, ein echter upstart, der ſpäter dem Vater und Onkel viel Kummer machte, ging alſo nach Epirus hinüber, die Landgüter des Atticus zu beſuchen, und Cicero muß dem zufolge mehrere Tage auf Korkyra geraſtet haben. Er war auf dem Landwege durch Akarnanien von Athen gekommen. Am 16. October datirte er noch von dort einen Brief. Erſt am 23. November verließ er Korkyra und landete

am 25. November in Brundisium, „wohin seine Seefahrt diesmal so glücklich ging, wie in der Regel die des Atticus, so hübsch hatte ihm

Her von Epirus gehaucht der gelindeste Onchesmites",

ein Vers, der nur durch diesen Brief bekannt und doch dadurch berühmt und viel seitdem von allen Touristen dieser Gegenden genannt worden ist.

Atticus selbst, das sieht man aus dieser Stelle und noch mehr aus dem ganzen Briefwechsel, ging um seiner großen Vermögensinteressen nicht weniger oft hierher, als die Leute heute ihrer Landgüter oder Speculationen wegen nach Ungarn und Rußland, oder nach Amerika und Ostindien reisen. Dieses malt sehr erkenntlich die volkswirthschaftliche Bedeutung dieser fruchtbaren Aecker-, Wald- und Wiesenländer von Epirus, welche sie für den Reichthum und die Verproviantirung Roms hatten. Sie waren seine Schweiz und zugleich seine Colonien, ein wenig von dem, was heute Ostindien zu England ist. Und in dieser Zeit hatte also Korkyra in der Weltgeschichte oder eigentlich in der Nationalökonomie auch diesen besonderen Einfluß neben seinem anderen militärischen und politischen, daß es für das Wohlergehen Roms die Ueberfuhr des Getreides, des Holzes, der Milch, Butter und Käse, feiner Weine und Gartenfrüchte von Epirus nach Brundisium beförderte. Von diesem Zwischenverkehre lebten seine Seeleute und rüsteten wieder eine Handelsflotte aus, die bis in die erste byzantinische Zeit als eine ansehnliche genannt wird.

12. Capitel.

Korkyra in der Kaiserzeit.

Cicero's Briefe aus diesen Gegenden, da er aus Asien nach Rom heimkehrte, athmeten nichts als die Sorge um seinen Triumph, den er sich im Kampfe gegen die Parther verdient

zu haben wähnte. Er kam als Imperator und die Liktoren zogen vor ihm her. Unter ganz anderen Umständen sah ihn Corfu schon nur anderthalb Jahre später. Er und derselbe jüngere Cato kamen flüchtig von Durazzo.

Die Niederlage bei Pharsalos am 9. August 48 vor Christi war erfolgt. „Die Absichten des Cato", so schildert Plutarch in des Cato's biographischem Denkmale diese Scenen auf Corfu, „die Absichten des Cato gingen jetzt dahin, wenn Pompejus todt sei, diejenigen, welche in des Cato Umgebung waren, nach Italien überzusetzen, selbst aber so weit als möglich von der Tyrannenherrschaft entfernt, in der Verbannung zu verschwinden; wenn Pompejus dagegen noch lebe, unter allen Umständen die ihm anvertrauten Streitkräfte für jenen zu erhalten. Mit diesen Gedanken setzte er nach Korkyra über, wo sich die Flotte befand. Hier wollte er, da er nur die Prätur bekleidet hatte, dem Cicero als Consular das Commando abtreten. Dieser jedoch nahm es nicht an, sondern dachte nach Italien zurück zu kehren. Da hierauf der junge Pompejus in unzeitiger Anmaßung und Hochfahrenheit diejenigen, welche wegfahren wollten, zur Strafe zu ziehen wünschte und zuerst Hand an Cicero zu legen willens war, so wies ihn Cato, als er dies sah, unter vier Augen zurecht und besänftigte ihn, wodurch er den Cicero unzweifelhaft vom Tode rettete und den Anderen Sicherheit verschaffte. In der Vermuthung, Pompejus Magnus werde Aegypten oder Lybien zu gewinnen suchen, und voll Verlangen zu ihm zu stoßen, ging Cato zwar mit Allen zu Schiffe, gestattete jedoch, ehe er von Korkyra absegelte, denen, die nicht Lust hatten mit ihm in den Krieg zu gehen, sich zu entfernen und zurück zu bleiben". Unter diese gehörte Cicero; in Allem, was er that und auch in Manchem, das er schrieb, eine der gemeinsten und feigsten Naturen, die je die Erde getragen, ein durchaus gefühl- und herzloser Egoist, ein niederträchtiger Mensch, und auch als Schriftsteller mehr nur ein

gewandter Formenſchneider, ein guter Styliſt, als ein urwüchſiger Denker. Das Beſte was er gibt, iſt der griechiſchen Literatur entnommen. Das Neue bei ihm iſt ſelten.

In den letzten Tagen des Septembers landete Cicero in Brundiſium. Er war alſo mehr als einen Monat auf Corfu geweſen. Wir wollen die Inſel des Alkinoos, wo Odyſſeus und wahrſcheinlich Homeros geweilt, nicht ſelig auch ob dieſes eitlen Beſuches erklären.

Einen Monat ſpäter waren auch ſein Bruder und Neffe in Korkyra auf ihrem Wege nach dem Oriente zu Cäſar.

Nach der eigenen Darſtellung des Julius Cäſar war Corfu im Bürgerkriege ein wichtiger Punkt für die Pompejaner und that dem Cäſar großen Schaden, einmal indem es die vom Lande her ganz eingeſchloſſene Armee des Pompejus vor Dyrrachium mit Getreide und Lebensmitteln verſah und ſpäter, als ſelbſt Pharſalos ſchon gewonnen war, weil Lälius, der den cäſariſchen Poſten von Brundiſium blockirte, von dort aus ſein friſches Quellwaſſer für die pompejaniſche Flotte bezog. Es hätte aber dem Cäſar, geſchickter verwendet, viel gefährlicher, ja geradezu verderblich werden können. Denn da Cäſar den Rubikon überſchritten und die Welt in Bürgerzwiſt zwiſchen Cäſar und Pompejus zerfiel, im Jahre 47 vor Chriſti, führte Cato von Sicilien, wo ein Geſandter des Cäſar ihm den Befehl abgenommen hatte, die ganze Flotte der Republik in den ſicheren Golf von Corfu. Es waren hundert römiſche Fahrzeuge, vierhundert andere kamen dazu noch aus dem Oriente und ihr Oberbefehlshaber wurde Bibulus, als Cato nach Dyrrachium gegangen. Vor Korkyra lag ſie dann unbegreiflicher Weiſe völlig unthätig, dieſe ganze ungeheuere Macht. Sie that nichts als die Küſte von Epirus zu bewachen und dieſes — ſo ſchlecht, daß Cäſar im Angeſichte von Korkyra ſich und ſein ſchwaches Heer landen konnte, und auch dem Antonius wußte ſie darauf die Ueber-

fahrt ſeiner Reiterei nicht zu wehren, ſie zerſtörte ihm nur einige ſeiner nach Brundiſium heimgehenden Schiffe. Verrätherei hätte die Sache nicht ſchlechter machen können.

Und ſo hielt ſich die Flotte dann fortwährend, da Cäſar und Pompejus drüben bei Dyrrachium und ſpäter jenſeits der albaneſiſchen Berge in Theſſalien bei Pharſalos auf Tod und Leben um die Weltherrſchaft rangen. Und ebenſo unbegreiflicher Weiſe flüchtete nicht hierher Pompejus, als er bei Pharſalos unterlegen, wo ihn Cato mit einem anderen, noch unverletzten, zweiten Heere und mit dieſer Flotte von fünfhundert Dreiruderern erwartete. Er hätte Cäſar damit den Rückzug nach Italien verlegen und noch einmal alles Verlorene zurück gewinnen können.

Solche Unbegreiflichkeiten machen abergläubiſch, wie es Cäſar war, und geben den Glauben in ſein Glück, das eigentlich doch nur das Fatum war, welches der Welt dieſe andere Regierungsform vorbehalten und beſtimmt hatte. Dem konnte nichts vorbeugen und ausweichen. Dem denkenden und zugleich auch gefühlvollen Leſer der Geſchichte gibt es den Eindruck, wenn er die Dinge ſo verhängnißvoll ſich ausbreiten ſieht, daß die Schickſale der Welt in ihrem Weſen doch nur von einer übermächtigen Hand getrieben und geleitet werden, ja daß ſie völlig wie das Grünen und Blühen in der Natur die Wirkung einer unterirdiſchen, nur ſcheinbar in dem Irdiſchen ſelbſt liegenden Kraft ſind. Er erkennt, daß die Ereigniſſe von weither, noch ehe ein Mithandelnder ſelbſt weiß und ſieht, wohin es geht, immer in derſelben Richtung zweckmäßig geſtaltet und geſchoben werden, bis es endlich für einen Letzten ſo nahe liegt, das Ei des Columbus auf die Spitze zu ſtellen, daß er nun plötzlich als der Schöpfer und Thäter des Gedankens erſcheint, welchen die Jahrhunderte erſchaffen haben und eine uns unbekannte Macht, ein Etwas über, um, in uns als Keim in die Erde, in die Luft, in die Körper und

in die Seelen gelegt hat. Im Leben des Einzelnen ist nicht mehr ungebundene Freiheit und Selbständigkeit der Entwicklung. Unwillkürlich wird man in Bahnen und Ziele geworfen, und ein letzter Augenblick, der mit raschem Entschlusse die scheinbar plötzlich gefundene und genommene Entscheidung gibt, ist dann das, was im Weltenschicksale der Held ist, der die entscheidende Schlacht schlägt oder das Matt im diplomatischen Schachspiele zieht. Eine solche unüberwindliche und unvermeidliche Schicksalsrolle im großen Weltdrama macht auch fromm, wie es Cäsar neben dem Aberglauben war. Ueberhaupt Frömmigkeit und Aberglauben werden in großen und ursprünglichen Naturen immer Zwillingsgeschwister sein, Bruder und Schwester, der eine noch etwas stärker und leistungsfähiger als die andere.

Lucius Scipio, der Schwiegervater des Pompejus, und die anderen republikanischen Heerführer eilten von Pharsalos nach Korkyra. Dort theilten sie die Flotte unter sich. Das war damals als sich Cicero davon schlich, und im Grunde hatten alle diese Helden nur eigensüchtige Fluchtgedanken, Furcht in der Seele. Um Rom war es Keinem mehr zu thun, die doch Alle die Republik vorschützten. An Rom dachte nur Julius Cäsar, weil er es beherrschen wollte. Deshalb hatte er es nicht zerstört und deshalb war er um so nachsichtiger und freigebiger gegen die Aristokraten mit seiner Verzeihung. Aber diese wollten die Helden von Korkyra noch nicht annehmen und Cato, der mit Scipio und einem Theile des Heeres nach Lybien ging, nahm sie niemals, ebenso des Pompejus ältester Sohn nicht, der sich mit einem Bruchstücke der Flotte nach Spanien rettete. Der hagere Cassius aber rathschlagte bald darauf wieder zu Rom im Senate. Er führte damals die andere Hälfte der Flotte von Korkyra nach dem Hellespont mit der Absicht, dem Cäsar, der schon in Asien war, in den Rücken zu fallen.

So hat Corfu auch in dieſem, einem der denkwürdigſten Kriege der Menſchheit, der für Jahrtauſende der Welt die Form und den Namen aufſtempelte, mitgeſpielt und hat auch den Mörder dieſes erſten Kaiſers bei ſich zu Gaſte geſehen. Cäſar ſelbſt aber betrat Korkyra nicht. Er ſah es nur auf ſeinem erſten Kundſchafterzuge, da er nach der Landung bei Orikon im Golfe von Avlona von dort durch die mächtigen Berge bis nach Buthroton draug. Die Landung wehrte eben die gewaltige Flotte des Bibulus. Und wie er von Afrika, ein unbeſtrittener Sieger, nur von der Kleopatra, dem ſchönſten Weibe der Erde und aller Zeiten, bezwungen, nach Rom, der größte Triumphator, der jemals die via Appia hinaufgezogen, kam, landete er bei Tarrento.

Seinen Gegnern und den Feinden der Herrſchaft, die er eingeſetzt hatte, leiſtete Korkyra noch einmal gaſtfreundliche Dienſte und Unterſtand. Sextus Pompejus nach ſeiner gründlichen Niederlage dem Auguſtus gegenüber rettete ſich von Sicilien nach Korkyra. Zufällig verſammelten ſich dort einige vom Sturme verſchlagene Gefährten ſeiner Flotte um ihn. Ohne Kriegskleid erſchien er unter ihnen und überredete ſie, daß die Flucht, die Theilung, die Zerſtreuung für ſie das Beſte ſei. Er ſelbſt ging von dort über Lesbos nach Nikomedien. Sein Gedanke war geweſen, die Eiferſüchteleien bei Antonius gegen den Auguſtus zu benutzen.

Antonius war einige Jahre früher in Korkyra geweſen, als er von Athen kam, wo er ſeine kranke Gattin Fulvia, dieſelbe, welche dem abgeſchlagenen Kopfe des Cicero die giftige Zunge mit Nadeln durchſtochen hatte, mit Vorwürfen überhäufte, weil ſie zwiſchen ihm und Auguſtus zum zweiten Male den Brand entzündet hatte, den er zu löſchen nun von Aegypten nach Italien reiſen mußte. Und auf dem Rückwege nach dem Oriente ſchickte er ſchon von Korkyra die andere Gemalin Octavia nach Italien zurück, die er eben noch dem

Tode der Fulvia zur Friedensbesiegelung geheiratet hatte: „Er liebe sie zu zärtlich, um sie den Gefahren eines Parteikrieges auszusetzen.“ Es erwartete ihn aber jenseits des Meeres die Kleopatra. So kam es zur Schlacht von Aktium. Augustus besetzte vorher Korkyra und musterte dort seine Flotte. Die Korkyräer haben dann ihm und dem siegreichen Admiral Agrippa Standbilder aufgestellt.

Später war Tibull hier im Gefolge des Messala, der nach Syrien ging. Tibull hat Korkyra's sogar in einer seiner Elegien gedacht. Corfu war immer noch Brückenpfeiler für alle Reisen zwischen Europa und Asien. Aber es sah nur mehr durchgehende transitorische Bilder der Geschichte und so im Jahre 20 nach Chr. einen der traurigsten Leichenzüge, der in der Geschichte jemals die Hoffnungen der ganzen Welt begraben hat, welche statt dessen einem Scheusale zum Erbe fiel. Germanicus war auf seiner Orientreise von Egypten nach Syrien gelangt. In Antiochia mordete ihn das Gift der Eifersucht seines Oheims und Adoptivvaters, des regierenden Kaisers Tiberius. „Agrippina, des Ermordeten Gemalin, wiewohl von Trauer erschöpft und körperlich krank, doch ungeduldig jeder Verzögerung der Rache, geht mit des Germanicus Asche und ihren Kindern zu Schiffe, unter allgemeinem Wehklagen, daß eine Frau vom ersten Range, noch kürzlich durch die schönste Verbindung beglückt, gewöhnt, sich verehrt und angebetet zu sehen, nun Leichenreste am Busen trage, unsicher der Rache, bange für ihre Person und durch unselige Fruchtbarkeit dem Schicksale so vielfach blosgestellt.“

„Ohne die winterliche Meerfahrt zu unterbrechen landet Agrippina bei der Insel Korkyra, der calabrischen Küste gegenüber. Angegriffen von Kummer und des Duldens ungewohnt, verweilt sie einige Tage daselbst, um ihr Gemüth zu fassen. Inzwischen waren auf die Nachricht ihrer Ankunft die vertrautesten Freunde alle, die meisten der Kriegsleute, die unter

Germanicus gedient hatten, und selbst viele Unbekannte aus den benachbarten Landstädten, ein Theil in der Meinung, dadurch dem Fürsten Tiberius gefällig zu sein, Manche um nur mitzugehen, nach der Stadt Brundisium geeilt, wo die Schiffende den nächsten und sichersten Landungsplatz fand. Sobald auf der Höhe die Flotte erschien, füllte sich nicht blos der Seehafen und die nächste Meeresküste, sondern auch die Stadtmauern und Dächer und wo immer eine weite Aussicht sich darbot mit Schaaren von Trauernden an, die unter sich fragten, ob man sie beim Aussteigen mit Stille oder mit Zuruf empfangen solle. Noch war man nicht einig, was den Umständen angemessener sei, als allmälig die Flotte herannahte, nicht wie gewöhnlich mit munterem Ruderschlage, sondern Alles in Traurigkeit versenkt. Als sie mit zwei Kindern, der auf Lesbos geborenen Julia und dem Cajus Caligula, die Todtenurne im Arme, aus dem Schiffe steigend die Augen aufschlug, ertönte ein allgemeiner Seufzer."

Und so dieses selbe stumme Trauerbild, wie die herrliche, züchtige, auch eine Vase in den umfalteten Händen tragende Statue des Capitols, welche man dort eine Vesta benennet, aber eben so deutlich und vielleicht auch wahrer, entsprechend dieser plastischen Schilderung des Tacitus mit den Worten: „Agrippina, die Asche ihres in Antiochia gestorbenen Gemahls nach Italien heimbringend", bezeichnen könnte, ebenso steinern würdig muß ihr Leichenzug in Corfu gelandet sein, und sie sich auch dort dem Volke gezeigt haben, eine Gestalt durch Ansehen, Haltung und Geist nicht ungeeignet, die Seelenwanderung einer Nausikaa in dieses römische Zeitalter glaublich zu machen.

Mir ist dieser taciteische Leichenzug der Agrippina immer als eine der herrlichsten Schilderungen der „Annalen" erschienen. Die wahre Parodie davon, wie wenn sie das Schicksal absichtlich und deshalb hierher zum nahen Vergleiche

der Zeitverschiedenheiten so gegeben hätte, war dann vier und vierzig Jahre später auf Korkyra die Landung des neronischen Schauspielerzuges. Nero sang auf Korkyra vor dem Altare des Zeus und ging von dort weiter nach Athen, um seine schöne Stimme von den kunstgebildeten Griechen beklatschen zu lassen.

Und auch das letzte Mal, da Korkyra in der römischen Geschichte erscheint, ist es mit einem schauspielerischen Ereignisse. Titus ließ im Amphitheater, also in dem Raume, welchen wir das Colosseum nennen, bei dessen Einweihung die Seeschlacht der Korkyräer und Korinther darstellen, welcher ich auf dem weißen spitzen niedrigen Cap Leukimne von Corfu so anschaulich als möglich gedachte. Sie war wohl für die Gewohnheiten der Menschen geworden, was heute die Schlacht von Trafalgar für unsere Dioramen ist. Ich aber kann nie, seitdem mir Corfu so lieb geworden, an lautlosen Mondnächten in jenem ungeheueren ausgestorbenen Schauspielhause der Flavier stehen, ohne mir jene merkwürdige Scene von damals zu vergegenwärtigen: das Schicksal von Scheria, der kleinen homerischen Insel, hierher in das große Rom als Lustspiel für das vergnügungssüchtigste Volk der Welt übertragen. Wahrlich die Geschichte ironisirt sich selbst manchmal beinahe selbstmörderisch für ihre eigene Größe.

Und so sind in der römischen Geschichte die letzten Worte, die sie von Korkyra berichtet, ein Giftmord und ein prinzlicher Leichenzug, ein kaiserlicher Opernsänger und ein Circusspiel: daß Corfu auch das traurige Vermögen geworden ist, wie es mit dem Gedichte des Homer das vollendetste Gemälde des goldenen griechischen Zeitalters gegeben hatte, mit seinen drei letzten antiken classischen Erinnerungen das kaiserliche Rom vollständig zu charakterisiren.

13. Capitel.

Die Völkerwanderung auf Corfu.

Nun beginnt auch für Korkyra die christliche Zeit, wie wir aller Orten diese neue Epoche der Weltgeschichte wohl am charakteristischesten nennen. Das erste Document, welches, von Legenden abgesehen, diesen neuen Charakter historisch außer Zweifel stellt, ist die Unterschrift seines Bischofes Apollodorus, die er auf dem Concilium von Nikea um 325 mit den Bischöfen von Kos, Lemnos und Rhodos Namens der Inselprovinz unter die Concilsacten schrieb. Später, als Constantin sein Weltreich in vier Präfecturen theilte und Korkyra zu der von Illyrikum gehörte, wurde Korkyra ein Erzbisthum, das in die Diöcese Westillyrien und in die Kirchenprovinz Neuepiros eingereiht war. Mit dieser Kirchen- und Verwaltungsprovinz fiel Korkyra bei der Zweitheilung des Reiches durch den Theodosius in die oströmische Hälfte. So wurde es byzantinisch und löste, für einige Zeit wenigstens, wieder seine Schicksale von Italien ab. Römische Titel und Würden blieben damals aber noch an der Spitze seiner Verwaltung und auch das Steuerwesen war römisch geformt. Ganz verschwanden diese Namen und die Rangordnung erst unter dem ersten Justinian. Aber der griechische Geist lebte immer fort, wie sich selbst die antiken Religionsweisen hier länger als an anderen Orten des römischen Weltreiches erhalten hatten. Erst die Ueberfälle und die Verwüstungen der deutschen Barbaren, also eigentlich die Völkermischung der Völkerwanderung löschte diese classische Bildung aus, soweit sie überhaupt unter diesem lichten Himmel und vor diesem glänzenden Meere in der immer blühenden Natur dieser Gegenden aus den Gemüthern zu tilgen ist.

Ich bin ganz der Anſicht, welche der alte Prokopius im zweiten Capitel ſeines Vandalenkrieges ausſpricht, daß dieſe verſchiedenen Stämme der Völkerwanderung, welche unſere Geſchichtsbücher als Gothen, Vandalen, Viſigothen, Gepiden, Alemannen, Hunnen, Geten, Sueven, Sauromaten und Slaven durchziehen, im Grunde desſelben Urſprunges ſind. Sie Alle kamen aus demſelben überſchäumenden Topfe und gingen dieſelben Wege. Mehr oder weniger haben auch Alle ihre Sendlinge bis nach Griechenland herab und zu dieſen ſchönen Inſeln hin plündernd geſchickt. Am eindringlichſten aber kamen bis hierher die Vandalen. Nur zwanzig Jahre brauchte dieſes kleine Volk und mit nicht mehr denn fünfzigtauſend Menſchen, um durch Europa bis nach Spanien und von dort über die Meerenge von Gibraltar durch das nördliche Afrika bis nach Italien und Griechenland erobernd vorzudringen, ſo daß es beinahe einen vollſtändig geſchloſſenen Kreis über den ganzen Umfang der damals bekannten Welt zog. Prokopius ſagt, daß die Vandalen hierbei ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechtes, Männer und Frauen, Kinder und Greiſe unbarmherzig über die Klinge ſpringen ließen und die Schätze des ganzen Europa's raubten, ſo daß ſeitdem Italien und die benachbarten Küſten Wüſteneien geworden ſeien. Dieſen letzten Theil des Rundganges, von Spanien nach Afrika und von dort nach Griechenland und Italien hinüber führte der Baſtardſohn des letzten legitimen vandaliſchen Königs, der fürchterliche Genſerich, der nach der Meinung des engliſchen Geſchichtſchreibers Gibbon nicht weniger für die Zerſtörung des römiſchen Weltreiches gethan hat, als die zwei anderen Gottesgeißeln Alarich und Attila. Er war klein, hinkte, war langſam und vorſichtig in ſeinen Reden, ungeheuer heftig und rachſüchtig, ehrgeizig und rückſichtslos im Gebrauche ſeiner Mittel bis zum Aeußerſten. Gerufen von einem aufſtändiſchen Statthalter, dem Grafen Boni-

facius, des weſtrömiſchen Kaiſers Valentinian kam Genſerich mit ſeinem Vandalenvolke im Jahre 429 nach Afrika. In zehn Jahren, am neunten October 439, vollendete er durch die Einnahme Karthago's die Eroberung dieſer ganzen herrlichen römiſchen Provinz, welche damals Italien und Griechenland, die zwei Hauptſtädte der Welt, Rom und Conſtantinopel mit ſeinen Getreidefrüchten ernährte. Statt dieſe Speißung fortzuſetzen, nützte er nun nur dieſe Kräfte um Ueberfälle vorzubereiten in die Schatzkammern jener an allen Induſtrieproducten überreichen Länder. Ein Seeräuber, wie es nur je einen gab, nicht mehr und nicht weniger, ohne ſtaatenbildenden Trieb, nur auf den Raub ausgehend und nirgends von dem Gedanken geleitet, nun auch über das tyrrheniſche und joniſche Meer hin, ſeine Herrſchaft auszubreiten, plünderte er ſo Rom und Sicilien und als es dort nichts mehr wegzuſchleppen gab, auch das ganz offenſtehende Griechenland, Korkyra und die anderen odyſſeeiſchen Inſeln.

Es ſcheint, daß dieſe nordafrikaniſche Küſte, wo ſich die Vandalen endlich heimiſch feſtgeſetzt hatten, in der Weltordnung für immerwährende Zeiten als eine Domaine der Piraten vorgeſehen worden iſt. Denn die Vandalen wurden hier in kürzeſter Zeit, was die Karthager, wenigſtens bei ihrer erſten Gründung waren, und die Barbareskenſtaaten bis in die jüngſte Zeit geblieben ſind. Jedes Land hat ſo mehr oder weniger ſchon in der Erſchaffungsſtunde der Welt ſeinen eigenthümlichen Charakter aufgeprägt erhalten und behält ihn bei durch alle Wechſel der Zeiten. Nicht die Menſchen, die darüber ſtrömen, verändern ihn. Das Land und der Boden machen ſie ſich zu eigen. Wie viele Barbaren auch über die rauhen Alpen in die italieniſchen Gärten hinabſtiegen, ſie wurden dort Alle, und das gewöhnlich ſchon in der zweiten Generation, ſchlaue ſchöne wohlgeſchliffene Römer oder gewandte zierliche feingliederige Neapolitaner,

finſtere verſchloſſene mordluſtige Sicilianer. Der Boden, die Luft und die See, und die Bilder, die wir ſehen, und die Nahrungsmittel, die wir eſſen, ſind eben in ihrem Einfluſſe ſtärker und beharrlicher als das Blut, das wir in unſerem ſchwachen Körper mitbringen, und der Menſch ſteht überall wie die kleinſte der Pflanzen, die ſein Fuß zertritt, in und nicht über der Natur. Im Norden wird er Tanne und im Süden bleibt er immer die Palme,

Die, fern im Morgenland,
Einſam und ſchweigend trauert
Auf brennender Felſenwand.

Im Jahre 466 wagte Genſerich eine beſonders räuberiſche Brandſchatzung der joniſchen Inſeln und des weſtlichen Griechenlandes. Korkyra wurde auch dieſes Mal am grauſamſten heimgeſucht. Der Schrei um Hilfe nach Conſtantinopel klang immer lauter und dringender. Dort war ſeit 457 ein neuer Kaiſer, ein Mann aus dem Volke, Leo der Thrakier, der ein einfacher Kriegstribun und Hausmarſchall des kaiſerlichen Palaſtes geweſen war und dem ſpäter dann der Beiname des Großen wurde, durch die barbariſche Leibgarde auf den Thron des heiligen Conſtantin erhöht worden. Sein Vorgänger Marcian war wenigſtens durch eheliche Verbindung noch ein legitimer Thronfolger des großen Theodoſius geweſen. Und weil auch damals die griechiſche Bevölkerung noch nicht ſo oft an die Herrſchaft von Uſurpatoren gewöhnt worden war, ſo brauchte Leo der Erſte einige Zeit um ſeine Regierung im immer noch großen und weiten Kaiſerreiche den Völkern mundgerecht zu machen. Er hatte darum vielleicht die Raubzüge der Vandalen ſo lange ohne einen Verſuch der Züchtigung gelaſſen. Dieſe letzten Ueberfälle auf Korkyra veranlaßten aber endlich im Jahre 468 einen gewaltigen Kriegszug gegen dieſe wilden Piraten. Zu Lande kam der Graf von Aegypten, der tapfere Heraklius, und zur See der Bruder der Kaiſerin, der

Höfling Basiliscus, mit der gewaltigsten Flotte, welche bis dahin jemals auf den Wogen des Mittelmeeres geschwommen. Elfhundert und dreizehn Schiffe und mehr als hunderttausend Mann standen gegen Karthago im Felde und nahe an zweiundfünfzig Millionen unseres Geldes hatte diese Rüstung gekostet. Heraklius war siegreich. Basiliscus ließ sich in der schmählichsten und wahrscheinlich verrätherischen Weise überraschen. Mit dem Verluste der See blieb auch dem ersteren nichts übrig als der Rückzug. Genserich war wieder der unbestrittene Herr des Mittelmeeres. Nicht ein Segel stellte sich ihm dort entgegen. Diese sonst byzantinische See, ehe sie venetianisch wurde, war nun wie auch das Meiste des römischen Festlandes ein Eigenthum der gesetzlosesten Barbaren. Länger als ein Jahrhundert währte dieser vogelfreie Zustand fort, auch den Genserich noch überdauernd, der im Jahre 477 nach Christi starb. Byzanz überließ Korkyra und die anderen Inseln sich selbst, und diese waren zu schwach außer den Burgen irgend etwas zu vertheidigen. Wenn man die Vandalen Deutsche nennen will, so haben wir im Vaterlande der Nausikaa nicht ehrenvoll debutirt.

Erst der afrikanische Feldzug des Belisar gegen die Vandalen machte dieser preisgegebenen Lage Korkyra's für einige Zeit ein Ende.

Mehr mit dem staatenbildenden Geiste begabt waren die anderen barbarischen Eindringlinge, die Gothen, welche das römische Reich auch viel gefährlicher und länger bedrohten, sich mitten in seinem Herzen festsetzten und von dort aus auch Corfu überzogen. Sie waren vor den Vandalen zuerst auf dem umgekehrten Wege, vom Osten zum Westen, aus dem schwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen über den Peiraieus und das griechische Halbinselland bis hierher, gegenüber auf die Küste von Epirus vorgedrungen. Das geschah schon in der Mitte des vierten Jahrhunderts zur

Zeit des unfähigen Kaisers Valens. Der Osten vermochte nichts um sie abzuwehren, und selbst Asien haben diese Horden damals gestreift. Wie eingeborene Herren, ganz nach ihrem Willen, durchzogen sie auf elenden kleinen Kähnen das große byzantinische Meer und auf den alten römischen Heerstraßen, der via Egnatia und via Marittima, das schöne Land vom Pontus Euxinus bis zu den jonischen Inseln. So sind in jenen eisenbahnlosen Zeiten doch vielleicht noch mehr Menschen vom äußersten Norden zum Süden unseres Erdtheiles gekommen als heute, da man es einen Beweis des Fortschrittes nennt, daß sich die Menschen so leicht bewegen können und auch in der That so viel reisen. Die Welt war eben immer rund und beweglich, und die Menschen kugeln darauf fortwährend mit denselben unwiderstehlichen Trieben herum.

Der heilige Hieronymus, ein Zeitgenosse dieser eisenbahnlosen Wanderungen, schildert in seiner bildsamen reichen poetischen Sprache das Land, das die Gothen durchzogen hatten, als eine weite wüste Einsamkeit. Die Städte seien zerstört, die Menschen erschlagen, selbst die Thiere, die Vögel und auch die Fische seltener geworden. Nur Himmel und Erde seien noch übrig geblieben. So habe man Illyrien und so Thrakien gefunden.

Erst der Feldherr des weström ischen Reiches, der tapfere und ebenso klugvorsichtige Stilicho, wies diese ersten Meldungen der Gothen von den jonischen Inseln zurück. 397 nach Chr. kam er von Brindisi über die jonische See an Corfu und Zante vorbei nach der griechischen Halbinsel und drängte den Alarich mit seinen siegreichen Schaaren aus dem Peloponnes in die wilden Gegenden des bergigen Illyriens, die mehr geartet sind wie sie diesen Horden geziemten.

Aber selbst diese flüchtigen Besuche im zahmen Süden hatten genügt, den Gothen nicht nur immer wiederkehrende

Sehnsucht nach der Civiliſation in die Seele zu legen, ſondern ſie auch wirklich theilweiſe zu civiliſiren. Hinaufgedrängt aus dem griechiſchen Halbinſellande, ſchoben ſie ſich um das adriatiſche Meer und ſetzten ſich endlich mitten in Italien feſt zwiſchen die Römer hinein. Dreimal nahmen ſie Rom ein. Alle Generale des Juſtinian lagen gegen ſie im Felde, aber 353 waren ſie wieder ſo ſehr Herr des Landes, daß ſie Totilas ſogar von Apulien nach Korkyra und Epirus hinüberführen konnte. Prokop merkt ausdrücklich an, daß ſie Corfu und die nachbarlichen Inſeln Sybota verwüſteten und daß Totilas von dort aus das Feſtland, Dodona und Nikopolis mit ähnlichen Gewaltthaten überzogen habe. Mit einer Flotte von dreihundert Galeeren durchſtreifte er dieſe See, und die Geſchichte des Mittelmeeres muß auch den Augenblick verzeichnen, wo gleich den vandaliſchen Barbaren die gothiſchen es beherrſchten. So ſind dieſe Theile der Erde menſchenleer geworden, welche wir noch ſo ſehen und welche einmal ihre bevölkertſten waren.

Der allgemeinen Entvölkerung, welche die Welt damals unter Juſtinian erlitt, kann auch Korkyra nicht entgangen ſein. Aber ſo wehe, wie es Hieronymus ſchildert, können die Gothen dieſes zweite Mal nicht wieder den odyſſeeiſchen Landen gethan haben. Sie hatten in Italien Manches von ihren Landesgenoſſen angenommen, ſelbſt die Art die Politik zu machen. Und den Krieg führten ſie nach dem Zeugniſſe ihres Gegners, des zeitgenöſſiſchen Geſchichtſchreibers Prokopius, eher mit milderen Mitteln, als es die Byzantiner thaten. Es war wirklich etwas in dem Charakter dieſes Volkes von der Phantaſiefülle, dem Aufſtreben, dem Edelmuthe, der Lebensmächtigkeit und Dauer, welche die Kunſtform auszeichnen, die wir die gothiſche nennen und die inſoferne dieſen ihren Namen nicht unbegründeterweiſe führt. Ueberhaupt haben dieſe Inſeln, wenn man an die Schickſale Italiens, ſelbſt Siciliens,

des thrakiſchen Feſtlandes bis Conſtantinopel hinab denkt, wo überall der Boden vom Strome der Völkerwanderung geradezu unter Waſſer gehalten wurde, doch verhältnißmäßig nur wenig gelitten und blieben auch noch in dieſer barbariſchen Zeit im Vergleiche zu anderen Theilen der Erde: Eilande der Seligen.

Es folgte dann ein Jahrhundert ſogar beinahe abſoluter Ruhe für dieſe Meere und dieſe Küſten. Erſt 675 erſchienen wieder vorüberziehende Slavenhorden. Auf rohen Kähnen beherrſchten ſie die See. Aber feſte Niederlaſſungen der Slaven im Reiche der Alkinoos dürfte nicht einmal Fallmerayer vermuthet haben.

In den Jahren 841, 867 und auch 1022 hauſten hier ſaraceniſche Seeräuber und weiter bis nach Bari und Raguſa hinauf. Allerhand Abenteurer, auch chriſtliche Renegaten, Geſindel, wie ſie ſolche Kriege anziehen und erzeugen, ſetzten ſich an ſie an, bis dieſe Züge ſogar mit der Eroberung Kreta's, das in Kandia umgetauft ward, und des benachbarten Sicilien endigen konnten. Es macht begreiflich, daß ſchon damals ſich Niemand mehr in den leicht zugänglichen, ſchönen, antiken, tempelgeſchmückten Hafenſtädten auf Korkyra und Ithaka ſicher fühlte. Die Flucht in und auf die Berge und der Bau der hochgelegenen Burgen nahm damals ſeinen Anfang und die antiken Städte begann man Palaeopolis zu nennen. Was ſonſt der bevorzugte Sitz der Reichen und Vornehmen geweſen war, wurde in dieſer räuberiſchen Zeit den Mittelloſen überlaſſen.

Die Verſuche der byzantiniſchen Flotte, dieſe Gefahren abzuwehren, hatten immer nur kurzen Erfolg. 869 erſchien ſie vierhundert Schiffe ſtark in der Adria und verbündet dem deutſchen Kaiſer Ludwig dem Zweiten um Bari zu belagern. Aber nach kurzer Zeit kehrten die Byzantiner nach Korinth zurück und der Carolinger konnte die apuliſche Feſte 871 nur mit

Hilfe der kleinen Boote der dalmatinischen Croaten den Christen zurückgewinnen. Das Meer und die Inseln fielen wieder der räuberischen Willkür anheim. So auch als der griechische Capitän Nasar 881 sogar den größten Theil dieser saracenischen Seeräuberflotte im jonischen Meere eroberte und bis in die Schlupfwinkel von Sicilien, Calabrien und Afrika zurückjagte. 1032 war es der Stratege von Nauplion, der Patrizier Nikephoros, eines Karantenos Sohn, der sie mit Hilfe der Ragusaner verscheuchte, aber auch ohne diesen Gegenden dadurch bleibende Sicherheit zu verschaffen. Das Gottesgericht wollte eine lange Spanne der äußersten Blüthe der Menschheit auf diesen Landen und Meeren durch eine ebenso außerordentliche Strafe und Büßung ausgleichen. Denn auch in der Weltgeschichte steigen die goldenen Eimer auf und nieder.

Man muß sich aber besonders diese Epoche der Mittelmeergeschichte recht zu vergegenwärtigen suchen, um sich die absonderlich gewordene Gestalt all' dieser Küsten zu erklären; die Burgen und Mauern, welche alle Vorgebirge so romantisch schmücken, und das plötzliche und manchmal beinahe völlige Verschwinden prächtiger alter Culturstädte, daß nichts mehr übrig bleibt als Tempel und Grabsteine, wie zu Paestum jene einsam sprechenden Denkmäler einer herrlichen classischen Zeit, in denen nun Ideen und Geschichten begraben liegen hart am Strande des Meeres, so wie die Alten ihre Friedhöfe stellten.

Und nur um diese schwache Vertheidigung zu Stande zu bringen, erhoben die byzantinischen Kaiser auch auf Corfu schwere Steuern. Wie Constantin Porphyrogennetos uns um 960 überliefert hat, war Korkyra in der neuen Themeneintheilung des oströmischen Reiches mit Kephallonien, Ithaka, Leukadien und Zante ursprünglich in das Thema des Peloponnes eingereiht worden. Erst 887 wurden sie von Leo dem Vierten in ein eigenes Thema abgesondert. Und nun hatten sie auch

ihren besonderen Strategen. Als Luitprand von Cremona 968 als Brautwerber für seinen Herrn Otto den Zweiten nach Constantinopel ging, fand er auf Korkyra den Michael aus Cherson in diesem herzoglichen Amte. Er nennt die Insel zum ersten Male Coriphus und hörte von diesen Corfioten die bittersten Klagen über den harten Steuerdruck. Selbst die Kirche sei zu militärischen Zwecken mitbelastet worden. Als die Saracenen Constantinopel zwei Jahre belagerten, mußten die Korkyräer den Fall der Stadt durch fortwährende Verproviantirung und Zuschub an Soldaten hindern. Der Kaiser Leo schenkte ihnen dann das gegenüberliegende Festland, fünfzig Meilen tief, zwischen Durazzo und Arta, also die antiken Meierhöfe des Attikus. Aber das war ein schwer auszunutzender Besitz geworden.

Auch dem Kaiser Constantin dem Siebenten, da er in Constantinopel von den Bulgaren belagert ward, kamen die Corfioten mit vierzig Schiffen zu Hilfe, was also immer noch ein Vorhandensein der alten Seekraft und des Reichthums darthut. Ein großes Vermögen hat ausdauernde Ruinen.

14. Capitel.

Die Normannenkriege und die Normannenherrschaft auf Corfu.

Schlecht geschützt und vertheidigt und doch schwer belastet von den Byzantinern, wird es den Corfioten nicht viel Selbstüberwindung gekostet haben, sich den Normannen zu unterwerfen, als diese unter Bohemund hier landeten und von Korkyra aus den merkwürdigen Sturm des Abendlandes gegen das oströmische Kaiserreich begannen. Geplänkelt und gedroht hatten sie schon seit langen Jahren in diesen Meeren. Andreas Dandolo, der venetianische Staatshistoriograph,

erzählt, „daß bereits um 1075 Normannen die Grenzen Dalmatiens verheerten, weshalb Doge Silvio eine Flotte wider sie ausrüstete und sie zur Rückkehr zwang".

Auch diese ersten Seeübungen hatten wohl schon den großen, nach dem Oriente und seinen Schätzen, seinem Ansehen und seinem Ruhme gerichteten Gedanken zur Grundlage und zum Antriebe. Aber es war noch dunkler Drang, der sich so zweifelhaft äußerte und deshalb auch nur unbeständig in seinen Resultaten. Als aber das Bündniß mit dem großen Gregor dem Siebenten diesem Gedanken gewissermaßen Weihe und Legitimation und dadurch vor der Welt Berechtigung, den Normannen selbst Entschlossenheit und bestimmten Willen gab, wurde die Eroberung von Corfu gleichsam eine selbstverständliche Sache und das zuerst Nothwendige. Corfu wurde plötzlich wieder unentbehrlich, wie es dieses nur jemals den nach Sicilien lüsternen Athenienſern oder den Römern, die nach Makedonien und Kleinasien strebten, gewesen war. Es nahm seine frühere geographische Bedeutung in der Weltgeschichte wieder ein. Die zauberische Insel fand sich wie aus einem Jahrhunderte alten Zauberschlaf geweckt und der sie zuerst aufrief, der junge Bohemund, war wirklich wie einer jener erlösenden Märchenprinzen geartet. Auch ist durch ihn überallhin in das große, ernste Normannenepos etwas von der Romantik einer Idylle und vom Balladentone des Ritterdramas eingestreut worden, so daß man nicht fehlgreift, wenn man sich diesen Helden einigermaßen mit der Jünglingsgestalt des Ferdinando aus Shakespeare's zaubervollem „Sturme" illustrirt. Die griechische Geschichtschreiberin und byzantinische Kaisertochter, Anna Komnena, die ihn selbst sah und bekennt seinen Zauber auch empfunden zu haben, schildert ihn als den jüngsten Sohn des Herzogs Robert Guiscard, der sein Geschlecht und sein Reich drüben in Apulien und Calabrien, dem alten Langobardien mit der reizenden Hauptstadt Salerno,

eigentlich erſt gegründet und erfunden hat. Bohemund, dieſer Benjamin des Herzogs Robert von der Normandie, „ſei in „Allem was Kühnheit, Muth, Feſtigkeit, Entſchloſſenheit und „Großherzigkeit betrifft, ſeinem Vater völlig ähnlich geweſen. „Nicht das Kaiſerreich (das oſtrömiſche nämlich) und nicht „die Fremdländer hätten im Zeitalter der Anna Komnena „irgend einen Mann hervorgebracht, der ihm vergleichbar ſei. „Seine Anweſenheit blendete eben ſo ſehr die Augen als ſein „Ruf die Geiſter ſtaunen machte. Sein Wuchs ſei ſo vortheil- „haft geweſen, daß er noch mit einigen Zollen die Größten „überragte. Er war ſchmächtig um die Hüften, breit in den „Schultern und im Unterleibe. Die Arme hatte er kräftig „und ſtark. Er war weder mager noch fett, ſondern von „jenem richtigen Maße, welches Polyklet gewöhnlich in ſeinen „Statuen anwendete und das eine getreue Nachahmung des „Vollendeten in der menſchlichen Natur war. So auch waren „ſeine Hände groß und voll gebildet, und ſeine Füße feſt und „breit hingeſtellt. Er hielt ſich etwas nach vorne gebeugt, „aber nicht durch einen Fehler des Rückgrates, ſondern weil „ihm Beſcheidenheit in der Jugend dieſe Gewohnheit gegeben „hatte. Sein ganzer Körper war blendend weiß, nur das „Geſicht anmuthig und leicht geröthet. Seine Haare ſtrahlten „in Goldblond und deckten ihm die Ohren ohne indeß über „die Schultern herab zu hängen, wie dieſes ſonſt die Art der „Barbaren iſt. Die Kaiſertochter war in Zweifeln ob ſein „Bart röthlich geweſen, weil er ihn beinahe ganz raſirt trug. „Seine Augen waren blau und ſchienen ihr voll von Stolz „und Zornesgluth. Seine Naſenflügel waren breit offen, denn „weil er das Herz und den Magen groß hatte, mußte ſeine „Lunge viel Luft einziehen, um ihre Wärme zu kühlen. So „habe ſein Antlitz etwas Zartes und Bezauberndes, aber ſeine „ungeheuere Geſtalt und der Hochmuth ſeiner Blicke etwas „Wildes und Fürchterliches gehabt. Selbſt ſein Lachen habe

„nicht weniger Furcht gegeben als der Zorn und die Wuth „anderer gewöhnlicher Menſchen. Dabei ſei er auch noch ſchlau „und verſchlagen, wortgewandt und nie um eine Antwort „verlegen geweſen.“ Ich frage, wenn man in den Achilleus des Homeros und in die Statue des Apollo vom Belvedere Blut gießt, wird das Bild dieſes Normannen nicht jenen beiden Wunderwerken des Alterthums ähnlich werden?

Im Mai des Jahres 1081 folgte dann auch der Vater dieſem ſchönen Sohne. Mit hundertfünfzig Schiffen und dreißigtauſend Soldaten zog Robert Guiscard von Otranto und Brindiſi aus. Anna Komnena nennt ihn „dieſen be„rühmten Tyrannen, den die Normandie erzeugt und die Laſter „erzogen hatten und den das Unglück der Griechen nach ihren „Ländern führte. Er habe nur einem kleinen Hauſe angehört, „aber die Seele voll großen Adel's gehabt. Er ſei ehrgeizig „und unerſchrocken, begierig nach Ehren und Reichthümern „und unerſchöpflich ausdauernd in der Verfolgung ſeiner Ideen „geweſen. Auch er überragte noch um Vieles jeden anderen „großgewachſenen Mann. Sein Geſicht war geröthet, die Haare „waren blond, die Augen lebendig und wie voll Feuer. Er „war breitſchulterig und überhaupt ſo wohlgebildet, daß die „Theile ſeines Körpers, welchen mehr Stärke gebührte, auch „kräftiger geſtaltet und die zarteren mit einer unvergleichlichen „Schönheit geſchmückt waren. Wenn Homer uns die Stimme „des Achilles ſo laut wie den Lärm einer großen Menge „rühmt, ſo hatte Robert ſie ſo überraſchend, daß er „damit eine ganze Armee in die Flucht jagen konnte. Es hat „daher nichts Erſtaunliches, daß er keine Neigung zum Ge„horſam zeigte. Es iſt den großen Seelen gewöhnlich gegeben, „daß ſie überall und auch ſo in geringen Lebensumſtänden, „das Befehlen ſuchen, und da er nur um zu kämpfen zu „leben wünſchte, ſo ſetzte er ſeine Unternehmungen, ob ſie nun „glücklich oder unglücklich liefen, immer mit demſelben Eifer

„fort. Als er älter wurde, rühmte er ſich, mit einem Fuß-
„tritte die Erde zum Zittern zu bringen. Und wirklich, ſo
„meint es die griechiſche Geſchichtſchreiberin, der ich auch dieſes
„Abbild wörtlich entlehne, es gab damals unter dem
„Himmel nichts was durch Tapferkeit und ſeine Thaten gleich
„groß und berühmt geweſen wäre.“ Weil ſein Plan trotz
großer Siege geſcheitert, ſieht das heute wie eine Don
Quixotterie aus gleich allen Abenteurerthaten der Normannen.
Wäre dieſen muthigen Rittern die Verſchlagenheit italieniſcher
Diplomatie zur Seite geſtanden, ſie hätten vielleicht der Welt-
geſchichte eine andere Geſtalt gegeben und Rom wäre noch
einmal die einzige Hauptſtadt der zwei vereinigten Welthälften
geworden.

Robert führte ſeine Gattin Sigel-Gaitha mit ſich, deren
unausſprechlichen Namen die Griechen ſich kurzweg in Penteſilea
zurechtlegten. So entſchloſſen war ſein Geiſt nicht nur auf
einen Raubzug ſondern auf ſtaatliche Gründung gerichtet.
Auch ſie wird von der Anna Komnena als eine außerordentliche
Erſcheinung geſchildert. In ihrem Waffenrocke ſei ſie furchtbar
anzuſehen geweſen und habe wie eine Pallas gekämpft. Auch
brachte ſie in der That ſpäter bei Durazzo die einen Augen-
blick verlorene Schlacht zum Stehen und die Flüchtlinge zur
Umkehr. Es muß alſo die ganze Familie, wenn ſie in Waffen
erſchien, eine wahrhaft entſetzliche geweſen ſein.

Caſſiope, das auf der Nordſpitze der Inſel mit einer
Tempelruine des Zeus den Eingang zum Canale von Corfu
ſperrte, wurde mit einem Sturmangriffe genommen. Der
Geſchichtſchreiber der Normannen kann nicht genug das Staunen
ſeiner Helden und ihre Freude über den Eindruck der Frucht-
barkeit und der Anmuth der Inſel ausſprechen. So geht es
Jedem, der ſie gerade von dieſer Nordſeite zum erſten Male
ſieht mit ihren Orangen- und Olivenwäldern, welche hoch den

Salvatore hinaufſteigen, und mit den noch grüneren Cypreſſenthürmen, welche ſich über das buſchige Laubholz wipfeln.

Am 22. Mai 1081 ergab ſich die Feſtung und ganz Corfu war normänniſch geworden. Aber wie alle zu blitzartigen Erfolge war auch dieſer nur von geringer Dauer. Drei Jahre ſpäter, im Frühlinge des Jahres 1084, immer noch in dieſem ſelben Normannenkriege zwiſchen Guiscardo und den byzantiniſchen Kaiſern Nikephoros und Alexios erſchienen die Venetianer zum erſten Male auf Corfu, das ſie ſpäter dann ſo lange beherrſchen ſollten. Der Doge Domenico Silvio, als Verbündeter der Byzantiner, überfiel es und brachte die Einwohner zum Abfalle von den Normannen. Das iſt derſelbe Silvio, der als Herzog von Venedig damals den Bau der Markuskirche vollendete, wie wir ſie noch heute ſehen.

Es galt dem zweiten Anſturme der Normannen auf das byzantiniſche Reich in den Weg zu treten, und was dabei auf dem Spiele ſtand, war vielleicht noch viel mehr das Handelsintereſſe, die Seeherrſchaft der Venetianer, als jene morſche Krone des oſtrömiſchen Kaiſers. Darum hatte man ſich in Venedig genau über die Vorgänge in Salerno unterrichtet und wußte, daß dort eine neue Flotte von hundertzwanzig Kriegsſchiffen zur Ueberfahrt nach Epirus ausgerüſtet wurde, den Truppen, die von dem Feldzuge gegen Durazzo und nach Theſſalien dort noch übrig waren, Verſtärkungen zuzuführen. Und als im October des Jahres 1084 dieſe bei Avlona ausgeſchifft worden waren und die beiden Söhne des Robert Guiscard, der ältere Roger und Bohemund, das feſte Schloß von Buthroton erobert, die Truppen breit davor gelagert hatten, der herzogliche Vater nun auch noch mit neuen Kräften zu ihnen geſtoßen war, ſetzte nur dieſe ſo vorſichtig frühzeitig genommene Poſition von Corfu die Venetianer in die Lage, das weitere Vordringen den Normannen in das griechiſche Feſtland und in die orientaliſchen Meere zu beſtreiten. Der

Verluſt von Corfu war für die normänniſche Sache eine harte Prüfung geworden. Die drei Prinzen durften es nicht wagen, mit einem feindſeligen Schloſſe auf Corfu in ihrem Rücken, das ihnen jede Verbindung zum Heimatlande verlegte, einen Schritt weiter zu thun. Das Schickſal hatte Corfu wieder einmal eine große, eine ausſchlaggebende Rolle in der Weltgeſchichte beſtimmt. Es war durch dieſe venetianiſche Beſatzung im eigentlichſten Sinne des Wortes der Schlüſſel zum Oriente geworden. Hier wiederum einmal begann die orientaliſche Frage.

Und entſprechend der ganzen Größe dieſer Aufgabe wurde die Entſcheidung, welche die Herausforderung der Venetianer hierher verlegte. Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen, was uns die kaiſerliche Geſchichtſchreiberin Anna Komnena als die Seeſchlacht der Venetianer und Normannen auf den ſtillfriedlichen, idylliſchen Gewäſſern des Canales zwiſchen Corfu und dem bergigen Ufer von Butrinto darſtellt. Auch dieſe Gefallenen wieder fanden ſich alſo nahe dem Acheron und dem acheruſiſchen See der Unterwelt.

Nicht drei Tage dauerte die Schlacht, aber dreimal wiederholte ſie ſich immer mit mehrtägigen Pauſen dazwiſchen, ſo erſchöpft waren jedesmal von dem ungeheuren Ringen die Kämpfenden geweſen. Das erſte Mal blieb der Erfolg lange zweifelhaft. Zuletzt ſtand er gegen Robert. Aber der Herzog gab ſich nicht beſiegt und ſeine Stellung, ſein Vorhaben noch nicht verloren. Die Venetianer forderten ihn deshalb nach drei Tagen ein zweites Mal heraus. Auch jetzt glaubten ſie ſich Sieger und ſchickten dieſe Nachricht nach Hauſe. Ein Gefangener, Pietro Contarino, verrieth dem Robert Guiscard dieſen Wahn und daß die Venetianer ſich deshalb einer gewiſſen Sorgloſigkeit hingegeben hätten. Nun überfiel ſie der Normanne und es kam zur dritten Fortſetzung der Seeſchlacht, die mit einer der abſoluteſten Niederlagen für Venedig endigte, welche je auf dem Meere erlitten worden ſind. Die Venetianer, als ſie ſich

überraſcht ſahen, hatten eilig einen ſogenannten Seehafen gebildet, das heißt ſie ſchloſſen ſich enge aneinander, das Centrum weit zurückgeſchoben, die zwei Flügel wie zur Umarmung vorgeſtreckt. So lehnten ſie ſich nahe an die Küſte von Corfu. Die Normannen ſtürmten mit Uebermacht in dieſen offenen Halbkreis. Ihr Angriff hatte etwas von dem Feuer und der Unwiderſtehlichkeit eines Reiterüberfalles. Und ſo auch rannten und ſäbelten ſie Alles vor ſich nieder. Sieben große Schiffe der Venetianer wurden verſenkt, die übrigen genommen; 13.000 Mann ihnen erſchlagen und 2700 gefangen geſetzt. Kaum ein Haus war in Venedig, das nicht ſeinen Vater oder Sohn, ſeinen Gatten oder Bruder zu betrauern hatte. Auch äußerte ſich die Volkserbitterung auf das Strengſte. Jener Doge Domenico Silvio, der in der Seeſchlacht bei Durazzo vor drei Jahren ſo glänzend geſiegt und jetzt eben erſt Corfu erobert hatte, wurde abgeſetzt und in ein Kloſter geſteckt. Es ſcheint, daß man dieſen letzten unglücklichen Schlachttag ſeinem Sohne Schuld geben konnte.

Die Seeſchlacht von Corfu der Normannen mit den Griechen und Venetianern wird von Gfrörer, dem letzten byzantiniſchen Geſchichtſchreiber, mit vieler Wahrſcheinlichkeit für den Monat November des Jahres 1084 berechnet.

Die griechiſchen Schiffe waren gleich zu Beginn des Kampfes entflohen. Anders geartet zeigte ſich auch jetzt noch Venedig. Es war in jenem glücklichen Alter, wo Schläge ein Volk nur größer werden laſſen, und überhaupt in ſeinen Anfängen ganz den Römern ähnlich, die nicht durch ihre Siege ſondern durch ihre Niederlagen das geworden ſind, als was wir ſie bewundern. Nur der Winter ging vorüber Im Frühlinge ſtand der neue Doge Faledro ſchon wieder mit einer neuen Flotte vor Corfu im Felde. Und als auch dieſe bei Saſenum, alſo etwas nördlich vom Eingange in den Canal von Corfu, geſchlagen wurde, räumten die Venetianer immer

noch nicht die See, und da im Juli des Jahres 1085 Robert Guiscard plötzlich auf Kephallonien ſtarb und die Söhne darüber, um die Nachfolge zu ſichern, in die Heimat zurückeilen mußten, blieb doch den Venetianern durch dieſe feſte Stellung von Corfu der letzte Erfolg. Sie allein hatten das Unternehmen des Normannenherzogs zum Scheitern gebracht, ſie allein Byzanz gerettet. Zum Danke für dieſe ausdauernde Hilfe, welche ſie dem Kaiſer Alexios durch fünf Jahre geleiſtet, wurde ihnen der berühmte Handelsvertrag geſchenkt und mit der goldenen Bulle beſiegelt, der Venedig eigentlich die Alleinherrſchaft auf dem Mittelmeere einräumte. Unter den vielen anderen Häfen des oſtrömiſchen Kaiſerreiches, welche er ihnen frei und ſteuerlos öffnete, war auch der von Corfu, welches alſo wieder in den Beſitz von Byzanz zurückkehrte. Aus ähnlichen Motiven wurden dieſe Rechte 1199 erneuert durch Alexios den Dritten. Der Neid über dieſe Vorrechte veranlaßte ſchon 1103 die Piſaner, die Rivalen der Venetianer, zu Raubzügen gegen Corfu und die anderen joniſchen Inſeln. Sie wurden dabei von Bohemund unterſtützt, der überall, wo er war und ſo ſelbſt perſönlich im Kaiſerpalaſte zu Konſtantinopel, als er den erſten Kreuzzug nach Jeruſalem mitmachte, die Kriege ſeines Vaters fortſetzte, nur mit ſchlau wechſelnden Mitteln, mit leiſe bohrenden und wühlenden zunächſt, dann aber auch wieder mit laut ſchallenden und offen kämpfenden. Der Gedanke des Herzogs Robert, wenn er nicht urſprünglich der des Papſtes Hildebrand war und dieſem Normannenhäuptlinge nur gegeben wurde, was mir wahrſcheinlicher iſt, ſtarb überhaupt in dieſem Geſchlechte nicht wieder aus. Er vererbte ſich in deſſen entfernteſten Generationen und auch die Hohenſtaufen und Anjous noch ſuchten ihn gerade ſo wieder wie dieſer ritterliche Bohemund als ihr rechtlich angeſtammtes Erbgut zur Geltung zu bringen. Und man kann ſagen, daß auch die Einnahme Conſtantinopels durch die Lateiner und

Venetianer, alſo der ſogenannte vierte Kreuzzug, nicht erfolgt wäre, wenn Robert Guiscard von der Normandie nicht gerade dieſes erſte Wort in dieſer Sache ſo geſprochen, nicht das erſte Beiſpiel ſo gegeben hätte. So allmächtig und langlebig, ja in der That unſterblich erweiſt ſich eine politiſche Idee, wenn ſie eine geſunde iſt. Und ſo ſieht man überall und in allen politiſchen Fragen unſeres Mittelalters, hier alſo auch in der ihm doch verhältnißmäßig abgelegenen orientaliſchen, den gewaltigen Geiſt des Papſtes Gregor ſeine Strahlen über die ganze Welt und die ganze Zeit belebend und beſeelend ausgießen. Er zeigt in Wahrheit recht deutlich, ich möchte ſagen handgreiflich, wie ein großer Mann der Welt die Seele gibt und wie dieſe alsdann ſolchem ſchöpferiſchen Principe ganz zu eigen wird.

Das Jahr darauf, 1104, nachdem die Piſaner dieſe Scharmützel gegen die byzantiniſche Macht auf Corfu unternommen hatten, beſchloß auch Bohemund ſeinen Krieg gegen den griechiſchen Kaiſer von Aſien wieder offen nach Europa zu übertragen. Er wendete dazu ein ſonderbares Mittel an, wie es romantiſcher kein Ritterroman zur Löſung ſeiner Verwickelungen je erfunden hat. Es iſt eine poetiſche Epiſode im Leben dieſes phantaſievollen Mannes und ich möchte behaupten, daß ſie mehr als Alles den abenteuerlichen Sinn des Helden darthut und wie ungeheuerlich überhaupt in dieſer Beziehung die Einfälle jener abſonderlichen Zeit ſein konnten.

Anna Komnena, die getreue Memoirenſchreiberin ihres Vaters und dadurch die zeitgenöſſiſche Chroniſtin all' dieſer Ereigniſſe, ſtellt dieſes Wagniß in der folgenden Weiſe dar. Der Schauplatz iſt in Syrien vor Laodikea. Die Griechen unter ihrem Hauptmanne Kantakuzenos behaupten, daß Bohemund ſich in Conſtantinopel eidlich als Lehensmann verpflichtet habe, Caſtelle und Städte nur zu Gunſten des oſtrömiſchen Kaiſers den Ungläubigen abzunehmen, belagern darum die

Stadt und fordern auch die Uebergabe der Burg. Bohemund thut dar, daß der trügeriſche Kaiſer in keiner Weiſe den Vertrag von Conſtantinopel gehalten habe, daher die Kreuzzügler auch ihm gegenüber zu keiner Leiſtung verpflichtet ſeien, weigert Alles und entſetzt auf das muthigſte durch wahre Reiter-Heldenthaten die bedrohte Feſte, und kehrt darauf nach ſeiner Hauptſtadt Antiochia zurück. Indeſſen kömmt ihm dorthin bald die Nachricht nach — und nun kommen die eigenen maleriſchen Worte der Komnena — daß Kantakuzenos die Belagerung von Laodikea doch wieder aufgenommen habe und fortfahre die Citadelle mit allen ſeinen gewaltigen Maſchinen zu beſchießen. Auch die Mittheilung kam, daß der andere griechiſche Feldhauptmann Monaſtras die Städte Longinas, Tarſos, Adana, Mamiſta und überhaupt das ganze bergige Kilikien genommen habe, ſo daß Bohemund doch anfangen mußte, den Ernſt der Drohungen des Kaiſers Alexios zu begreifen. Es fehlte ihm auf dem Lande und auf der See an Truppen, und deshalb griff er zu einem Plane, der gleicherweiſe feig — es ſpricht die byzantiniſche Feindin — und verſchlagen war. Er übergab die Regierung von Antiochia ſeinem heldenhaften Neffen Tancred und ließ überall hin das Gerücht ſeines Todes ausſtreuen. Als ſich das genug verbreitet hatte, reiſte er von Antiochia nach Rom ab auf einer Galeere, die einen reichgeſchmückten Sarg trug, in welchem er ſich eingeſperrt hatte und den heulende Barbaren umgaben, die ſich die Haare ausrauften. Bohemund lag darin und athmete durch Luftlöcher, die beinahe unſichtbar waren. Erſt als man auf hoher See war, gab man ihm zu eſſen und um den falſchen Glauben ſeines Todes zu unterſtützen, hatte man mit ihm einen todten Hahn eingeſperrt, der endlich verfault, nach drei Tagen einen unerträglichen Geruch zu verbreiten begann. Diejenigen, welche ſich dem Sarge näherten, konnten nicht anders als zu wähnen, daß dieſer Geſtank von

dem Leichname des Helden rühre. Die Komnena bekennt, daß sie sich nicht genug erstaunen kann, wie er ihn ertragen und wie er diese Frucht seiner List verdauen konnte. Ja, dieses Beispiel erschloß ihr die Erkenntniß, daß es nichts gibt, welches diese Barbaren von der Verfolgung ihrer Unternehmungen abbringen könne und sie Alles, wie hart und verdrießlich es auch zu tragen sei, für beständig auf sich nehmen, sobald sie einmal zu einer Sache entschlossen sind. Dieser ließ sich sogar mit einem Aase einsperren. Ein Grieche hatte etwas Aehnliches bis dahin nicht einmal gedacht und sie bezweifelte auch, daß sich künftighin einer zu Aehnlichem bereit finden werde. Das war aber nothwendig, müssen wir hinzufügen, weil die ganze See den Normannen feindlich war, ihnen nicht gehörte und die Galeere jeden Augenblick von einem byzantinischen Schiffe angehalten und nach Contrebande und normännischem Eigenthume untersucht werden konnte. Es rächte sich schon wieder an den Normannen ihre alte Sünde und ihr Mangel, der sich wie ein rother Faden durch alle ihre auf den Orient gerichteten Unternehmungen zieht, daß sie auf der See zu schwach waren und sich gegen byzantinische und venetianische Flotten dauernd nie behaupten konnten. Daran sind ihre, wie alle ihrer Nachfolger Bestrebungen in der orientalischen Frage gescheitert. Es löste, löst und wird sich lösen gründlich diese Frage immer nur auf dem Wasser und mittelst einer Seemacht. Alles Andere sind Illusionen.

Nun aber kam der begrabene Bohemund endlich nach Corfu und dort feierte er seine Auferstehung. Er muß sich also seinen Truppen und Forts nahe gesehen haben, daß er dieses wagen durfte. Anna Komnena fährt darüber fort: Als er in Corfu anlangte, stieg er aus seinem Sarge und ging, sich endlich wieder der freien Luft und des Sonnenlichtes freuend, in der Stadt spazieren. Und da sich die Bewohner um ihn sammelten, staunend über sein fremdes Kleid —

er trug ſich alſo wohl wie die meiſten Kreuzfahrer bei ihrer Rückkehr aus dem Oriente arabiſch — um ſeinen Namen frugen, hielt er es unter ſeiner Würde, ihnen zu antworten, verlangte aber nach dem Statthalter der Inſel. Nachdem man ihm denſelben gezeigt hatte, blickte er ihn ſtolz an und trug ihm auf, in ſeinem Namen dieſe Rede an Alexios zu melden: „Ich bin Bohemund, Robert's Sohn, der Dir und Deinen Armeen zur Genüge die Kraft ſeines Muthes und ſeines Armes zu fühlen gab. Gott iſt mein Zeuge, daß ich die Beleidigungen nicht vergeſſen habe, die Du mir ſeit der Eroberung Antiochia's und des ſyriſchen Landes angethan haſt, auch die falſchen Hoffnungen nicht, in die Du mich verführteſt; nicht die gebrochenen Verſprechungen, nicht das Unglück und nicht die Gefahren, in die Du mich verwickelteſt, und daß ich mich bereite für all das eine Rache zu nehmen, die berühmt werden ſoll. Ich bin lebend, obwohl Du mich todt wähnteſt und ich unter dieſem falſchen Scheine die Augen und die Fäuſte meiner Feinde täuſchte, die nur meinen Untergang dachten und planten. Ich aber athme die Luft und ſehe hier auf Corfu die Sonne wieder, von wo ich Dir dieſe Neuigkeit ſende, die Dir nicht ſehr angenehm ſein wird. Ich ließ in Antiochia meinen Neffen Tancred, der die Stadt tapfer gegen Deine Armee vertheidigen wird. Ich ſelbſt kehre in meine Heimat zurück, ich, den Du und die Deinigen ſchon unter den Todten zählten, aber der lebt, für ſich, für die Seinigen und für Dein Unglück. Es geſchah nur um Unruhen und Unordnung in Deinen Staat zu werfen, daß ich den Tod heuchelte und daß ich nun lebend wieder erſcheine. Sobald ich die Meerenge nach Italien erſt überſchritten haben werde, werde ich gegen Dich die kriegsluſtigen Völker der Erde bewaffnen, die Langobarden, die Deutſchen und die Franzoſen. Ich werde Deine Provinzen mit Mord erfüllen und Conſtantinopel im Blute ſeiner Einwohner ſchwimmen machen."

So verſchieden geartet war dieſes Leichenbegängniß von jenem anderen fürſtlichen, das auch aus Antiochien kommend auf Corfu gelandet war, des Germanicus. Nur den weiteren Weg hielt auch Bohemund mit der trauernden Agrippina ein, welche die Aſche ihres Gatten der heimatlichen Erde zurückzuerſtatten wünſchte. Er ging von Corfu nach Brindiſi unter Segel, um ſeine Drohungen auszuführen. Der Statthalter beeilte ſich auf das erſchrockenſte, die überraſchende Nachricht dem Kaiſer mitzutheilen. Er hieß, gleich dieſem, Alexios und war ein Kappadokier. Daß ein Mann dieſes Stammes auf ſo entlegenem Poſten ſich findet, darf uns bezeugen, wie ſehr das byzantiniſche Reich noch immer Weltmonarchie war; wie beweglich es ſich darin lebte; wie ihm noch fortwährend Völker aller Namen und Farben dienten; und wie breit und weitſchweifend ſich deren Begriffe erhalten hatten. Aber kleinſtädtiſch und kleinbürgerlich wird der Orient überhaupt niemals und nirgends werden, auch nicht in ſeinem ärgſten Verfalle und nicht in ſeinen trümmervollſten Sterbeſtunden. Das iſt eine Gefahr und eine Langeweile, welche ſcheinen, Europa allein eigenthümlich ſein zu können.

Bohemund griff ſeine Aufgabe und Drohung ernſt an. Um ſich zu verſtärken, heiratete er eine Tochter des Königs von Frankreich und vermählte deren Schweſter mit ſeinem Neffen Tancred. Von allen Seiten zog er Truppen und Freunde an ſich. Dieſe Abenteurerzüge im Grunde nur wenig bemittelter und nur kleinterritorialer nachgeborener Fürſtenſöhne und Baſtarde nach fernen orientaliſchen Geſtaden ſind nun ein eben ſo häufiges, feſtſtehendes, gewöhnlich gewordenes und darum charakteriſtiſches Zeichen der Zeit als ſpäter die neugierigen Expeditionen, um Welttheile zu entdecken, und heute in dieſen ſelben entlegenen Ländern die Geſellſchaften, um Eiſenbahnen, Brücken und Straßen zu bauen und Handelscompagnien zu gründen. Es kommt gewiß einmal die Stunde,

da man dieſes Heutige nicht weniger anſtaunen und abenteuerlicher finden wird als wir jetzt das Damalige.

Die Vorbereitungen des Normannenprinzen dauerten indeß drei Jahre. Erſt 1107 vermochte ſich Bohemund zum neuen Sturme auf Illyrien einzuſchiffen. Er galt wieder Durazzo, das die Normannen einmal ſchon mit ſo unſäglichen Mühen und Opfern eingenommen hatten, um es dann ſo leichtſinnig wieder an die Venetianer zu verlieren. Dieſes Mal ging der Weg unbeſonnener Weiſe directe auf die Feſtlandsküſte ohne ſich um das wieder byzantiniſch gewordene Corfu zu kümmern. So kam ihnen dieſer feſte Waffenplatz zugleich in die Flanke und durch ſeine offene Verbindung mit den Bergen von Epirus auch in den Rücken zu liegen. Wie ungeheuer auch die Flotte war, welche Bohemund überführte, man kann ſagen, an dieſem Fehler, Corfu nicht rechtzeitig zu beſetzen, ſcheiterte das Unternehmen. Er hungerte es dadurch aus.

Bohemund ſchiffte in dieſer Ordnung: zwölf Zweiruderer umgaben ihn zunächſt. Dieſe Eilſchiffe waren ſo mit Ruderleuten gefüllt, daß der Lärm, den ſie mit den Rudern machten, Alles in Angſt verſetzte. Große runde Schiffe dienten wie eine Mauer, um die Flotte als Ganzes zuſammenzuhalten und zu vertheidigen. Aus der Ferne geſehen, hätte man ſie für eine bewegliche Stadt nehmen können. Das Wetter war ihr ſehr günſtig und ſie fand eine außerordentlich ruhige See. Es wehte nur ein leichter Südwind, der, ſanft in die Segel der großen Schiffe geblaſen, ſie mit der gleichen Schnelle wie die Galeeren vorwärts brachte. Das Geräuſch dieſer Flotte war auf beiden Ufern hörbar und ihr Anblick ſo furchtbar, meint Anna Komnena, daß ſie glaubte, es würden die Argonauten ſelbſt erſchrocken ſein, und daß ſie den erſten gewaltigen Schrecken ihrer Landsleute begriff und verzeihlich fand. Landolfo, der byzantiniſche Admiral, da er die Größe, Stärke und Macht dieſer Ausrüſtung ſah, zog ſich weiſe auf die Seite,

ſtatt ihr die Ueberfahrt zu beſtreiten. So ſetzte die ganze Flotte Bohemund's über das adriatiſche Meer und ſchiffte ſofort vor Durazzo das Heer aus. Dieſes beſtand aus einer erſchrecklichen Menge von Franzoſen, Deutſchen und Engländern, ſo erzählt immer wieder die Chroniſtin Anna Komnena.

Der Kaiſer hatte einen neuen Feldhauptmann Iſak Kontoſtephanos zur Vertheidigung nach Durazzo geſandt. Es war dieſem verſprochen worden, daß man ihm die Augen ausſtechen werde, wenn er nicht vor den Normannen auf ſeinem Poſten eintreffe. Er war rechtzeitig auf der egnatiſchen Heerſtraße über die kandaviſchen Berge gelangt; aber er glaubte, weil es nach Avlona von Brindiſi etwas kürzer iſt, den Bohemund an dieſem ſüdlicheren Ausſchiffungspunkte erwarten zu ſollen. Und als die Meldung von deſſen Abfahrt von Italien kam, erſchracken die griechiſchen Soldaten ſo, daß ſie vorgaben, ſammt und ſonders krank zu ſein und ſich erſt durch Bäder heilen zu müſſen. So vertheilte ſich die ganze byzantiniſche Armee und die Flotte vom Golfe von Saſeno aus durch die Straße von Corfu bis zu dem möglichſt entlegenen Cap von Cheimerion. Kurz, die eigene Kraft hätte ſchon dieſes Mal das byzantiniſche Reich nicht vom Untergange gerettet. Aber die Geſchicklichkeit that es, die diplomatiſche Gewandtheit nämlich. Gleich auf die erſte Kunde, welche ihm der Statthalter von Corfu von der Drohung des wieder auferſtandenen Normannenheros hatte zukommen laſſen, hatte der byzantiniſche Kaiſer Alexios Boten und Gelder an die Genueſen, Piſaner, an andere italieniſche Fürſten, vor Allem aber an die Venetianer geſandt und ſie gegen die Normannen geſtachelt. Und das Handelsintereſſe, der Neid gegen dieſe immer mehr anwachſende und von den Päpſten geſchützte jungſüditalieniſche Macht trieb ſie wohl alle mehr oder weniger offen und wirkſam in das Lager zu den Byzantinern. Mit dieſer Hilfe hielt Alexios die See. Anna Komnena ſagt aus-

drücklich, daß Bohemund alle um Durazzo liegende Orte einnahm, daß er die Stadt enge bis hart unter die Mauern und Thore belagerte, daß er so den Winter und auch den Frühling aushielt, seine Schiffe verbrannte um den Leuten die Hoffnung der Rückkehr zu nehmen; daß der Kaiser jenseits der Berge zögerte, ihn anzugreifen und daß der Eindringling endlich doch bei dem Befehlshaber von Durazzo um Frieden bitten mußte, weil er Hungers starb. Nicht ein Boot konnte mehr über die See zu Bohemund. Aus dem sicheren Hinterhalte von Corfu fielen die vereinten Flotten auf jedes, fingen, verbrannten und senkten es, das den Normannen Hilfe und Nahrungsmittel bringen wollte. Das umliegende Land war aufgezehrt und jenseits der Berge durfte er sich nicht wagen mit dieser uneingenommenen Stadt im Rücken. So wahr zeigte es sich, daß nicht der erste Schritt nach Epirus und in das griechische Festland zu thun ist, ohne den Fuß auf Corfu zuerst aufgesetzt zu haben. Und Alexios und die Venetianer hatten wohl in klarer Erkenntniß und Berechnung dieses geographischen Umstandes von Anfang diesen Plan so maßvoll aufgebaut, der ihnen so wenig Opfer kostete und so großen Erfolg eintrug. Der Orient und der venetianische Seehandel waren noch einmal durch die Feste von Corfu von einer ungeheueren Normannengefahr befreit. Bohemund mußte sich für sich und auch seine Besitzungen in Kleinasien als Lehensmann des oströmischen Kaiserthumes bekennen, und konnte erst dann auf eine Galeere steigen und eiligst nach Langobardien zurückkehren. Er war kaum sechs Monate dort, daß er — wie Anna Komnena sich ausdrückt — der Natur den Tribut leistete, der allen Menschen unausweichlich ist. Wir dürfen wohl sagen, er starb an gebrochenem Herzen. Welche Schmach muß es für eine stolze Seele gewesen sein und für eine Seele so übermüthig beinahe, wie die des herausfordernden Bohemund, den Friedensvertrag zu unterfertigen, den Anna Komnena im dreizehnten Buche

ihres Geſchichtwerkes mitgetheilt hat. So ſehr rächte ſich die Herausforderung von Corfu und zwar durch dieſes ſelbe Corfu, weil er es nicht beſaß.

Aber das Geſchick hatte auch ihm ſeine Sühnung, ſeinen Ausgleich aufbewahrt und ſogar ſchon ziemlich nahe gerückt. 1122 belagerten dieſelben Venetianer dieſes ſelbe Corfu, womit ſie ihm und ſeinem Vater ſo viel Unheil geſtiftet, und was das ärgſte für ſie war, ſie konnten es dieſes Mal nicht einnehmen. Das war ein Zwiſchenſpiel in dieſer venetianiſch-byzantiniſchen Allianz, wie denn in der Politik ſtets die Gefahr beſteht, daß ſich die guten Freunde nach dem gemeinſamen Siege zerkriegen und die ehemaligen Feinde verbünden. Die Byzantiner hatten ſich wirklich gleich nach dem Normannenkriege, da ſie Venedig nicht mehr brauchten, wortbrüchig undankbar gegen ihre Waffengenoſſen benommen, denen ſie allein die Rettung ihrer Exiſtenz dankten. Doch als ſie den venetianiſchen Ernſt nun an ſich erprobten, lenkten ſie bald wieder ein und kamen auf die alten Verträge, Privilegien und Monopolien zurück. Indeſſen kann man doch dieſes Zerwürfniß ſchon den Anfang vom Ende der ſpäteren Eroberung Conſtantinopels durch die Venetianer und den Heinrich Dandolo nennen. Von dieſem Augenblicke an gab es Geiſter in Venedig, die mit der alten traditionellen Orientpolitik ihres Staates, der Aufrechterhaltung des byzantiniſchen Kaiſerreiches um jeden Preis, gebrochen hatten und ſie gegen einen anderen Gedanken umtauſchten: ſich an die Stelle dieſer verkommenen Byzantiner zu ſetzen. Vielleicht vollzieht ſich einmal in einem heute Venedig ähnlichen Gemeinweſen ein gleicher Wandel und ſehen wir durch einen ſolchen Umſchlag der engliſchen Politik die orientaliſchen Fragen in einer plötzlichen und ganz überraſchenden Weiſe ſich löſen. Sich löſen wenigſtens augenblicklich, ſo weit ſolches in dieſer gründlich unlösbaren und ewig fortwährenden Verlegenheit des naturgemäßen Wider-

ſtreites zwiſchen Orient und Occident möglich iſt. Denn politiſch haben und werden ſich Orient und Occident niemals, wie Goethe ſingt, finden und gefunden haben.

Im nächſten Normannenkriege begann Roger der Zweite, nun ein König von Sicilien, im Jahre 1147 die Feindſeligkeiten mit der Einnahme von Corfu. Nachdem er Sicilien mit Calabrien und Apulien vereint hatte, vom Papſte zum Könige gekrönt worden war, forderte er von Kaiſer Manuel dem Erſten die angebliche Erbſchaft des Robert Guiscard und des Bohemund. Mit ſechzig Schiffen landete er auf Corfu. Die Einwohner nahmen ihn gerne auf. Die byzantiniſchen Steuern hatten ihnen längſt wieder die kaiſerliche Herrſchaft verleidet. In die Burg legte er tauſend Mann, und ſo war Corfu ein zweites Mal normänniſch geworden und blieb es jetzt auch während der elf Jahre dieſes Krieges. Selbſt der gewaltige Angriff der verbündeten griechiſchen und venetianiſchen Flotten wurde von dem Caſtelle abgeſchlagen. Auf tauſend Schiffen, ſo berichtet der Hiſtoriograph Niketas, waren die „Legionen des Orientes und Occidentes“ vor dasſelbe gerückt. Der griechiſche Großadmiral Stephanos fiel bei dem Sturme. Auch daß der Kaiſer Manuel Komnenos ſelbſt dort erſchien, brachte die Feſtung nicht zu Falle. Mit Leitern wollten die Brüder Petraliphas, Nachkommen einer franzöſiſchen Söldnerfamilie, aber anſäßig im thrakiſchen Didimotikos, der heutigen Eiſenbahnſtation Demotika, und ein gewiſſer Axuchos, ein türkiſcher Abkömmling, die Mauern erſteigen. Nur der Türke rettete ſich, die Anderen kamen alle um, und Kaiſer Manuel, der dem Wagniſſe zugeſchaut, wollte ſich in ſeiner Verzweiflung nun ſelbſt unter die Felſen und Mauern der Burg rudern laſſen, um ſich bei demſelben Verſuche aufzuopfern. Es war einer der ſtärkſten Angriffe überhaupt unter den vielen, welche dieſe immer noch jungfräuliche Feſtung zu beſtehen gehabt hat. Dieſer Mißerfolg vor Corfu lockerte zum großen Vortheile

der Normannen zuerſt das Bündniß zwiſchen den Venetianern und dem griechiſchen Kaiſer. König Roger und ſein Nachfolger Wilhelm der Erſte räumten den Venetianern auf Corfu große Handelsvorrechte ein. Denn das wußte damals ſchon die kluge Diplomatik der Republik ſo einzurichten, daß wenn Zwei ſich ſtritten, Venedig in der Regel der Dritte blieb, der alle Urſache hatte ſich zu freuen.

Indeß im Frieden von 1158 mußte Wilhelm der Erſte Corfu noch einmal an die Byzantiner abtreten. Aber nur für kurze Zeit. Wilhelm der Zweite begann dieſelben Kriege wieder, und 1185 nahmen ſein Neffe Tancred und der ſpäter ſo berühmt gewordene Großadmiral Margaritone, der als Erbſchaft der Normannen noch den Hohenſtaufen diente und endlich ſelbſt den Titel „König der Epiroten“ in den Chroniken führte, Corfu für ihren normänniſchen König wieder ein. Und nun blieb es bei dieſem Scepter. Margaritone wurde zuerſt damit belehnt und nach ſeinem Falle 1194 ſuccedirte es an ſeinen Leibeserben.

In dieſer Zeit nennt Edriſi, der arabiſche Geograph, der für König Roger den Zweiten reiſte und ſchrieb und an deſſen Hofe lebte: „Corfos eine große blühende Stadt mit Fort und ſteilen Felſen und tapferer griechiſcher Bevölkerung.“ Und auch der Engländer Bromton fand Corfu fruchtbar, mit vielen Burgen beſchützt. Sein Steuer-Erträgniß ſei im Jahre 1191 fünfzehn Centner reinſten Goldes geweſen.

Der ſpaniſche Jude Benjamin von Tudela, der ziemlich zur ſelben Zeit reiſte, rechnet Korupho zum ſiciliſchen Königreiche. So feſt gehörig den Normannen muß es damals von der Welt geglaubt worden ſein. Er, der überall die Juden ſuchte und verzeichnete, fand dort nur einen Einzigen, den er Joſef nennt. Das wurde bald darauf anders. Und im dreizehnten Jahrhundert ſchon war die jüdiſche Gemeinde auf

Corfu ſo zahlreich, daß ſie eigene Privilegien erhielt. Dieſer Joſef des Benjamin von Tudela alſo iſt der Anfang des heute ſo anſehnlichen Ghetto der Stadt Corfu, in dem ich gerne und oft nach maleriſchen Bildern herumſtreifte.

1199 landete auf Corfu der genueſiſche „Seeräuber" Leone Capillo, der ſo lange in dieſen Meeren ſein romantiſches Handwerk trieb. Sein Beiname Vetrano iſt dabei der berühmtere oder berüchtigtere geworden. Er war der Schwager des noch mächtigeren Gaffore, aus deſſen Flotte er vier Schiffe gerettet hatte, als dieſer von den Byzantinern endlich geſchlagen und getödtet worden war. Vetrano eroberte ſogar eine der corfiotiſchen Vorgebirgsburgen und machte ſie zum Ausgangs- und Rückzugspunkte ſeiner wilden Jagden nach dem Peloponnes. Denn Vetrano gab ſich als Erbe der verfallenen Normannenmacht, und in der Erſchlaffung und Unordnung, die dieſem großen politiſchen Umſturze in dem ganzen unteritalieniſchen Reiche gefolgt war, hatten die Byzantiner Gelegenheit gefunden, ſich Corfu's wieder für einen Augenblick zu bemächtigen. Dort fanden ſie auch die Kreuzfahrer des vierten Kreuzzuges, der von Europa ausging, den Oſten wieder dem Weſten zu verknüpfen.

15. Capitel.

Der vierte Kreuzzug auf Corfu.

Das heilige Land, Jeruſalem, die heiligſte Stadt waren ſeit ſechzehn Jahren verloren gegangen; aber nicht war die Begierde noch erloſchen, die dieſe koſtbarſte Reliquie zu beſitzen ſuchte. Beinahe alle bedeutenden Männer jener Zeit hatten darum gerungen, der deutſche Barbaroſſa, der ſchöne Philipp von Frankreich und der abenteuerliche Richard von

England, auch der ritterliche Erzherzog Friedrich von Oesterreich und der Erzbischof Konrad von Mainz. Es war als glaube Jedermann, es werde seinem Ansehen in dem Andenken der Menschen etwas fehlen, wenn er nicht mitbetheiligt erscheine in dieser jüngsten Manifestation des uralten Triebes der Völker, die Länder des Auf- und Niederganges der Sonne in ein Reich zu verbinden, damit ein Scepter und ein Glaube die ganze civilisirte Welt regiere. Das waren nicht Kriege, wie sie sich zwischen Oesterreich und Preußen, Deutschland und Frankreich ohne weiteren Einfluß auf die Culturgestaltung der Erde fechten lassen; das waren Weltstürme, ja beinahe Naturereignisse, denn sie veränderten selbst das Pflanzenleben unseres Erdtheiles; Revolutionen, wie nur die Völkerwanderungen, diese umgekehrten Kreuzzüge, also wahrhaftige Erdumwälzungen, die hüben wie drüben ihre unauslöschlichen Spuren ließen und ewige Keime säeten, die heute noch mit derselben ursprünglichen Kraft auf uns wirken und die selbst über den doch erst später durchforschten Ocean bis nach Amerika und Indien den Schatten ihres Laubes und die Früchte ihrer Blüthen streuten. Ja mir erscheint es geradezu geboten, sie eines und dasselbe, zusammengehörig und entsprossen darzustellen diesem einen ursprünglichsten Triebe der Menschheit, dem Triebe der Völkerwanderung. Jenes gewaltige, beinahe vulkanische Feuer war noch nicht ausgebrannt, die Kohle glimmte noch, nur Asche des ungeheuren früheren Weltbrandes war darauf gefallen. Es brauchte nur eines Hauches, ihn anzufachen. Diesen hatte, wie alles Große dieser großartigen Zeit, der große Papst Hildebrand gegeben, als er zuerst seinen Gedanken gefaßt, der Wiedervereinigung des West- und Ostreiches, und deshalb die Normannen auf Corfu und Epirus, nach Thessalien und Salonick, und bis vor die Mauern von Constantinopel hetzte. Es ist das in Wahrheit der erste Kreuzzug gewesen und sein politischer Gedanke, daß

der Orient, Kleinasien und Jerusalem nur durch den Besitz und die Katholisirung von Constantinopel zu erobern und bleibend zu behaupten sei, hätte es für alle folgenden bleiben sollen. Daß dann 1095 dieser Gedanke von Urban dem Zweiten bekreuzigt wurde, ist in Wahrheit nur mehr ein Detail, eine Förmlichkeit der Geschichte. Das heilige Feuer hatte sein Vorgänger auf dem heiligen Stuhle schon entzündet, und jeder große Mann jener Zeit konnte gar nicht mehr anders, als sich dareinstürzen, von dem glühendsten Wunsche erfüllt, sich in seinen heiligen Flammen zu läutern. Denn es gibt Lichter, die so gewaltig aufbrennen, daß die Menschen dazu in das unwiderstehliche Verhältniß von schwärmerischen Motten herab gedrückt werden. Das sind Zeiten allgemeiner Begeisterung und nicht die schlechtesten in dem Leben der Menschheit. Ein echter Poet wird gewiß immer am liebsten in solchem mörderischen Feuer leben.

Es ließ daher auch Graf Lotario von Segni, der zu Anfang des Jahres 1198 den päpstlichen Thron als Innocenz der Dritte bestiegen hatte, erfaßt von dieser allgemeinen Glut seit dem Herbste dieses Jahres wieder das Kreuz predigen. Zu den außerordentlichen Eigenschaften seines Geistes, die ihn zu einem der größten der vielen großen Päpste machten, kam noch, daß er nur 37 Jahre alt war, daß also der Feuereifer der Jugend seine Pläne beschleunigte. Er wollte nicht nur, und das nicht blos mit seinen Wünschen, mit allen erdenklichen Instrumenten der menschlichen Thätigkeit arbeitete er daran, seinem Segen die Muselmänner unterwerfen, die ketzerischen Griechen sollten vor diesen noch zum ersten Hirten und zur alten Heerde zurück, also ganz wortgetreu wieder der erste staatskluge und besonnene diplomatische Plan seines Vorgängers, des Papstes Hildebrand. So mag es gekommen sein, daß vom Papste selbst schon in die erste Saat dieses vierten Kreuzzuges etwas von den giftigen Körnern gestreut

worden iſt, die ihn ſpäter zum großen Aergerniß der Kirche vom rechten Kreuzwege nach Conſtantinopel abirren machten.

Am 5. November 1198 hatte Innocenz der Dritte den Franzoſen Fulco de Neuilly zu ſeinem Apoſtel beſtellt. Frankreich war damals ſchon das frömmſte Land, und in Frankreich bekreuzte Fulco auch die meiſten Ritter. Die gläubigſten fand er in den fruchtbaren Hügelthälern der Champagne. Die Predigten dort am Hofe des frommen Grafen Thibaut ſtehen vor der ſpäteren raubgierigen Entwickelung dieſes Krieges befremdend und beinahe ungeziemend.

Mit dem erſten Frühlinge des Jahres 1202 ſtiegen die Kreuzfahrer in die Ebenen der Lombardie herab, die Deutſchen über den Brenner, die Franzoſen über den Mont Cenis, alſo Alle auf den wohlbekannten heutigen Eiſenbahnwegen. Von den Franzoſen trennte ſich in Piacenza ein Theil, um ganz Italien hinab zu marſchiren und ſich erſt in Apulien einzuſchiffen zur Vereinigung mit dem Heere vor Corfu. Der größere Theil aber und alle Deutſchen ſammelten ſich auf dem Lido Venedigs. Dort lagerte das Heer beinahe ein halbes Jahr, die ſchönſte Zeit des Sommers und des erſten Herbſtes. Täglich ſahen ſie das wundervolle Schauſpiel, eines der entzückendſten der Welt, des roſigen Sonnenaufganges, wiederſcheinend in den Marmorpaläſten der prächtigen Inſelſtadt, und Abends deren Kuppeln und Thürme flammend in Goldpracht und Feuergluth, und die ſchneeigen Berge Tirols dahinter noch leuchtend, wenn Nacht die untere Erde ſchon und das aufrauſchende Meer deckt. Und doch murrten ſie über die lange Raſt und drängten weiter in heiligem Eifer. Es war eine noch ziemlich undisciplinirte und führerloſe Menge.

Erſt am 15. Auguſt erſchien Graf Bonifacio von Montferrat, der auf den Rath des Diplomaten Villehardouin hin von den Rittern erwählte Oberfeldherr. Er, raſch und entſchloſſen und auch durch den Ehrgeiz perſönlicher Zwecke be-

wogen, endigte bald das Markten mit Venedig und zahlte dem Dogen als Gebühr der Ueberfuhr die Eroberung von Zara. Am erſten October endlich ſegelte die Flotte dorthin ab, zweiundſiebenzig Galeeren und einhundertundvierzig Laſtſchiffe. Das letzte, das auslief, war das Admiralſchiff, ſo wunderbar groß, wie der Byzantiner Niketas berichtet, daß es „die Welt" genannt wurde. Es war in Sammetteppiche eingewickelt, welche weithin über die Wogen nachſchleppten. Denn hat die Menſchheit und beſonders die im Süden lebende immer ein Bedürfniß der äußerlichen Ausſchmückung auch ihrer ernſteſten geſchichtlichen Handlungen gehabt, ſo begann dieſe Zeit ſchon ſich mit jenen ganz verfeinerten Gefühlen der ſpäteren Renaiſſanceepoche zu regen, der luxurieuſeſten und geſchmackvollſten Gewohnheit, in welche die Völker des Mittelmeeres ſich jemals gebettet haben. Auf dem hochgethürmten Hintercaſtelle dieſer alſo prächtig geſchmückten Galeere ſtand der Doge Enrico Dandolo, Allen weithin auf dem lichten Hintergrunde des leuchtenden Himmels und der blauen See ſichtbar, und er ſelbſt die Vaterſtadt, wie ſie hinter dem Steuer entweichend in die Fluthen untertauchte „mit der Seele ſuchend", weil die blinden Augen ſie ſchon lange nicht mehr ſehen konnten, wie ſie nun auch ſein alter Fuß nicht mehr betreten ſollte. Kein Staat der Welt iſt heißer geliebt worden und keiner hat uneigennützigere Bürger gehabt als Venedig, vielleicht weil er mehr See als Land iſt und weil man die See, welche die Aphrodite geboren hat, mehr lieben muß als die trockene Erde. Und der aufopferndſte Bürger dieſer Seeſtadt, einer der größten Staatsmänner und Krieger aller Zeiten und Völker, war dieſer Enrico Dandolo, der ſich ſo zum letzten Male ſeinen Freunden und Unterthanen, dem ſcheidenden Vaterlande zeigte. Er war, nachdem er am 25. Auguſt in der Markuskirche die Kanzel beſtiegen und ſelbſt das Kreuz gepredigt hatte, die eigentliche Seele dieſes Kreuzzuges ge-

worden. Aber auch nur er allein wußte und ſchon von dieſem Augenblicke an, wohin die Fahrt in Wahrheit gehen werde. Die unheilige Eroberung Zara's ſollte nur vorbereiten in den Gemüthern der Kreuzfahrer und in denen der geſammten Chriſtenheit, was er gegen das erſte heilige Ziel noch Zweckwiderigeres plante.

Mich wundert, daß Canaletto dieſe Fahrt des vierten Kreuzzuges aus den Lagunen von Venedig, der die Eroberung des goldprangenden Byzanz, der damaligen Modehauptſtadt der Welt, im Schilde führte, nicht gemalt hat. Heute könnte ſie vielleicht noch farbenprächtiger und darum gerechter dem hiſtoriſchen Charakter dieſes Momentes der Franzoſe Ziem darſtellen. Man denke ſich ſein Purpurblau der See, ſein Goldgrün des Abendhimmels, das Roſenfarbene ſeiner Marmorpaläſte, dazwiſchen ſchwimmend die ſchwarzen Schatten der alterthümlichen Schiffe — denn grelle Farben gehören zu dieſem Bilde — und auf dem höchſten Caſtelle der größten Galeere, welche „die Welt" hieß, deutlich vom lichten Sonnenhintergrunde abgeſchnitten und doch unkenntlich in allen Einzelheiten, beinahe wie durchſchimmernd und nur wie ein Geſpenſt ſichtbar die hohe ausſchauende Geſtalt des alten Dogen: und das Gemälde könnte gar wohl als eine geſchichts-philoſophiſche Betrachtung gefaßt werden. Denn ſo malt man Geſchichte, welche man in ſich aufgenommen hat, wie man ſie dann auch mit ähnlichen Farben ſchreibt.

Am 10. November langte die bekreuzte Flotte vor dem häßlichen Zara an, das dem Könige Andreas dem Zweiten von Ungarn gehörte, der ſelbſt das Kreuz genommen und dem nun doch die Kreuzritter ein Stück ſeines Landes nahmen. Am 24. November 1202 fiel die Feſtung und ward den Beſitzungen der Republik Venedig einverleibt. Der erſte Bannfluch des heiligen Vaters fiel auf das räuberiſche Heer, das ſo aus Kreuzrittern zu Raubrittern geworden war. Aber

Dandolo hatte richtig gerechnet. Es iſt auch in der Politik nur der erſte Schritt auf dem Wege zur Sünde, der ſchwer fällt. Unter dem Vorwande, daß nun die Adria zu ſtürmiſch geworden, hielt er die Flotte den ganzen Winter vor Zara zurück, in Wahrheit aber wohl, um den Beſitz Venedigs zu befeſtigen und die Motive zur Reiſe zu bringen, welche es der Einſicht Aller begreiflich machen ſollten, daß nicht der gerade Weg, ſondern der Umweg über Conſtantinopel nach Paläſtina der beſte ſei. Zuerſt die Geſandten des griechiſchen Prinzen Alexios, dann dieſer ſelbſt, welcher Klage führte gegen ſeinen uſurpatoriſchen Oheim, den regierenden byzantiniſchen Kaiſer Alexios den Dritten, ſchafften dieſe Ueberzeugung und ſo verſtändlich, daß ſelbſt Innocenz der Dritte, nachdem er die ganze Sündenlaſt des dritten Alexios, die um Rache zum Himmel ſchrie, gewürdigt hatte und bedachte, daß es nur gegen ketzeriſche Griechen gehe, diplomatiſcher in ſeinem Widerſpruche wurde.

Es ließe ſich leicht ein ganz Walter Scottiſches Bild von dieſem bedeutungsvollen Winterlager der vierten Kreuzfahrer vor Zara entwerfen. Das leiſe Ab- und Zugehen der verſchlagenen griechiſchen Geſandten; die Diplomaten Philipp's von Frankreich, der den byzantiniſchen Prätendenten unterſtützte; zuletzt mit lauten Feſten der Prinz ſelbſt; die feierlichen Ceremonien des päpſtlichen Fluches und der Abſolution, welche die deutſchen Biſchöfe gaben; das prächtige Lager der Ritter mit koſtbaren Zelten, denn alle äußerlichen Erſcheinungen des damaligen Lebens waren anſehnliche und werthvolle; die gewaltigen Reiter, die ſich auf der weiten Ebene in Turnieren und bei der Jagd tummelten; die berühmten Troubadoure des Markgrafen von Montferrat mit Saitenſpiel und ſchmelzenden Geſängen; der große Troß der rohen Gefolgsleute aus allen Ländern des Occidentes und in allen Zungen redend; auf der See der dichte Wald der Maſten; eine Schiffs-

mannſchaft, die wohl größtentheils die Welttheile, wohin die Fahrt gerichtet war, ſchon geſehen hatte und Spuren davon in ihrem Weſen trug, die alſo wohl erfahrener und gebildeter als die meiſten der Führer ſelbſt war; und zu dieſer Pracht und Bewegung als Rahmen, dem überreichen Leben zum grellen Gegenſatze und dadurch die Folie zu einer noch lebendigeren Wirkung des Ganzen, eine der traurigſten Landſchaften der Welt, worauf ſich dieſes Alles abſpielte, das dürre ſtille langweilige Zara, eine unmaleriſche Feſtung auf flacher ſteiniger unfruchtbarer Landzunge, nur im fernſten Oſten von einer geradlinigen Gebirgsmauer überragt, die mit beſchneiten Gipfeln Dalmatien von Ungarn ſcheidet, im Weſten aber durch einförmig gehügelte Inſeln von dem ſonſt immer reizvollen Meere ausſichtslos abgeſperrt, und beide, das häßliche Land wie das enge Meer noch von den rauhen Winterſtürmen der Bora unwirthlicher gemacht: das wären die Elemente des Romans, welchen ich zur Charakteriſirung dieſes Kreuzzuges vorſchlage.

Anmuthig überraſchend nach dieſem ſtrengen Winterlager vor Zara muß auch dem Roheſten des wilden Heeres der erſte Eindruck von Corfu geweſen ſein, als dann zu Anfang des nächſten Mai die bekreuzte Flotte an der Klippe Tigonoſo vorüber, auf der heute die Laterne der Engländer ſteht, zwiſchen das ſteile Epirus und das freundlichere Eiland in die ſtillen Gewäſſer der ſeligen Phäaken einlief. Die Kreuzfahrer bekamen die Inſel in ihrer günſtigſten Stunde zu ſehen. „Der wunderſchöne Monat Mai“, den ſo die Dichter aller Orte ſingen, iſt es hier am allerwunderbarſten. Blumen verwandeln dann auch die wildeſten Stellen der Inſel in einen Garten und die Oelwälder duften mit ihren zierlichen gelben Wachsblüthen bis weit auf die See hinaus, ja ſelbſt, wenn ein linder Weſtwind, der zu dieſer Zeit gewöhnlich, die Gerüche treibt, bis nach Albanien hinüber. Alle Sinne des Kommenden werden

auf der See ſchon gefeſſelt, daß im Vergeſſen alles Denkens, nur fühlend und ſchauend er an das Land treten kann. Und es mag vielleicht auch eine der Urſachen geweſen ſein, dieſes wohllüſtige Phäakenthum mit ſeinen Verführungen, daß die Kreuzfahrer ſo lange hier das Weitergehen vergaßen.

An fünfhundert Schiffe und über vierzigtauſend Streiter ſammelten ſich vor Corfu allmälig, denn auch die über den ganzen Stiefel von Italien bis in die Sohle herabgeſtiegenen Schaaren ſtießen hier, wie verabredet worden war, zum Kerne des Heeres. Der Vortrab war in Dyrrachium gelandet und hatte dort, ohne Widerſtand zu finden, den griechiſchen Prinzen zum byzantiniſchen Kaiſer Alexios den Vierten proclamirt. Das gab den Titel nun auch die Uebergabe der Feſte von Corfu zu fordern. Im Namen dieſes rechtmäßigen Landesherrn verlangte man ſie. Aber es brauchte der Drohung, daß man Palaeopolis anzünden werde, deſſen Bewohner ſich in die Feſtung geflüchtet hatten, um ſie zu erlangen. Und nur an Alexios den Vierten ergaben ſich die Stadt und die Feſtung, die alſo damals, weil ihre Schickſale getrennt behandelt werden konnten, noch in abgeſonderter Stellung beſtanden.

Nun folgte eine feierliche Ceremonie, die dem ganzen weiteren Kreuzzuge die rechtliche Baſis gab, die Eidesleiſtung des Alexios auf den Vertrag, welchen ſeine Geſandten in Zara mit Dandolo und dem Markgrafen von Montferrat vereinbart hatten, um die Verpflichtungen des neuen Kaiſers gegen die Leiſtungen der Kreuzfahrer außer Zweifel zu ſetzen. Und Alle, die ſich ſpäter Kronen aus dem Reiche des Alexios ſchnitzten, waren Zeugen bei dieſem Acte: der milde ſittenſtrenge und doch unglückliche Balduin von Flandern, der kaum zum erſten lateiniſchen Kaiſer von Byzanz gekrönt auf dem nächſten Schlachtfelde die Freiheit und das Leben in dem Geheimniſſe eines nie wieder geöffneten Kerkers verlor; ſein Bruder Heinrich von Angre, der ihm ſuccedirte, ein helden-

müthiger Ritter, aber auch ein Machiavell der Rücksichtslosigkeit in allen Fragen der Moral; Bonifacio von Montferrat, der prächtige stolze Markgraf, ein etwas gewaltsamer Oberfeldherr, aber auch der gewaltigste Held des Zuges, den man sich nicht anders denn riesenmäßig gestaltet, mit Purpursammet und goldenem Harnische angethan, die Königskrone von Salonick auf dem Haupte denken kann; Otto von La Roche, den das Glück begnadigte seinen Namen durch die Vermählung mit dem der künstlerischesten Stadt der Erde zu verewigen, indem es ihm seine schlichten burgundischen Reiterlehen gegen das Herzogthum von Athen einzutauschen gab, und der auf der Akropolis und im Parthenon sein Haus und seine Kirche einrichten durfte; Wilhelm von Champlitte, der Champagnese, der sich mit seinem Vasallen Gottfried von Villehardouin den Peloponnes eroberte; des letzteren Onkel Geoffroy von Villehardouin, Marschall der Champagne, der immer vermittelnde Diplomat und heute noch gelesene Chronist des Zuges, und so wie diese noch manche Andere, die sich später auf den Thron des großen Constantin setzten, oder hier auf eine Insel, dort auf einen handelsgeeigneten Küstenort des ehemals byzantinischen Reiches ihre fränkischen oder italienischen Wappen klebten. Sie Alle traten diesen schönen Boden von Corfu, und sind denkwürdig hier besonders für uns Abendländer so gut als Themistokles und Alkibiades, Cicero und Cäsar Augustus, die auch wie Odysseus und diese Ritter auf Scheria nur gerastet und genossen haben.

Aber am denkwürdigsten bei solchem Rückblicke auf diese kreuzritterliche Odyssee des Mittelalters tritt der Doge von Venedig, Enrico Dandolo, in unsere Erinnerung. Von diesem Tage an, da Alexios den zinspflichtigen Vertrag von Zara in feierlicher Versammlung auf Corfu, öffentlich vor allen fränkischen Rittern und Knappen und vor der italienischen Flotte beschworen hatte, kann für ihn das schöne Wort, das

der Chroniſt von Altino dem blinden Greiſe nachgerufen hat und das ſonderbarerweiſe dem letzten des Odyſſeus hier ähnlich klingt, bereits als erfüllt gelten: „Alles, was er gewollt, hat er in ſeinem Leben auf's herrlichſte erreicht.“ Seinem Plane, ſeiner Idee hatten ſich damals ſchon mehr als vierzigtauſend Menſchen gefügt und durch wechſelſeitigen Eidſchwur daran gebunden, und das freiwillig, ohne daß ihm ein angeſtammtes Herrſcherrecht über ſie zu Hilfe gekommen wäre, nur ganz als Product ſeiner Geſchicklichkeit, ſeiner Ueberredung. Aus Nichts hatte Gott die Welt erſchaffen. Dandolo durfte bald ſagen: mit Nichts habe ich Venedig den Orient, deſſen Handel und ſeine Reichthümer erobert. Einmal feſtgeſtellt, daß der Weg ſtatt nach Jeruſalem nach Conſtantinopel gehe, war es für ihn, der die Schwäche des griechiſchen Reiches an Ort und Stelle erprobt hatte, eine Nebenſache wie dieſe ſtarken fränkiſchen Raubritter den Sieg über Alexios den Dritten erringen würden. Daß er nun Venedig werde, ſtand für ihn außer Zweifel. Und ſelbſt auch dieſes Wie der Entſcheidung haben dieſe langen Pauſen der Reiſe auf Corfu und vor Zara wohl zumeiſt in ſeine Hand gelegt, indem ſie ihm Gelegenheit gaben die Ritter, einen jeden mit allen ſeinen Eigenthümlichkeiten und Schwächen gründlich kennen zu lernen. Wir ſehen ihn nach dem Aufbruche von Corfu den ſtürmiſchen Bonifacio und den milden Balduin, den eitlen Villehardouin und ſelbſt den verſchlagenen Heinrich von Angre ganz wie willenloſe Karten in der Hand halten, den einen gegen den anderen ausſpielen, und ſich mit allen Blättern ſämmtliche Stiche holen. Nur einen Augenblick noch und hier auf Corfu ſchwankte ſein glückliches Spiel, unmittelbar nach der Eidesleiſtung des Alexios, die erſt der untergeordneten Menge das Geheimniß der Heerführer enthüllte. Ein großer Theil der Ritter, beſonders franzöſiſche, die gläubiger noch zum Kreuze hielten, als die im Handel und Verkehr längſt ſchon abgeſottenen Italiener, weigerten ſich auf

dieſem Abwege dem Markgrafen von Montferrat zu folgen. Sie trennten ſich vom Heere und ſchlugen in einem der ſchönen Thäler, die zwiſchen dem Santa-Decca und dem Salvatore eingehügelt liegen, ihr abgeſondertes Lager auf, um Walter von Brienne, der noch Apulien und Calabrien eroberte, zu erwarten und ſich durch ihn direct nach dem heiligen Lande geleiten zu laſſen. Aber auch dieſe räudigen Schafe wußte Dandolo zur ſchönen Sünde zu bekehren. Fürſten und Biſchöfe, den jungen Alexios und das Kreuz voran ſchickte er ihnen in ihren Schmollwinkel, und lockte ſie wirklich mit beinahe kniefälligen Bitten und Gebeten heraus, wie Bohemund und Gottfried den Tancred aus Armidens Zaubergärten geholt hatten.

Am 24. Mai 1203, einem wunderſchönen und klaren Tage, dem Vorabende des Pfingſtfeſtes, getrieben von günſtigem Winde ſegelte die Flotte, nachdem ſie drei Wochen hier geraſtet und ſich im reichen und fruchtbaren Lande — ſo xenophoniſch beſchreibt es auch Geoffroy de Villehardouin wieder — verproviantirt hatte, von Corfu ab, gefolgt ſogar, obgleich ſie anfänglich ſo feindſelig empfangen worden war, von einigen Handelsſchiffen der Inſel. „Der Himmel war rein und ſchön, das Meer ruhig, der Wind freundlich und milde als die Segel ihm ausgebreitet wurden.“

Gerade einen Monat darnach, am Abende des 23. Juni, legte ſie vor der Abtei von St. Stefano an und bekam das herrlichſte Farbenbild der Welt, die ungeheuere Conſtantinsſtadt, gleich für den erſten Blick in ihrem günſtigſten Lichte zu ſehen, jener flammenden Beleuchtung des Sonnenunterganges, die dort mehr als irgendwo anders Alles in Gold und Purpur tauſcht, und bei heftigem Südwinde, der dieſe Farben noch mehr verdichtet, noch glühender und für alles Proſaiſche undurchdringlich macht.

Am 13. April des Jahres darauf, also nur zehn Monate später, wurde diese herrliche Stadt von den angeblichen Kreuzfahrern eingenommen und das Eldorado des Orientes mit Mord, Brand und Zerstörung angefüllt und von den Sendlingen des gebildeten Europa's in einer Weise verwüstet, wie Rom nicht von den Hunnen und Gothen geplündert worden ist. Heute noch treten die beschämenden Spuren dieses blutigen Bacchanales jedem irgendwie dort forschenden Europäer in den Weg. Auf diesem muthwillig aufgerichteten Schutthaufen wurde am 16. Mai in der Sophienkirche mit altbyzantinischem Pompe Balduin von Flandern zum ersten lateinischen Kaiser von Byzanz gekrönt. „Die Dynastie der Angeli hatte zu regieren aufgehört."

Damit aber erlischt für alle unter ihrem und ihrer Vorgänger Scepter gestandenen Länder, auch für Corfu, die eigentliche byzantinische Zeitepoche. Das Mittelalter, das, was wir in unserer historiographischen Schematisirung so nennen und darunter verstehen, beginnt nunmehr, aber auch jetzt erst für den Orient: Lehensherrschaft und Feudalität. Auch der Sturz des lateinischen Kaiserthums 1261, die Rückkehr angestammter Fürsten auf den Thron des heiligen Constantin konnte das nicht wieder rückgängig machen. So sehr lag aller Orten damals dieser Neugeist in den Neigungen der Menschheit, und es ist irrig, wie dieses gewöhnlich geschehen, zu behaupten, daß er in griechischem Boden keine tiefe Wurzel geschlagen habe, daß er spurlos von den späteren Eroberern ausgejätet werden konnte. Diese wollten es nicht einmal. Es wäre vielleicht zu beweisen möglich, daß in manchen Theilen des ehemaligen byzantinischen Reiches [unser] Mittelalter noch lebendiger ist als daheim in seiner ersten Heimat selbst. Und spurloser ist es dort nirgends ausgelöscht, als wir dieses bei uns zu Stande brachten. Das aber ist die große Bedeutung des so oft übersehenen und nur flüchtig behandelten vierten

Kreuzzuges, dieſen Wechſel in der Culturform auch im Oriente vollzogen zu haben. Er iſt eines der ſeltenen Beiſpiele in der langen Geſchichte der orientaliſchen Frage, daß der Weſten auch einmal nach dem Oriente hinüber wirkt. Sonſt unterlag das Abendland gewöhnlich den Sitten, dem Glauben und den Rechtszuſtänden des Morgenlandes.

Wäre ich ein Geſchichtſchreiber von Gottes Gnaden, wie es Macaulay war und Baron Hübner durch ſeinen Sixtus den Fünften geworden iſt, die ſtatt der ſchwarzen Tinte bunte Farben in ihre Federn tauchen, keine Epiſode der Weltgeſchichte hätte mich mehr zur ausführlichen Beſchreibung gereizt als dieſer ſogenannte vierte Kreuzzug des mittelalterlichen Europa's gegen den uralten claſſiſchen Orient. Alles, was ein Geſchichtsforſcher zu effectvoller Darſtellung braucht, findet ſich hier enger und überſichtlicher als in jedem anderen Ereigniſſe zuſammengedrängt, daß er leicht mit einem Rahmen das Ganze wahrhaft künſtleriſch umſchließen, der Leſer aber jedes Detail würdigen und doch auch immer das Ganze im Auge behalten könnte. Großartige Gegenſätze der Leidenſchaften und Erfolge, von der milden Idylle der Bergpredigten in Frankreich bis zur wilden Tragik der Einnahme Conſtantinopels; dazwiſchen ein wogendes Gedränge von idealer, beinahe Don Quixottiſcher Begeiſterung; von Gebet, das ſich allmächtig glaubt, und Habſucht, die es beinahe wird; von byzantiniſchem Intriguengeiſte, von päpſtlicher Weltklugheit und venetianiſcher Rechenkunſt, die immer im rechten Augenblicke, wie nach den Geſetzen des Drama's eingreifend, eine allzu raſche Entwicklung der Dinge ſtaut; dann ſchließlich, und auch dieſes wieder wie in den Regeln der dramatiſchen Kunſt gegeben, noch einmal ein jähes Auf und Nieder verzweifelter Hoffnungen, ob das Gewonnene zu behaupten ſei, bis es hinſiecht unter den verbündeten Schwertern der Byzantiner und Türken, langſam und kläglich wie ein verwundeter Held endet, der Nächte lang auf troſtloſem Schlacht-

felde ohne Hilfe lag, oder wie Egmont's Lampe verlöscht mit den hinsterbenden Klängen der beethovenischen Musik. Und als Personale für dieses Trauerspiel eine shakespearische Fülle von Charakteren und ein Scenarium wie sie Tizian und Paul Veronese nicht zustimmender und prächtiger ihren Martyrologien und Gastmälern gegeben haben; als fortwirkendes Motiv aber ein großer durch die ganze Weltgeschichte gegangener Zweck, die Verschmelzung des Orientes mit dem Occidente, in welchem unterirdisch die Vorsehung arbeitet, daß trotz dem kurzsichtigen Wollen der Einzelnen wirklich bleibende Vortheile für die Sitten, den Reichthum, die Kunst und das Wissen der Menschheit daraus erblühen, so daß die Episode hierdurch auch, wie es die Wünsche der neueren Geschichtschreibung bedingen, mit der Culturgeschichte und Volkswirthschaft in Zusammenhang gebracht werden könnte. Aber von Keinem weiß ich, der diese Goldgrube so ausgebeutet hätte. Denn auch Gibbon schlug daraus nicht jene Münze, die sich aus dem vierten Kreuzzuge prägen läßt.

16. Capitel.

Das Despotat der Angeli.

Den Corfioten brachten die Siege des vierten Kreuzzuges eine traurige, gesetzlose Zeit. Fortwährend wechselten die Herrscher und eine ordentliche Regierung kam darüber lange nicht zu Stande. Die Theilung des byzantinischen Reiches durch den Vertrag der Sieger, den sie unter sich zu Constantinopel 1204 vereinbart hatten, wies die Insel in das rechtliche Eigenthum der Republik Venedig. Eine feste Gasse von Festungen suchte der Doge Dandolo seiner Mutterstadt von Venedig nach Constantinopel herzustellen, damit der reichste Handel der damaligen Welt ausschließlich nur von venetianischen Schiffen und nur im Interesse Venedigs betrieben werden könne. Aber

in den Besitz von Corfu mußten sich die Venetianer erst durch Gewaltanwendung setzen. Die Einwohner, aufgestachelt von den neidischen Genuesen, widersetzten sich diesen neuen traktatmäßigen Herren.

Im Sommer 1205 landete eine Flotte, welche den Patriarchen Tommaso Morosini nach Constantinopel brachte, an der Insel. Sie war von Giacomo Morosini commandirt. Er hatte den Auftrag die Insel in Besitz zu nehmen. Nach hartem Kampfe konnte er den Pantaleone Barbo als ersten Bailo von Corfu in die Festung einführen. Aber noch sollte diese Besitzergreifung der Venetianer nicht viel mehr als eine namentliche werden.

Gleich nach Morosini's Abreise erklärte sich Corfu wieder unabhängig. Leone Vetrano, der kühne Seeräuber, hielt seine Herrschaft aufrecht. Die eifersüchtigen Genuesen und der nicht minder abenteuerliche neue „Pfalzgraf von Kephallonien und Zakynthos", Matteo Orsini, unterstützten den Vetrano. Eine Flotte von einunddreißig Galeeren wurde im Frühlinge 1206 dagegen von Venedig ausgeschickt. Die Motive lauteten: um das Meer von Seeräubern zu befreien. Rainieri Dandolo, der Sohn des Dogen, und Rogero Premarino führten diese ansehnliche Streitmacht. Erst nach heftigem Widerstande bemächtigten sie sich zum zweiten Male Corfu's. Vetrano entfloh. Er wurde weiter unten im jonischen Meere aufgegriffen und „als Corsar und Erzpirat" mit mehr als sechzig edlen Corfioten auf Corfu gehängt. So schelten ihn die venetianischen Geschichtschreiber, während ihn die genuesischen einen ihrer tapfersten Capitaine und edelsten Männer rühmen. Dieser Held aus einem adeligen Geschlechte, voll Abenteurerlust ist noch ein unbenutzter Gegenstand für die romantische Schriftstellerkunst.

Corfu wurde nun sehr stark mit Truppen besetzt und wurde der Ausgangspunkt für die weitere Eroberung der im

Theilungsgeschäfte Venedig zugesprochenen griechischen Lande, besonders des Peloponnes. Viele Nobili wanderten aus Italien ein unter dem Schutze dieser Großmacht. Sie zinsten für die Lehen, die ihnen überlassen wurden. Fünfhundert Goldstücke kamen auf diesem Wege in die Cassen der Republik. Zehn venetianische Adelige wurden dagegen im Juli 1207 mit der Burg von Corfu, der Insel und den umliegenden kleinen Felsen „für immerwährende Zeiten" belehnt. Es war dieses ähnlich gedacht wie später die englische Compagnie in Indien, und wie Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Bank des heiligen Georg in Genua Corsika übernahm. Heute hätte man eine förmliche Actiengesellschaft mit der üblichen Lebensdauer der neunzig Jahre daraus gemacht.

So wurde die Colonisirung der Insel, um nicht zu sagen die Venetianisirung, auf das eifrigste, beinahe leidenschaftlich betrieben. Damals schon erkannte die venetianische Staatskunst, daß Corfu ihr zugleich den „Golf", wie man das adriatische Meer nannte, decke und schließe, und den Orient öffne. Bedeutende Handelsvortheile wurden den venetianischen Bürgern vor den anderen auf Corfu eingeräumt. Nur die Religion ließ man den eroberten Corfioten damals noch ungeschmälert.

Aber allzu scharf macht schartig und vielleicht gerade wegen dieser übereifrigen Entnationalisirungs-Maßregeln ließen sich die Corfioten drei Jahre später auf das willigste von dem Despoten von Epirus erobern. Venedig war nicht stark und wachsam genug gewesen. Michael der Erste von Epiros wurde auch Despot von Corfu.

Nur mittelbar richtete Venedig sein Hoheitsrecht wieder auf. In dem Friedensvertrage vom 20. Juni 1210 mit Michael über Epiros zinste dieser auch für Corfu und verpflichtete sich die venetianische Colonie gegen die erbitterten

Griechen zu ſchützen. Aber nur zweiundvierzig Goldgulden war ſein ganzer Tribut für Corfu und Epiros.

Michael der Erſte wurde im Jahre 1214 zu Berat von einem Diener im Bette ermordet. Auch ſein nächſter Nachfolger im Deſpotate von Epiros, ſein Bruder Theodoros, erhielt die deſpotariſche Gewalt auf Corfu. Ein Statthalter verwaltete es für ihn. Dieſer gerieth im Jahre 1228 in arge Händel mit den venetianiſchen Lehensträgern. Ein venetianiſcher Handelsmann, Marco Minotto, ſcheiterte an der Küſte der Inſel. Der Statthalter übte das Strandrecht an ihm und confiscirte die reichen Waaren für ſeinen Landesherrn. Die Venetianer belegten im Auguſt alle Länder des Deſpoten mit einer ſtrengen Blockade. Im December hatte ſich Theodoros mit ihnen ſchon wieder verglichen. Er war klug und ſuchte ſich vor Allem mit dieſen Herren des Mittelmeeres im Frieden zu erhalten.

Daheim that er viel für die griechiſche Kirche. Im Juni des Jahres 1228 beſtätigte er feierlich dem griechiſchen Metropoliten Georgios Bardanes die Privilegien der Kirche von Corfu, wie ſie von den Stiftungsurkunden der Kaiſer Alexios des Erſten und Manuel des Erſten abgeleitet wurden. Auch vermehrte er ſie noch. Dieſes Privileg des Deſpoten Theodoros iſt ein bis in die jüngſte Zeit der ſpäteren langen venetianiſchen Herrſchaft fortwirkender Rechtstitel geworden.

In dieſer Zeit, 1228, im Sommer landete auch Friedrich der Zweite, der Hohenſtaufe, der deutſche Kaiſer mit ſeinem Kreuzzuge, dem fünften, auf Corfu. Alſo auch die Taufe dieſes berühmten Namens und Ereigniſſes hat Corfu gehabt. Alle großen Weltſchickſale ſpülten hier an mit ihren Anfängen oder mit ihren Endmomenten.

1230 folgte dem Theodoros auch auf Corfu ſein jüngerer Bruder Manuel. Theodoros hatte im April eine Schlacht gegen den Bulgarenkönig Johann Aſan tief im Innern von Rumelien

am Hebros, der heutigen Maritza, wo jetzt die Eisenbahn geht, bei Klokokinitza verloren und war auch gefangen worden. Später wurde er geblendet, weil er trotz großer gegen ihn geübter Milde und Freiheit in der Gefangenschaft neue Ränke spann.

Dieses Despotengeschlecht der Angeli hatte damals noch die ganze Kraft, Zähigkeit, Unternehmungslust, den Ehrgeiz und die Eitelkeit und auch die gewissenlose Ungebundenheit, welche Abenteurerfamilien und den Abkömmlingen von Bastarden durch einige Generationen eigenthümlich ist. Das leidenschaftlichere Blut der Liebe, das solche Kinder zeugte, wirkt zuerst schäumend, aber der Schaum hat keine lange Dauer. Der Stammhalter dieser zwei wilden Brüder, welche bis jetzt Epiros und Corfu als Despoten regiert hatten, und des dritten, der ihnen nun folgte, war ein Constantin Angelos, welcher Statthalter gewesen war. Und weil dieser Großvater unter seinen Ahnen eine Komnena zählte, nannten sie sich auch Angelos Komnenos und legten sich den Herzogstitel bei. Johann, der Sohn des Constantin, hatte dann außerehelich jenen Michael gezeugt, der als erster die Familie auf den Thron von Epiros und Corfu setzte. Auch er hatte wieder einen natürlichen Sohn, Constantin Michaelos, welcher der Erbe seines Thrones sein sollte. Beim gewaltsamen Tode des großen und geschickten Vaters, 1214, war dieses Kind aber noch ein unmündiger Knabe. Deshalb konnten ihm sein Onkel und jetzt auch der zweite Bruder seines Vaters in der Regierung zuvorkommen. Der älteste, der verschlagene, ruhelose, ehrgeizige Theodoros suchte ihn zuerst als Bastard vom Throne auszuschließen und dann, als dieses sich nicht bewerkstelligen ließ, aus der Welt zu schaffen. Die Mutter flüchtete deshalb mit dem Knaben in den Peloponnes, und darüber erfolgte der eigene Sturz des mörderischen Oheims.

Manuel war aus der unglücklichen Schlacht am Hebros entkommen. Da er ein Schwiegersohn des Bulgarenkönigs Asan war und dieser großherzig gewesen zu sein scheint wie alle sogenannten Barbaren, konnte der zweite Onkel des Knaben Constantinos Michaelos zunächst auch noch den Despotentitel von Epiros und Corfu und sogar den Kaisernamen von Thessalonick annehmen, womit Theodoros nach seinen ersten übermüthigen Eroberungen auch noch das junge Bastardgeschlecht gekrönt hatte. Man sieht, nicht nur die Napoleoniden gründeten spielend Kaiser- und Königreiche. Die Geschichte hat solchen Muthwillen früher schon manchen nicht weniger verächtlichen Abenteuerern gestattet.

Auf Corfu suchte auch Manuel sich durch die Kirche einzunisten. Er bestätigte sofort der ganzen Bevölkerung ihre Rechte, aber der griechischen Kirche gab er auch neue. Die Wirkung des „Kaiserthumes von Thessalonick" machte sich aber gerade in der Kirchenfrage nach Corfu in unliebsamer Weise für die dortige Kirchenfreiheit geltend. Der Patriarch von Thessalonick beanspruchte nach dem Muster der weltlichen Gewalt die Oberherrschaft über die Diöcese von Corfu. Der Metropolit Georgios Bardanes, der immer noch der Kirche von Corfu vorstand, vertheidigte ihre Unabhängigkeit. 1232 kam es darüber zwischen dem Erzbischofe und dem Patriarchen Germanos zu heftigen Streitigkeiten. Sie trieben den Georgios Bardanes immer mehr auf die römische Seite und 1236 ging er sogar nach Rom um dort Hilfe zu suchen.

In diese Kämpfe mag sich schlau Constantinos Michaelos, der Neffe des Despoten Manuel, eingeschlichen haben. Ueberall sammelte er sich Anhänger in den Landen seines Vaters. Zuerst glückten ihm mit diesen Freunden Handstreiche in Thessalien. Das verschaffte ihm dort die Hand der Tochter des Statthalters Johannes. Theodora Petralipha wird als eine ausnehmend schöne und fromme Fürstin geschildert. Wir dürfen

ſie ganz als eine andere Genofeva betrachten. Darauf zog Conſtantinos Michaelos mit ſeiner jungen Gattin nach Akarnanien und eroberte auch dieſes. 1237 mußte ihm Manuel auf Corfu weichen und bald darauf im ganzen Deſpotate. Der junge Michael trat nun als der zweite ſeines Namens die Herrſchaft über Corfu und das gegenüberliegende Feſtland an, der vierte Herrſcher in dem Reiche und der Deſpotie, das ſein Vater zuerſt aus den Fetzen des byzantiniſchen Kaiſerreiches zuſammengeraubt und ſeiner Familie vererbt hatte.

Nun aber brach das wilde Baſtardblut des Geſchlechtes auch bei Michael dem Zweiten aus. Er verſtieß die fromme Theodora, die ihm ſo weſentlich zum Siege verholfen hatte. Fünf Jahre lebte ſie mit ihrem eben geborenen Kinde im größten Elende. Ihr Mann ſchwelgte indeß mit der Tochter eines Großen ſeines Reiches, welche Gangrena hieß, und zeugte wieder zwei Baſtarde mit ihr, wie er ſelbſt einer war. Ein Geiſtlicher fand endlich die verſtoßene Theodora und nun drangen die Edelleute des Landes ſo in den Deſpoten, daß er die rechtmäßige Gattin wieder zu ſich nahm. Sie ſtiftete Kirchen und Klöſter, während er ſeinem Ehrgeize nachjagte. Nach ſeinem Tode wurde ſie eine Nonne und der Volksglaube dieſer Länder verehrt ſie noch als eine Heilige. Wie gefällig ließe ſich dieſer Stoff in die idylliſche Landſchaft von Corfu und in die barbariſchen Wälder von Epiros einſtellen. Lauter Gold der Geſchichte, das von den Dichtern noch nicht geſchürft und gemünzt worden iſt. Auch zu einem Schauſpiele mit intereſſanten Charakterproblemen ließe ſich dieſe Legende gar wohl verwenden.

Auf Corfu beſtätigte auch Michael der Zweite dem Clerus alle Privilegien, welche ihm dort die Komnenen und ſeine Onkel Theodoros und Manuel verliehen hatten. Das geſchah im Januar 1246. Er enthob ihn jeder Steuerpflicht

und Frohnde, womit die Burg und Flotte erhalten werden sollte. Von außen her suchte er sich durch freundliche Beziehungen zu den unteritalienischen Machthabern gegen die wachsende Macht der palaeologischen Kaiser von Nikea und Constantinopel zu stärken. Pachymeres, der byzantinische Biograph der Palaeologen, erzählt, daß er sogar mittelst dieser Hilfe Ansprüche auf den Thron von Constantinopel erhoben habe. Er bestritt ihn dem Laskaris und den anderen Prätendenten, die noch in Asien saßen und lüstern über den Bosporus auf das morsche Frankenreich lauerten, unter dem Titel, daß seine Familie als die ältere und vornehmere die nächstberechtigte sei. Aber das neue Geschlecht der Palaeologen würdigte Stammbäume nicht mehr als es die Komnenen und Angeli ehemals gethan.

Zu diesem weitsichtigen Zwecke hatte er sich mit unserem Hohenstaufen-Kaiser, Friedrich dem Zweiten, auf das beste gestellt und 1259 seine schöne Tochter Helena dem Könige Manfred vermählt. Dabei trat er diesem den thatsächlichen Besitz über die normännischen Eroberungen in Epiros und Corfu ab, worauf die Hohenstaufen als die Erben der normännischen Könige von Apulien und Sicilien immer Ansprüche erhoben. Glanzvoll und heiter wurde das Hochzeitsfest zwischen der Griechin und dem deutschen Hohenstaufen zu Trani gefeiert. Beide waren schön und jung, und hoffnungsvoll genug mußte es Allen erscheinen, daß sich hier im friedlichen Bunde der Orient und Occident die Hände reichten, was so viele Kriege und Intriguen vergeblich angestrebt hatten. So blendete Alle diese eitle Hoffnung, daß sie nicht die Wolke sahen, die am fernen Horizonte aufstieg, um mit immerwährender Nacht das Schicksal dieses jungen Ehepaares und all' seiner Kinder zu verdunkeln, ja zu begraben.

17. Capitel.

Die Hohenſtaufen auf Corfu.

Auf Corfu aber hat dieſe Vermählung des hohenſtaufeniſchen Königs Manfred mit der griechiſchen Fürſtin Helena von Epiros dem Deſpotate der Angeli dem Namen und der That nach ein Ende gemacht, und wir Deutſche dürfen ſonderbarerweiſe auch mit dieſem von unſerer Geſchichtsſchreibung ſo ſehr gefeierten Königsnamen des romantiſchen Jünglings, die odyſſeeiſche Inſel bekränzen. Es iſt ein merkwürdiger Zufall und der doch noch nicht beachtet worden iſt, daß ſie ſo zugleich in das Schickſal des gefeiertſten Dulders der modernen Romantik wie in das des beſtbeſungenen der antik-claſſiſchen Welt verflochten iſt.

König Manfred inſtituirte in ſeinen neuerworbenen transmarinen Landen, dem alten normänniſchen Erbe, ſeinen ſicilianiſchen Großadmiral Philippo Chinardo, der ſchon dem Vater, Kaiſer Friedrich, rühmlich gedient hatte, zu ſeinem Statthalter. Chinardo kannte dieſe Lande, weil ſein Geſchäft des Seemannes ihn fortwährend in dem Oriente gehalten hatte.

Nach Manfred's Tode bei Benevent und als die unglückliche ſchöne Witwe Helena mit ihren drei Kindern Enrico, Federigo und Ezzelino 1266 von dem Sieger Carl von Anjou in die Kerker von Neapel eingeſperrt worden war, führte ſich Chinardo ganz als ſelbſtändiger Herr von Corfu und Epirus, jedoch immer mit dem Beiſatze, daß er das Land für die gefangene hohenſtaufeniſche Königswitwe und ihre unmündigen Söhne regiere. Er verſtärkte ſeine Verwaltung durch eine kräftige Ritterſchaft, die er rings um ſich mit Gütern belehnte. Denn das iſt das Auffällige der Hohenſtaufen-Gewalt auf Corfu und was ſie bis in die letzten Jahre der venetianiſchen Herrſchaft dort lebendig übrig gelaſſen hat, daß

und Frohnde, womit die Burg und Flotte erhalten werden ſollte. Von außen her ſuchte er ſich durch freundliche Beziehungen zu den unteritalieniſchen Machthabern gegen die wachſende Macht der palaeologiſchen Kaiſer von Nikea und Conſtantinopel zu ſtärken. Pachymeres, der byzantiniſche Biograph der Palaeologen, erzählt, daß er ſogar mittelſt dieſer Hilfe Anſprüche auf den Thron von Conſtantinopel erhoben habe. Er beſtritt ihn dem Laskaris und den anderen Prätendenten, die noch in Aſien ſaßen und lüſtern über den Bosporus auf das morſche Frankenreich lauerten, unter dem Titel, daß ſeine Familie als die ältere und vornehmere die nächſtberechtigte ſei. Aber das neue Geſchlecht der Palaeologen würdigte Stammbäume nicht mehr als es die Komnenen und Angeli ehemals gethan.

Zu dieſem weitſichtigen Zwecke hatte er ſich mit unſerem Hohenſtaufen-Kaiſer, Friedrich dem Zweiten, auf das beſte geſtellt und 1259 ſeine ſchöne Tochter Helena dem Könige Manfred vermählt. Dabei trat er dieſem den thatſächlichen Beſitz über die normänniſchen Eroberungen in Epiros und Corfu ab, worauf die Hohenſtaufen als die Erben der normänniſchen Könige von Apulien und Sicilien immer Anſprüche erhoben. Glanzvoll und heiter wurde das Hochzeitsfeſt zwiſchen der Griechin und dem deutſchen Hohenſtaufen zu Trani gefeiert. Beide waren ſchön und jung, und hoffnungsvoll genug mußte es Allen erſcheinen, daß ſich hier im friedlichen Bunde der Orient und Occident die Hände reichten, was ſo viele Kriege und Intriguen vergeblich angeſtrebt hatten. So blendete Alle dieſe eitle Hoffnung, daß ſie nicht die Wolke ſahen, die am fernen Horizonte aufſtieg, um mit immerwährender Nacht das Schickſal dieſes jungen Ehepaares und all' ſeiner Kinder zu verdunkeln, ja zu begraben.

17. Capitel.

Die Hohenſtaufen auf Corfu.

Auf Corfu aber hat dieſe Vermählung des hohenſtaufeniſchen Königs Manfred mit der griechiſchen Fürſtin Helena von Epiros dem Deſpotate der Angeli dem Namen und der That nach ein Ende gemacht, und wir Deutſche dürfen ſonderbarerweiſe auch mit dieſem von unſerer Geſchichtsſchreibung ſo ſehr gefeierten Königsnamen des romantiſchen Jünglings, die odyſſeiſche Inſel bekränzen. Es iſt ein merkwürdiger Zufall und der doch noch nicht beachtet worden iſt, daß ſie ſo zugleich in das Schickſal des gefeiertſten Dulders der modernen Romantik wie in das des beſtbeſungenen der antik-claſſiſchen Welt verflochten iſt.

König Manfred inſtituirte in ſeinen neuerworbenen transmarinen Landen, dem alten normänniſchen Erbe, ſeinen ſicilianiſchen Großadmiral Philippo Chinardo, der ſchon dem Vater, Kaiſer Friedrich, rühmlich gedient hatte, zu ſeinem Statthalter. Chinardo kannte dieſe Lande, weil ſein Geſchäft des Seemannes ihn fortwährend in dem Oriente gehalten hatte.

Nach Manfred's Tode bei Benevent und als die unglückliche ſchöne Witwe Helena mit ihren drei Kindern Enrico, Federigo und Ezzelino 1266 von dem Sieger Carl von Anjou in die Kerker von Neapel eingeſperrt worden war, führte ſich Chinardo ganz als ſelbſtändiger Herr von Corfu und Epirus, jedoch immer mit dem Beiſatze, daß er das Land für die gefangene hohenſtaufeniſche Königswitwe und ihre unmündigen Söhne regiere. Er verſtärkte ſeine Verwaltung durch eine kräftige Ritterſchaft, die er rings um ſich mit Gütern belehnte. Denn das iſt das Auffällige der Hohenſtaufen-Gewalt auf Corfu und was ſie bis in die letzten Jahre der venetianiſchen Herrſchaft dort lebendig übrig gelaſſen hat, daß

ſie in das Reich des Alkinoos das Lehensweſen, den mittelalterlichen Feudalſtaat einführte.

Als ſolche Vaſallen, welche der hohenſtaufeniſchen Oberherrſchaft dienen ſollten, zog Philippo Chinardo die tapfere Familie der Aleman nach Corfu. Das Geſchlecht entſtammte dem Lande der Langued'oc und war ſchon Herr in Patras. Die beiden Brüder Garnier und Thomas, die ſich in Paläſtina berühmt durch ihren Heldenmuth gemacht hatten, erhielten großen Grundbeſitz, aus dem ſich die bedeutendſte Baronie der Inſel formte. Nächſt ihnen waren es die Ritter Rinaldo d'Arenga und Jean Ispan, welche in dieſer Weiſe und behufs ſolchen Zweckes große Herren auf Corfu wurden.

Michael der Zweite aber, der Deſpot von Epirus, hatte nach Manfred's Fall echt griechiſch undankbar, weil er nun von dieſer Seite keinen Beiſtand gegen die Palaeologen mehr erwarten konnte, die Ausſteuer ſeiner Tochter zurück begehrt. Weil ihm Chinardo unüberwindlich im Wege ſtand, ließ er ihn 1266 durch Meuchelmörder beſeitigen. Es war dieſes das glückliche Zeitalter der Baſtarde und der Meuchelmörder. Die Throne waren beinahe nur mehr mit dem einen oder anderen beſetzt, wenn der Kronenträger nicht ſogar beide Würden, wie hier dieſer Michaelos Angelos, in ſeiner werthen Perſon vereinigte.

Die feſte Inſtitution, welche der Sicilianer geſchaffen hatte, bewährte ſich ſofort bei ſeinem plötzlichen Tode. Die belehnten Ritter erwählten an ſeiner Stelle den Garnier d'Aleman von Corfu zum Reichsverweſer für die gefangene Helena. Kräftig wurden die Angriffe und Intriguen des Conſtantinos Michaelos zurückgewieſen. Intact erhielten die corfiotiſchen Vaſallen das hohenſtaufeniſche Erbe. Erſt als es klar wurde, daß Carl von Anjou ein unzweifelhafter Sieger ſei und die Fahne der Hohenſtaufen keine Hoffnung mehr habe aus der Niederlage von Benevent noch einmal zur

königlich regierenden von Neapel und Sicilien erhoben zu werden, ſandten die corfiotiſchen Ritter Boten an den thatſächlichen Erben der hohenſtaufeniſchen Macht, um mit ihm wegen Unterwerfung auch dieſes Theiles des hohenſtaufeniſchen Reiches zu unterhandeln. Im Winter des Jahres 1267 begaben ſich dieſe corfiotiſchen Geſandten nach Neapel.

Dorthin war durch den Papſt das franzöſiſche Haus der Anjou auf den Thron gerufen worden. Weil die Normannen dem großen Hildebrand für die Königreiche von Neapel und Sicilien gehuldigt, durfte ſich die Kirche nun dieſes Recht der Kronvergebung anmaßen. Manfred, der uneheliche Sohn, galt als ein Uſurpator und die übrigen Erben der Hohenſtaufen als Aufſtändige. So war aus Frankreich Carl von Anjou, der Sohn des dortigen Königs Ludwig des Achten und Bruder des ſpäteren heiligen Ludwig des Neunten, durch ſeine Frau ſchon Herzog von Provence und der Langued'oc wie eines großen Theiles von Piemont, nach Italien gekommen und durch die Gunſt des heiligen Vaters wie durch das Schlachtenglück zum Könige von Neapel gekrönt worden, was ihm jetzt auch die Krone des Alkinoos eintrug.

Am 20. März ſchon ernannte Carl der Erſte von Anjou den Garnier d'Aleman zum Vicar und Generalcapitaine von Corfu. Er befahl ihm alle Griechen, die ſeit des Chinardo Ermordung entflohen waren, zur Rückkehr einzuladen, und den Bewohnern dort, Griechen wie Franken, dem Aleman Gehorſam zu leiſten. Als Caſtelan der Burg beſtätigte er den alten Waffengefährten des Chinardo, den tapferen Ritter Hugo Chandola.

Dieſes war der erſte Act der wenigſtens namentlichen Beſitznahme der Inſel Corfu durch die Anjou und nun wird die Geſchichte des odyſſeeiſchen Eilandes für lange Zeit innig mit den Schickſalen von Neapel verflochten, daß man nicht auf den „vom Himmel gefallenen", in Schönheit verwandten

Schweſtergeſtaden des Poſilip ſtehen und nicht das Caſtell Ovo ſehen kann, ohne auch — wenn der Kopf und das Herz nicht leer ſind geſchichtlichen Sinnes — an das benachbarte Corfu denken zu müſſen. Denn ſo unglaublich es den Meiſten zuerſt erſcheinen wird, da man von Corfu und ſeiner Geſchichte im Allgemeinen nur wenig weiß, die Kämpfe der Welfen und Ghibellinen haben auf ſein Schickſal Einfluß genommen wie auf das irgend eines italieniſchen Staates. Wenn es eine wirkliche Weltfrage iſt, welche irgend einmal die Menſchen bewegt, dann findet ſich auch ihr Schatten überall. Denn immer regiert ein Geſetz, eine Idee das Ganze und im Ganzen dann auch das Kleinſte. Dieſes Kleinſte der damaligen politiſchen Welt war Corfu, auf dem ſich alſo auch die Siege der Kirche über das widerſpänſtige deutſche Kaiſergeſchlecht geltend machten.

18. Capitel.

Corfu unter der unmittelbaren Herrſchaft der beiden erſten angioviniſchen Könige von Neapel.

Aber erſt das Jahr darauf, 1268, wagte König Carl der Erſte von Neapel auch den factiſchen Beſitz von der Inſel Corfu zu ergreifen. Er hatte ſich erſt daheim befeſtigen wollen. Nun, da dieſes durch den Vertrag von Viterbo vollſtändig gelungen war, ſchickte er einen ſeiner eigenen Leute, Johann de Clari, um die neue Herrſchaft auf Corfu auch äußerlich ſichtbar zum Verſtändniſſe und Gefühle zu bringen. Clari beſtätigte im Namen ſeines neapolitaniſchen Königs die Lehen und auch die Hauptmannſchaft des Aleman. Weil die Anjou dem Papſte die Herrſchaft dankten, ſetzte er die katholiſche Kirche in alle beſten Rechte der griechiſchen ein. Das griechiſche Erzbisthum wurde in ein katholiſches verwandelt und der grie-

chiſche Erzbiſchof auf den Titel eines Protopapa reducirt. Dieſe unvorſichtige Dankbarkeit koſtete zunächſt den Anjou nicht viel, aber ſie hat den langen Streit eingeleitet, der zwiſchen den lateiniſchen und griechiſchen Chriſten, die beſte geiſtige Kraft der Einwohner abſorbirend, das ganze Mittelalter fortwährte und auch noch unter der Venetianer-Herrſchaft ſeine erregten Wellen ſchlug.

Ein Jahr lang ließ Carl der Erſte den Clari auf Corfu. 1269 rief er ihn ab und ſetzte an ſeine Stelle als Lieutenant du roi den Gazone Chinardo, einen Bruder des ermordeten Admirals Philippo. Dieſer Gazone als Herr von Luſito und Terlizzi im neapolitaniſchen Lande war gleich unter die Botmäßigkeit der Anjou gerathen und hatte ſich immer als ihr treuer Unterthan bewährt. Carl erwartete, daß ſich ihm, dem Bruder, die ehemaligen begeiſterten Anhänger des Philippo Chinardo beſonders fügſam zeigen würden und er ſo auch über die letzten Widerſpänſtigen in Epirus mit geringen Kriegsmitteln Herr werden würde. Das gelang nicht ſo raſch. Auf Corfu freilich trat ihm nichts entgegen. Dort herrſchte Ruhe und Ordnung. Dieſe erſten Zeiten des angioviniſchen Feudalſtaates auf Corfu waren im Vergleiche zu früheren glückliche und geſegnete. Deshalb auch wohl zeigten ſich die Corfioten treu der neuen Dynaſtie in allen nächſten Kämpfen derſelben mit den Aragoneſen nach der ſicilianiſchen Vesper.

1272 enthob Gazone Chinardo den Ritter Aleman ſeines Amtes. Ueber die Inſel ſetzte er den Rao di Griffo und über die Burg einen Guiard d'Argenteuil. Garnier d'Aleman ſtarb bald darauf. Ihm waren vorher noch am 12. März zum Danke für ſeine Verwaltung ſeine Lehensgüter auf Corfu beſtätigt, neue in Neapel verliehen und war er von jeder Rechnungslegung entbunden worden. Sein Sohn Aymo folgte ihm in dieſem ganzen reichen Lehensbeſitze. Dem Erben wurden vom Könige Carl dazu noch die Baronien Primi-

cheropulo auf Corfu und Cerfignano im Neapolitaniſchen verliehen. Er war einer Iſabella Faiſan vermählt und der Sohn dieſer Ehe führte des Großvaters ruhmvollen Namen Garnier. 1305 erbte auch dieſer noch die Lehen, aber ſeine Erbtochter Giovanna nicht mehr. 1323 ging die große Baronie auf Corfu des berühmten Geſchlechtes der Aleman an Guglielmo Goth oder Ugot aus Otranto über, eine Familie, die dann in ſpäterer Zeit die mächtigſte unter den Baronen auf Corfu wurde.

Damals gab es Fehden auf Corfu und Tourniere wie nur irgendwo in Deutſchland. Die Barone Aleman und Iſpan lagen ſich beſtändig in den Haaren und Baron Jean Iſpan brandſchatzte die Dörfer wie irgend ein ſchwäbiſcher Raubritter. Es kam ſo weit, daß der Statthalter Rao di Griffo einſchreiten mußte und dem Baron Iſpan die Güter ſequeſtrirte. Weil dieſer aber immer muſterhaft treu gegen alle Verſuchungen zu ſeinem Lehensherrn gehalten hatte, kam gleich am 11. Juli 1273 der königliche Befehl, ihm alle Güter wieder zurückzugeben.

Im October 1272 trennte König Carl die Verwaltung Corfu's völlig von der des gegenüber liegenden epirotiſchen Feſtlandes. Nur die Uferfeſtungen desſelben blieben zu Corfu gehörig. Er ſchickte einen eigenen Generalcapitain, den Giordano di San Felice. Dieſer konnte ganz nach Belieben Burgen bauen und Hauptleute ein- und abſetzen. Zwölf Jahre von 1272 bis 1284 blieb Giordano in dieſem Amte. 1278 ließ er ſich in der Burg eine ſchöne Wohnung einrichten. Unter ihm wurde überhaupt manches an den Feſtungswerken hergeſtellt. Viel Streit hatte er mit der griechiſchen Geiſtlichkeit. Den Feldzug Carl des Erſten 1281 gegen die Byzantiner in Epirus unterſtützte er noch auf das Kräftigſte, beſonders mit Pferden, denn Carl der Erſte hatte auch auf Corfu ſeiner Liebhaberei Raum gegeben und große Geſtüte

eingerichtet. Nach der unglücklichen Schlacht dieses Krieges, im Anfange des April 1281 erhielt er die epirotischen Uferfestungen und Corfu fest im Besitze der Anjou.

1284 wurde die Insel unter den Hugo de Brienne, Grafen von Lecce gestellt. Er ließ sie durch einen Hauptmann verwalten, ohne selbst dort zu sein. Ebenso machte es der Graf Riccardo von Kephallonien, ein anderer Vasall der Krone von Neapel, der ihm 1286 in der Statthalterschaft von Corfu folgte. Er übergab die Verwaltung dem Capitain Guglielmo di Montemagno. König Carl der Zweite wie die Corfioten litten in gleichem Grade unter dieser oberflächlichen Wirthschaft. Deshalb wurde Florence d'Avesnes, Graf von Hennegau, als Statthalter auf Corfu instituirt, dem Carl der Zweite schon vorher das Fürstenthum Achaja anvertraut hatte. Er war ein Verwandter der Anjou, eine ritterliche, glänzende Erscheinung, jung und durch die Heirat mit der Witwe Isabella Villehardouin mit Erbansprüchen auf das Fürstenthum Achaja begabt.

Aber Florence that auch nichts anderes als den Guglielmo di Montemagno dort zu belassen. Nur war er ein strengerer und sorgsamerer Oberherr, überhaupt ein Charakter von hervorragenderer Bedeutung. Man belebt sich diese Zeit und diese Menschen am besten, wenn man sie sich vorstellt gleich den Fresken, welche Giotto, Altichiero da Verona, Avanzi, der Bergamaske Girolamo da St. Croce und die Brüder Giovanni und Antonio kurze Zeit darauf in Padua auf die Wände der heiligen Kapellen und Kirchen malten. Im Vergleiche zu der heutigen Welt und ihren Geschöpfen scheint es, daß die damaligen Menschen eiserne Knochen und zwiefache Seelen im Leibe trugen, und so sind auch die Abbilder, welche jene Maler uns von ihnen überliefert haben.

1290 erklärte Florence d'Avesnes dem Könige von Neapel ganz offen, nicht länger im Stande zu sein, gewissen-

haft und gut Corfu vom Peloponnes aus zu regieren. Carl der Zweite enthob ihn der Statthalterſchaft und ernannte den früheren Generalcapitain von Epirus, Hugo le Rouſſeau de Sully zu ſeinem Nachfolger. Es galt hauptſächlich das Band der Unterthanstreue, das ſich in dieſer nachläſſigen, laxen Verwaltung ſehr gelockert hatte, zwiſchen den Anjou und den Rittern auf Corfu wieder etwas feſter zu knüpfen. Aber auch unter Sully wurde das nicht beſſer. Er ſelbſt kam ebenfalls nicht nach Corfu und beließ den Guglielmo di Montemagno als ſeinen Stellvertreter.

Am 29. Januar 1292 ſuchte Carl der Zweite dieſen Zuſtänden durch die Ernennung des Malger de Buſſy zum Statthalter abzuhelfen. Dieſer endlich ging ſelbſt nach Corfu mit Geld und Truppen. Widerſtandslos übergab ihm auch Guglielmo di Montemagno, der langjährige Gerant der Statthalterſchaft, und deſſen Kämmerer Pietro di Rapolla die Inſel und die Burgen. Aber es wurde noch ärger. Buſſy war gewaltthätig, ſchändete eine Jungfrau in der Altſtadt, dort, wo heute Caſtrades ſteht; erpreßte Wein, Pferde und Geld, und wo er nicht hinkam, dort übte ſein Notar Francesco von Altamura dieſelben Gewaltthaten.

Die Klagen wurden ſo laut, daß ſchon im Mai 1292 der König an einen neuen Statthalterwechſel denken mußte. Am 26. Juni befahl er dem Buſſy die Inſel dem Jean d'Audelencourt zu übergeben. Es ſcheint der neue Statthalter gemeinhin Falſalettera genannt worden zu ſein. Denn, was heute nur noch bei den Bauern übrig iſt, auf dem Lande fortlebt, wie ſich dort in der Volkstracht auch noch manche adelige Kleidermode erhalten hat, das war damals beſonders eine Uebung der höheren Stände, ſich mit Pſeudonymen, Spitznamen zu bezeichnen.

Falſalettera that ſein Möglichſtes den Corfioten die Wunden der Vergangenheit zu heilen. Neben der innern

Mißverwaltung hatten sie auch von den genuesischen Piraten arg zu leiden gehabt. Gegen diese besserte er die Burgen aus, besonders das hohe Kastell San Angelo, die Engelsburg auf der Westseite der Insel, welche den dortigen Zugang vom freien, großen, offenen sicilischen Mittelmeere deckte. Im Inneren gab es religiöse Händel mit dem Erzbischofe Stefan zu ordnen und in Lehensstreitigkeiten zu interveniren. Auch dieser Statthalter wurde aller Mißvergnügten nicht Meister und schließlich wendeten sich diese auch gegen ihn mit Klagen an den König von Neapel. Eine eigene Gesandtschaft brachte sie dorthin, die der reiche Constantinos Skalitis und ein anderer Corfiote, Constantinos Torrachianos, führten.

Carl der Zweite willfahrte ihnen und am 21. Juni 1294 wurde Guglielmo Grosseteste zu Falsalettera's Nachfolger ernannt, als „Capitain, Rettor und Gouverneur der ganzen Insel Corfu". Es mag diese Nothwendigkeit der immerwährenden Statthalterwechsel zur Zeit der ersten Herrschaft der Anjou auf Corfu und die dort waltende unstillbare Unzufriedenheit der Bevölkerung eine Tröstung für diejenigen Fürsten und Regierungen sein, die heute mit ähnlichen widerhaarigen Provinzen begabt sind, daß es selbst in jenen gewaltsamen und autoritätsvollen Zeiten nicht anders ging als ihnen jetzt wiederum.

Carl der Zweite wurde aber doch durch diese endlosen Sorgen um das unzufriedene Corfu so ermüdet, daß er den Entschluß faßte sich der Insel ganz zu entäußern. Schon am 23. Juli 1294 meldete er dem kaum zum Statthalter ernannten Grosseteste, daß er Corfu und seine festländischen Pertinenzien seinem vierten Sohne Philipp von Tarent als Heiratsgut abgetreten habe. Corfu also hörte auf der Krone von Neapel directe zu unterstehen. Es wurde ein selbstständiges Reich eines apanagirten Prinzen.

Um dieſen neuen Landesherrn in ſeinem doch zumeiſt griechiſch gearteten Beſitze einzubürgern, verband Carl der Zweite ſeinen Sohn Philipp von Tarent mit der Fürſtin Thamar von Epirus, der Tochter des dortigen Deſpoten Nikephoros des Erſten. Daß die Schweſter dieſes Nikephoros, die unglückliche Königswitwe des Manfred, die ſchöne Helena, in den Kerkern dieſer Anjou's zu Tode gemartert worden war und daß in Neapel noch immer ihre Kinder, alſo die Vettern der Braut, gefangen gehalten wurden, war kein Stein in den Wegen dieſer Griechen. Daß Carl der Zweite gleichzeitig dem jungen Paare auch die alten normänniſchen Anſprüche auf Epirus abtrat und Nikephoros und ſeine Witwe, die Deſpotin Anna, von dieſer Seite alſo keinen Angriff mehr auf ihr vom Oſten ſchon hart bedrängtes Deſpotat zu fürchten hatten, ließ ſie jede ſolche Rückſicht des verwandtſchaftlichen Gefühles überſpringen.

19. Capitel.

Die Herrſchaft der Seitenlinie Anjou-Tarent über Corfu. Philipp der Erſte.

Am 13. Auguſt 1294 war dieſer Thronwechſel auf Corfu in ſehr feierlicher Weiſe den Notabeln der Inſel mitgetheilt worden. Philipp, der vierte Sohn des Königs Carl des Zweiten von Neapel, ſchon Fürſt von Tarent, erhielt als Lehen für ſich und erblich für ſeine ehelichen Kinder beiderlei Geſchlechtes die Inſel Corfu, ihre Stadt und ihre Burgen und das benachbarte Buthroton zu immerwährendem Beſitze zugetheilt. Es ſollte nur ein geringer Tribut dafür an die Könige von Neapel zu zinſen ſein, damit deren feudatoriſche Oberhoheit nach Außen hin immer ſicht- und greifbar bleibe. Einſtweilen verwaltete noch der von Carl dem

Zweiten ernannte Statthalter Groſſeteſte die Inſel. Er verbeſſerte ſogar während ſeines Zwiſchenreiches die Befeſtigungen der Stadt und der Burg. Erſt 1295 ſchickte Philipp von Tarent ſeinen eigenen Vicar, Ponzard de Tournay, der nun im Namen des neuen Landesherrn die Inſel, die Stadt und alle Burgen und auch das gegenüberliegende Buthroton in Beſitz und Verwaltung nahm.

Ponzard de Tournay war Generalvicar von 1295 bis zum Ende des Jahres 1296. Er ſuchte beſonders die Fürſtenrechte ſeines Herrn Philipp von Tarent und deſſen Gemalin Thamar in den gelockerten Zuſtänden der Inſel wieder zu Geltung und Anſehen zu bringen. Ihm folgte in demſelben Amte Simon de Marcy bis 1298 und dieſem nochmals Guglielmo Groſſeteſte. Dieſer ſtarb ſchon das Jahr darauf und nun waltete als Generalvicar des Philipp von Tarent vom 28. Juli 1299 bis 1301 Gottfried di Porto und dann Rainer di Montefoscolo. Dieſe alle fanden mehr in Epirus zu thun, wo es Reibungen mit den Angeli, mit den Serben und Albaneſen und indirecte auch mit den Palaeologen gab, weil man von Byzanz aus keinen Augenblick die Intriguen und das Wühlen gegen die verhaßte Frankenherrſchaft aufgab. Deshalb wohl auch wurde in dieſer Zeit wieder die Verwaltung Corfu's von der des angiovinischen Deſpotates auf dem Feſtlande getrennt.

1299 erhielt es den Matteo di Gemelli zum ſelbſtſtändigen Statthalter. Am 30. Juni ernannte er den Bernardo di St. Ippolito zum Caſtellane der Burg. Das iſt derſelbe Ritter, der dann in dieſem Amte ſich durch Belehnung mit vielen Gütern zu einem der größten Barone machen ließ. Gemelli hatte fortwährende Streitigkeiten mit dem Erzbiſchofe Demetrios, der dem Erzbiſchofe Stefan gefolgt war. Der Kämmerer Peregrino beſteuerte dieſen Kirchenfürſten zu hoch; auf dem Friedhofe war eine Weinkneipe errichtet worden, und

ſchon da der Erzbiſchof ſeinen erſten Einzug in die Domkirche gehalten hatte, war Peregrino vor der Thüre geſtanden und nannte die Kirche des Fürſten Haus, worein er den zinspflichtigen Erzbiſchof nicht einziehen laſſen wollte.

Auch mit dem Conſul Venedigs Badoario Badoer kam Gemelli in Zwiſtigkeiten. Uebrigens damals ſchon trachtete Venedig nach dem Wiederbeſitze von Corfu. 1301 konnte aber Philipp von Tarent den Matteo di Gemelli nicht mehr in ſeinem Amte erhalten. Er mußte ihn den vielſeitigen Beſchwerden opfern. Am 20. November wurde er durch Johann de Torcy erſetzt. Von ihm iſt angemerkt, daß er 60 Unzen Gold Gehalt bezog. Er hatte Corfu hauptſächlich gegen cataloniſche Seeräuber zu vertheidigen. Weil zwiſchen Neapel und Sicilien der Krieg wieder ausgebrochen war, waren dieſe Meere förmliche Heerlager der Willkür und alles vogelfreien Geſindels. Es kann ſich heute, wer kreuz und quer in abſoluter Sicherheit dieſe ſchöne poetiſche See durchſchifft, kaum mehr ihr Bild aus jener Zeit vorſtellen. Ich verſuchte manchmal, wenn ich auf einem großen öſterreichiſchen, italieniſchen oder franzöſiſchen Dampfer dort fuhr und am frühen Morgen auf das Verdeck ſtieg, da noch kein anderer Touriſt ſeine Cabine verlaſſen hatte, mir irgend ein entferntes Segel am Horizonte in der kühlen Morgenbriſe als Seeräuber einzubilden. Aber es wollte nicht verfangen. Und ſo vieles meine Phantaſie auch im Leben ſchon geſehen, Seeräuber zwiſchen Corfu und Brindiſi vermochte ich ihr keine vorzuzaubern.

Torcy ſandte 1302 ſeinem Herrn Philipp von Tarent einige Falken von Corfu. Alſo auch dieſe Mode der Jagd hatte das fränkiſche Ritterthum nach der Inſel des Alkinoos eingeführt. So gänzlich wechſeln Zeit und Sitte. Ein Wunder, daß noch ſo viel immer vom Urſprünglichen übrig bleibt.

Philipp freilich mußte ernſtere Gegenſendungen machen. Es fehlte auf Corfu wie in Epiros fortwährend an Getreide, alſo damals ſchon wie heute, und auch Gold zum Unterhalte der Söldner in den corfiotiſchen Burgen ſchickte er mehrere Male. Wiederholt machte er gerade zu dieſem Zwecke Anleihen bei dem Hauſe Peruzzi.

Am 14. November 1310 ſtarb der reclamationsſüchtige Erzbiſchof Demetrios. Es folgte ihm auf dem Biſchofsſtuhle Marco Contarini aus Venedig, ein Zeichen, daß die Republik damals gut mit dem Fürſten von Corfu ſtand und daß ſie ſeine Herrſchaft minirte und darauf vigilirte. 1314 wagte ſie ſogar einen förmlichen Kaufantrag. Sie glaubte die Frucht reif. Allein Philipp lehnte ihn ab. Siebenzig Jahre ſpäter ſollte ihr dieſer heiße Wunſch erfüllt werden, dann aber wohlfeiler. Gerade ſo haben es in unſeren Tagen die Piemonteſen mit der Lombardei gehalten.

1312 wurde Simon de Nielle des Fürſten Philipp Vertreter auf Corfu; kurze Zeit darauf Giovanni d'Argallo und 1315 Guglielmo di Bosco, der ſchon ein reicher Lehensbeſitzer auf der Inſel war. Alle dieſe Statthalter waren fortwährend im Auftrage Philipp's eifrigſt bemüht, die Corfioten katholiſch zu machen. 1317 entfernte er ſogar in dieſem Eifer den Vertreter des griechiſchen Erzbisthums, confiscirte die letzten Güter desſelben zu Gunſten der katholiſchen Kirche. Es war wahr, daß dieſe Grundſtücke arg vernachläſſigt worden waren und er von den neuen Beſitzern eine ſorgſamere Wirthſchaft erwartete. Aber gleichzeitig war er ſehr großmüthig gegen die Juden. Er ſchützte ſie und erließ am 12. März 1324 ein zweites Edict, das dieſes ausſprach und verbot ihren Sabbath zu ſtören. Beinahe alle Prinzen des Hauſes Anjou-Tarent übten dieſelbe Rückſicht. Es exiſtiren überdies Decrete des Philipp und ſeiner zweiten Gemahlin Katharina Valois vom 6. März 1323, des ſpäteren Fürſten Robert vom Jahre 1336, der Maria

von Tarent von 1365, Philipp des Dritten vom Jahre 1370 und der Johanna der Ersten von 1371, welche alle die Stellung der Juden verbessern und die Juden sogar immer „Bürger der Insel" nennen. Vielleicht brauchten jene Fürsten, die in kriegerischen Zeiten und Nöthen lebten, Geld und erkauften sich die verfolgten Israeliten mit Vorschüssen diese Rücksichten. Denn diese Welt des Mittelalters war durchschnittlich eigennütziger als die Menschheit jemals zu einer anderen Zeit der Geschichte es gewesen. Seltener noch hat man damals als früher und heute in der Politik irgend etwas aus reiner Nächstenliebe gethan.

Von 1325 bis 1328 war Farolfino di Farolfo d'Almonte Capitain der Insel. Er hatte zumeist mit Lehenssachen zu thun und gründete mehrere Baronien. Ebenso sein Nachfolger Guglielmo di Tocco. Hier sind wir bei einem berühmten Namen angelangt, bei einem Geschlechte, das sich dann eine romantische Königskrone auf das Haupt setzte. Dieser Guglielmo verschaffte seiner Familie nämlich durch seine klug berechnete Heirat die Herrschaft über Kephallonien, Zante und Ithaka, kurz die Regierungsnachfolge im ganzen Reiche des Odysseus. Er vermählte sich mit Margaretha von Orsini, der Schwester der zwei letzten souverainen Pfalzgrafen dieses odysseeischen Reiches. Sein Sohn Leonardo erbte dann diese Thronrechte und realisirte die klug berechneten Hoffnungen des überhaupt sehr schlauen, rührigen und überall sich einmengenden Vaters.

Am 26. December 1331 starb Philipp der Erste von Anjou, Fürst von Tarent, Herr von Corfu, Despot von Epirus und durch seine zweite Gemahlin auch Titularkaiser von Constantinopel, in seinem Palaste zu Neapel. Seine Regierung auf Corfu war im Ganzen eine segensvollere gewesen als die seiner beiden angiovinischen Vorgänger dort. Die Besitzstreitigkeiten um Epiros schlugen nur leise Wellen herüber

und die räuberiſchen Ueberfälle vom offenen Mittelmeere aus wurden durch die ſtarken Burgen und die immer noch feſte Organiſirung des Lehensdienſtes abgewehrt.

20. Capitel.

Katharina Valois von Anjou-Tarent. Robert der Erſte und Philipp der Zweite von Anjou-Tarent.

Es war die teſtamentariſche Beſtimmung Philipp des Erſten von Tarent, daß im Deſpotate von Epiros und auf Corfu zunächſt ſeine Gemahlin, die byzantiniſche Kaiſerswitwe Katharina von Valois, erben ſolle. Erſt nach ihrem Tode war auch dort ſein älteſter Sohn Robert von Tarent berufen.

Kürzlich hatte der Catalane Walter von Brienne auch Leukadien den Anjou erobert. Dort war Johann de Mandélée zum Verwalter eingeſetzt worden. Dieſen ließ nun die Kaiſerin Katharina auch auf Corfu ſchalten.

1351 unterhandelten die Venetianer wieder einmal mit dem inzwiſchen zur Herrſchaft gelangten Robert von Tarent über den Verkauf der Inſel. Man bot für Corfu und Buthroton und das Hoheitsrecht auf Kephallonien und Zante ſechzigtauſend Ducaten. Aber es kam noch einmal nicht dazu. Doch erhielten ſich mit Venedig die beſten Beziehungen und ein Conſul der Republik reſidirte fortwährend auf der Inſel.

Auch dieſe Zeit unter „Kaiſer" Robert — denn das Haus von Tarent fuhr fort ſich mit dieſem großen Titel zu krönen — war für Corfu eine ruhige. Die Statthalter hatten ſich beinahe nur um Lehensfragen und die Privilegien der immer ſtreitſüchtigen Geiſtlichkeit zu kümmern. Es wurden damals wieder die Rechte der griechiſchen Kirche rückſichtsvoller behandelt. Die Immunitäten, welche der Deſpot Michael der

Zweite 1246 dem Clerus gegeben hatte, wurden vom Kaiſer Robert ſelbſt im November des Jahres 1356 dem Protopapa Joannes Vlacho erneuert und beſtätigt. Dreiunddreißig griechiſche Prieſter lebten damals auf der Inſel. Zweiundzwanzig auf den Krongütern, ſieben in den Lehen der Goth, drei in dem des Pietro Tocco, einer in dem des Griſogono di Kreta und Keiner von all' dieſen ſollte zu einer wie immer gearteten perſönlichen Dienſtleiſtung herangezogen werden dürfen. Sie zahlten dafür eine unbedeutende Taxe. Den kaiſerlichen Erlaß darüber proclamirte der Capitain Peter de Conches Ende Januar 1357 auf Corfu in Gegenwart des Kämmerers Lucio Protontino aus Trani, des Richters Giorgio di Donato d'Altavilla und des Cantors Giovanni di Luſara. Am 27. December 1357 wurde die Taxe genau fixirt, und auch Kaiſer Philipp der Zweite, der nächſte Nachfolger auf dem Throne von Corfu, erneuerte dieſen Erlaß ſeines verſtorbenen Bruders am 19. April 1365.

Als Kaiſer Robert der Erſte ſtarb, bemühte ſich zuerſt ſeine Witwe Maria von Bourbon ihm in der Herrſchaft auf Corfu zu folgen. Daß ſie dieſe wirklich auch ausgeübt, beweiſt unter Anderem eine Urkunde vom Anfange des Jahres 1365, womit ſie den Juden die ihnen von Philipp dem Erſten am 3. November 1317 zum erſten Male verliehenen Rechte beſtätigt. Aber ſie mußte doch bald an ihren Schwager Philipp den Zweiten von Anjou-Tarent ihre Anſprüche abtreten. Er gab ſich wie ſein Vater, der erſte Philipp, und ſein Bruder Robert den großmächtigen Kaiſertitel. Die Eitelkeit der Corfioten mochte es vielleicht tröſten für manche andere Kränkung, die ihnen ſonſt durch die franzöſiſch-italieniſche Fremdherrſchaft wurde, daß wenigſtens dem Namen nach Kaiſer des griechiſchen Byzanz das Scepter über ſie führten.

Philipp der Zweite ſetzte an die Stelle des Capitains Nicolo di Donato den Benedetto Acciajuoli. Man ſieht, es

sind immer italienische Adelsfamilien, die hier administrirten, und solche des allererſten, des beſten hiſtoriſchen Klanges. Dieſe griechiſchen Lande waren Verſorgungsanſtalten für jüngere und uneheliche Söhne geworden, wie es heute Oſtindien für die großen Adelsgeſchlechter Englands iſt.

Auch unter der Regierung dieſes dritten Herrſchers der tarentiniſchen Dynaſtie auf Corfu wurden wieder Verkaufsverhandlungen mit Venedig geführt. Schon gegen Ende 1366 ſchickte Philipp der Zweite deshalb den Maſello Biscia nach Venedig. Und dieſes dritte Mal zerſchlug ſich das Project erſt im letzten Augenblicke. Aber dieſes Begehren von der einen Seite und die Willfährigkeit von der anderen zeigt, welche Ahnungen von der Zukunft in den Gemüthern der beiden Händler war. Das ſind Schatten, die das Schickſal voraus wirft.

Andere Hauptleute Philipp des Zweiten auf Corfu wurden dann Perillo Capece und Philippo Malerba da Verona bis 1370; ſpäter Pudanus di Rubia, welchen Simone Spina degli Scali ablöſte, der noch im November 1373 dort fungirte als Kaiſer Philipp der Zweite am 25. November zu Neapel ſtarb. Denn alle dieſe Anjou regierten aus ihren bequemen Luſtſitzen vom ſchönen veſuviſchen Golfe aus das Eiland der Phäaken. Es galt ihnen doch nur mehr als eine große Gutsdomaine, die ihnen gegeben war zur perſönlichen Ausbeutung. Wahres Herz hat Keiner dieſer franzöſiſch-neapolitaniſchen Fürſten zu dem ſchönen Inſellande gefaßt und ſein Verluſt an die Venetianer iſt deshalb nur ein gerechter, ein längſt verſchuldeter und vorbereiteter geweſen. Eines der letzten Edicte Philipp des Zweiten für Corfu thut dar, wie ſehr als fremdländiſche dieſe Herrſchaft der Anjou immer auf Corfu geartet war. Unter dem 23. September, alſo nur zwei Monate vor ſeinem Tode, beſtätigte er ein altes Lehensrecht der Lehensherren der Inſel, welches zuerſt Patente Carl des Zweiten

von Anjou und Philipp des Erſten von Anjou-Tarent gegeben hatten, daß Griechen, die von Epirus herüber auf die Inſel zogen, Vaſallen der Barone und nicht der Krone ſeien. Eine eigene Geſandtſchaft, geführt von dem Lehensträger Theodoros Kavaſilas war deshalb nach Neapel gekommen, weil die ſtatthalterliche Verwaltung eine andere Uebung zu Gunſten des entfernten Fürſten inſtituirt hatte. Doch ſollten, ſo beſtimmte auch Philipp wieder, immer noch ſechs „Groſſi“ für jede eingewanderte Familie an den kaiſerlichen Oberlehensherrn gezahlt werden. Das heißt alſo: alle Griechen galten doch eigentlich in der Auffaſſung der Anjou als ihre Hörige, verpflichtet zur Arbeit und zum Gewinne für ſie.

21. Capitel.

Johanna die Erſte von Neapel, Jacob de Baux und die navarreſiſche Compagnie, König Carl der Dritte von Neapel, Alle als Herrſcher über Corfu.

Philipp der Zweite war in der Kirche zu San Cataldo begraben worden. Auch er hatte wie ſein Bruder Robert der Erſte keine directen Leibeserben hinterlaſſen, dafür aber ebenſo auch wie jener den Verſuch, Corfu ſeiner Witwe zu vermachen. Das aber ließen ſich die Barone wiederum nicht gefallen. Unter der Führung des Guglielmo d'Altavilla proclamirten ſie gleich nach ſeinem Tode die Königin Johanna die Erſte von Neapel. Sie belohnte dem Ritter dieſen Dienſt am 4. Mai 1374 durch eine Baronie, die ein Erträgniß von zehn Unzen abwarf. Als ihren Statthalter ſchickte ſie den Philippo di Coſtanzo.

Gegen die Königin Johanna als Herrin von Corfu ſammelte Jacob de Baux, der Neffe des verſtorbenen Kaiſers Philipp des Zweiten von deſſen Schweſter Margaretha her,

die navarresische Compagnie, und 1380 entriß auch deren Führer Maiotto di Coccarelli die Insel wirklich dem Statthalter der Königin, welche der Papst inzwischen auch ihres neapolitanischen Thrones verlustig erklärt hatte. Und zwei Jahre behaupteten sich diese Schaaren dort und führten das Regiment im Namen Jacob de Baux', der sich auch, wie sein Oheim Philipp der Zweite, Kaiser von Constantinopel nannte. Am 7. Juli 1383 starb er zu Tarent, der letzte fränkische Titularkaiser. Die Familie war mit den Anjou zur Zeit der Eroberung aus der Provence nach Neapel gekommen. Daheim galten sie als ein angesehenes, altadeliges Geschlecht, das unabhängig von dem Grafen von Provence über Arles und neunundsiebenzig untergeordnete Herrschaften gebot. Sie selbst aber leiteten ihren Stammbaum bis auf den Gothen Alarich zurück. Denn dieser entstammte dem Geschlechte der Balti und die Baux, welches allerdings identisch mit Baux ist, sagten sich die directen Abkömmlinge dieses Namens, so daß ein zweites Mal die Gothen hier räuberisch erobernd eingedrungen wären. Francesco de Baux hatte die Schwester des Kaisers Philipp von Tarent geheiratet, die verwitwete Königin Margaretha von Schottland. So entstanden die Erbansprüche des Neffen auf die Herrschaft in Corfu. Er wurde nun neben dem Onkel in der Kirche S. Cataldo und zwar ganz im kaiserlichen Gewande begraben. Mit ihm erlosch der letzte Funke der fränkischen Eroberung Constantinopels. Die Palaeologen waren wieder die einzigen Kaiser des oströmischen Reiches.

Auch Jacob de Baux hatte Corfu nie betreten und wie freigebig auch seine Stellvertreter in allen Lehenssachen waren, die navarresische Compagnie war nicht geartet um sich in Corfu einwurzeln zu können. Die Barone verjagten sie mit einem Aufstande und riefen schon 1382 den König Carl den Dritten von Neapel als ihren Herrn aus. Denn dieser Anjou hatte

inzwiſchen die Königin Johanna dort vom Throne und aus dem Leben geſchafft.

Carl der Dritte trat gleich die Regierung auf Corfu mit großer Energie an. Wahrſcheinlich um zu ſchmeicheln ernannte er den reichſten und mächtigſten der Vaſallen, den Rizzardo Goth zu ſeinem Statthalter. Er hoffte wohl ihn dadurch auch und mit ihm ſeine ganze ſehr mächtige und begüterte Familie von der Gegenpartei des Jacob de Baux abzuziehen. Unter deſſen einflußloſer Verwaltung hatten Rizzardo und die übrigen Glieder der übermüthigen Baronalfamilie auf das gewaltthätigſte in ihren Gütern gewirthſchaftet. Die Brüder Rainaldo, Pietro, Nicolo, Antonello und Caſtellino hatten bei ihren Bauern confiscirt was ſie an Korn, Geflügel und Wein fanden; occupirten deren Häuſer und ihre Knechte, warfen die unmündigen Waiſen in das Gefängniß, damit die Herren das Grundeigenthum als verfallenes Lehen einziehen konnten. Es war eben eine „kaiſerloſe, eine herrenloſe Zeit“ und man ſieht, daß Corfu auch ſeine Zuſtände gehabt hat, welche zum Verwechſeln denen glichen, welche in Deutſchland unſere mittelalterlichen Bauernkriege hervorriefen. Nur daß hier der Uebermuth auch noch ein fremdländiſcher war, was im Gefühl des Gepeinigten ihn noch ſchwerer zu tragen machen mußte.

Doch die Lockung Carl des Dritten verfing nicht bei dem ſtolzen Rizzardo Goth. Am 15. September 1382 erging gegen die ganze Famlie ein ſcharfes Edict und als dieſes wenig Folge hatte, wurde Rizzardo Goth am 19. November des Statthalterpoſtens enthoben, weil die Beweiſe vorlagen, daß er ununterbrochen zu Jacob de Baux und Ludwig von Anjou hielt, das heißt zu irgend einer Herrſchaft, die keine Geltung, keine Kraft und kein Anſehen im Lande hatte, alſo auch kein Hinderniß für ſeine habgierige Willkür war. Im December wurden ſeine Güter confiscirt und am 27. Januar 1383 er ſelbſt geächtet und aller ſeiner Rechte entſetzt. Nur dem Rai-

naldo Goth wurde verziehen und dieſer ſogar zum königlichen Kammerherrn ernannt. Giacomino di Vecelli wurde vom Könige zum neuen Capitain der Inſel inſtituirt.

Die andern Barone, ſelbſt ſolche, welche erſt kürzlich reich von Jacob de Baux belehnt worden waren, hatten ſich zumeiſt ſchon während der Revolution auf die Seite des neuen Königs von Neapel geſchlagen. So Adam di San Ippolito, der den Aufſtand hauptſächlich geführt hatte; Carlo Minutolo, Alexius und Joannes Cavaſilas, Guglielmo und Perillo Guindazzo, Marino und Francesco Caracciolo, Enrico Marcheſano, Riccardo und Guglielmo d'Altavilla, Perillo Capece, Giorgio Zochio, Theodoros Skaliti, Nicolo di Donato, Giovanni Grandi, Gerard und Carlo de St. Maurice, Nicolo Bartolomeo und Matteo di Luſora. Dieſe wurden durch Verbriefung ihrer bisherigen Lehen, durch neue Belehnung belohnt und an den neuen Herrſcher gefeſſelt. Dem Adam di San Ippolito erhob er ſeinen Baſtard Antonio zum Connetable der Inſel und den drei anderen Rittern, die nächſt dieſem am meiſten zum Regierungswechſel geholfen hatten, dem Joannes Cavaſilas gab er eine Rente von zehn Goldunzen in dem Bezirke Oros aus den Beſitzungen des Luca Alamanni und des Adam d'Urſo; dem Matteo di Luſora wurden die Inſeln Othonus, das iſt Fano, alſo das geglaubte Eiland der Calypſo; Ericuſa, die heutige Merlera; Salmaſtraki und die anderen darumliegenden Klippen für Lebenszeit zugeſtanden und Riccardo d'Altavilla wurde neben andern Vortheilen die von ihm gewünſchte Beſtallung zum lebenslänglichen Caſtellane von Buthroton zu Theile.

Was nicht Lehensträger war, die italieniſchen Beamten, die griechiſchen Geiſtlichen und Bürger, welche der neuen Herrſchaft beſonders fügſam begegneten, ſuchte König Carl der Dritte durch beſſere Stellen und durch Sicherung ihrer Bürgerrechte ſich zu verbinden. Und es gelang ihm raſch ſich mit

ſolchen Mitteln und ſoviel Klugheit zum alleinigen Herrn der Inſel zu machen. Bis Anfang des September waren allerdings noch einige Burgen in der Gewalt der navarreſiſchen Beamten des Jacob de Baux geblieben, gegen Ende des Monats erſchien aber ſchon eine Geſandtſchaft der Adeligen der Inſel bei Carl dem Dritten, begleitet von zwei griechiſchen Bürgern, um die Unterwerfung von ganz Corfu anzuzeigen und die Beſtätigung aller Landesprivilegien entgegen zu nehmen. Alle Freiheiten, welche die Inſel von dem Despoten Michael erhalten hatte und von den Fürſten des neapolitaniſchen Königshauſes, die Lehen der Barone, die Exemptionen des katholiſchen Clerus, die Rechte und Gewohnheiten der zweiunddreißig griechiſchen Papas wurden ihr beſchworen. Insbeſondere gelobte noch der König dem Joannes Cavaſilas und Riccardo Altavilla, die als Vertreter der Ritterſchaft gekommen waren, daß die Exokaſtriner und die Zinsbauern der vier Bajulate ihren Herren bleiben und nicht in die Caſſe des Königs zinſen ſollten. Dieſe Exokaſtriner ſtanden unter einem beſonderen griechiſchen Häuptlinge Alexios. König Carl der Dritte entband dieſen bei dieſer Gelegenheit jeder perſönlichen Dienſtleiſtung. Seine Nachkommen nannten ſich Alexachi und als Venedig die Inſel ſich incorporirte, ließen ſie ſich dieſes ſelbe Recht von dem Bailo der Republik erneuern.

So war Corfu wieder unter die unmittelbare Herrſchaft der Krone von Neapel zurückgebracht worden und als Jacob de Baux kurze Zeit nach dieſer revolutionären Beſitznahme der Inſel durch den blutigen Uſurpator Carl den Dritten auch noch ſtarb, war für dieſen zunächſt keine Sorge mehr übrig, in dieſem Eigenthume geſtört zu werden.

22. Capitel.

Bemühungen der Republik Venedig Corfu zu erwerben.

Zunächst! Aber auch nur zunächst, denn die venetianischen Gelüste ruhten nicht. Der Leu von Venedig wollte nicht vergessen, daß er einmal schon dieses Blut von Corfu geleckt habe und daß es ihm damals sehr gemundet. Die letzte Revolution zeigte, daß die Zustände und Gemüther auf Corfu nicht mehr in einem festen Bande lagen, daß auch die Zukunft nach der Ansicht Aller zweifelvoll und unsicher geworden war. So bereitete sich der Abfall der Insel an die Venetianer vor, der dann wirklich vier Jahre später erfolgte. Er lag in der Luft. Und Venedig war damals der starke Magnet, von dem sich solche herumschwimmende schutzlose Splitter gerne anziehen ließen. Allerdings wurde er mit starkem Willen und vieler Geschicklichkeit nach ihnen gestellt.

Das Werkzeug Venedig's bei dieser Köderung Corfu's war sein Consul dort, der sehr gewandte Nobile Giovanni Paninsacho. Er und die erlauchte Republik haben damals dem Grafen Cavour die Muster geliefert für die späteren Annexionen der Lombardei und Venedig's. Schon Dalmatien, Vicenza und Padua waren von der erlauchten Republik mit solchen Mitteln erworben worden, und dieselben Wünsche und Schmerzensschreie erklangen nun auch auf Corfu, nachdem dieselbe unterirdische Maulwurfsarbeit gethan worden war. Es ist eben überhaupt in Italien seit seiner Renaissancezeit nicht so viel verändert worden als man gemeiniglich annimmt, aber ganz unverändert ist der Geist und das Mechanische seiner Diplomatie geblieben. Es hüte sich Jeder, der mit ihr zu thun hat und studire diese Muster, aber es hütet sich eben doch Niemand und Jeder glaubt sich ihr Meister und Alle werden trotz gewonnener Schlachten von diesen schlauen Feig-

lingen überlistet. Die detaillirte Geschichte der Annexion von Corfu, die leicht aus den Relationen und den Protokollen der Senatssitzungen und des geheimen Rathes zusammenzustellen wäre, könnte eines der nützlichsten Hand- und Lehrbücher für junge Diplomaten werden.

Giovanni Paninsacho berichtete seiner Regierung zum ersten Male am 1. Mai 1382 über den neuen Regierungswechsel, der sich auf Corfu vollzogen. Dieses Schreiben bringt dann auch das sehnsüchtige, aufrichtige und ganz spontane Begehren eines großen Theiles der corfiotischen Adeligen zur Kenntniß des Senates venetianisch zu werden. „Gar viele angesehene Barone und Bürger zögen die sichere Herrschaft der Republik den ewigen Schwankungen vor, denen das Königreich Neapel unterworfen sei." Schon am 19. desselben Monats berathschlagte der Senat seine Antwort. „Der Consul solle vor Allem den Adeligen und den anderen gutgesinnten Männern für ihre löbliche Absicht danken. Er habe ihnen weiters zu wissen zu machen, daß solche Treue nie vergessen werden würde. Die Republik werde sie immer gleich ihren eigenen Kindern betrachten, wie die That beweisen werde. Einstweilen möchten sie sich gedulden. Paninsacho möge sie inzwischen ausforschen über die Vorrechte und Privilegien, welche sie zum Danke für so edle Gesinnungen erwarten, also sie durch Hoffnungen, die aber keine Versprechungen sein durften, zur That und zum Ausharren bestechen. Er habe dabei jedes Einzelne in abgesonderte Capitel zu verzeichnen und das ganze Referat sobald als möglich an den Senat zu senden, damit dieser auf das beste für das Wohl des Staates Alles vorsehen könne."

Gleichzeitig beschloß der Senat mit König Carl dem Dritten in Unterhandlung zu treten wegen Abtretung Corfu's. Am 3. Juni 1382 beauftragte er Pietro di Compostella dieselbe zu führen. Insgeheim sollte er zur selben Zeit auch mit

Jacob de Baux sich vertragen, der Republik die Insel gegen ein Darlehen von dreißigtausend Ducaten als Pfand zu übertragen. Denn man wollte gleich von Anfang die Rechtstitel des neuen Eigenthumes nach allen Seiten sicherstellen. Hazardspiele, Abenteurerstreiche, womit sich die Normannen und Anjou Kronen und Länder erworben hatten, waren niemals die Staatskünste der sichergehenden Republik, die eben darum auch ohne wirkliches inneres Verdienst sich den Anschein der unverbrüchlichsten Rechts- und Gesetzmäßigkeit erworben hat. Und dadurch auch hat ihr Staatswesen jenen fortwährenden Charakterzug eines unerschütterlichen Ernstes bekommen, der sie so durchaus achtungswerth machte. Selbst ihre Feste, ihr Pomp und ihre Prachtentfaltung waren ernst, wie es ja auch ihre Kunst in allen ihren Ausdrucksweisen und daheim wie in den Colonien geworden ist. Phrasen, wie sie heute so gebräuchlich sind, finden sich in der ganzen Geschichte des venetianischen Staates keine.

Die Republik rechnete dieses Mal so, daß sie in kurzer Zeit noch größere Ausgaben und Opfer als diese dreißigtausend Ducaten für die Verwaltung werde in Anschlag bringen und dadurch die Insel als möglichst billig erkauft werde behaupten können. Denn Jacob de Baux würde nie im Stande sein ihr diese verdoppelte Summe zurückzuzahlen. Wollte er dieses Versatzgeschäft nicht eingehen, so hatte Compostella die Instruction ihm einen Pacht von jährlich dreitausend Ducaten für Corfu zu bieten. Allein Pietro di Compostella mußte am 17. Juli von Trani melden, daß er Jacob de Baux dort nicht gefunden.

Im November schickte die Republik den Notar Nicolo Girardo wieder an Carl den Dritten und Jacob de Baux ziemlich mit den gleichen Vorschlägen: zwei- bis dreitausend Ducaten jährlichen Pacht oder dreißig- bis fünfzigtausend Ducaten Ankaufspreis und wieder dabei die vorsichtige Weisung,

aber nur mit Zustimmung aller zur Abtretung entfernt Berechtigten das Geschäft überhaupt abzuschließen. Und deshalb kam es dieses Mal noch zu keinem Erfolge für die Republik. Carl der Dritte, der Hauptberechtigte, weil er nun im Besitze stand, scheint nicht so geldbedürftig und deshalb auch nicht so verkaufslustig gewesen zu sein als die Republik voraussetzte. Er lehnte ab.

Sie aber ließ nicht ab davon. Am 12. November 1382 hatte der Senat dem Collegio ducale Vollmacht gegeben zu verhandeln, befehlen, anzuordnen und zu expediren, was er zur Erwerbung Corfu's nothwendig und förderlich finden werde. Die äußerste Umsicht und das größtmögliche Geheimniß war jetzt nothwendig befunden worden, auch wie die italienische Diplomatie unter Cavour solche nächtliche Schleichwege später wieder ging.

Solchen Beschlüssen gemäß setzte Giovanni Paninsacho, der Consul der Republik, im Stillen seine Werbungen fort. Auch der Capitain „des Golfes", wie das adriatische Meer in der venetianischen Amtssprache hieß, Filippo Pisani; der von Tenedos, Giovanni Memmo, und selbst der Botschafter in Constantinopel Lodovico Contarini erhielten am 24. Mai 1383 den Auftrag mit den Baronen von Corfu insgeheim zu unterhandeln, ihnen Waffen zu liefern und Unterstützung zu versprechen. Die Republik setzte alle Mittel in Bewegung, zugleich öffentliche und geheime Verhandlungen mit den thatsächlichen Landesherren, dem vertriebenen Prätendenten, mit den Bürgern, Vasallen und den Beamten, um sie zum Treubruche und zu Schmerzensschreien zu verführen, immer ganz wie es Piemont in den Jahren 1859, 1860 und 1870 wiederholte, um seine Nachbaren und Verwandten zu betrügen und zu bestehlen.

Es ist bewundernswerth wie diese Vorschriften an die Untergebenen selbst das kleinste Detail aller Möglichkeiten

vorsahen und vorschrieben. Welche Köpfe müssen diese leitenden Staatsmänner gehabt, welche Studien damit gemacht haben und welche Sorgsamkeit und Umsicht ließen sie walten. Und über der venetianischen Vorsicht stand noch ihre Geduld. So sehr sie diesen Erwerb von Corfu wünschten, nichts wurde in dieser Action überstürzt, kein vorzeitiger Gewaltstreich gewagt. Ihre Mittel blieben stille, geheime, bis diese so viel vorbereitet hatten, daß, als der rechte Augenblick von der auswärtigen Politik geboten ward, er auch ergriffen werden konnte.

Am 24. Juni 1384 ermächtigte der Senat das Collegio ducale taugliche Personen mit so viel Geldern als nothwendig befunden werde nach Corfu zu senden; ganz cavourisch. Und auch daß diese einzelne Aufstände und Empörungen entzündeten, die gerade genügten den Schein der Unzufriedenheit darzuthun und unsichere Zustände zu erhalten, hat in den letzten zwei Decennien unseres Jahrhunderts in Italien seine Wiederholung gefunden. Im November 1384 und ebenso ein Jahr später berathschlagte der Senat neuerdings wie es anzufangen sei, um die lang erwünschte Beute einziehen zu können. Aber immer noch ohne Ungeduld und Ueberstürzung.

23. Capitel.

Ende der Herrschaft der Anjou. Corfu wird venetianisch.

Worauf die Republik wohl die ganze Zeit über gezählt hatte und was allerdings schließlich zu erwarten war, die Unvorsichtigkeit, welche die venetianischen Gesandten sorgsam zu vermeiden hatten, wurde von ihren Gegnern begangen. Die Neapolitaner confiscirten ein venetianisches Handelsschiff und gaben damit der Republik die erwünschte Gelegenheit, förmlich mit der Regierung von Neapel zu brechen. Nun schien Alles erlaubt und wurden auch wirklich die Bemühungen zur Er-

werbung Corfu's noch angeſtrengter betrieben. Aber doch erſt als die Nachricht kam, 1386, daß König Carl der Dritte in ſeinen ehrgeizigen Beſtrebungen auch die Krone des heiligen Stephan zu uſurpiren in Ungarn gefallen ſei, wagte die ſtarke Republik dieſe ihre heißgenährten Wünſche entgegen der ſchwachen Witwe und dem noch ſchwächeren unmündigen Kinde Ladislaus durch die That zu verkörpern. Am 3. Mai 1386 wurde dem Capitain des Golfes Giovanni Miani die Vollmacht gegeben, mit Jedem, der ihm berufen erſcheine, Unterhandlungen wegen Erwerbung von Feſtungen, Städten und offenen Plätzen zu beginnen. Der Band der geheimen Senatsberathungen über dieſe Epoche fehlt leider in der Sammlung der venetianiſchen Archive, vielleicht (?) durch einen „glücklichen" Zufall, der ſich auch einmal wie ſo vieles dieſer Annexionsgeſchichte in den Bureaux der piemonteſiſchen Verwaltung wiederholt finden wird. Man hat für dieſe letzte Entwickelung der venetianiſchen Pläne auf Corfu nur das Leben der Dogen von Sanudo zur Quelle und die venetianiſchen Annalen des Stefanus Magnus.

Miani kreuzte in Erwartung dieſer Stunde und dieſes Befehles ſchon lange in den Gewäſſern von Corfu. Den Entſchluß der Republik geſchärft hatte erſt die Nachricht, daß Jacopo di Scrovigni plötzlich auf der Inſel erſchienen ſei, um deren Statthalterſchaft zu übernehmen. Er hatte dem Könige Carl in Ungarn gedient, war aber eigentlich ein Dienſtmann der Carrareſen, der Tyrannenfamilie von Padua. Dieſen gefährlichſten Feinden, den unmittelbaren Nachbarn der Republik, dem Francesco Carrara, Herren von Padua durfte der Schlüſſel des adriatiſchen Meeres um keinen Preis und unter keiner Bedingung überlaſſen werden. Gerade deswegen ſtrebte ihn dieſer ſo energiſch an und ſuchte Venedig im Auslande zu faſſen, weil ihm ſolches daheim nicht glücken wollte.

Francesco Carrara iſt nicht nur eine der kräftigſten, auch eine der romantiſcheſten Geſtalten jener an und für ſich ſchon bunt genug ſtaffirten Zeit, ſo daß es ein wahrer Schmuck für die Geſchichte Corfu's wird, daß auch er ſeine Thaten in ihre Schickſale miſchte. Zwanzig Jahre noch, nachdem er hier auf Corfu von der Republik aus dem Felde geſchlagen worden, hielt er ſich in Padua mit wahrhaft heldenhafter Tapferkeit, wie nur Homer ſolche Beiſpiele in der Iliade geſchildert hat. Er und ſeine Söhne allein bildeten die eigentliche Beſatzung. Denn nur ihr Geiſt und ihr Muth flößten der großen Stadt die Geduld ein, die fürchterlichſte Bedrängniß des Hungers und der Krankheiten auszudauern, ſo daß ſie ſchließlich nur dem Verrathe zum Opfer fiel. Francesco Carrara, der ſich auch dann noch in der Feſtung vertheidigte und nur ſicherem Geleite ergab, wurde mit ſeinen Söhnen in den Kerkern der wortbrüchigen Republik erdroſſelt. Selten iſt ein großes Geſchlecht in einer ſeines Namens würdigeren Weiſe zu Grunde gegangen, als das der Carrareſen.

Wohl auch weil man ſich plötzlich in der corfiotiſchen Frage einem ſo ſtarken Gegner gegenüberſah, der das endliche Schickſal der venetianiſchen Beſtrebungen zweifelhaft machte, wurde 1386 noch und ſelbſt unter ſo drängenden Umſtänden die Inſtruction des Golfcapitaines ſo unbeſtimmt abgefaßt, daß ſie immer noch allen Fällen dienen konnte. Sie konnte Alles bedeuten. Siegte Carrara, ſo hatte man nur dem Königreiche Neapel Hilfe leiſten wollen. Erſtarkte die neapolitaniſche Regierung, ſo war nichts leichter, als auf Grund dieſer Inſtruction mit dem Scheine der vollſten Wahrheit eine ſelbſt geglückte Occupation und den Golfcapitain Miani zu dementiren. Und man weiß, daß mit dem Dementiren ſeiner Staatsdiener Venedig nicht ſparſam war und dabei niemals eine andere Rückſicht interveniren ließ, als daß der Zweck für die erlauchte Republik von San Marco jedes Mittel heilige. Kein

Bürger durfte beanſpruchen dieſem echt als Gemeinweſen conſtituirten Staate mehr, aber auch nicht weniger zu ſein denn in erſter Linie ein ſolches Mittel zu ſtaatlichen Zwecken. Dafür wurde er geboren, dafür hatte er zu leben und jede Stunde zu ſterben. Das waren die Menſchenrechte einer freien Republik.

Miani aber wußte was er ſollte und daß Venedig in dieſem wichtigen Augenblicke ſeiner Exiſtenz die ganze Pflichterfüllung ſeiner angeborenen bürgerlichen Schuldigkeit von ihm erwarte. In Oeſterreich nennt man das ſeit dem vorigen Jahrhundert ſich das Maria Thereſienkreuz erwerben. Der Venetianer ſah keinen beſtimmten und unzweifelhaften Preis vor ſich und handelte doch aus eigenem Antriebe. Giovanni Miani landete ſofort auf Corfu, wo er vorgeſorgt hatte, eine Menge Freunde zu haben. Der mächtige Riccardo d'Altavilla, Caſtellan von Buthroton, hatte ſich ſchon öffentlich für Venedig erklärt. Es war dieſes die königmachende Familie auf Corfu. Dieſer ſelbe hatte geholfen, König Carl den Dritten dort zu inthroniſiren, wie wenige Jahre vorher Guglielmo d'Altavilla der Königin Johanna der Erſten von Neapel die Herrſchaft auf Corfu verſchafft hatte.

Jacopo di Scrovigni mußte ſich in die Feſtung zurückziehen. Aus Venedig kam dann Pietro da Vidore mit Belagerungsgeſchütz um ihn zur Uebergabe zu zwingen. Er rettete ſich vor dem Sturme insgeheim auf genueſiſchen Schiffen. Nun nahm Miani das feſte Schloß unſerer lieben Frau von Caſſopo auf der Nordzunge der Inſel und zerſtörte es. Die ganze Inſel war thatſächlich in ſeinen Händen bis auf die Engelsburg, das hohe Caſtell San Angelo auf der Weſtküſte der Inſel, das ſich ein ganzes Jahr lang tapfer unter ſeinem Burghauptmanne Jacopo da Gaeta für den jungen König von Neapel hielt. Am 28. Mai zog Corfu die Fahne des heiligen Markus auf. Ich glaube, daß dieſes einer der glücklichſten Tage in dem Leben des alten Phäakeneilandes

war. Die Bevölkerung huldigte dem Miani, aber eine eigene Deputation wurde gleichzeitig erwählt, um nach Venedig ſelbſt den Act der Unterwerfung und Treue zu überbringen. Sechs Geſandte, zwei als Vertreter der Barone, Perillo Capece und der Königsmacher Riccardo d'Altavilla; drei für die griechiſch-italieniſchen Bürger: Joannes Cavaſilas, Graf Nikolaos Tarachaniota und der Notar Antonio d'Enrico, und einer für die Judenſchaft, David di Semo, ſollten zu dieſem Zwecke dorthin abreiſen. Es zeigt eine gute bürgerliche Stellung der Juden, daß einer der ihrigen zu einem ſo feierlichen und glanzvollen Amte zugezogen ward.

Wenige Tage ſpäter, am 9. Juni, erklärte die ganze Bevölkerung durch ihren Vertrauensmann, den Richter Anaſtaſios Fiomaco, daß ſie den Giovanni Miani freiwillig zu ihrem Hauptmanne und Herren erwähle, weil Carl der Dritte, König von Ungarn, Jeruſalem und Sicilien geſtorben, die Stadt und die Inſel ſchutzlos verlaſſen und von den ungläubigen Arabern und Türken bedroht ſei.

Zwei Galeeren führten darauf die corfiotiſchen Geſandten nach Venedig. Giovanni Civrano befehligte die Escadre. Sie wurde ehrenvollſt empfangen, in einem beſonderen Palaſte bewohnt und ſechs Monate bewirthet. Das Alles begibt ſich gleich reich und großmüthig heute nur noch in den Reſidenzen des Orientes. Der Vizekönig von Egypten oder der Sultan in Conſtantinopel und der Schah von Perſien üben Gaſtfreundſchaft, wie ſie damals die Republik von Venedig in der Uebung hatte, die überhaupt in ſo vielem durch die fortwährende Berührung mit Byzanz orientaliſch geformt und gefärbt worden iſt.

Der Doge beſtätigte den Geſandten mit goldener Bulle vom Januar 1387 die alten Rechte der Corfioten und verſprach, die Inſel nie zu veräußern. Eine allgemeine Amneſtie wurde

gegeben. Gericht ſollte von den Beamten Venedigs nur mit Zuziehung der jährlich erwählten eingebornen Richter geſprochen, Zölle nur erhoben werden, ſoweit ſie der Unterhalt eines Arztes und die Erhaltung der Feſtungswerfte nothwendig mache. Und nun ſchickte auch der venetianiſche Senat eine glänzende Geſandtſchaft nach Corfu, um Stadt und Inſel zu übernehmen und ſelbſt das Kleinſte und Unbedeutendſte in der Verwaltung vorzukehren. Aus den edelſten Geſchlechtern kamen: Giovanni Barbarigo, Saraceno Dandalo, Michele Contarini, Pantaleone Giuſtiniani und Marino Malipiero als Provveditoren. Auch den Bau eines Regierungspalaſtes hatten ſie ſogleich zu veranlaſſen, wo die adeligen Herren der Inſel würdevoll über die Geſchäfte der Colonie würden berathen können. Dem Bailo und ſeiner Familie ſollten ſie die Amtswohnung auf Staatskoſten anſtändig herrichten. Denn Venedig iſt einer der wenigen Staaten geweſen, der immer begriff, daß der äußere Anſtand in der Verwaltung nicht weniger Werth habe als der innere Gehalt. Das mens sana in corpore sano galt bei ihm auch für das Staatsweſen und zwar im weiteſten Sinne. Und darum muß es angenehmer geweſen ſein, Bürger zu ſein dieſes durchaus claſſiſch ſchön gebildeten Venedigs als irgendwo anders. Nicht das gewaltige Civis romanus sum klingt ehrenvoller, obwohl es ihm verwandt iſt. Denn Rom arbeitete mit gröberen und roheren Mitteln. Es war in dieſer Beziehung beinahe ſchon ſo barbariſch kräftig als die Barbaren ſelbſt, die es dann zerſtörten. Und doch hat Rom kaum ſo viel Dauerndes in die Welt geſtellt, als dieſes kleine, diplomatiſche, in das Waſſer gebaute Venedig. Und ſo ſehr ſtehe ich unter dieſem Zauber des venetianiſchen Weſens, daß ich jedesmal, wenn ich in die Lagunenſtadt wieder einfahre, mein liebevolles Herz zu ihr in der Freude des Wiederſehens bis zu Thränen gerührt fühle und noch jeden heutigen ihrer Bürger mit beſonderer Achtung und

mit Neid betrachte, denn nirgends möchte ich lieber geboren ſein und eingebürgert leben als in Venedig.

24. Capitel.

Wie Venedig ſich Corfu ſicherte und verwendete.

So war Corfu venetianiſch geworden, um es bis auf unſere Tage herab zu bleiben. Es wurde dieſes nicht ſeine unglücklichſte Zeit, wie denn überhaupt das Leben unter dem Markusbanner kein verächtliches war. Konnte man nicht mehr civis romanus ſein, ſo war der Bürger von Venedig wohl die geachtetſte Perſönlichkeit durch die ganze civiliſirte Welt, wie es heute der Engländer iſt. Denn auch in dieſem Punkte gleichen ſich die venetianiſchen und engliſchen Schickſale.

Mit Energie wurde nun an die Verwaltung der Inſel gegangen. Schon im Jahre 1387 war der Beamtenſtand definitiv organiſirt, der ſie zu handhaben hatte. Der erſte Bailo war Luigi Priuli von 1387 bis 1389. Und reichlich wurden von der neuen Regierung die Belohnungen ausgetheilt, ſowohl an die Einzelnen, die ſich bei der Uebergabe der Inſel an die Republik freundlich gezeigt hatten, wie an die ganze Bevölkerung, die gebunden werden ſollte. Mehrere edle Herren erhielten das koſtbare Bürgerrecht von Venedig, ſo zum Beiſpiele Perillo Capece und Joannes Cavaſillas. Anderen wurden die Lehen beſtätigt und neue verliehen, Penſionen zugeſichert. Der Preis des Salzes wurde herabgeſetzt, die Ausfuhr der Knoppereiche (Vallona) geſtattet; ein Baum, der heute beinahe nicht mehr auf Corfu exiſtirt, deſſen Frucht damals aber häufig und ein einbringlicher Handelsartikel geweſen zu ſein ſcheint. Auch den Juden wurden die Privilegien beſtätigt, die ſie ſchon von der Dynaſtie Anjou-Tarent erhalten hatten, und neue dazu gegeben. Es war ihnen zwar auch hier nicht

geſtattet Haus und Boden zu beſitzen oder ſolches unbewegliches Gut zu pachten. Dieſe Beſchränkung ging als Erbſchaft des feudalen Staates in die venetianiſche Verwaltung über. Aber ſie ſollten nun nicht höher als die Chriſten beſteuert werden, nicht am Sabbate citirt und zu Henkersdienſten verhalten werden. Nur das Abzeichen auf der Bruſt, der gelbe Tuchfleck, blieb ihnen. Dagegen ſollten ſie künftighin nur „mäßig geſteinigt werden", wenn die chriſtlichen Proceſſionen an den Feſttagen Litaneien ſingend durch den Ghetto zögen. Denn die alte Sitte war geweſen, daß ſie an ſolchen kirchlichen Gedächtnißtagen immer noch zur Strafe, weil ſie den Erlöſer gekreuzigt hatten, von den Thürmen und Mauern herab mit Steinen beworfen wurden, wovon ſie ſich nur mit ſtarken Geldzahlungen entbinden konnten. Sie durften ſich in eine ſelbſtändige Gemeinde mit beſonderem Rathe conſtituiren, der ſeine Beamten wählte. Der Bailo ſelbſt mußte dieſem Wahlacte vorſtehen, wie die Juden dann auch bei allen politiſchen Ceremonien und Aufzügen der republikaniſchen Verwaltung auf Corfu ihre Vertretung und ihren eigenen Platz hatten. Und Zins ſollten ſie bis zu zwölf Procenten erheben dürfen. Man ſieht David di Semo hatte ſich nicht umſonſt als Vertreter des Ghetto der Huldigungsbotſchaft angeſchloſſen, als die Corfioten der Republik die freiwillige Unterwerfung der Inſel anzeigten. Das Alles mag uns immer noch grauſam und enge erſcheinen, war aber mehr als die damaligen Vorurtheile ſonſt im Allgemeinen noch zuließen und mehr auch als den Juden auf den anderen joniſchen Inſeln geſtattet war. Als Venedig 1571 die Juden aus ſeinen Staaten wies, nahm ein anderes Decret des Dogen vom 24. November 1572 ausdrücklich die Israeliten Corfu's aus. Sie mehrten ſich denn auch hier anſehnlich. 1588 waren ihrer nur 400 auf Corfu, 1760 ſchon 1171.

Im Juni 1389 wurde der Venetianer Marco Giuſtiniani zum Erzbiſchofe ernannt. Am 18. Januar des darauffolgenden Jahres beſtätigte die Republik den griechiſchen Papas ihre Freiheiten.

Die Beſitzungen unverbeſſerlicher Anhänger der Anjou wurden eingezogen und an Andere verkauft, die verfallenen Feſtungswerke hergeſtellt und verbeſſert, und der Hafen gereinigt und vergrößert. Im December des Jahres 1395 bewilligte der große Rath zum Ausbaue des Caſtells von Corfu ſehr bedeutende Summen.

Angeſichts dieſes Ernſtes, den Venedig an die Behauptung ſeines neuen Beſitzes ſetzte, verging auch den Anjou von Neapel der Muth, ihn mit Entſchloſſenheit zurück zu verlangen. Die Witwe Carl des Dritten, die Königin Margaretha, die für ihren minderjährigen Sohn Ladislaus die Regentſchaft führte, hörte zwar nicht auf für ihren Erben auch Corfu zu beanſpruchen. Im December 1387 ſuchte der Graf Antonio Aquaviva di San Flaviano zwiſchen ihr und der Republik zu vermitteln. Aber die letztere lehnte ſehr entſchieden jede Verhandlung ab. Erſt am 26. Auguſt 1402 verzichtete König Ladislaus von Neapel auch rechtlich auf Corfu gegen eine Zahlung von dreißigtauſend Ducaten, welche ihm die Republik leiſtete. Es koſtete ihm ſchwere Selbſtüberwindung Corfu definitiv abzutreten. Noch am 1. Februar 1400 hatte er Lehen dort verliehen und beſtätigt, ohne daß natürlich die Republik dieſe Rechte gelten ließ. Nur ſeine große Geldnoth ließ ihn endlich den Verzicht leiſten. Am 18. Juni 1402 ermächtigte er den Doctor juris Tommaſo Scrimanio und den Marino d'Arcella den Verkauf ſeiner Rechte abzuſchließen.

Und nun konnte Venedig völlig ungehindert Corfu zu der Aufgabe ausbilden, weshalb es dasſelbe ſo lange ſich gewünſcht hatte: das adriatiſche Meer damit zu ſperren und von dort aus mittelſt anderer ähnlich bewerkſtelligter Annexionen ſeine

Macht im Oriente auszubreiten und zu befeſtigen. Von Corfu aus ſollte ſoviel als möglich vom umliegenden Feſtlande und den Inſeln für Venedig erworben werden. Centrum aller dazu erforderlichen Machinationen wurde Corfu und das Inſtrument ſeine Regierung. Ihr wurde vom Senate aufgetragen, in dieſer Richtung zunächſt Avlona, das feſte Schloß von Kanina, Janina und Argirocaſtron in's lüſterne Auge zu faſſen. Ebenſo wurde ſpäter von dort aus St. Maura erworben und als 1484 Kephallonien, das die Republik ſchon ihr eigen geglaubt hatte, wieder dem Sultane Bajazid zurückgegeben werden mußte, erhielt die Regierung in Corfu zugleich mit der Anzeige, daß Zante das definitive Eigenthum der Republik geworden und dem Regimente auf Corfu unterſtellt ſei, den Auftrag, Alles zu verſuchen, um auch Kephallonien auf den üblichen Schleichwegen wieder zu erlangen. Nur vorſichtig ſolle man dabei ſein, damit Niemand Kenntniß von dieſem Wunſche der Republik erhalte.

Aber die Hauptſorge Corfu's während der ganzen Regierungszeit der Venetianer wurde der Türke. Zuerſt ſchon 1392 hetzte ihn König Ladislaus von Neapel dorthin. Er ſuchte die beiden Günſtlinge Jakub Paſcha und Timurtaſch des Sultans Bajazid zu gewinnen, daß ſie ihrem Herrn die Occupation der Inſel anriethen. Denn der Muſelmann iſt überall nach Europa zuerſt von einem Chriſten gerufen und eingeführt worden. Er ſelbſt hätte nicht ſo leicht den Weg über das mittelländiſche Meer gefunden. Damals lenkte im letzten Augenblike Attika die Sorge ab. Aber die Republik ließ ſich dieſe Warnung zur Lehre ſein. Fort und fort wurden wegen dieſer Türkengefahr die Befeſtigungen auf Corfu vergrößert und erneuert, Truppen dorthin geſandt und Gelder geliefert, auch die Nachbarſchlöſſer des Feſtlandes dann um eben dieſer Vertheidigung willen dem Bailo von Corfu untergeordnet. 1414 verfügte der Senat dieſer Türkengefahr wegen

auch die Befestigung der Vorstädte. Corfu wurde in dieser Weise bald das kriegerischeste Bollwerk der klugen Republik. Eine Flotte, die dort immer kreuzte, vermehrte noch seine Stärke, so daß man ihm wohl durch irgend eine flüchtige Plünderung einer abgelegenen Küstenstelle schaden konnte, wie dieses 1432 die Türken und Genuesen versuchten, aber kein Feind bleibend seinen Fuß daraufstellen konnte, so lange das Banner mit dem Markuslöwen von den Zinnen der hochgegipfelten malerischen Felsenburg herabwehte. Die Veste von Corfu ist durch Venedig zu einer Jungfrau geworden, die Viele umwarben, die sich aber nie ergab.

25. Capitel.

Der politische Verwaltungsorganismus der Venetianer auf Corfu.

Die gleiche Sorgfalt widmete Venedig auch dem Detail der inneren Verwaltung auf Corfu. Die oberste Führung und Leitung behielt es natürlich in eigenen Händen. Der große Rath der Republik selbst bestellte und erwählte sie. Nach alter Gewohnheit führte dieser vornehmste Vertreter der Republik den Titel eines Bailo. Bis 1420 stand er in seinem Amte ganz allein. Erst vierzig Jahre nachdem Corfu venetianisch geworden war, wurde diese etwas allzu allmächtige Absolutie durch die Beisetzung von drei anderen venetianischen Räthen beschränkt. Zwei davon waren wirklich nur förmliche Beiräthe, Camerlinghe für alle Civil- und Criminalstreitigkeiten; der dritte aber, welcher Proveditore hieß, entschied über alle Lehenspflichten, Steuer- und Abgabenrückstände, die Zwistigkeiten zwischen Militär- und Civilpersonen; verfügte über die Militärmacht, deren Beistand er dem Bailo zusagte oder ver-

weigerte, und hatte in dieſer Eigenſchaft auch die Wohnung in der Feſtung und den Befehl über die Inſel Paxos. Unſeren Begriffen erklärt man alſo dieſes am deutlichſten, indem man ſagt: der Bailo war der venetianiſche Civilgouverneur auf Corfu, der Proveditore der Militärgouverneur. Den kriegeriſchen Zeitumſtänden entſprechend, wurde der Letztere bald der Erſte und der Erſtere der Zweite, trotz der urſprünglich anders geſtellten Rangordnung. Später fiel dann in der Regel die Würde des Bailo und des Proveditore in einer Perſon zuſammen. Jedes dieſer Aemter war zweijährig. Auf ihre Ablehnung ſtand eine Pönalſtrafe von fünfhundert Ducaten. Mit ähnlichen Strafen war verboten ihren Trägern Geſchenke, Denkmünzen, Denkmäler zu votiren, zu geben, zu ſchlagen und zu errichten. Trotzdem iſt dieſes ſpäter, hervorgerufen durch die Eitelkeit mancher Gouverneure, oft geſchehen. Der Bailo und der Proveditore correſpondirten directe mit der heimiſchen Regierung. Sie hatten ihren eigenen Beamtenſtand, einen Kanzler und zwei Secretäre und mußten aus ihren eigenen Mitteln wenigſtens jeder zwei Diener halten. Nach ihrer Heimkehr hatten ſie wie die Diplomaten eine Relation dem großen Rathe zu erſtatten und die Mittel anzugeben, wie allenfalls der Verwaltung der Colonie aufzuhelfen, was darin zu verbeſſern ſei.

Für die zwei Feſtungen der Stadt Corfu erwählte auch der große Rath in Venedig die Hauptleute, einen Caſtellan und einen Capitän.

Ueber Alles aber ſtellte ſich mit der Zeit in Corfu die Gewalt des Proveditore generale del Levante. Durch das ganze Mittelmeer erhielt er auf allen venetianiſchen Beſitzungen die oberſte Hand. Nur wenn der für Conſtantinopel beſtimmte Botſchafter oder ein in Thätigkeit ſtehender Generaliſſimus Corfu berührte, abdicirte der Proveditore generale für die Zeit der Anweſenheit dieſes hohen Gaſtes ſeiner Macht. Mit

den Schlüsseln der Festung, welche in die Hände des erlauchten Ankömmlings gelegt wurden, ging diese an den Botschafter oder General über so lange sie in der Burg wohnten, wo ihnen auf das stattlichste das Quartier hergerichtet werden mußte.

Der große Rath hatte 1500 nach dem Falle von Modon, wo bis dahin der Proveditore generale del Levante ansässig war, wohl einen Augenblick daran gedacht, ihn nach dem nahe gelegenen Zante zu verpflanzen. Daß aber inzwischen das venetianische Arsenal in der Bucht von Govino auf Corfu eingerichtet worden war, zog nothwendigerweise auch den Sitz dieser Würde und des ganz auf die Meeresherrschaft gestellten Amtes dorthin.

Mit immer größerem Glanze wurde es dort umgeben. Schon die gesetzlich vorgeschriebene Empfangsfeierlichkeit brachte die Bedeutung zur Anschauung, welche der Proveditore generale del Levante nach den Absichten der zu oberst Regierenden in dem Organismus der venetianischen Colonialverwaltung haben sollte. Die ganze Bevölkerung der Insel, nicht blos der Stadt Corfu, sollte sich daran betheiligen, wie Venedig überhaupt die religiösen und öffentlichen Festlichkeiten immer als sehr wichtig für die politische Leitung seines Volkes gefaßt hat. Panem und circenses vergaß die Adelsrepublik so wenig als die ältere kaiserliche am Tiberstrome. Ein eigenes Ceremonialbuch bestand und findet sich heute noch auf Corfu, welches jede Einzelnheit bei dem Empfange der verschiedenen republikanischen Beamten, der Eröffnung des großen Rathes, der Inthronisation des katholischen Erzbischofs, des griechischen Großpapas, der politischen und kirchlichen Gedächnißtage vorschrieb. Kein Mehr und kein Weniger war gestattet, und heutige Gleichmacher müssen es sich gefallen lassen, daß man ihnen beweist, wie kein Hof mehr die Etikette so strenge hält als ehemals die Republik Venedig.

War die Ankunft eines neuen Proveditore generale del Levante auf Corfu erwartet, dann mußte der dortige große Rath zuerſt ein Comité erwählen, das mit allen Vorbereitungen zu deſſen feierlichem Empfange beauftragt wurde. Dieſem wurden die erforderlichen Geldmittel hierzu bewilligt. Nach altem Brauche hatten die Juden die Straßen, über welche der Einzug ging, mit Teppichen zu bedecken. Die Vorſteher ihrer Gemeinden ſtanden dann vor der Schloßwache mit Blumenkörben und verneigten ſich tief vor dem gefeierten Aus- und Eingehenden. Bei allem Folgenden ſpielte die Kirche und ihre Geiſtlichkeit die erſte Rolle und zwar haben dieſe Feſtordnungen auf Corfu das Eigenthümliche, daß die katholiſche und griechiſche Prieſterſchaft immer zugleich erſchienen. War der Proveditore angekommen, ſo begab ſich die geſammte Geiſtlichkeit zwei und zwei in Proceſſion nach der Schloßkirche der alten Feſtung. In der Capella del Carmine legte der Erzbiſchof die kirchlichen Gewänder an. Inzwiſchen begab ſich der Proveditore generale von ſeiner Wohnung unter den Uhrthurm, der im Hofe der Burg ſtand. Dort waren Teppiche, ein Kiſſen und der Thronhimmel hergerichtet und knieend küßte er das Kreuz, welches ihm nun der Erzbiſchof im großen Ornate entgegen brachte. Der ganze Hofſtaat, alle Truppen mit den aufgepflanzten Fahnen und das Wappen des Proveditore auf den Lanzenſchäften tragend umgaben ihn dabei und präſentirten die Waffen. Die Glocken fielen tönend ein und die Kanonen der Wälle und der Flotte donnerten. Unter dieſem Gelärme ſetzte ſich der Zug von der alten Feſtung über die Glacis nach der Stadt in Bewegung. Man denke ſich als ſeinen ſceniſchen Hintergrund die zweigethürmte maleriſche Felſenburg; die ſchönen Marmorwälle der Venetianer um dieſe gezogen; prächtige Thore und Brücken, geſchmückt mit dem Markuslöwen, der die Klaue auf dem pax tibi liegen hat; rechts und links neben der ragenden

Feſte unter tiefem, wild zerklüftetem Klippenabſturze das blaue Meer ausgebreitet; darüber hinaus Ausſicht bis nach der Südſpitze der ſchön gehügelten Inſel und bis nach Leukadien und Nikopolis hin; im Norden aber und hinter der Burg die See geſchloſſen durch mächtiges, hohes, alpenähnliches Gebirge, und vor dem Zuge die Stadt ſtehend, der er feierlich zuſchritt, und über ihr die grünen Olivenberge Corfu's aufſteigend: und das Bild wird ſo prächtig und ſchön, daß man nur beklagen kann, wie Canaletto nicht Veranlaſſung hatte, auch von dieſer Ceremonie des venetianiſchen Staatslebens uns ein Gemälde zu hinterlaſſen, gleich denen, welche er uns von ſo vielen anderen Feſtlichkeiten und Empfängen vermacht hat.

In der Kirche angelangt, wurde der Proveditore zuerſt von dem Erzbiſchofe eingeräuchert. Dann ſchritt der ganze Zug zu dem Hochaltare hinauf. Dort nahm der Proveditore unter einem Baldachine Platz. Der Erzbiſchof ſprach die üblichen Gebete und gab ſchließlich dem ganzen Volke den Segen. In eben ſolchem Aufzuge ging der Proveditore darauf nach der griechiſchen Kirche des heiligen Spiridione, verrichtete an deſſen Leichname ein Gebet, ließ ſich einräuchern und hörte der Lobrede eines Corfioten auf ihn zu, die dieſer vor den Stufen des Gebetpultes zu halten hatte. Der Proveditore trug bei alledem einen Purpurmantel, hatte das Schwert umgegürtet und hielt in der Hand ein Scepter. Nachher gab er ein großes Feſtmahl.

Ganz ähnlich, vielleicht noch umſtändlicher und prächtiger ſogar war ſein Empfang in Zante und Kephallonien, welche er alle der Reihe nach zu beſuchen hatte. So war überall durch ſeinen ganzen Amtsbezirk dafür geſorgt, daß ſich von ſeinem erſten Erſcheinen an nur Ehrfurcht ihm nahen durfte und eine heilige Scheu in den Gemüthern der Corfioten und der anderen Inſel-Griechen den Proveditore generale der

venetianiſchen Republik umgab. Auch wurden wenige Poſten immer mit größerer Vorſicht von dem Senate beſetzt. Man konnte ſagen: es wußte jeder Venetianer, daß das Wohl und das Wehe, die Bedeutung und Zukunft der Republik in den Händen dieſes Proveditore der Levante ruhten. Denn das Mittelmeer und ſeine Colonien, der Handel darauf und mit den Inſeln, mit Conſtantinopel und Kleinaſien waren auch im Bewußtſein des Venetianers die Stärke und das Herzblut ſeiner Vaterſtadt. Und daß er in Corfu reſidirte, zeigt allein ſchon von welcher Bedeutung dieſe Inſel für das venetianiſche Staatsganze war. Das erklärt Manches der überraſchenden Sorgfalt, welche wir in der Geſchichte Venedig's für die innere, auch die municipale Verwaltung dieſer Inſel finden, und die prachtvollen Bauten, welche auf dieſem entfernten Eilande noch aufgeführt wurden. So verordneten zwei Erläſſe zum Beiſpiele vom 7. Mai 1422 und vom 11. Mai 1440, daß der Bailo und Proveditore jede Privilegiumsverletzung der Corfioten mit hundert Ducaten Strafe zu bezahlen haben. Und in einer Berathung des Senats vom letzten Auguſt 1487 wurde der weiſe Regierungsgrundſatz aufgeſtellt, daß je ſorgſamer die Privilegien geachtet würden, deſto mehr die Inſel bevölkert zu ſehen man erwarten dürfe. Ich möchte wiſſen, wo in damaliger Zeit Regierungen waren, die ſo weiſe Anſichten hatten und ſich angelegen ſein ließen, ſie zur Ausführung zu bringen.

Im Ganzen genommen glaube ich überhaupt, daß es niemals eine väterlichere Verwaltung von Colonien gegeben hat als die von der venetianiſchen Republik ausgeübte. Ganz gewiß hatte bis dahin die Welt niemals eine wohlgeordnetere Adminiſtration geſehen und iſt jede Maßregel von dem ernſtlichſten Geiſte des Wohlwollens zunächſt für die Colonie eingegeben, die wir in den geſammelten Senatsbeſchlüſſen leſen. Gewiß dachte die Republik auch daran ihre Vortheile zu

fördern. Aber das erscheint nie öffentlich. Sie war wohl so klug sich still zu sagen, daß indirecte ihr aus einer sorgsamen Haltung ihres Eigenthums der oberste Vortheil erwachsen müsse. Es war eben wie überall die außerordentliche Klugheit, welche das venetianische Staatswesen beherrschte, die sich auch in der Colonialverwaltung aussprach, Klugheit, wie sie die Welt niemals vorher und kaum jemals nachher im Staatsdienste hat walten sehen. Denn Rom und Athen verwalteten so uneigennützig nicht ihre Provinzen, und wie England und Frankreich es noch bis vor kurzem trieben, haben wir Alle schaudernd miterlebt.

26. Capitel.

Das Selfgovernement auf Corfu.

Alles was nicht Bezug hatte auf das Band mit Venedig überließ die Republik von Anfang an den Corfioten selbst. An der Spitze ihres Gemeinwesens stand ein oberster Rath von siebenzig, später von hundertfünfzig Mitgliedern. Er scheint ursprünglich auch bürgerliche und fremde Elemente mit aufgenommen zu haben. Corfu aber ist in seinem eingebornen Wesen ein aristokratisch-oligarchisch angelegtes Land. Es wurde daher mit strengen Gesetzen Alles was ein Handwerk trieb aus diesem Rathe ausgeschlossen. Nur Adelige sollten darin tagen und später wurde hinzugefügt, daß auch nur solche mitstimmen dürfen, welche ein Haus in der Stadt besaßen. Um zu hindern, daß sich irgend ein nicht Qualificirter in diese heilige Versammlung von Kleinstädtern einschleiche, wurde 1582 die Anlage eines goldenen Buches beschlossen, in welchem alle adeligen Familien Corfu's zu verzeichnen waren. Auch die natürlichen Söhne dieser vergoldeten Familien wurden ausgeschlossen durch einen Rathsbeschluß vom 4. Mai 1599. So finden sich alle Vorurtheile der damaligen Zeit

auch auf Corfu. Die Welt im Großen und Ganzen denkt zu gleicher Zeit doch in jedem ihrer Winkel auch immer gleichartig und gleichförmig.

Dieſer oberſte Rath gab ſich aber bald nur mehr die Bedeutung einer oberſten Wahlbehörde, und zu dieſem Behufe trat er jährlich auch nur einmal zwiſchen dem October und November zuſammen. Das Parlamentshaus ſtand auf dem freien Raume zwiſchen der Feſtung und der Stadt. In dem großſprecheriſchen Paris würde man dieſe Spianata Marsfeld genannt haben. Das Gebäude war 1592 unter dem Bailo Vincenzo Calbo errichtet worden. Zwei Tage ſchon vor der Eröffnung des Rathes läuteten ununterbrochen die Glocken und ebenſo am Tage ſelbſt. Die Mitglieder brachten ihre Waffen mit. Und da es ſich meiſt um Perſonalfragen handelte, alſo um dasjenige, was die materiellen Intereſſen am individuellſten berührt, ſcheint die Sitzung oft den Charakter des heutigen athenienſiſchen Parlamentes angenommen zu haben. Der Bailo präſidirte. Er und die übrigen venetianiſchen Beamten ſtimmten mit, aber ohne jedes Vorzugsrecht.

Das geſchätzteſte Recht des Rathes der Hundertundfünfzig wurde die Zulaſſung neuer Adeliger. Später, aber ſchon um 1633, wurde der Adel oft um Geld vergeben, welches zu gemeinnützigen Zwecken verwendet ward. Ohne daß es geſetzlich beſtimmt war, wurde es Regel, daß tauſend Zechinen der Preis ſei. Fand ſich keine ſolche Verwendung für die Summe, ſo ging ſie in die Caſſe des Monte di Pieta, wurde alſo ein Werk der Wohlthätigkeit. Starb eine Familie aus dem goldenen Buche aus, ſo mußte ſie erſetzt werden.

Der große Rath wählte weiters alle Magiſtratsbeamten, die Sindici, deren urſprünglich vier, dann drei waren, die den eigentlichen Finanzdienſt beſorgten; die Cenſoren, welche die Rechnungslegung der Sindicatwirthſchaft prüften; die drei

Richter, zwei Marktbeamte und andere polizeiliche Persönlichkeiten, Alle nur auf kurze Zeit. Apellinstanz gegen alle diese Behörden waren die Gerichtshöfe in Venedig. Nur was unter dem Werthe von fünfzig Zechinen war, konnte nicht außer Landes gehen.

Aus dem Rathe der Hundertundfünfzig wurde ein engerer von sechzig ausgelost. Die eigentliche Verwaltung des Gemeinwesens handhabte aber erst der Rath des Conclave. Er bestand aus den drei Richtern, den vier Sindici, den zwei Censoren und aus drei Beisitzern, welche aus den Hundertundfünfzig eigens in diese Kammer gewählt waren. Wenigstens acht Mitglieder des Conclave gehörten zu einem giltigen Beschlusse. Es vereinigte sich auf Grund seines eigenen Rechtes. Die Vorlagen gab es sich selbst oder die venetianische Behörde oder jeder einzelne Bürger, der ein Interesse in einem Geschäfte hatte. Ohne vorheriges Gutachten dieses Conclaves konnte der Rath der Sechzig über nichts beschließen. Das Erscheinen im Conclave war geboten. Wer nicht kam, ohne daß ihn gewichtige Gründe entschuldigten, wurde für fünf Jahre auch vom großen Rathe ausgeschlossen. Die Sitzungen des Conclave wurden ursprünglich in Privathäusern und selbst in Kirchen abgehalten. Das hatte viele Störungen zur Folge. Ein herzogliches Decret vom 10. December 1627 erlaubte deshalb der Gemeinde Corfu vier- bis fünfhundert Ducaten aus der venetianischen Regierungscasse zu entnehmen, um in einem Zubaue an den Palast des Bailo ein würdiges Locale für die Versammlungen des Conclave einzurichten.

27. Capitel.

Das Steuerwesen.

Weniger in allen Einzelheiten bekannt gemacht als die politische, municipale und richterliche Verwaltung haben uns

die Relationen der venetianiſchen Provveditoren die Cameralverwaltung, das Finanzweſen Corfu's und ſeiner Nachbarinſeln. Es gab directe und indirecte Steuern. Die erſteren erhoben ſich als Zehnte von der landwirthſchaftlichen Production. Alle zwei Jahre hatte eine neue Schätzung des Bodenertrages ſtattzufinden, um dieſe Abgabe allmählich zu erhöhen. Doch laſteten auch einige beſtimmt bemeſſene Steuern auf ein paar Induſtrien. Die Erhebung dieſer directen Steuern wurde verpachtet, der Pachtvertrag vom Provveditore abgeſchloſſen. Seine definitive Vergebung unterlag jedoch noch der Genehmigung des venetianiſchen Senates. Bei der Eintreibung wirkten zwei vom großen Rathe ernannte Steuerbeamte mit, welche darüber zu wachen hatten, daß von beiden Theilen keine Unbilligkeit eingeſchmuggelt werde, und welche allenfällige Streitigkeiten zwiſchen dem Zahler und Pächter auf dem Flecke ſchlichteten.

Indirecte Steuern, welche alſo den Producten ſelbſt auflagen, gab es eigentlich nur bei der Aus- und Einfuhr. Dabei kam nun das venetianiſche Handelsſyſtem zum Ausdrucke. Sie wollten allen Handel für den Hafen von Venedig monopoliſiren. Nur dorthin und nur von dort ſollten die Bewohner der Inſel aus- und einführen. Man tadelt dieſes heute und doch iſt Venedig unzweifelhaft mit dieſer nach unſeren Begriffen irrigen nationalökonomiſchen Auffaſſung groß geworden und ſind auch die joniſchen Inſeln dabei wohlhabender geweſen als jemals früher. Wenn man eben nicht blos die Theorie, auch die Geſchichte der Nationalökonomie ſtudirt, lernt man erkennen, daß keine Lehre außer der des Evangeliums als eine ewige Wahrheit zu reſpectiren iſt. Alle übrigen leben und ſterben mit ihrer Zeit, wie denn nichts irdiſch Geborenes abſolut zu faſſen iſt, ſondern nur im Zuſammenhange, in Beziehung auf ſeine Mitwelt. Alles hier unten iſt Geſchichte und muß geſchichtlich bleiben. Die Berge ſelbſt ſtehen, um zu fallen.

Dieses engbrüstige Merkantilsystem gibt übrigens eine neue Aehnlichkeit zwischen der Entwickelung und Stellung Venedigs und Englands. Die große Elisabeth und Cromwell haben nicht weitherziger für ihre Colonien gedacht und alle folgenden Regierungen auch dort diese engen Statuten so lange als möglich festgehalten.

Ein Bericht des Provveditore Marco Molin vom Jahre 1590, gibt das Jahreserträgniß Corfu's aus diesen beiderlei Steuern für die venetianische Kammer mit durchschnittlich vierzehntausend Ducaten an. Bei seinem Abgange ließ er 50.290 Ducaten in der öffentlichen Kasse. Aber in die Kammer von Corfu flossen auch die überflüssigen Einnahmen von Zante und Kephallonien, welche Inseln immer reicher in ihrer landwirthschaftlichen Production waren. 1762 soll die Einnahme Corfu's sich auf 20.422 Zechinen belaufen haben und 1760 bezifferte der General-Provveditor Francesco Grimani das effective Gesammteinkommen der venetianischen Kammer auf den jonischen Inseln mit 90.000 Zechinen, das waren 247.000 Ducaten. Nachdem er dazu die Gehalte der aus den Landescassen besoldeten Beamten und noch andere Vortheile gezählt, rechnet Grimani einen jährlichen Gesammtgewinn von mindestens 548.000 Ducaten aus, welchen der Besitz der jonischen Inseln der Republik eintrug.

Nach seiner Angabe wurde dieser von einer Bevölkerung von 164.000 Menschen erworben, darunter Corfu mit 48.484 Einwohner. Die Belagerung Suleiman's hatte der Insel 20.000 Menschen gekostet, die als Sclaven entführt worden waren, so daß 1578 nur noch 19.221 Seelen dort lebten. Zehn Jahre später war diese Zahl erst auf 19.633 gestiegen, 1602 auf 22.170; 1611 auf 23.800; 1613 auf 25.460; 1616 auf 27.056. Die Blüthezeit der Insel unter venetianischer Herrschaft muß also in die zweite Hälfte des sieb-

zehnten und in die erſte des achtzehnten Jahrhunderts gedacht werden.

Die Landbevölkerung haftete, wenn auch nicht durch rechtliche Bande, ſo doch durch That und Gewohnheit auch auf dieſen griechiſchen Inſeln an der Scholle: glebae adscripti. Und ebenſo den anderen europäiſchen Zuſtänden ähnlich waren die Handwerker in Vereine gegliedert. Nur daß die Zwecke dieſer Genoſſenſchaften hier beinahe ausſchließlich auf Wohlthaten, auf Unterſtützung der Kranken und Altersſchwachen gerichtet waren. Zunft und Gewerbezwang, Selbſtverwaltung und Genoſſenſchaftsprivilegien in anderer Beziehung exiſtirten nicht. Inſoferne hat ſich das Gewerbeweſen auf Corfu und den andern joniſchen Inſeln immer freier erhalten. Jedes Gewerbe hatte ſeine Kirche, ſeine eigene Standesfahne und erhielt durch kleine Beiträge ſeine Arbeitsunfähigen. Das war ziemlich der ganze Inhalt und die Aufgabe der Gewerbeordnung unter venetianiſcher Herrſchaft auf Corfu.

Im Allgemeinen übte übrigens der Staat dieſe gemeinnützige Vorſorge für Bedürfniſſe einer außerordentlichen Nothlage. Mit ſeinen Mitteln hatte er Siechenhäuſer, Spitäler und Findelhäuſer eingerichtet. Ein Leihhaus, Monte di Pieta, beſtand auf Corfu ſeit 1630. Der General-Proveditor Piſani hatte es zuerſt errichtet mit kleinen Zulagen, die er einigen Steuerſätzen beilegte. Schlechte Verwaltung brachte es in Verfall. 1768 mußte es der General-Proveditor Andrea Dona mit freiwilligen Beiträgen ein erſtes Mal und 1779 der General-Proveditor Giacomo Piſani ein zweites Mal auffriſchen. Aber die eingreifendſte Inſtitution dieſer Art waren die öffentlichen Getreideſpeicher. Man nannte ſie Fondachi oder publici granai. Die Inſeln producirten damals wie heute nicht genug Getreide für den eigenen Bedarf. Es mußte zugeführt werden. Jede Inſel hatte nun ihren ſtaatlichen Speicher, eine Art Bank, aus welchem dem Bäcker Getreide für einen Monat,

dem Einzelnen für ein Jahr vorgeschossen wurde gegen solidarische Haftung aller seiner Ortsgenossen für die Rückzahlung. Schon 1443, also kaum da Venedig den Fuß auf Corfu gesetzt hatte, wurde diese in jenen nothvollen Zeiten doppelt wohlthätige Institution eingeführt.

Und ich frage hier wieder, wie viele Regierungen haben damals und selbst heute noch väterlicher für ihre Colonien vorgesorgt?

28. Capitel.

Das Lehenswesen.

Auch das Lehenswesen ward auf Corfu sorgsam von den Venetianern gepflegt. Sie waren eigentlich die ersten gewesen, die 1207 schon bei ihrer ersten Besitzergreifung diese ganz europäische Institution auf die griechische Insel einführten und zwar gleich zu Anfange mit dem bewußten Zwecke, den sie dann immerfort dort behielten, die Fremdherrschaft zu befestigen. So nahm sie auch König Manfred an und er handhabte das ihm so wohlbekannte Mittel noch energischer, um die Gewalt der Hohenstaufen auf Corfu einzuführen. Sein Statthalter Philippo Chinardo wurde dort der eigentliche Schöpfer des Feudalismus. Mit seinen Rittern vertheidigte er den corfiotischen Besitz seines unglücklichen jungen Herrn zugleich gegen die Angeli von Epirus und die Anjou von Neapel, und nur Meuchelmord konnte seine Verwaltung des hohenstaufenischen Erbes zu Falle bringen. Ohne diese belehnte Garde wäre der Osten wie der Westen der Küste jedem Freibeuter offen gestanden.

Die Anjou in Allem, was ihnen angenehm war, die eifrigen Erben der Hohenstaufen entwickelten dann die Institution des Chinardo noch sehr in's Breite, weil dieselbe viele Leute in bleibende Dankbarkeit an sie band, die nur von

ihnen, den fremden Fürſten, ihre Beſitztitel ableiten konnten. Gleich unter Carl dem Erſten von Neapel wurde die Inſel förmlich in vierundzwanzig Feudalgüter parcellirt. Dafür hatte jeder Belehnte ein bis zwei Pferde, mehrere Fußknechte zu halten und immer jeden Augenblick bereit zur Vertheidigung der Inſel zu ſein. Jedes Vierteljahr mußten ſich die Herren wie die Knechte wohlbewehrt zuſammenfinden und den Tag darauf zu Pferde und zu Fuße ihre Uebungen in der Feſtung machen. Ein eigener Capitain commandirte dieſe eingebürgerte Heeresmacht, im Weſen doch nicht viel anderes und nicht mehr anzugreifendes und zu tadelndes als die heutigen, nun überall nachgemachten preußiſchen Muſterinſtitutionen der allgemeinen Dienſt- und Landwehrpflicht. Dafür genoß der Dienſtpflichtige auf Corfu den Nutzen ſeiner Oliven- und Weinzucht, des Flachſes, der Gerſte und des Getreides, die alle damals dort gepflanzt wurden, mußte aber noch am Tage ſeiner Belehnung mit all' dieſen Schätzen dem Fiscus eine Abgabe der Hälfte ihres jährlichen Erträgniſſes zahlen.

Auf dieſer einfachen Grundlage des: ich gebe Dir, damit Du gibſt, ſuchten ſich die hohenſtaufeniſchen Machthaber in dem ihnen ganz fremden Lande einen Anhang zu ſchaffen und nach ihnen die Anjou ihren Beſitz gegen die griechiſchen Unterthanen und die Anſprüche der Deſpoten von Epirus zu bewahren. Und auf derſelben bildete ſich dann auch das weitere Detail der Regierungs- und Verwaltungsform der Inſel aus und endlich auch ihre ganze nächſte Geſchichte.

So waren Dienſtleute der Hohenſtaufen und nachher der Anjou auf Corfu geworden: die Familie Aleman aus Frankreich mit einer der bedeutendſten Baronien; Michael de Lunellis; ſpäter mit beinahe gerade ſo großem Beſitze Bernardo di San Ippolito, der als Caſtellan der Burg von Corfu durch den Landesherrn Philipp von Tarent am 7.

October 1310 belehnt worden war. Noch später, 1325, wurde die Baronie Aleschimo, also im Süden der Insel, für den Ritter Vincenzo di Trani gegründet und 1344 mit ihr das erbliche Amt eines Hafenmeisters verbunden. Sie ging auf dessen Sohn Lucio über, der 1365 auch Capitain auf Corfu ward, dann auf den Enkel Pietro di Trani und blieb auch noch bei den späteren Nachkommen. Nur wechselten diese den Geschlechtsnamen in Pettratino, den wir als Patron mit dem Wappen eines Adlerflügels im kleinen Kirchlein des Jason und Sosipathros zu Anti-Momilo schon gefunden haben. Ein anderes Vasallengeschlecht waren die Altavilla geworden, deren erster geschichtlicher Ahnherr Donato d'Altavilla 1326 in der Geschichte Corfu's genannt wird. Ebenso 1326 wurde die Baronie dem Riccardo di Luco verliehen. Am 12. December 1331 wurde der Grieche Joannes Kabasilas mit Gütern in dem Gebiete von Agiru, mit Mühlen bei Kavinachi und anderem Grundbesitze belehnt, dessen Rente mit dreißig Unzen berechnet war. Philipp von Tarent erhob ihn zum Grafen von Aetos, die Baronie wurde die von Paleonori genannt. Eine andere alte Baronie war die der Familie del Bosco, für Guglielmo del Bosco 1308 gegründet. Die letzte Erbin dieses Geschlechtes Jacoba brachte sie ihrem Gemahle Roberto di San Severino. Er verkaufte sie 1332 an Armenia di Lettere, welche dann wieder durch Heirat sie dem Francesco di Marescalco aus Otranto zubrachte. Am 27. Juli 1320 wurde eine Baronie für Gerard de St. Maurice gegründet. Die zwei Baronien, welche der Statthalter Guglielmo Tocco für seine Söhne zusammenstellte, die eine für Pietro Grafen von Martino, Herren von Monte Mileto, wurde die des Grafen von Martino genannt; die andere, womit Lodovico (Lisolo) belehnt war, welcher Admiral und Großseneschal der Königin Johanna der Ersten wurde, ging, da Lodovico kinderlos starb, am 11. December 1360 an den Carlo Minutolo über. Sie lag im Bezirke Oros der

Inſel. Die mächtigſte unter allen belehnten Baronalfamilien wurde die der Goth oder Ugot.

Die Venetianer brachten in das Lehensweſen wie in Alles, das ihnen unterſtand, noch mehr Ordnung und Geſetz. Was nur ungebundene Gewohnheit und dem Eindringen manches Mißbrauches leicht zugänglich geweſen war, das ſchloſſen ſie durch die Einführung der Statuten von Napoli di Romania ab, welche die Republik ſchon im vierzehnten Jahrhundert aus den alten Aſſiſen von Jeruſalem hatte ausziehen laſſen, um damit die Inſel Euböa und Candien einigermaſſen geſetzmäßig regieren und verwalten zu können. Der Doge Francesco Foscari hatte dieſe Zuſammenſtellung ratificirt und ihr Geſetzeskraft gegeben. Das ſechſte Capitel der goldenen Bulle des Dogen Antonio Venier vom 9. Januar 1387, womit Venedig die Herrſchaft auf Corfu antrat, hatte ausdrücklich alle Lehensrechte der Inſel beſtätigt. Insbeſondere war das Recht hervorgehoben, daß alle Vaſallen, das waren die Kirche und die Barone, nach wie vor alle ſperrigen Unterthanen ſelbſt verhaften ſollen, wenn dieſe ihren Feudalpflichten nicht nachkämen, und daß die Pflichtſäumigen von den Berechtigten vor den Capitain der Inſel zu führen ſeien, damit er jene im Kerker halte, bis zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten. Dagegen nahm auch die Republik die Heeresfolge der ſo begünſtigten Vaſallen noch in Anſpruch.

Die ſpätere Zeit, denn in Venedig war man immer bureaukratiſch zum Geſetzegeben luſtig, bildete dann manches an dem alſo erſchaffenen Zuſtande um und modificirte vor Allem das zu große Anſehen der Gutsherren im Lande So gab es ſchließlich unter venetianiſcher Herrſchaft Lehen von drei Arten: erſtens ſolche, welche öffentliches Eigenthum blieben und nur in Abgaben beſtanden, welche die darauf Hörigen an die Belehenten zu zahlen hatten; zweitens die eigentlich adeligen Lehen, von denen der Lehensträger den ganzen Beſitz hatte bis auf das Eigenthumsrecht der Veräußerung, das

Niemanden zuſtand, auch dem Lehensherrn nicht, das eigentlich mit der Erſchaffung des Lehens vernichtet worden war. Die dritte Lehensform wurde erſt durch ein Geſetz vom Jahre 1647 gebildet und beſtand darin, daß jeder Bürger von Corfu einen feſten Werth von viertauſend Ducaten in ein Lehen abſondern und binden konnte, um damit oder dafür irgend einen Titel eines Grafen oder Marcheſe zu erwerben. Wofür aber überdies der öffentlichen Caſſe eine Abgabe von fünfhundert Ducaten zu leiſten war. War der Titelſüchtige nicht ohnedies ſchon mit dem politiſchen Rechte des Adels begabt, ſo mußte dieſe Summe wie auch der Werth des zu fixirenden Lehensgutes verdoppelt werden. Venedig wollte durch dieſe Inſtitution zugleich ſeine Caſſe für die ſich immer ſteigernde Laſt der Türkenkriege füllen und der nicht zu bändigenden Eitelkeit ſeiner griechiſchen Colonialunterthanen ein heimiſches Mittel der Befriedigung geben. Denn dieſe waren in das Ausland gegangen, um ſich dort, wenn auch noch ſo weſenloſe, aber klingende Titel und Namen zu holen.

Die Inveſtitur in die Lehen von Corfu geſchah durch Ring, Umarmung und Schwur der Treue des Belehnten. Sie konnte in der lateiniſchen Domkirche zu Corfu durch den Bailo, Proveditore und Capitain dem Vaſallen ſelbſt, oder in Venedig durch die Proveditoren der Lehensbehörden einem Procurator des Belehnten gegeben werden.

Uebrigens minderte ſich doch die Zahl der Baronien ſchon unter der venetianiſchen Herrſchaft, weil das Bedürfniß nach dieſer Art Pflichterfüllung mit der veränderten Heeresverfaſſung ein gemindertes geworden war. Viele der alten hohenſtaufeniſchen und angiovinischen Familien ſtarben auch aus, ſo daß es 1676 nach dem Zeugniſſe des General-Proveditore Andrea Giuſtiniani nur noch vierzehn Baronien auf Corfu gab und auch 1760 Francesco Grimani in ſeiner Relation wieder nur dieſe Zahl aufführte. Durch-

ſchnittlich habe jede derſelben damals einen jährlichen Ertrag von dreitauſend Zechinen gegeben. Und noch ſpäter, ehe die Republik abſtarb, war dieſe Zahl auf zwölf geſunken. Sie gehörten theils venetianiſchen Adeligen des libro d'oro, theils anderen der in Corfu eingebürgerten neuen Geſchlechter. Venetianiſch war die Baronie Viara, welche einem Zweige der Familie Marcelo gehörte. Ebenſo die Baronie San Ippolito Brunelli und die halbe Baronie Altavilla, welche alle den Vitturi unterſtanden; die Baronie Darmera den Donato; die Baronie Duoda, die einmal den Caracciolo gehört hatte, jetzt der Familie Duodo; die Baronie Trona den Tron; die Baronie Canala den Cornaro und die Baronie Rali Frangoni den Barbaro. Corfioten dagegen waren die Marmora in der Baronie Bragadina; die Fiomaco in der gleichnamigen Baronie; die Cappadoca in der Baronie Midei; die Kalichiopulo in der Baronie Gritta und der anderen Hälfte der Baronie Altavilla; die Proſalendi in dem Zigeunerlehen Acingani und der Baronie Gianello.

Es lebten nämlich ungefähr hundert Zigeuner auf Corfu und ihre Gutsherren waren die einzigen Barone, welche fortwährend die eigentliche feudale Gerichtsbarkeit in ihrem ganzen Umfange behielten. Urſprünglich hatte dieſes Lehen einem Gianello der Abitabuli gehört. 1464 war es auf einen Michaele der Ugoti (Ugoth, Goth) übergegangen. Da auch dieſe alte Familie der erſten Ritterzeit mit einem Victor Goth erloſch, fiel das Zigeunerlehen an den Fiscus zurück. 1540 friſchte es aber die Republik Venedig wieder auf und belehnte einen Antonio Eparca damit, um ihn für die vielen Verluſte zu entſchädigen, die er während der fürchterlichen Belagerung des Sultans Soliman erlitten. Er war ein berühmter griechiſcher Schriftſteller, der ſein Lehen mit öffentlichen Vorleſungen bezahlen mußte. Von ihm rührt im reinſten Griechiſch eine Elegie her auf den Fall Conſtantinopel's und ein Brief

an Melanchthon, womit er die Hilfe auch der proteſtantiſchen Fürſten gegen die Türken zu erwecken ſuchte. 1642 ging das Zigeunerlehen an Gerolamo Quartano und durch Heirat einer Tochter Libera dieſer Familie mit einem Theodoro Proſalendi an dieſes Geſchlecht, welches die Baronie bis zum Augenblicke der Aufhebung aller Lehen inne hatte.

Drei der corfiotiſchen Baronalfamilien der venetianiſchen Zeit liefern den Stoff zu einem Romane. Vito Darmer war der Vater einer Tochter Iſaura. Da der Vater 1413 ſtarb, war ſie an Januli Fiomaco, den Sohn des alten Richters und Baronalherren Anaſtaſio Fiomaco vermählt. Noch im ſelben Jahre entführte ſie der Ritter Pietro Malipiero nach Durazzo. Die ſtrenge Republik ließ beide dort ergreifen. Iſaura wurde in ein Kloſter geſteckt, ihre Baronie confiscirt und Malipiero mit dreimonatlichem Kerker beſtraft.

Manzoni und Walter Scott brauchten nicht mehr in einer Chronik zu finden, um ſpannende Romane daraus zu machen. Die Peſt, welche um 1410 Corfu heimſuchte, könnte zu einer effectvollen Einleitung dieſer Geſchichte verwendet werden, deren maleriſcher Hintergrund das idylliſche ſchöne ſtille Corfu für den ſüßen Beginn des Liebesabenteuers wäre, und das romantiſche finſtere ernſte eingeſchloſſene Durazzo für den melancholiſchen Ausgang. Die Staffagen wären prächtige glänzende Geſtalten der glänzendſten Zeit des farbenprächtigen Venedigs.

Weil aber dieſe Geſetze des Lehensweſens ſo unerbittlich rückſichtslos ſtrenge gehandhabt wurden, hat ſich dieſe feudale Inſtitution unſeres Mittelalters auf den homeriſchen Inſeln länger als irgendwo in Griechenland erhalten. Es war auch hier wie überall der reine Nutznießungszweck geweſen, der das Lehensweſen eingeführt hatte. Nicht daß der Fürſt einem Ritter gefällig ſein wollte, war die Triebfeder; daß man Dienſte verlangte, bedurfte, hat die Fürſten und

Regierungen zu ſo vielen Opfern veranlaßt. Der Nutzen ſchien urſprünglich viel mehr auf Seite des Königs Manfred, ſeines Statthalters Chinardo, der Anjou's und Venedig's als bei den Baronen, welche in Corfu begütert wurden. Sucht man nicht heute mit ähnlichen Mitteln und zu verwandten Zwecken Coloniſten in die abgelegenen Gegenden Auſtraliens und Amerika's zu ziehen? Und wenn nur Andere wollten, würden ihnen die Ungarn und Türken die unbebauten Gründe ihrer großen Länder nicht gerne gegen ähnliche Dienſte in ein verwandtes Pachtverhältniß geben? Auch erhielt ſich dieſe Inſtitution der Hohenſtaufen auf Corfu ſo lange als ſie den Regierenden wirkliche Dienſte leiſtete. Denn nur ſie hat ſich ſelbſt gemordet, wie Alles, was aufhört ſeinen Zweck zu erfüllen. Die göttliche Gerechtigkeit, die dieſe Welt auf das fortwährende Werden eingerichtet hat, duldet nun einmal nicht etwas müßig Zweckloſes. Es iſt alſo ganz unrichtig zu behaupten, dieſe oder jene Revolution habe eine altberühmte und ehemals ſchöne Inſtitution aus der Welt geſchafft. Das hätte keine Umwälzung und wie mächtig ſie auch geweſen wäre, auch nicht die elementare Kraft eines Erdbebens zu Stande gebracht, wenn ſich dieſe Einrichtung nicht vorher ſelbſt, und zwar lange vorher, denn die Geduld der Mitmenſchen iſt gewöhnlich wie die Gottes eine große, durch Nichtsthun entleibt hätte. Es war dann nur Todtengräberdienſt von der Revolution zu thun. Denn ſolange etwas wirklich nutzt, behaupte ich, lebt es fort. Und ſo iſt das von den Hohenſtaufen ſo ſtolz auf Corfu eingeführte, von den Venetianern noch feſter begründete Lehensweſen erſt dann erloſchen, als die Verhältniſſe ihm ſeine Aufgabe genommen hatten und Seele und Wille ihm dadurch in Thatenloſigkeit erſtorben waren. Mehr oder weniger iſt alles Sterben auf dieſer Welt Selbſtmord. Manchmal wird er nur etwas merklicher und ſchneller geübt und dann erkannt, gerichtet und verdammt.

29. Capitel.

Die religiöſen Verhältniſſe zur Zeit der Venetianer auf Corfu.

Neben den Lehensſtreitigkeiten iſt die innere Geſchichte Corfu's hauptſächlich mit religiöſen Zwiſten gefüllt zwiſchen den ſich überhebenden lateiniſchen Katholiken und den ſeit der angiovinischen Occupation völlig niedergedrückten, geſetzlich beinahe ausgelöſchten griechiſchen Chriſten. Venedig kann es nirgends vorgeworfen werden, unduldſam in der Religion geweſen zu ſein. Auch im Glauben ließ es die Klugheit der Politik des Eigennutzes walten. Aber es konnte als katholiſcher Staat nicht offen und auf einmal die angiovinische Kirchenerbſchaft verleugnen. So blieb denn der katholiſche Erzbiſchof der regierende und Alles was dem Aeußerlichen zugeſtanden wurde, war, daß der Protopapa, wozu die Anjou den griechiſchen Metropoliten degradirt hatten, das Beiwort grande ſich ſollte zulegen dürfen. Im inneren Getriebe der religiöſen Parteien kam aber ſogar Rom der Republik zu Hilfe um den zu großen Eifer ſeiner geiſtlichen Herren zu dämpfen. Es ſind Bullen Leo des Zehnten vom 10. Mai 1521, Paul des Dritten vom 8. März 1540 verhanden, welche ſchützend für die Griechen das Wort ergreifen. Aber das wirkte immer nur für kurze Zeit. 1599 finden wir ſchon wieder einen Erzbiſchof Querini, der allen päpſtlichen Anordnungen entgegen in ſeinem heiligen Feuereifer ſich vergißt. Es waren namentlich immer die gemiſchten Ehen, welche den Widerſtand der katholiſchen Geiſtlichen hervorriefen. Dieſer Erzbiſchof, um einen ſolchen Gräuel zu hindern, ließ einmal Nachts eine ſchöne, junge Katholikin rauben, einſchiffen und fortſchaffen, blos damit ſie nicht einen jungen Griechen heirate. Was ich übrigens hier mehr hervorgehoben habe, weil ſich auch daraus

auf der ſchönen Scene der lieblichen Inſel mit der glänzenden Beigabe des prachtvollen venetianiſchen Regimentes ein hübſcher Roman machen ließe.

Dieſe Ueberordnung der katholiſchen Kirche ſprach ſich auch in den religiöſen Feſtlichkeiten aus. Doch iſt es merkwürdig wie ſie von beiden Religionen zugleich im ſelben Raume begangen wurden. Das Ceremonialbuch des Staates und der Kirche hat darüber die genaueſten Daten bewahrt. So wurde es zum Beiſpiele bei dem Feſte des heiligen Markus gehalten, welches das vornehmſte der Inſel war. In der lateiniſchen Domkirche wurden von den Griechen und Katholiken zugleich die heiligen Meſſen geleſen, nur an verſchiedenen Altären. Darauf ging eine Proceſſion aller Prieſter und Beamten zuſammen nach der Kirche der Verkündigung Maria. Dort ſang der griechiſche Geiſtliche das Evangelium und reichte dann das heilige Buch dem katholiſchen Erzbiſchofe und dem venetianiſchen Generalprocurator zum Kuſſe dar. Darauf bewehrte der Protopapa all' dieſe erlauchten Gäſte mit angezündeten Kerzen und ſtimmte für die Republik, den Dogen, den Erzbiſchof, Generalproveditor, die Rectoren, für jeden einzeln den Glückwunſch an, daß ſie viele Jahre dauern und leben mögen. Auf einem Becken überreichte er dem Generalproveditor eine Roſe, der dagegen aus der Staatscaſſe eine Zechine durch einen Hellebardier auf die Schüſſel legen ließ.

Aehnlich waren die Feierlichkeiten bei den Feſten des heiligen Arſenios, des heldenmüthigen Erzbiſchofs von Corfu; der heiligen Märtyrer Fabiano und Sebaſtiano, deren Fürbitte Corfu einmal von der Peſt gerettet haben ſoll; des heiligen Bernhard von Siena, weil ſich an ſeinem Namenstage Corfu den Venetianern überantwortet hatte; der heiligen Juſtina, als dem Gedächtnißtage der Schlacht von Lepanto; des heiligen Spiridione, welcher Patron der Inſel iſt und an

dem Tage der Verkündigung Maria, da die Gründung Venedig's gefeiert wurde.

Ebenso war die Processíon des Sacramentes am Vorabende des Charfreitages beiden Culten gemeinsam. Fehlte auf katholischer Seite bei der Grablegung Christi der Erzbischof, so erschien auch der Protopapa nicht, sondern statt dieses Oberpriesters nur einer seiner Canoniker. Am Frohnleichnamstage mußten sogar von der ganzen Insel alle griechischen Geistlichen den Umgang mitmachen und damit ja keiner daran gehindert werden könnte oder eine Ausrede habe, war gesetzlich verordnet, daß durch drei Tage zu dieser Zeit kein Geistlicher um Schulden oder anderer Klagen willen belästigt werden solle.

Festlich war auch der Einzug jedes neuen katholischen Erzbischofs. Um 19 Uhr versammelte sich unter dem Geläute aller Glocken die gesammte lateinische und griechische Priesterschaft in der Kathedrale. Eine Stunde später empfing sie an der Schwelle die Beamten des venetianischen Regimentes und der Municipalität. In feierlichem Aufzuge gingen nun Alle zur Porta Reale. Dort vor das Thor hatte sich schon früher der Ankömmling in seiner Staatscarosse begeben. Nachdem er ausgestiegen war, reichte ihm der Archidiacon das Kreuz zum Kusse. Der Erzbischof kniete dabei und selbst die Farbe und der Stoff des Kissens und des Teppichs, die ihm unterzubreiten waren, sind im Ceremonialbuche vorgeschrieben. Darauf erst legte er die kirchlichen Amtsgewänder an. Und nun ging der Zug, der Erzbischof unter einem Baldachine, welchen die Rectoren zu tragen hatten, in die Stadt zurück, welche auch für dieses Fest die Juden mit Teppichen zu verkleiden hatten. Die Häuser und Fenster waren geschmückt und überall sah man dichterische Ergüsse zum Lobe des Einziehenden aufgeschrieben. Den Zug eröffnete unter Trommelschlag eine reich gekleidete Compagnie der Grenadiere. Hinter ihnen gingen

die Juden mit ihrer Bibel, die ſie unter einem Baldachine hielten, umgeben von aufgeputzten Kindern, welche Blumen trugen, womit ſie das heilige Buch bewarfen. Die jüdiſchen Cantoren ſangen im Chore Loblieder. Eine große Menge von Gäſten, beſonders viele Frauen, welche den neuen Erzbiſchof ehren wollten, folgten hinter der Bibel und eine Truppe, die von Epirus herübergekommen war, alſo Albaneſen in den koſtbarſten Gewändern, ſchloß dieſen Theil des Zuges ab. Darauf kamen die amtlichen Perſonen in ihrer genau beſtimmten Rangordnung. Alle Soldaten waren ausgerückt und beſetzten die Straßen und Plätze. Vor dem Thore der alten Feſtung gab der Erzbiſchof den Segen und vor der Kathedrale begab er ſich unter eine Loggia, welche dort aus Teppichen und Säulen aufgebaut worden war, um die Begrüßung der Juden entgegen zu nehmen. Alle anderen Feierlichkeiten ſpielten ſich dann in der Kirche ab in Gegenwart der griechiſchen Geiſtlichkeit und der Behörden.

Höchſt ſonderbar waren auch die Beſuche, welche der Protopapa mit ſeinem geiſtlichen Stabe am Vorabende des Weihnachtsfeſtes, des Dreikönigstages und der Feier der Heiligen Petrus und Paulus dem Erzbiſchofe in ſeinem Palaſte zu machen hatte. Er kam um 9 Uhr Nachmittags. Der Erzbiſchof empfing ihn in der Rochetta und Mozzetta, das Barett auf dem Haupte und das Kreuz auf der Bruſt an dem Kopfende ſeiner oberen Stiege. Der Protopapa grüßte den Erzbiſchof unbedeckten Hauptes. Der Erzbiſchof ſetzte ſich in einen ausgezeichneteren Stuhl und gab das Zeichen, daß die Anderen ihre Plätze an demſelben Tiſche einnehmen ſollten. Auch auffällig, aber weniger als der des Erzbiſchofes, mußte der Seſſel des Protopapa ſein. Darauf erſchien der Archimandrit. Ein Diener reichte ihm eine angezündete Kerze. Der Protopapa reichte eine andere dem Erzbiſchofe, der ſie mit einem Gruße und Lüftung ſeines Barettes entgegen nahm. Nun ſtimmte

der Archimandrit den zugehörigen Kirchengesang an und Alle standen auf. Es folgten die vielen Jahre, die er zuerst dem Protopapa, dann dem Erzbischofe und den anderen Anwesenden zusang. Dabei saß nur der Erzbischof, der seine Kerze einem Geistlichen reichte. Nach dem Gesange stand er auf, nahm nochmals die Kerze und gab sie dann erst und ebenso alle übrigen Anwesenden die ihrigen den Dienern zurück. Darauf nahm er etwas Confect, schüttete sich selbst etwas Moscato in ein Glas und begrüßte den Protopapa sammt seinem ganzen Clerus. Dasselbe hatten ihm die Anderen nachzuthun. Der Protopapa legte auf seinen Teller ein Zuckerbrod und Confect und reichte ihn so dem Archimandrit, der ihn mit einer Verbeugung empfing. Die anderen Gäste aber berührten nur Confect. Darauf erhoben sich Alle und der Erzbischof, immer zur Rechten, begleitete seinen Besuch bis zu der Stelle, wo er ihn zu empfangen hatte.

Angelo Maria Querini war der bedeutendste der venetianischen Erzbischöfe auf Corfu. Von ihm rührt das geschichtliche Werk her: Primordia Corcirese, dem eine Abbildung beigebunden ist eben von diesem Besuche des Protopapa im erzbischöflichen Palaste. Es ist dieses derselbe, welcher dann, nachdem er 1728 auf den bischöflichen Stuhl von Brescia versetzt worden war, Cardinal und Bibliothekar der Sammlung des Vaticans wurde, welchem Voltaire seine Semiramis zueignete und den Friedrich von Preußen einen der größten Sterne seiner Zeit nannte.

Nicht weniger umständlich und feierlich waren die griechischen Religionsfeste vorgeschrieben. Die jedesmalige Inthronisation und Vorstellung des Groß-Protopapa an das Volk und ebenso sein Begräbniß geschah mit einem Ceremoniell, welches Tage dauerte. Kostbar und alterthümlich waren seine Gewänder und genau angeordnet. Er wurde von einem eigens zu diesem Acte gebildeten Collegium gewählt. Die

venetianiſchen Behörden, die jährlichen Richter und dreißig Mitglieder des großen Rathes verſtärkten zu dieſem Zwecke das aus zwanzig Canonikern gebildete Collegium. Stimmenmehrheit wählte ihn für fünf Jahre. In der Regel wurde er ſo lange er lebte im Amte erhalten. Das Wahlcollegium war permanent und datirte ſich ſchon aus den Zeiten der erſten Anjou. Starb einer der Zwanzig, ſo ergänzten ſich die übrigen durch eine Wahl aus den anderen Geiſtlichen der Inſel. 1533 war es indeß durch Nachläſſigkeit einmal auf nur ſechs Mitglieder eingeſchrumpft. Das verwieſen ſpätere Geſetze ſtrenge. Erfolgte die Ergänzung nicht innerhalb eines Monates nach dem letzten Todesfalle, ſo fiel das Recht ſie vorzunehmen zur Strafe dem weltlichen Rathe der Stadt zu.

Auch die anderen Aemter der griechiſchen Kirche wurden durch dieſes Collegium beſetzt. Ueber dieſe Fragen lag es in fortwährendem Streite mit dem Groß-Protopapa. Dieſer wurde von den Adeligen in ſeinen Anſprüchen gehalten und er vertrat wiederum hauptſächlich ihre Rechte. Die Collegiums-Canoniker waren Demokraten. Sie weigerten jedem Protopapa, der nicht ſchon Mitglied ihres Rathes geweſen, den Zulaß zu ihrer Körperſchaft. Und ſo ſcharf wurde darüber der Zwiſt, daß man 1684 ſeine Entſcheidung zuletzt von dem Senate in Venedig verlangte. Dieſer wollte zuerſt ausweichen. Endlich 1775, immer mehr beſtürmt, half er ſich ſalamoniſch klug mit dem Urtheilsſpruche: daß die Behauptung des Collegiums allerdings auf altem Rechte beruhe, daß aber jeder neue Protopapa ſofort auf die erſte Sedisvacanz des heiligen Rathes zu erwählen ſei. So war endlich das pax tibi auch wieder bei dieſen Prieſtern.

Vier Papa's, welche in den verſchiedenen Diſtricten Corfu's reſidirten, vertraten außerhalb der Stadt den Groß-Protopapa. Sie unterſtanden ihm und ebenſo der Papa von Paxos; der Protopapa ſelbſt aber fortwährend dem Patriarchen

in Conſtantinopel. Dieſes religiöſe Band, das die weltliche Gewalt nicht löſen konnte, war den Venetianern ein Dorn im Auge. Sie ſuchten dieſe Verbindung mit der Fremde ſoviel als möglich zu beſchränken. So wurde beſtimmt, daß der Groß-Protopapa nur durch den venetianiſchen Bailo, der in Conſtantinopel reſidirte, mit dem dortigen Patriarchen correſpondiren dürfe. Und zuletzt erſchufen ſie ſogar die Lockung eines griechiſchen Biſchofes in Venedig, dem ſie die Bedeutung eines Patriarchen zu geben ſuchten, damit alle Venedig unterſtehenden griechiſchen Lande auch für den Glauben ſich dorthin unterwürfen. Das Bisthum führte den Namen des thatſächlich eingegangenen von Philadelphia in Klein-Aſien. Uebrigens konnte kein Act, weder des Patriarchen von Conſtantinopel, noch des Protopapa's von Corfu ausgeführt werden ohne Vorlage an die dortige venetianiſche Oberbehörde, keine Excommunication, keine Ermahnung, keine Ordination eines Prieſters und kein Erlaß in Eheſachen. Die Republik Venedig liebte überhaupt von allen Freiheiten am wenigſten die freie Kirche. Sie hat die griechiſche ziemlich ſo geſtellt gehalten, wie ſpäter der Kaiſer Joſeph das Beiſpiel auch für die katholiſche zu geben ſuchte.

30. Capitel.

Letzte Schickſale Corfu's.

Nur fünfzig Jahre nachdem Corfu der Republik unterthänig geworden war, ſah es einen der ſtolzeſten Momente der venetianiſchen Geſchichte an ſeiner Küſte anlegen. 1438 landete hier der Kaiſer Joannes Palaeologos, der vorletzte Herrſcher auf dem Throne des heiligen Conſtantin, auf der Reiſe nach Venedig, um in Ferrara und Florenz von dem Concil des Papſtes Eugen des Vierten durch eine Verſchmelzung

der zwei chriſtlichen Religionen ſeiner griechiſchen Hauptſtadt die Hilfe der Lateiner gegen die Muſelmänner zu erwerben. Ob der Effecte der bald darauf gefolgten letzten Scene überſieht man gewöhnlich dieſe vorletzte Epiſode in der Geſchichte des Falles und Unterganges des römiſchen Reiches, obwohl ſie, an Contraſten reicher, noch mehr von der Wechſelluſt des Schickſals Zeugniß ablegt. Denn einer der Träger der Krone, deren Reif einmal beinahe die ganze Welt umſpannte, ſah ſich genöthigt zu einem Bettelgange die Schiffe der Nation zu benutzen, welche gegen die Herrſchaft ſeiner Vorfahren den ſchlimmſten Stoß ausgeübt, und ein Fremdling auf der Inſel zu erſcheinen, die — regierte Recht die Welt — immer noch ein koſtbares Juwel in ſeiner Krone hätte ſein ſollen. Selten hat das Schickſal ein Geſchlecht tiefer gedemüthigt. Das ſybaritiſche Ende des Romulus Auguſtulus in der luculliſchen Villa auf dem Cap Miſen bei Neapel und der verzweiflungsvolle Tod des Conſtantin Palaeologos unter dem nackten Leichenhaufen gemeiner Soldaten vor dem Romanusthore bei Conſtantinopel erſcheinen daneben wie hoch begnadigte Gaben des Glückes, und im Angeſichte ſolcher Thatſachen mag wohl jeder ernſt denkende Herrſcher beten, daß es nicht nur ihm glücklich zu regieren gegeben werde, ſondern auch ſeinem Geſchlechte ehrenvoll zu endigen. Damit aber dieſe Demüthigung, welche ſich ſo der Palaeologe bereitete, noch craſſer werde, war ſie vergoldet mit der ganzen vereinten Pracht, welche die zwei wohllüſtigſten Städte der damaligen Chriſtenwelt, Venedig und Conſtantinopel, aufbringen konnten. Der Kaiſer nahm ſeinen Hofſtaat mit, die Biſchöfe und oberſten Prieſter der griechiſchen Kirche und dieſe alle ihre koſtbarſten Gewänder. Selbſt die Kirchengefäße der Aja Sophia ſollten mithelfen, die Augen der occidentalen Kirchenväter zur Fügſamkeit in die Wünſche der Orientalen zu beſtechen. Neun venetianiſche Galeeren aber, auf das reichſte ausgeſtattet, führten

diese kostbare Gesellschaft. In Corfu, dem ersten Lande der venetianischen Republik, das sie berührten, wurden der Kaiser und sein Gefolge auf das glänzendste empfangen. Hier fand ihn die Nachricht, daß sein deutscher Bruderkaiser Sigismund gestorben, der ihm nochmals von diesem abenteuerlichen Versuche abgerathen hatte. Aber die Republik ließ ihn nun nicht mehr los. Im Triumphe schleppte sie den immer noch als nominellen Herren des Ostens „adorirten" Kaiser nach Venedig, um ihn ihren schaulustigen Bürgern preiszugeben. Mit ungeheuerer Pracht, mit Festlichkeiten, über die selbst die Byzantiner erstaunten, wurde er am 9. Februar 1438 in der Lagunenstadt empfangen. Der Doge auf dem Bucentaurus, umrungen von zwölf stattlichen Galeeren, fuhr der von Corfu heraufsegelnden Flotte entgegen. Unzählige Gondeln deckten die See, die Gondoliere und selbst die Schiffe waren mit Gold und Seide überkleidet. Ueberall, wo es nur anzubringen war, waren der römische Adler neben dem Löwen von St. Markus dargestellt. Die Luft erklang von Jubelgeschrei und Musik. Und so begleitet, stieg der Doge Francesco Foscari an Bord der kaiserlichen Galeere, um vor dem eingebildet hohen Herren, der auf dem Hintertheile des Deckes auf einem hohen Throne unbeweglich saß, die Adoration zu leisten, welche die altbyzantinische Hofetiquette für dieses mit fabelhaftem Ansehen bekleidete Wesen vorschrieb. Dann ging der ganze Triumphzug unter dem Rialto den Canal grande hinauf, die Paläste und Kirchen so geschmückt und überhaupt die ganze, schaumgeborene Venusstadt so herrlich zu sehen, daß selbst die Augen, die doch von Kindheit an durch die Hügelpracht des Bosporus und die Handelsfülle des goldenen Hornes verwöhnt waren, sich nicht fassen konnten in der Freude, der Bewunderung und Neugierde. Kein Triumphzug der siegreichen Cäsaren kann Rom Aehnliches geboten haben, denn hier zum ersten Male mischten sich Orient und Occident an einem der malerischesten Orte der Welt und zu einer die Pracht überhaupt

am meiſten liebenden Zeit. Auch der Rundgang des Sultans durch den europäiſchen Continent zur Zeit der Pariſer Weltausſtellung, der doch am erſten noch zu Vergleichen Anlaß bieten könnte, ließ nichts annähernd Aehnliches ſehen. Um ſo unbegreiflicher iſt es mir, wie keiner der vielen Maler, die mit Vorliebe Venedig darſtellen, nach dieſer Staffage ſeiner Landſchaft greifen konnte. Nicht Canaletto und nicht Ziem. Aber beſonders Stange, der uns in der Sammlung der münchener Pinakothek Venedig im Fabellichte des Abends zeigt, wie es ſeinen Dogen begräbt, wäre berufen geweſen, auch dieſes heiterſte Sonnenbild ſeines Glanzes im klaren Mittagslichte der Lagunen zu malen. Wem zu ſolchem Gemälde die hier gegebenen Details nicht genügen, den weiſen wir an, ſich andere bei dem zeitgenöſſiſchen griechiſchen Geſchichtsſchreiber Sylveſter Syropulos, der als Kreuzträger und Prediger der Sophienkirche die Reiſe ſogar mitmachte, und bei Phranzes zu holen, dem erſten Biographen des Falles und Unterganges des oſtrömiſchen Reiches. Er wird dort noch manchen pikanten und maleriſchen Beitrag finden.

Weil nicht Alles Gold iſt, was glänzt, brachte auch all dieſer Pomp und Jubel den Griechen keine wirkliche Hilfe. Erſt zwei Jahre ſpäter, gerade wieder im Februar, landete der Kaiſer Joannes auf dem Rückwege in Corfu wieder auf venetianiſchen Schiffen, aber ſchon mit weniger Achtung behandelt und mit der Ahnung, daß das in Florenz ausgearbeitete Concordat der zwei Kirchen kaum den Griechen aufzunöthigen ſein werde. Auf Corfu klagten ſie es ſchon während der Anweſenheit des vermittelnden Kaiſers als ein Mittel an, womit ſie die katholiſche Geiſtlichkeit noch mehr bedrücken werde. Mit dieſem Widerſtande gegen die Concilsbeſchlüſſe entfiel denn auch die letzte Hoffnung auf Beiſtand vom Abendlande gegen die Bekenner des Halbmondes.

Venedig benutzte diese Zeit, während Grieche und Türke in einem Duelle absorbirt waren und das Abendland diesem Wechsel der Glaubens- und Machtverhältnisse gleichgiltig zusah, um sich durch Weiterausbreitung seiner Herrschaft von Corfu aus die Gewalt wenigstens auf dem jonischen Meere zu sichern. Nur damit konnte es hoffen, wie es auch später die Ereignisse bewiesen haben, indem es diesen Vorposten vor sein eigenes Meer stellte, sich in allen Wechselfällen des Glückes diesen neuen furchtbar aufsteigenden Feind immer vom eigenen Stammhause fern zu halten. Man kann sagen, daß diese Aufgabe der venetianischen Herrschaft auf Corfu im Jahre 1449 schon ihren Höhepunkt erreicht hatte und daß von da an die Regierung der Republik auf Corfu faul zu werden begann. Die Staaten und ihre Kräfte steigen rascher als sie fallen. Und es kommt bei der Berechnung ihrer Altersstufen nur darauf an, daß man nicht durch Aeußerlichkeiten verblendet, die Krankheit übersehe, die im Körper schon seinen Tod beschlossen hat.

Damals wurde der Bailo von Corfu auch Schirmherr über die Besitzungen des jungen Leonardo des Dritten aus dem Hause der Tocco, Pfalzgraf auf Kephallonien, Zante, Ithaka und Leukadien, und Despot von Epirus, so daß unter dem Scepter der Republik zum ersten Male das Reich des Alkinoos dem des Odysseus vereinigt und das jonische Meer nur mehr eine Fortsetzung des ganz venetianisch beherrschten adriatischen Golfes war. Von diesem Augenblicke wurde Corfu auch für die Griechen das Centrum aller ihrer Bewegungen und Ideen. Dort gewöhnten sie sich Schutz zu suchen und zu finden. 1460 als Mohamed der Zweite den Peloponnes eroberte, füllte sich Corfu mit griechischen und fränkischen Flüchtlingen, die dann von dort über diesen Brückenpfeiler nach Italien gingen und der europäischen Welt eine alte Cultur brachten, die dort wieder neu aufgelebt wurde und wirklich glänzendes neues Leben gab. Denn allwissend weise benutzt der

oberſte Weltrichter und Regierer ſelbſt das Elend der Menſchen, um uns zu unſerem Glücke zu verhelfen. Man ſieht es und begreift es nur nicht immer gleich. Aber ſolche Beiſpiele der Vergangenheit, die uns heute klar ſind, ſollten uns in unſer eigenes gegenwärtiges Schickſal blinder und gehorſamer ergeben machen.

Sich alle dieſe joniſchen Inſeln bleibend zu unterwerfen, brauchte Venedig übrigens noch mehr als zweihundert Jahre. Sie wurden inzwiſchen gewonnen und einzelne wieder verloren, aber den Rechtstitel und den Anſpruch, die es nun nicht mehr losließ, hatte ihm ſeine geſchickte Diplomatie in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erworben durch dieſe Unterordnung des jungen Tocco.

Das Jahr 1489 iſt dann für jeden heutigen Corfioten noch ein beſonders verehrtes geworden. Der Landespatron der Inſel kam von Conſtantinopel nach Corfu. Das heißt der Leichnam des heiligen Spiridion, der auf Cypern geſtorben war, wurde damals von einem Mönche hierher ausgeführt und in der Domkirche beigeſetzt. Die verehrte Reliquie gehört ſeitdem den Grafen Bulgari-Stamatello, welche wie die Capo d'Iſtria, Marmora und Romano zu den altprivilegirten Nobili des venetianiſchen Regimentes zu zählen ſind. Was ein Capo d'Iſtria geworden iſt, habe ich an einer anderen Stelle geſagt. Ein Abkömmling der Familie Marmora hat ein merkwürdiges, nur nicht ganz fabelfreies Geſchichtswerk über ſein Vaterland zu Venedig in italieniſcher Sprache ſchon 1672 drucken laſſen und Profeſſor Romano, dem ich viele Dienſte verdanke, iſt heute eine Zierde der corfiotiſchen Univerſität. Es war Sitte, und iſt es theilweiſe jetzt noch, daß die jungen Leute, um höhere Studien zu machen, die gelehrten Schulen Italiens beziehen.

In das Jahr 1537 fiel der erſte furchtbare Angriff der Türken auf Corfu. Sie waren mit den Franzoſen ver-

bunden. Beide Mächte wollten nichts geringeres als die vollständige Verdrängung Venedig's aus der Levante und ihren Meeren. Das ſollte von beiden Staaten, dem muſelmänniſchen und dem allerchriſtlichſten, die Rache ſein, weil Venedig ſich unterſtanden mit dem deutſchen Kaiſer es gegen die Pforte zu halten. Dem gewaltigen Ziele entſprachen die Mittel. Chaireddin Barbaroſſa ſelbſt führte die Flotte und der Groß-Vezir Ajas Paſcha das Heer.

Auch in Venedig war man nicht ungerüſtet geblieben. Eine Flotte von vierundfünfzig Galeeren unter dem Oberbefehlshaber Geronimo Peſaro kreuzte vor Corfu, eine andere von ſechsundvierzig Galeeren und ſechs Linienſchiffen unter der Führung des Golfcapitäns Giovanni Bitturi trennte ſich nur von dieſer, um Dalmatien zu decken. Als im Frühlinge des Jahres 1537 die türkiſche Flotte an Zante vorüber, Corfu paſſirte, ſalutirte man ſich noch gegenſeitig. Die Türken zogen ſich in den Golf von Avlona und dort lagerte auch das Landheer. Der Sultan, weil im Kriege mit dem deutſchen Kaiſer Carl dem Fünften, ließ Apulien angreifen. Bei dieſem fortwährenden Herüber und Hinüber auf der Mündungsſtelle des adriatiſchen Meeres in die joniſche See kam es ganz in der Nähe von Corfu, wie es nicht anders vorzuſehen war, zu einem untoward event, nur daß hier der Türke, nicht wie ſpäter bei Navarin der Chriſt, es gewollt hatte und daß es für Peſaro unglücklich war, weil er, der Ueberraſchte, ſeine Flotte nicht beiſammen hatte. Der Sultan aber wußte ſelbſt das zur Anklage zu machen, daß der Kampf aufgenommen war, verlangte Genugthuung und rückte, um ſie ſich zu nehmen, vor Butrinto, das feſte Schloß zwiſchen dem albaniſchen Landſee und der Meeresbucht, Corfu gerade gegenüber. Damals und ſelbſt ſchon ehe er von Conſtantinopel ausgelaufen war, ſtand ſeine Abſicht nach dieſem homeriſchen Eilande. Buthroton fiel und wurde der Brückenkopf zum Uebergange nach Corfu.

Am 26. Auguſt erfolgte dieſer. Die Landung geſchah in der Nähe des Dorfes Potamo, wo auch Odyſſeus geſtrandet und die Salinen und die Ruinen des venetianiſchen Arſenals liegen. Und auf den Höhen des Dorfes, in dem Olivenwalde darunter, welcher den Odyſſeus beherbergte, auf den Ufern des Fluſſes, wo die Nauſikaa ihre Wäſche wuſch und Ballſpiele übte, ſtand das Lager der Osmanen. Aber ſo energiſch war die Vertheidigung der Feſtung, daß der Groß-Vezir ſchon nach zehn Tagen ihre Belagerung als hoffnungslos aufgab. Noch acht Tage ſpäter und ſeine Leute hatten die ganze Inſel wieder geräumt. Indeſſen die drei Wochen genügten den Türken, um alles freie Land völlig zu verwüſten und auszuplündern. Fünfzehntauſend Bauern ſchleppten ſie als Sclaven mit.

Im folgenden Jahre 1538 ſtanden in denſelben Gewäſſern von Corfu die Flotten der drei Verbündeten, des Kaiſers, des Papſtes und der Republik Venedig gegen die Türken. Corfu war der im Feldzugsplane vorgeſehene Sammlungsort. Aber wie gewöhnlich, während Alles auf ſie wartete, kamen die Spanier um ſechs Monate zu ſpät. Erſt am 7. September führte Andreas Doria, der Admiral Carl des Fünften, ihre Schiffe zu denen der zwei anderen Bundesgenoſſen auf die Rhede von Corfu. Die Türken verwüſteten inzwiſchen die venetianiſchen Colonien. Nur nach Corfu, weil dieſes ſo gedeckt war, wagten ſie ſich nicht. Sie hielten ſich verſteckt und lauernd im Golfe von Arta, hinter dem feſten Schloſſe von Preveſa geborgen und die Waſſer von Aktium ſahen eine andere große Seeſchlacht. Es war kurz vor dem Ende des Septembers. Der türkiſche Admiral Barbaroſſa kam aus dem Golfe heraus, ſo daß genau auf derſelben Stelle wie zur Zeit des Antonius und Auguſtus und des peloponneſiſchen Krieges ſich die Entſcheidung begab. Durch die Verrätherei des ſpaniſchen Admirals, der Inſtructionen gehabt zu haben ſcheint, nicht die Türken, aber auch nicht die Venetianer zu

ſtark werden zu laſſen, wurde ſie ungünſtig für die Chriſten. Als Folge davon konnte Barbaroſſa drohend ſelbſt vor Corfu und weiter hinauf bis nach Dalmatien vordringen. Nur ein Sturm beſiegte ihn und zwang ihn zur Flucht in den Hafen von Avlona. Ein Waffenſtillſtand und endlich der Friedensſchluß vom Jahre 1540 gab Corfu die Sicherheit wieder.

Dreißig Jahre ſpäter 1570 brach derſelbe Türkenkrieg wieder für drei Jahre los. Sein Zankapfel zwiſchen der Republik und dem Sultan war wieder eine Inſel, aber ſtatt Corfu das noch ſüdlicher gelegene Cypern. Doch wurde im Laufe dieſes Krieges im Jahre 1571 auch Corfu wieder von der türkiſchen Flotte bedroht. Sie zog ſich aber ohne einen ernſtlichen Angriff zu wagen nach dem Golfe von Arta, um dort die Schlacht von Lepanto zu erwarten. Corfu hatte die Genugthuung vor und nach dieſem glorreichen, aber nutzlos verſchwendeten Siege die Flotten der Verbündeten in den Häfen ſeines ſicheren und langen Canales zu beherbergen. Es war beſonders in der Küſte von Albanien die ſchöne und warme Bucht von Gomenizza, gerade den corfiotiſchen Orangenwäldern von Benizze gegenüber, welche einem großen Theile der 212 Schiffe der chriſtlichen Verbündeten auf ihrem Wege nach Lepanto bequemes Quartier gab. Am 27. September 1571 war dieſe bekreuzte Flotte vor Corfu angelangt, die Heeresmacht einer wirklich heiligen Allianz. Hier erhielten die drei Commandirenden, Don Juan d'Auſtria für das katholiſche Spanien, der auch den Oberbefehl führte; Marc Antonio Colonna Herzog von Paliano und Taliaccozza für den heiligen Vater und Sebaſtiano Veniero für die Republik Venedig die Nachricht, daß ſie der Kapudan Paſcha Mueſinſade Ali wieder in der Gegend von Actium erwarte. Noch ziemlich unentſchloſſen, was man zu thun habe, rückte man ihm nach und ſammelte ſich ein zweites Mal in der Straße zwiſchen Ithaka und Kephallonia. Der Golf der uralten homeriſchen

Same nahm die Verbündeten auf zum letzten entſcheidenden Kriegsrathe, der die Schlacht von Lepanto, einen der ſchönſten Siege nicht nur der Chriſtenheit, ſondern auch des Weſtens über den Oſten entſchied. In den Nachmittags-, beinahe ſchon in den Abendſtunden des 7. October 1571 ſo nahe bei Corfu iſt dieſe ungeheuere Schlacht geſchlagen worden, die gewaltigſte nach dem Kampfe von Actium, wie ſie ſich denn auch nicht nur auf demſelben Elemente, aber ſogar beinahe auf derſelben Stelle wiederholte. Der Heldenmuth des jungen Admirals, der beinahe nach der Anſchauung ſeiner bedächtigen und zögernden älteren Kameraden Verwegenheit war, hatte den Angriff entſchieden. Ihm gebührt denn auch, wie ihn Geſchichte und Dichtung ihm gegeben haben, der Hauptruhm, und neben ſeinem Namen, wenn von Lepanto die Rede iſt, darf nur der des Dichters des Don Quixotte genannt werden. Denn Cervantes verlor bei Lepanto in dieſem letzten phantaſievollen Kreuzzuge den linken Arm.

Mit Kirchen- und Volksfeierlichkeiten iſt das Gedächtniß dieſes Seeſieges bis auf die neueſte Zeit ziemlich lebendig erhalten worden. Und zu Meſſina auf den Hafendämmen, weil von dort die Flotte ausgelaufen iſt, wurde eine Statue des Siegers aufgeſtellt, die ich nicht ſowohl ſchön und künſtleriſch als doch ſehr charakteriſtiſch und originell finde. Aber mehr als alles das ehrt ein glückliches Wort des Papſtes Pius des Fünften den Sieger. Er begrüßte ihn nämlich mit dem Bibelſpruche: „Es war ein Menſch von Gott geſandt, Namens Johannes!“ — Das ſollte um des Redners und des Angeredeten Willen niemals vergeſſen werden.

Denn ſo groß und ſo feierlich hatte ſich der Seeſieg von Lepanto allen Menſchen damals eingeprägt, die Macht der Muſelmänner zu Waſſer und zu Lande ſtand ſo unüberwindlich in dem Wiſſen und in den Befürchtungen der chriſtlichen Völker, daß es nicht zu viel ſchien, den Glauben an

einen Specialgesandten Gottes anzunehmen, um mit einer Flotte von zweihundert Schiffen, dreihundert muselmännische zu schlagen. Nur vierzig Galeeren der Türken retteten sich. Alle übrigen andern wurden theils vernichtet, theils genommen. Es war als stünde die Uhr der Welt einen Augenblick still, so ungeheuer war der Eindruck dieses Erfolges. Und in diesem erstaunten Stillstande vergaß man sich. Keine der drei Mächte verfolgte den Sieg. In einem Jahre segelten die Türken wieder eben so gerüstet, in denselben Meeren. „Es war als hätten sie die Schlacht von Lepanto gewonnen." Mit diesen Worten charakterisirte Voltaire das am 15. März 1573 von den venetianischen Gesandten unterzeichnete Friedensinstrument, das diesen Türkenkrieg abschloß. Es ist dieses das Schicksal aller durch Coalitionen erzielten Erfolge, weil ihnen der eigene Wille fehlt.

Dieser Friede wurde durch das, was die vornehmen Geschichtsschreiber des Handwerkes eine „kleine Ursache" nennen, in ganz besonders begünstigter Weise dreißig Jahre lang für Venedig erhalten. In Constantinopel regierte nämlich zuerst als Favoritgemahlin Murad des Dritten, dann als Mutter (Valide) Mohamed des Dritten, die Sultanin Sfaffije (die Reine), und sie war eine Venetianerin und ihr Schicksal hängt auf das engste mit Corfu zusammen. Ihr Vater aus dem Hause Baffo war dort Statthalter. Er ließ sich das zarte Mädchen nachkommen. Unter Wegs kaperten Seeräuber das Schiff. Die junge Baffo wurde als Sclavin verkauft. So kam „die Reine" in den Harem Murad des Dritten, wurde Sultanin-Gattin und Sultanin-Mutter und achtundzwanzig Jahre lang die allmächtige Herrscherin des damals so weit greifenden türkischen Orientes. Nicht die Pompadour und nicht Katharina von Medicis haben gleiche Gewalt in ihren zarten Frauenhänden gehalten. Unermeßlich war der Schatz, den Sfaffije in ihrem Harem anhäufte. Manchmal schoß sie

daraus Millionen vor, um die Truppen zu zahlen. Die Moschee der Valide in Skutari auf den Höhen der asiatischen Bosporusufer und das Schloß von Daud Pascha, das über den süßen Wässern von Europa Stambul Galata und das dazwischen liegende goldene Horn so vollständig beherrscht, diese zwei auffälligen Punkte im Bilde von Constantinopel hat sie gebaut. Sie wollte, daß die Kaserne von Daud Pascha, hinter der in feurig rothen Sommerabenden die Sonne so glühend, hohe Strahlen golden aufwärts schießend niedersinkt, ein Zufluchtsort für die Sultane sei, wenn drohender Janitscharen-Aufstand sie im Serai auf der europäischen Landspitze belagere, ohne doch gleich durch die Flucht nach Asien hinüber die Hauptstadt und Rumelien aufgeben zu müssen. Auch ich habe mir diese Kaserne von Daud Pascha, die noch immer weiß und wohlgetüncht, weithin leuchtend besteht, wenn sie Abends so vom flammenden Lichte des Sonnenunterganges wie von einem Glorienscheine umflossen erschien, stets mit gedächtnißvollen Augen wie ein Denkmal der kleinen Venetianerin angesehen, die das sonderbare Glück gehabt hat, auf der Fahrt zu ihrem Vater von Venedig nach Corfu von den Corsaren abgefangen zu werden, um einen der größten Theile der Welt zu beherrschen und die Novellen des Boccaccio, selbst die Märchen der Tausend und einen Nacht als Schilderungen zeitgenössischer Reiseabenteuer wahrscheinlich zu machen. Wie sollte dann diese romantische Prinzessin solchem selbst erlebten Zeugnisse der Vorsehung gegenüber nicht mit gutem und festem Glauben Fatalistin, Muselmännin geworden sein.

Aber die jedem Venetianer im Allgemeinen so fest eingewurzelte Liebe zum Vaterlande löschte auch nicht der neue Glaube und der ungewohnte Glanz aus ihrem Herzen. In den kritischen Momenten der nächsten Jahre zum Beispiele, als der venetianische Flottenhauptmann Emmo bei Kephallonia ganz ohne erlaubten Grund die türkische Galeere der Witwe

Ramasan Pascha's plünderte, die Besatzung niedermetzelte, die Frauen des Harem schändete, zeigte sich diese alte Vaterlandsliebe als unüberwindlich. Die kleine Sultanin Baffo, ob nun Gattin oder Mutter auf dem türkischen Throne, sie ordnete und beseitigte jeden entstehenden Zwist zwischen ihrer Mutterstadt und dem Reiche, das ihr eine Krone auf das Haupt gesetzt und dessen Scepter sie in die Hand genommen hatte. Sie correspondirte sogar direct mit dem Bailo von Venedig, dankte ihm mit Briefen für Toilettebestandtheile, welche ihr die erlauchte Republik zu überreichen nie unterließ.

Und so fest hatten sich durch diese Beziehungen die Verbindungen zwischen Venedig und den Staatsmännern der Pforte geknüpft, daß selbst, als die venetianische Sultanin 1604 von Sultan Ahmed dem Zweiten, dessen Großmutter sie nur mehr war, in das alte Serai, den Witwensitz der abgedankten Sultaninnen verwiesen ward, der türkische Friede diesen Meeren und Gegenden noch vierzig Jahre erhalten blieb. Denn selbst als unter dem blutigen Murad dem Vierten, der überall Krieg und Rache suchte, der venetianische Admiral Marino Capello 1638 algirische und tunesische Raubschiffe im türkischen Hafen von Avlona belagerte, beschoß, unter den Kanonen der Festung wegnahm und fünfzehn dieser Galeeren vor Corfu versenkte, hatte die Republik noch so viele Freunde im Rathe des Sultan's, daß dessen wüthende Vergeltungsbefehle, die eine Niedermetzlung aller venetianischen Unterthanen im ganzen türkischen Reiche anordneten, dreizehn Tage zurückgehalten und verheimlicht wurden, bis der Padischah wieder milderen Sinnes geworden war und der Groß-Vezir und der Bailo mit unblutigeren Mitteln die Sache austragen konnten.

Erst 1643 brach für die Republik ein neuer Türkenkrieg aus. Er währte bis zum Herbste des Jahres 1669, aber er drang nicht bis Corfu vor. Man kämpfte um Candien,

das heldenhaft wie Cypern vertheidigt, aber ebenso wie dieses verloren ward.

Auch der Feldzug des Jahres 1684, der fünfzehn Jahre dauerte und den erst der Friede von Carlowitz 1699 beendigte, berührte Corfu nicht, aber er kam ihm doch näher, denn das benachbarte Leukadien, Preveſa und endlich die ganze Morea wurden von dem berühmten Peloponneſier Francesco Moroſini der Republik erobert und einverleibt. Erſt 1716 wiederholten die Türken ihren Angriff auf Corfu ſelbſt und ganz an derſelben Stelle, nur mit noch ſtärkeren Kräften, indeß trotzdem mit demſelben Erfolge. Seit dem Jahre 1713 wüthete der Krieg, den die Republik überall mit Unglück und mit ebenſoviel Ungeſchick führte. Ihre Land- und Seetruppen wichen überall und die Belagerung von Corfu war eigentlich das Reſultat der Flucht der venetianiſchen Flotte hinter dieſes letzte Bollwerk des adriatiſchen Meeres. Und was es ſein ſollte, als was es erworben, inſtituirt und befeſtigt worden war, bewährte ſich Corfu vollſtändig. Ohne die hohe Burg des Alkinoos wäre der Eintritt den Türken in das adriatiſche Meer freigeſtanden. Dieſen Felſen durften ſie ſich nicht wohlbewehrt im Rücken laſſen. Corfu allein hat damals Venedig ſelbſt von der Türkengefahr gerettet. In der Erkenntniß und Würdigung dieſes Dienſtes und ſeiner Aufgabe durfte es dann auch nachher der Marſchall Schulenburg, ſein heldenmüthiger und geſchickter Vertheidiger, mit dem Aufwande von großen Geldmitteln noch mehr befeſtigen. Aber der Friede von Paſſarowitz, am 21. Juli 1718 geſchloſſen, beendigte dieſen Krieg, der auch der letzte war, welchen die Republik mit der Pforte zu führen hatte.

In dieſer Zeit der Türkenkriege liegt aber noch manches andere Unglück für Corfu. So zeigten ſich in der Weihnacht des Jahres 1619 an vier Orten der Stadt Peſtfälle. Ein Diener des Advocaten Odigitriano Sarandari ſoll ſie durch zwei türkiſche Schnupftücher in das Haus ſeines Herrn gebracht

haben. Der Advocat mit seiner ganzen Familie wurde in das Lazareth eingesperrt, wohl das in der schönen Bucht von Govino, die ich so sonnig goldig an einem December-Morgen beleuchtet sah. Dort wurde er zum Tode verurtheilt und nachdem ihn ein Priester von einer Barke aus Beichte gehört und absolvirt hatte durch Musketenschüsse erschossen. Ist nicht das auch eine Geschichte für einen Romancier zu brauchen? San Spiridione wurde darauf angerufen und er, der im Leben die giftigen Schlangen bezwungen, gab der Insel nach nur sechzig Todesfällen am Palmensonntage 1630 die Gesundheit wieder. Seitdem wird auch jedes Jahr an diesem Tage der Triumphumgang des Heiligen gefeiert. Und auch er nicht undankbar intervenirte 1646 sofort wieder, als neue Pestfälle, besonders heftig im Süden der Insel auf der Landspitze Lefchimo vorkamen.

1797 starb Venedig. Es hat selten ein Staat länger und namentlich nicht so lange gleich ruhmvoll und geachtet gelebt. Dieses lange und so ehrenvolle Dasein auf der schwankenden Basis der ersten dürftigen, beinahe mittellosen Lagunenansiedlung beweist im Gegensatze zu den vortheilhafter fundamentirten, aber so rasch ausgelebten Schicksalen der zwei anderen Seestädte, Sybaris und Kroton, daß der Mensch auch in seinem weltgeschichtlichen Berufe um so Größeres leiste, je ungünstiger die ersten Bedingungen seiner Existenz sind.

Am 2. März 1799 besetzte eine combinirte russisch-türkische Flotte Corfu. Die Republik der jonischen Inseln wurde proclamirt. Beide Mächte wollten sie schützen. Das Alles um die Franzosen abzuwehren. Diese Republik aber endete schon 1807. Rußland überließ die Inseln an Napoleon. 1814 besetzten sie die Engländer und erklärten sie das Jahr darauf wieder zu einer jonischen Republik. Mit dem Beginne des siebzehnten Jahrhunderts waren die Engländer hier schon erschienen. Damals als Schmuggler in den Winternächten des

Januar, Februar und März, beſonders wenn die See hoch ging und Stürme auch die muthigſten venetianiſchen Seeleute von dem Meere und den Küſten in die ſicheren Häfen ſcheuchten. Sie ſuchten damals die Korinthen, dieſe für den engliſchen Pudding ſo hoch geſchätzte Frucht, zollfrei aus-, und engliſche Induſtriewaaren dafür einzuführen. Und die Eingeborenen der Inſeln hatten ihnen dabei die entgegenkommendſte Hand geboten. Die Oel- und Korinthenausfuhr blieb auch während der ganzen nun folgenden geſetzlichen engliſchen Regierungszeit das Hauptgeſchäft der Inſeln.

Doch dieſe Epoche der chriſtlichen Zeit auf Corfu iſt jung und wir ſind alt genug um ſie aus den Zeitungen noch im Gedächtniſſe zu tragen. Die unabweisliche Pflicht des Geſchichtsſchreibers der joniſchen Inſeln wird hier erſt in einem Jahrhunderte ſpäter eintreten.

Inhalt.

Zweiter Band.

Die Colonialländer der Korkyräer.

Seite

Drittes Buch: Die Colonialländer der Korkyräer.

1. Capitel: Allgemein Geographiſches und Geſchichtliches . 3
2. Capitel: Die Burg und der See von Buthroton. . . 38
3. Capitel: Das Schlachtfeld von Aktium und die Ruinen von Nikopolis 60
4. Capitel: Das römiſche Onchesmos und das Phönike der Phäaken. 105
5. Capitel: Avlona und die Unterwelt der Keraunien . . 111
6. Capitel: Die letzte Römerſäule von Apollonia . . . 124
7. Capitel: Durazzo und das Epidamnos der Korkyräer . 130

Viertes Buch: Geſchichte Corfu's.

1. Capitel: Erſte Dichtung und Wahrheit auf Scheria . . 167
2. Capitel: Erſte griechiſche Geſchichte auf Korkyra . . 174
3. Capitel: Der korinthiſche Krieg um Epidamnos . . . 184
4. Capitel: Die Vorherrſchaft der Athener und der peloponneſiſche Krieg 198
5. Capitel: Ein Revolutionsjahr 89 auf Korkyra . . . 203
6. Capitel: Das Jahrhundert der lakedämoniſchen und thebaniſchen Vorherrſchaften 216
7. Capitel: Die alexandriniſche Zeit 224

Seite

8. Capitel: Etwas Socialismus, Numismatik und Theologie 228
9. Capitel: Die illyrischen Seeräuber und die ersten Römer auf Korkyra 237
10. Capitel: Korkyra als Operationsbasis der Römer zur Eroberung Griechenland's 244
11. Capitel: Korkyra's Bedeutung im römischen Weltverkehr 262
12. Capitel: Korkyra in der Kaiserzeit 269
13. Capitel: Die Völkerwanderung auf Corfu 278
14. Capitel: Die Normannenkriege und die Normannenherrschaft auf Corfu 287
15. Capitel: Der vierte Kreuzzug auf Corfu 307
16. Capitel: Das Despotat der Angeli 321
17. Capitel: Die Hohenstaufen auf Corfu 329
18. Capitel: Corfu unter der unmittelbaren Herrschaft der beiden ersten angiovinischen Könige von Neapel 332
19. Capitel: Die Herrschaft der Seitenlinie Anjou-Tarent über Corfu. Philipp der Erste 338
20. Capitel: Katharina Valois von Anjou-Tarent, Robert der Erste und Philipp der Zweite von Anjou-Tarent 343
21. Capitel: Johanna die Erste von Neapel, Jacob de Baux und die navarresische Compagnie, König Carl der Dritte von Neapel, Alle als Herrscher über Corfu 346
22. Capitel: Bemühungen der Republik Venedig Corfu zu erwerben 351
23. Capitel: Ende der Herrschaft der Anjou. Corfu wird venetianisch 355
24. Capitel: Wie Venedig sich Corfu sicherte und verwendete 361
25. Capitel: Der politische Verwaltungsorganismus der Venetianer auf Corfu 365
26. Capitel: Das Selfgovernement auf Corfu 371
27. Capitel: Das Steuerwesen 373
28. Capitel: Das Lehenswesen 377
29. Capitel: Die religiösen Verhältnisse zur Zeit der Venetianer auf Corfu 385
30. Capitel: Letzte Schicksale Corfu's 391

3 2044 011 764 560

THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.

WIDENER
BOOK DUE
CANCELLED
MAY 4 - 1 1991
MAY 4 - 1991